

u

$4^{\text{th}} \Sigma. 135.$

12 0. $\frac{257}{21}$

9176





Spangenberg del.

D. Biegel sculp. m.

Fortsetzung
der
Allgemeinen Weltgeschichte
der
Neuern Zeiten
durch eine Gesellschaft von Gelehrten
in Deutschland und England
ausgefertiget.

Acht und drenßigster Theil.

Verfasset
von
Johann Georg August Galletti,
Professor der Geschichtskunde am Gymnasium zu Gotha.



Die Königl. Kais., Königl. Preuss. und Churf., Churf. Sachs., wie auch Schweizerischen Privilegien.

Halle, bey Johann Jacob Gebauer, 1796. Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google



V o r r e d e.

Der dritte und der gegenwärtige vierte Band meiner Geschichte von Deutschland erzählen unseres Vaterlandes vornehmste Schicksale, die sich vom Jahr 1437 bis zum Jahr 1648, und also in einem Zeitraum von hundert und zweenundachtzig Jahren, zugegetragen haben. Sie enthalten eine Menge von Begebenheiten, die in Ansehung ihres Einflusses und ihrer Wichtigkeit sich ganz besonders auszeichnen. Welch einen außerordentlich reichhaltigen Stoff bietet nicht schon die Reformation dar? Bedenkt man nun noch, daß der fleißige Häberlin eben den Zeitraum der deutschen Geschichte, der den Gegenstand meines dritten und vierten Bandes ausmacht, in sechsundzwanzig Großoctavbänden abgehandelt hat; bedenkt man, daß ich den großen Vorrath von Materialien, den er uns mittheilte, durch so viele neue vermehrt habe; bedenkt man endlich, daß meine Geschichte von Deutschland eine gewisse Ausführlichkeit und Fülle der Erzählung erfordert, so wird man, wie ich hoffe, den Wahn, als wenn ich die Zahl der Bände unnöthiger Weise hätte vermehren wollen, bald aufgeben. Der gegenwärtige Band ist zwar verhältnißmäßig etwas schwächer als die beiden vorigen ausgefallen; ich konnte mich aber durchaus nicht entschließen, den Anfang der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von dem Ganzen zu trennen, und der folgende Band, der die Leser mit den traurigen jedoch sehr unterhaltenden Scenen dieses in jedem Betracht so merkwürdigen Krieges bekannt machen soll, wird durch vermehrte Bogenzahl die Reiziger dieses Werkes schon wieder schablos halten.

Daß ich meine Absicht, den Liebhabern der Vaterlandsgeschichte ein unterhaltendes Buch zu liefern, nicht ganz verfehlt habe, das haben mir die Beurtheilungen desselben, die mir bis jetzt zu Gesichte gekommen sind, fast einstimmig gesagt. Freylich kann in unserm an Büchern über die deutsche Geschichte so reichen Zeitalter ein neues über dieselbe geschriebenes Werk sich nur mit Mühe hindurchdrängen. Jedes von diesen Büchern muß in einer gewissen Gegend die meisten Leser finden. Auch haben wir noch kein Werk über diesen Gegenstand, welches, so wie etwa Archenholzens Geschichte des siebenjährigen Krieges, auf das Glück, von allen Ständen der deutschen Nation mit Vergnügen gelesen zu werden, Anspruch machen könnte. So lange wir noch keine solche deutsche Geschichte bekommen, oder bis zu dem glücklichen Zeitpunkt, da sich ein reicher und patriotischer Verleger mit einem deutschen Gebon vereinigt, das vaterländische Publicum mit einem solchen Werke zu beschenken, bis dahin mag also jede von den deutschen Geschichten, die wir seit dem letzten Jahrzehnten bekommen haben, die Lücke — mehr oder weniger — ausfüllen, und mein Werk, das doch einem der erhabensten Männer, das doch einem der größten Publicisten Deutschlands nicht ganz unwichtig schien, mag seinen Platz gleichfalls einnehmen. Gotha, im September 1790.





Inhalt des vierten Bandes.

Neuntes Buch.

(Fortsetzung.)

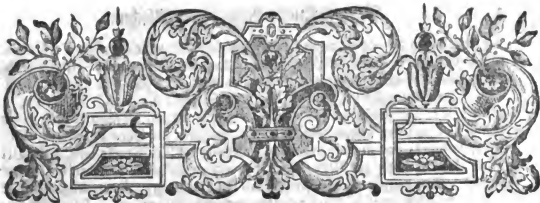
- XIX. Geschichte des schmalkaldischen Krieges.
- XX. Die vornehmsten Beschäftigungen auf dem berühmten Reichstag zu Augsburg, und besonders die Geschichte des Interims.
- XXI. Moritz nöthigt Carl V. den passauischen Vertrag ab.
- XXII. Carl V. Krieg mit Heinrich II. Markgraf Albrechts Fehden. Carls letzte Schicksale.
- XXIII. Darstellung der Staats- und Kriegsverfassung unter Carl V.
- XXIV. Wissenschaften. Künste. Handlung. Münzwesen. Lurud.

Zehntes Buch.

Von Ferdinand I. bis auf den dreißigjährigen Krieg, 1558 — 1618 = 60 J.

- I. Die Protestanten streiten sich nicht allein mit den Catholiken, sondern auch unter sich selbst.
- II. Maximilian II. Bemühungen, die Religioneinigkeit unter den Deutschen wieder herzustellen.
- III. Geschichte der Grumbach'schen Händel.
- IV. Geschichte der unter Maximilian II. vorgefallenen Religionshändel.

- V. Darstellung der Verbesserungen, welche Deutschlands weltliche Verfassung unter Maximilian II. erfahren hat. Veränderungen in den vornehmsten Staaten.
- VI. Die österreichischen Erbländer vertheilen die freye Ausübung der evangelischen Religion.
- VII. Eölmische und andre Religionshändel.
- VIII. Straßburgsche Händel. Calenderstreit. Noch andre Religionsbeschwerden der Protestanten.
- IX. Die Protestanten setzen ihre Reformation eifrig fort.
- X. Die beiden Religionsparteyen der Deutschen trennen sich in die Union und in die Liga.
- XI. Verfassung des ganzen Reichs, und der einzelnen deutschen Staaten.
- XII. Regensburger Reichstag vom Jahr 1613. Kriegshändel, die der jüdische und clevische Erbstreit veranlaßte.
- XIII. Allerley Vorspiele des dreißigjährigen Kriegs.
- XIV. Deutschlands Verfassung am Ende des verfloßenen Zeitraums.



Neuntes Buch.

(Fortsetzung.)

Neunzehnter Abschnitt.

Geschichte des schmalcaldischen Krieges.

Der schwäbische Bund in Deutschland hatte nummehr eine Macht erlangt, die dem nach uneingeschränkter Oberherrschaft strebenden Carl V. äußerst unangenehme Empfindungen erregte. Er hatte, die Trennung dieses für ihn so verhassten Bundes zu befördern, nur auf Ruhe von Seiten Frankreichs und der Türken gewartet. Dieser Ruhe genoß er nummehr, und nun waren die vornehmsten Ursachen, die ihn an der Ausführung seines strengen Entschlusses bisher gehindert hatten, völlig gehoben. Nun machte er in der Stille die lebhaftesten Zurüstungen, die Protestanten völlig zu unterdrücken. Wie leicht aber würde es für die Protestanten gewesen seyn, diesen gefährvollen Zurüstungen zu rechter Zeit zu begegnen, wenn sie Klugheit und Geistesgegenwart in größerm Maaße angewendet hätten! Aber gerade diesen beiden bey einer großen Unternehmung so nöthigen Eigenschaften hankelten sie so oft und so stark entgegen *)! Eben daher glaubte auch der Kaiser wenig

1546
Die Erbitterung zwischen beiden Parteien wuchs.

a) Man vergleiche B. III, S. 579.

Allgem. Weltkhist. 56. Th.

nig mehr haben zu wagen, wenn sie auch jetzt schon die volle Gewissheit erhielten, daß er sich zum Kriege gegen sie rüste. Alles, was er dabei wagte, bestand höchstens darin, daß sie seinem Angriffe zuvorkommen möchten. Für diese Gefahr schien ihm aber ihre bisherige Unentschlossenheit und Unthätigkeit hinlänglich zu bürgen. Und nur in dieser Voraussehung konnte er es vielleicht wagen, den Churfürsten Hermann von Eln, mit der beleidigendsten Geringschätzung der Ehre des ganzen Churfürstencollegiums, und mit der gröbsten Verlesung der Reichsverfassung, nach Brüssel, in ein fremdes Land, zur Verantwortung vorladen zu lassen. In eben dieser Voraussehung hatte er den protestantischen Fürsten den Vorschlag zu einem Religionsgespräche, das auf dem letzten Reichstage gehalten werden sollte, gethan. Aber auch diesmal bestätigte der Erfolg die Richtigkeit seiner Bekandschaft mit den Gefinnungen der protestantischen Partei. Auf dem Reichstage selbst behaupteten zwar die Glieder derselben äußerlich die scheinbar unerschütterliche Standhaftigkeit, mit der sie der drohenden Gefahr nicht einen Fußbreit auswichen, bis ans Ende; dabei vermieden sie es aber nicht einmal, die Feinde, von denen sie sich beleidigt fühlten, auch von ihrer Seite zu kränken. Einige Mönche hatten sich in den Predigten, die sie vor dem Kaiser hielten, ungebührliche Ausdrücke gegen ihre Lehre erlaubt. Sogleich ließen die sächsischen Befanden luthers neue Schrift von den Concilien, und seine noch neuere, die von dem vom Teufel gestifteten Pabstthume zu Rom handelte, unter den catholischen Ständen austheilen, und so gaben sie die Schmähungen, die ihr Glaube erfahren hatte, mehr als hundertfach zurück. Selbst mehrere protestantische Stände mißbilligten diese Austheilung. Man gab durch dieselbe den Catholiken doch einen mehr als scheinbaren Grund, die gerechtesten Gegenklagen zu führen; man gab ihnen einen sehr scheinbaren Grund, ihren Haß und ihre Unterdrückungsanschläge gegen sie den sich selbst zu rechtfertigen. Mehrere Stände auf dem Reichstage waren der Meinung, luther habe sich durch seine Heftigkeit mehr Schaden zugefügt, als ihm alle seine Gegner zusammen hätten zufügen können. Der Churfürst von Sachsen nannte das freylich einen sonderlichen Geist, der sich bey solchen Gelegenheiten kein Ziel setzen lasse, und der auch wol die bösen Worte nicht ohne sonderliche Ursache werde gebraucht haben; aber es war doch immer schlimmer genug, daß sich der sonderliche Geist des guten luthers kein Ziel setzen ließ *).

Die Protestanten brauchten wenig Voracht.

2. So wenig, als die protestantischen Stände Beleidigungen ungerührt ließen, so wenig, ja noch weniger verheerten sie sich, daß der kurze Aufschub der Gefahr, den ihnen der letzte Reichstag zu verschern schien, im höchsten Grade unzuverlässig, daß er in jedem Fall weiter nichts als Aufschub sey, durch welchen ihre Unterdrückung sicherer eingeleitet werden sollte, und daß er ihnen folglich zu weiter nichts, als zur Aufmunterung, auf das äußerste sich gefaßt zu machen, dienen könne. Sie bewiesen ihre allgemeine Ueberzeugung von der Gewissheit der Gefahr durch die Entschliessungen, die sie noch zu Worms gemeinschaftlich untereinander faßten. Unter andern vereinigten sie sich, das Volk von allen ihren Cancelli zur Buße und Besserung vermahnen zu lassen; vielleicht möchte Gott dadurch noch bewogen werden, das beschlossene Vornehmen des Regententheils wunderbarer Weise zu wenden.

b) Plant, V. III, Th. 2, S. 273.

wenben. Dies war jedoch auch die einzige Anstalt, die man zur Abwendung der Gefahr, zur Sicherheit und zur Vertheidigung traf! Und doch bot sich mehr als Ein Mittel an, wodurch sie freylich nicht ganz abgewendet, aber doch höchstes trächtllich vermindert werden konnte. Die Könige von Frankreich und England hatten der protestantischen Partey die Absicht der kaiserlichen Zurüstungen nicht nur ganz bestimmt erklären lassen, sie waren ihr beiderseits mit neuen Anträgen ihrer Freundschaft und ihres Vorgesandes zuvorgekommen. Und wenn auch der zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich zu Crespy geschlossene Friede ihr gegen den letztern Mißtrauen einflößen konnte; so war es doch, selbst ohne den größten politischen Scharfsinn zu besitzen, außerordentlich leicht einzusehen, daß sich der König von Frankreich mit dem Kaiser zur Unterdrückung der Protestanten unmöglich im Ernst verbinden konnte. Franz hatte noch überdies alle durch den Frieden zu Crespy erhaltene Vortheile, durch den Tod seines zweyten Prinzen, des Herzogs von Orleans, mit einemmale wieder verlohren. Der Kaiser wich allen Vorschlägen, ihm die Niederlande, oder Weiland zu überlassen, geflissentlich aus; an eine lange Dauer des Friedens zwischen beiden Monarchen ließ sich also gar nicht denken, und die Protestanten brauchten sich also vor ihrer Verbindung um so weniger zu fürchten. Man hätte sich also mit dem König von Frankreich immer in Unterhandlungen einlassen können. Den Anerbietungen des Königs von England konnte man aber noch eher trauen. Heinrich, der durch den Frieden zu Crespy seine schönsten Hoffnungen bereitet sah, wünschte natürlich, des Kaisers Anschläge gleichfalls zu hintertreiben, wünschte wenigstens die Protestanten zu Werkzeugen seiner Rache und seiner Erbitterung zu machen. Der Landgraf von Hessen, die Straßburger, und noch andre Stände, sahen die Vortheile einer Verbindung mit Frankreich und England vortreflich ein; der Churfürst von Sachsen blieb aber, ihrer warmen Vorstellungen ungeachtet, darauf bestehen, daß man von einem Bündniß mit den falschen Franzosen keine Sicherheit, daß man von einem Bündniß mit dem tyrannischen Heinrich keinen Segen erwarten könne.

3. Daß der Churfürst eine Verbindung mit den Schweizern abwies, Des Churs darüber verdient er vielleicht weniger getadelt zu werden. Diese Verbindung hatten vermuthlich die Straßburger vorgeschlagen. Der Landgraf von Hessen fand dieselbe so annehmungswürdig, daß er sie bey den Berathschlagungen, die darüber gehalten wurden, eifrigst unterstützte. Der Vortheil, den man sich davon verschaffen konnte, war auch in der That groß und fühlbar genug. Nur eine Verbindung mit den Schweizern konnte bey einem ausbrechenden Kriege die protestantischen Stände in Oberdeutschland doch einigermaßen decken. Sie konnte, mit dem französischen Bündnisse in Zusammenhang gebracht, noch wichtigere Dienste leisten; sie konnte besonders auf den Fall, wenn der Kaiser auf Verstärkungen aus Italien rechnete, sehr nützlich seyn. Allein der Churfürst war gerade damals zur Annahme eines solchen Vorschlags weniger als jemals vorbereitet. Luther hatte erst im vorigen Jahre den entworfenen Sacramentsstreit wieder aufgeweckt, und mit einer Heftigkeit aufgeweckt, welche sehr deutlich keine Verminderung, sondern eine Vermehrung seines Hasses gegen die Schweizer verrieth. Der Grimm, mit dem er

(1544)

in seinem sogenannten kleinen Bekenntniß vom Abendmahl gegen sie aufgeföhren war, übertraf denjenigen weit, womit er ehemals Zwinglin selbst angefallen hatte. Kaum konnte ihn der Churfürst zurückhalten, daß er in seinem Unmuth nicht alles, was um ihn herumwar, anfiel. Der alte, durch Jahre, Krankheiten und Kummer mürbischer, argwöhnischer und auffahrender gewordene Mann, bißte sich fest ein, daß er unter lauter heimlichen Sacramentiren lebe. Unter solchen Umständen wird man es freilich sehr begreiflich finden, wie der Churfürst schon den bloßen Gedanken an ein Bündniß mit den Schweizern mit Abscheu verwerfen konnte. Er konnte selbst seinen Unwillen über den Landgrafen, der denselben empfohlen hatte, nicht verbergen; ja, da noch mehrere Glieder des schmalkaldischen Bundes der Verbindung mit den Schweizern nicht abgeneigt schienen, so machte ihm dies den ganz schmalkaldischen Bund verhaßt.

Der Churfürst will sich auch mit seinem Vetter Moriz nicht verbinden.

4. Man möchte es vielleicht dem Churfürsten noch verzeihen, daß er alles verwerfen zu müssen glaubte, was Luther verwarf, und weil es Luther verwarf; aber wer vermag den Eigensinn zu rechtfertigen, womit er fast zu eben der Zeit einen andern unendlich mehr versprechenden Ausweg verschmähet, den der Landgraf zu ihrer Rettung ausgenommen, und zum Theil schon eröffnet hatte. Dieser hatte, so gut als der Churfürst, schon längst bemerkt, daß der schmalkaldische Bund bis zum hoffnungslosen Zustande erschlafft war. Auf jedem neuen Bundstage hatte man fast nichts mehr zu thun, als neue Klagen anzuhören, neuen Beschwerden abzuhefeln, und neue Zwistigkeiten einzelner Stände unter einander zu schlichten, welche meistens durch die unbedeutendsten Ursachen veranlaßt waren. Die Beyträge, die in die Bundeskasse geliefert werden sollten, liefen immer langsamer ein; mehrere Stände verlangten unter dem Vorwande, daß sie im Verhältnisse gegen andre zu hoch angefeßt wären, einen Nachlaß der Rückstände, welche sie hatten aufwachsen lassen; wenn sie aber auch noch bezahlten, so geschah es nie ohne Murren über die Oberhäupter des Bundes, welche, ihrem Vorgeben nach, nicht gut mit dem Gelde wirtschafteten. Da solche Klagen nun immer öfter vorkamen, so machten sie den Churfürsten allmählig so unmutig, daß er den Ablauf des Jahres, mit welchem der Bund ohnehin sein Ende erreichte, kaum erwarten konnte, und daß er dem Landgrafen im voraus erklärte, er möchte ihm von der Erneuerung desselben nur nichts mehr vorsagen. Der Landgraf fühlte nun zwar auch nicht weniger Aerger über den Bund; er war aber doch weise genug, ihn nicht eher aufgeben zu wollen, als bis er ihn durch eine andre Verbindung wieder ersetzt hätte. Zu einer solchen Verbindung wünschte und hoffte er seinen Schwiegersohn, den Herzog Moriz von Sachsen, zu bereben, und ein solcher Fürstenbund, wie dieser, den der Churfürst allein zwischen sich, dem Churfürsten und dem Herzog Moriz zu errichten suchte, hatte den großen Vorzug, daß ihn nur drei Fürsten mit einander schlossen, die, einander an Macht beynahe gleich, durch die festesten Bande des Bluts, der Verwandtschaft, und des gemeinschaftlichen Vortheils mit einander verknüpft, zwey der edelsten und tapfersten unter allen Reichsfürsten unter sich begriffen. Es schien nur zweifelhaft, ob sich Moriz zu einer solchen Verbindung verstehen würde; zur größten Verwunderung des Landgrafen aber zeigte er sich hierzu bereitwilliger, als er vermuthet hatte. Ein so

scharf

scharfsinniger Kopf, als Moriz, konnte ja die Vortheile eines so mächtigen Bundes unmöglich verkennen! Ganz entzückt schrieb der Landgraf dem Churfürsten die glückliche Nachricht; dieser stand jedoch mit dem Herzog Moriz gar nicht in dem Verhältniß, wo er eine nähere Verbindung mit demselben so ungemein reizend finden konnte. Es herrschten vielmehr zwischen Beiden Familienzwistigkeiten, die, der Natur der Sache nach, alle andere an Erbitterung übertreffen. Diese Familienstreitigkeiten waren eine Folge der zwischen dem Churfürsten Ernst und seinem Bruder Albrecht vorgewallenen Landestheilung. Erst vor einigen Jahren waren sie benachbarte zum thätlichen Ausbruche gekommen. Der Churfürst hatte in der zum Stifte Meißen gehörenden Stadt Wurzen, welche, vermöge der großväterlichen Theilung, so wie das ganze Bisthum Meißen, unter dem gemeinschaftlichen landesherrlichen Schutze beider Linien geblieben war, eigenmächtig und ohne seinen Vetter Moriz zu befragen, die damals bewilligte Türkensteuer ausgeschrieben; ja er war, als der Bischof diese Steuer verweigerte, in die Stadt Wurzen mit bewaffneter Hand eingedrungen. Eine solche Kränkung seiner landesherrlichen Rechte konnte ein so feuriger und unternehmender Fürst, wie Moriz, unmöglich gelassen ertragen. Schon rückten beide Theile in der Nähe von Wurzen gegen einander ins Feld, schon befürchtete man ein blutiges Treffen, als es die Vermittlung des Landgrafen Philipps noch verhinderte c).

(1542)

5. Die unangenehmen Eindrücke, die diese Begebenheit in den Gemüthern zurückgelassen hatte, waren noch immer nicht völlig erloscht. Es dauerten noch vielmehr noch manche Familienhändel zwischen dem Churfürsten und dem Herzog fort. Diese wollte der Churfürst, ehe er sich mit dem Herzog in eine engere Verbindung einließ, erst gehoben wissen; ja er glaubte, daß es auch in diesem Falle vortheilhafter seyn würde, den Herzog Moriz zum Mitgliede des schmalkaldischen Bundes zu machen. Zum Mitgliede des schmalkaldischen Bundes, dessen Johann Friedrich so überdrüssig war? Wie sehr ließ dies den Landgrafen ahnden, daß sein vortreflicher Entwurf ohne glücklichen Erfolg bleiben würde, und dennoch erbot er sich, jene Mißbilligkeiten, die den Churfürsten von dem Herzoge entfernten, als Schiedsrichter oder Vermittler zu schlichten. Jetzt verrieth aber Johann Friedrich seine Abneigung gegen eine Verbindung mit Morizen so offenbar, als möglich. Er antwortete dem Landgrafen auf seinen Antrag, daß diese Händel nicht durch einen Schiedsrichter, sondern, dem sächsischen Herkommen nach, durch Austräge müßten entschieden werden. Daß aber der Churfürst zu einer Verbindung mit dem Herzog gar keine Neigung fühlte, rührte auch zum Theil von seinem Ehrgeize her. Er befürchtete in einer mit dem Landgrafen und dem Herzog allein geschlossenen Verbindung wenig oder gar keine Stimme zu haben, weil der Schwiegervater und der Schwiegersohn immer zusammenhalten, und ihn also immer überstimmen würden!), und darauf konnte er, bei Philipps und Morizens Uebereinstimmung der Denkart, auch sicher rechnen. So sehr jedoch der Churfürst hier nach Leidenschaft handelte, so wenig hatte er doch im Grunde eine Ursache, seinem Vetter Moriz alles Zutrauen zu schenken. Moriz stand mit dem Kaiser viel zu sehr in freundschaft-

A 3

c) Oeintrichs sächs. Bisth. II, 96.

b) Eckendorff, III, 570. 571.

schastlichem Verhältnisse, als daß man sich in Ansehung eines gegen den Kaiser gerichteten Bündnisses auf ihn hätte verlassen können. Er hatte Carl V. nicht allein wider die Türken, sondern auch wider Frankreich eifrige Dienste geleistet; er hatte sich der Gunst des Kaisers, um die er sich mit sichtbarer Mühe bewarb, versichert; er hatte sich dem schmalkaldischen Bunde beizutreten geweigert ¹⁾. Der Churfürst hatte wahrscheinlich auch von den feindseligen Gesinnungen, die Morizens Minister gegen ihn hegten, schon Nachricht ¹⁾. Wer vermag es nun dem Churfürsten im rechten Ernste zu verdenken, wenn er gegen seinen Vetter Mißtrauen empfand, wenn er den Eintritt zum schmalkaldischen Bündnisse als einen Beweis seiner Rechtschaffenheit verlangte? Wer mag dies dem Churfürsten verdenken, da Moriz schon damals, der sächsischen Churwürde wegen, sich mit Carl V. in Unterhandlungen eingelassen hatte ²⁾?

(1544)

Religions-
gespräch zu
Regensburg.

6. Wenn das verabredete Religionsgespräch demungeachtet seinen Fortgang hatte, so war dies wol weiter nichts, als ein Mittel, sich indessen noch besser zu rüsten, als ein Mittel, die letzte Veranlassung zum wirklichen Ausbruche des Krieges zu bekommen. Dies sahen selbst die klügern Stände unter den Catholiken ein, und da sie die Theilnahme an diesem Kriege zu vermeiden wünschten, so süßten sie sich nicht einmal geneigt, nur ihre Theologen zu diesem Gespräche herzugeben. Unter diese weisern catholischen Reichsstände gehörte der neue Churfürst Sebastian von Wapnz, Albrechts Nachfolger ¹⁾. Auch Julius von Pflug lehnte dieses Besorgniß wegen die Stelle eines Präsidenten bey diesem Gespräche ab. Andre Bischöfe, wie z. B. der Erzbischof von Salzburg, verweigerten ihre Theologen aus Gründen, die von jenen sehr verschieden waren. Der Erzbischof von Salzburg, ein bayrischer Prinz, nieltete dem Kaiser ganz unverdeckt, er habe es sich zum Grundsatz gemacht, in Religionsachen durchaus nichts ohne den Willen des Papstes und seiner Nuntien oder Legaten vorzunehmen; weder Er, noch die andern Bischöfe seiner Provinz, wollten daher mit diesem Gespräche etwas zu thun haben, weil sie nicht glaubten, daß von Seiten des Papstes jemand dazu kommen würde. Diese und andre Gründe bewogen den Kaiser, das auf den November ausgesetzte Religionsgespräch noch um einen Monat weiter hinauszuschieben. Bey den Protestanten erregte dieser Aufschub allerley Besorgnisse. Einige unter denselben dachten schon darauf, ob man nicht vielleicht ohne Nachtheil der Wahrheit in einigen Städten so viel nachgeben könnte, daß die Catholiken und der Kaiser befriedigt, daß die nahen und gewissen Ausbrüche des Unglücks abgewendet werden möchten. Bucer schlug in dieser Absicht vor, daß man noch vorher eine Synode von allen Theologen der verschiedenen Stände veranstalten sollte, um das, wozu man sich im äußersten Falle entschließen dürfte, gemeinschaftlich auszumachen; aber gerade dieser Vorschlag leitete den Churfürsten auf die Vermuthung, daß die Straßburger bey dem neuen Gespräche immer auf das Nachgeben antragen würden, daß vielleicht noch mehrere Stände hierzu nicht gar abgeneigt seyn dürften, daß, indem er seinerseits nicht zur geringsten Nachgiebigkeit entschlossen war, unter den Mitgliedern der Por-

ter

e) Heinrich am a. D. C. 251.

f) Heinrich, C. 100.

g) Heinrich, C. 99.

h) Albrecht war im Sept. 1545 gestorben.

ten selbst Handel entstehen könnten, und zwar solche Handel, welche eine Trennung derselben zu veranlassen lebhaft genug wären. Ja, Johann Friedrich beschwerte sogar, daß der Kaiser in dieser Absicht das Religionsgespräch veranstaltet habe, daß er wol gar mit den Straßburgern im Einverständnisse lebe. Eben deswegen widersetzte er sich nicht nur der von ihnen vorgeschlagenen Synode, sondern er suchte es auch aus allen Kräften zu verhindern, daß Bucer bey dem Religionsgespräch keine Hauptperson vorstellen möchte. Vielleicht kam es eben daher, daß er Westlichtson mit einer guten Art weglassen zu können wünschte; ja zuletzt versiel er sogar noch darauf, das ganze Gespräch, zu dem schon alles vorbereitet war, zu zerreißen. Dies konnte jedoch nicht mit Ehren geschehen; auch hatte er es in der That nicht Ursache, die Wirkungen dieses Gesprächs so sehr zu fürchten.

7. Es sollte in der Mitte des Decembers seinen Anfang nehmen; die da zu beordneten Personen fanden sich aber erst in der Mitte des Januars des folgenden Jahres ein, und der Bischof von Eichstett, den der Kaiser nebst dem Grafen Friedrich von Fürstenberg zu Präsidenten des Gesprächs bestimmt hatte, verzögerte die Eröffnung desselben bis gegen das Ende des Monats. Der gute alte Mann, den man, wahrscheinlich in Ermangelung eines bessern, zu diesem Geschäft gewählt hatte, that den Protestanten den höchst treuerzigen Vorschlag, von Regensburg aus nach Trident zu ziehen, weil sie daselbst die schicklichste Gelegenheit haben würden, ihre Sachen mit einander auszumachen. Dabey versprach er ihnen von Seiten des Kaisers hinlängliche Freyheit, ihre Angelegenheiten gehrbig vorzustellen. Er suchte sie sogar durch die vielleicht ehrlich gemeinte Vorstellung des Nutzens zu gewinnen, den sie auch bey andern und für andre dadurch stiften könnten, wenn sie sich nur auch selbst etwas zurechtweisen ließen. Ein solcher Vorschlag konnte nun den Protestanten freylich nicht gefallen; aber die Einrichtung des damaligen Gesprächs war gleichfalls nicht so beschaffen, daß sie zu ihrer Zufriedenheit hätte gerichen können. Es befand sich unter den Präsidenten keiner von ihrer Religion; die Catholiken wollten überdies nicht einmal einen Notarius von ihrer Seite dulden, wollten kein Protocoll über die Verhandlungen geführt wissen, und sie bewilligten diese letztern Punkte endlich nur unter der Bedingung, daß alles sehr geheim gehalten werden sollte, und daß auch das von dem protestantischen Notar geführte Protocoll den Präsidenten des Gesprächs jeden Tag übergeben werden mußte. Die Art, wie hernach das Gespräch selbst geführt wurde, entsprach dieser vorläufigen Einrichtung vollkommen. Man hatte von Seiten der Catholiken die finsternsten und hartnäckigsten Sophisten dazu ausgesucht. Die Hauptperson stellte Peter Malvenda, ein in der parisischen Sorbonne gebildeter Spanier, vor; Eberhard Willt, der kölnische Carmelitermönch, der des Churfürsten Hermanns Reformation beleuchtet hatte, war ihm als nächster Gehülfe zugegeben. Beide sollten den Johann Hofmeister, der Augustinerprovincial, und der berühmteste Johann Cochläus im Nothfalle unterstützen. Diese disputirten mit Majoren und Bucern, den protestantischen Hauptpersonen, welche noch Brenzen und Schnepfen zu Gehülffen hatten, fünf bis sechs Tage über den Artikel von der Rechtfertigung, brachten dabey gegen die lutherische Vorstellung alle die Einwürfe vor, die man schon so oft

Fruchtloser
Ausgang des
selben.

1546

am 27. Jan.

oft beantwortet hatte, und wollten von dem Vergleiche, den man schon vor fünf Jahren über diese Materie geschlossen hatte, nicht das geringste wissen. Nach Verfluß einiger Wochen kam noch überdies ein Befehl vom Kaiser an die Versammlung, worin er die wegen der Notarien getroffene Verordnung mißbilligte, worin er verordnete, daß nur solche Notarien, welche die Präsidenten aussuchen würden, zugelassen seyn sollten, und daß in Ansehung aller Verhandlungen das strengste Geheimniß beobachtet werden müßte. Die protestantischen Theologen wollten diese Verpflichtung nicht eher auf sich nehmen, als bis sie von ihren Herren erst Verhaltungsbefehle würden bekommen haben. Dies wollten ihnen die Catkoliten nicht zugestehen; das Gespräch wurde hiermit völlig abgebrochen. Der erste Präsident, der Bischof von Eichstede, reiste zuletzt gar von Regensburg weg. Den protestantischen Theologen blieb nun auch weiter nichts übrig, als das Interesse ihrer Herren durch eine Protestation zu verwahren, und sodann gleichfalls abzugeben¹⁾.

Fruchtlose
Zusammen-
künfte der
Protestanten.

8. Ihre Herren, die protestantischen Stände, befanden sich aber damals größtentheils zu Frankfurt, wo sie um eben diese Zeit zusammengekommen waren, um in Ansehung desjenigen, was zu Regensburg vorgefallen würde, sogleich einen gemeinschaftlichen Entschluß zu fassen; doch kam man schon mit der allgemeinen Ueberzeugung zusammen, daß zu Regensburg gewiß nichts wichtiges geschehen würde. Fast jeder Stand brachte neue Nachrichten von den Rüstungen des Kaisers nach Frankfurt. Man hatte keine mit dem Pabst geschlossene Verbindung aus sehr zuverlässigen Quellen erfahren. Man wußte seinen befondern mit dem Pabst verabredeten Operationsplan völlig so genau, wie er in der Ausführung eintraf. Von seinen Werbungen erhielt man durch die Hauptleute und Kriegsobersten selbst, deren er sich dazu bediente, die bestimmteste Nachricht. Die Gefahr war also noch genug, und man mußte auf ernstliche Mittel denken, ihr auszuweichen, oder ihr mit Vorsicht zu begegnen. Man fand es vor allen Dingen höchst nöthig, über die Erneuerung des schmalkaldischen Bundes sich zu berathschlagen. Selbst der Churfürst von Sachsen schien von der Nothwendigkeit dieser Erneuerung überzeugt zu seyn; seine Theologen hatten ja auch dafür gestimmt. Man übertrug es einigen ausgesuchten Mitgliedern, sich mit dem Entwurfe einer neuen Vereinigungsformel zu beschäftigen. Der Landgraf arbeitete indessen schon daran, dem erneuerten Bündnisse auch neue Stärke zu geben. Er wendete nemlich alles an, um den neuen Churfürsten von der Pfalz hineinzuziehen, und er hatte demselben schon das Versprechen, selbst nach Frankfurt zu kommen, abgeloct. Eben so wichtig als dieser Punct aber war noch ein zweyter, über den man sich damals berathschlugte. Er betraf die Frage, ob man dem bedrängten Churfürsten zu Eöln zu Hülfe kommen sollte. Man hatte sich bereits gegen denselben verbindlich gemacht, daß die Partei zu seinem Schutze ihre ganze Macht anwenden wolle. Ueber die Frage, ob es geschehen sollte, fand also eigentlich gar keine Berathschlagung mehr statt. Wie sollte es aber geschehen? Man wurde endlich einig, den Churfürsten von Eöln weder vom Kaiser, noch vom Pabst unterdrücken zu lassen, und man schickte, um die ganze Welt vom Eifer für ihn zu überzeugen, eine Gesandtschaft an den Kaiser, welche im Namen

im Febr.

1) Plan! — S. 298.

der

der Partei für ihn — bitten sollte. Eben so hielt man die Erneuerung des Bündnisses zwar allgemein für nöthig; aber, weil es eine Sache von Wichtigkeit sey, beschloß man sich nicht zu übereilen, sondern lieber im April wieder deswegen zusammenzukommen; man kam auch wirklich zu Worms zusammen, um die Sache auf einen neuen Convent auszufegen, der zu Hannover sollte gehalten werden, und beschloß auf diesem neuen Convente zu Hannover — nichts. Alles, was noch zu Frankfurt ausgemacht wurde, bestand darin, daß man das zu Trident versammelte Concilium durchaus nicht anerkennen wollte. In Ansehung thätiger Anstalten aber that man weiter nichts, als daß man einigen Hauptleuten aus der Bundeskasse Bartgelber zugestand, damit man auf jeden Fall ihrer Dienste versichert seyn möchte. Der Churfürst von Sachsen hatte überhaupt ganz offenherzig geäußert, daß er es für das beste hielt, wenn man alles so gehen ließe, wie es gehen wollte, ohne so viele ängstliche Furcht vor dem nächsten Reichstage und vor den Rüstungen des Kaisers durch Gegenrüstungen zu verrathen ¹⁾.

9. Wenn aber der Churfürst dem Ausbruch der Feindseligkeiten so abgeneigt war, so wirkten dabei unstreitig die Vorstellungen seiner Theologen, und besonders Luthers, der die blutigen Auftritte so gern entfernt zu sehen wünschte. Der gute Luther erlebte sie nicht; aber das Ende seines thatenvollen Lebens wurde ihm noch durch manchen Gram verbittert. Sein durch unermüdete Anstrengung des Geistes geschwächter Körper näherte sich nunmehr dem Zeitpunkte seiner Auflösung immer stärker. Festiges Kopfweh schwächte ihm ein Auge, und zu andern körperlichen Ungemächlichkeiten gesellten sich auch Steinschmerzen. Unter leiden dieser Art kann auch der heiterste Geist erliegen, kann er manches aus einem falschen Gesichtspuncte betrachten. Streitigkeiten mit Zwingels Anhängern und mit Melancthon beunruhigten ihn jetzt weit lebhafter, als jemals. Er wollte Melancthon, dessen lehrläge ihm immer zu nachgiebig schienen, sogar öffentlich widerlegen; der Churfürst aber ließ ihn durch den Kanzler Brück davon abmahnen; wenigstens sollte er, wenn er etwas für das Publicum schreiben wollte, den trefflichen Mann nicht namentlich anführen. Luthern, der seine unwilligen Empfindungen so ungern unterdrückte, verursachte diese Abmahnung gewiß die innigste Kränkung. Nicht weniger verdross es ihn, daß er in Ansehung der Ungültigkeit der heimlichen Eheverprechungen, über welche er mit den Rechtsgelehrten in Streit gerathen war, nicht durchdringen konnte. Zur Verbitterung seiner verdrießlichen Laune trugen endlich auch noch die wittenbergischen Damen das Ihrige bey. Er fand ihren Anzug so bräutig, so üppig, so unsittsam, daß seine Gattin dieses zweyte Sodom, wie er es nannte, verlassen, und auf sein Landgut sich begeben mußte. Er weisagte der Stadt Wittenberg ein schlimmes Schicksal. Da er fand den Aufenthalt daselbst zuletzt so unerträglich, daß er ihn unvermuthet abbrach, und zum Bischof Ambsdorf nach Zeitz sich begab. Seine Entfernung machte bey den übrigen Mitgliedern der wittenbergischen Academie großen Eindruck. Melancthon erklärte, er würde, wenn Luther nicht wieder zurückkehrte, auch nicht länger dabey bleiben. Diese Nachricht war dem für das Wohl seiner hohen Schule so eifrig gesinnten Churfürsten

Luthers Lebendigs.

ßen äußerst empfindlich. Er schrieb selbst an luthern, und er brachte es durch seine nachdrücklichen, aber sanften Vorstellungen dahin, daß luther zu ihm nach Torgau kam, und von da nach Wittenberg zurückkehrte. Seine Unzufriedenheit dauerte aber noch immer fort; desto bereitwilliger ergriff er eine neue Gelegenheit zur Entfernung. Die Grafen von Mansfeld lebten damals in einem großen Streit, dem die gemeinschaftlichen Bergwerke veranlaßt hatten. Die Uneinigkeit unter den Verwandten wuchs von Tage zu Tage, und hatte sowohl von der moralischen, als politischen Seite nachtheilige Folgen. luthern, der die Grafschaft Mansfeld für sein Vaterland erkannte, kränkte es sehr, daß die Herren derselben wechselseitig sich unglücklich machten, und da er schon so oft Fürsten zum Frieden und zur Eintracht ermahnt hatte, so wagte er es um so eher, den Grafen von Mansfeld deswegen Vorstellungen zu thun. Einer derselben nahm sein Anerbieten, einen Vergleich zu vermitteln, mit Vergnügen an, und brachte es bey dem Churfürsten dahin, daß luther deswegen nach Eisleben reisen durfte. So gut seine Meinung war, so wenig vermochte er auszurichten. Seine erste Reise nach Eisleben war also vergeblich. Einige Zeit hernach forderten ihn aber die Grafen zu einer zweiten auf. Ihre Aufforderung besiegte alle Hindernisse, welche die Ermahnungen seiner Freunde ihn entgegenstellten, und luther setzte sich zu Anfang des folgenden Jahres den Gefährlichkeiten einer Winterreise aus. Es begleiteten ihn seine drey Söhne, und der hollische Superintendent, D. Justus Jonas. Die Grafen holten ihn in einem Gefolge von mehr als hundert Reitern ein. Aber schon während seines Einzugs in Eisleben, fühlte sich luther äußerst schwach, und dennoch unterzog er sich drey Wochen hindurch den mühsamen Vergleichsgeschäften, und wenn er nur noch den Trost gehabt hätte, seine Bemühungen durch einen glücklichen Erfolg belohnt zu sehen! Während der Zeit predigte er auch noch so fleißig, sagte er bey Tisch und in Gesellschaft noch so viel lehrreiches, mischte er in seine Gespräche noch so viel gute Laune, daß man den dem Tode so nahen Mann mehrmals vergaß. So überraschte ihn sein Lebensziel im drey und sechzigsten Jahre seines Alters. Auch in seinen letzten Augenblicken blieb sein Geist sich gleich, und noch am Abende vor seinem Sterbenstage brachte er dem Höchsten seinen Dank, daß er ihm die Treulosigkeit, die Blindheit, und die Finsterniß des Papstthums entdeckt habe, bat er ihn, die Kirche seines Vaterlands bey dem Bekenntniß seines Wortes in reiner Wahrheit und Beständigkeit zu erhalten, damit die ganze Welt überzeugt werden möchte, daß er ihn darum gefandt habe. Die Nachricht von seinem Tode war dem Churfürsten, der sich eben zu Weimar aufhielt, äußerst empfindlich. Er schrieb sogleich einen Brief an die Grafen, worin er ihnen zu wissen that, daß er die Stiftskirche zu Wittenberg zu luthers Grabstätte erwählt habe, worin er ihnen aber auch zugleich lebhaftest Vorwürfe machte, daß sie einen durch Alter und Mühseligkeiten erschöpften Mann noch mit beschwerlichen Geschäften überhäuft hätten. luthers Leiche wurde mit fürstlichem Gepränge nach Wittenberg gebracht, und auf eben die Art zur Leiche bestattet. Dies war das Ende luthers, eines der berühmtesten Männer, die nicht nur die deutsche, sondern die ganze Geschichte aufzuweisen hat!). Wahre Seelengröße wird ihm gewiß kein aufmerksamer Beobachter seiner Handlungen ab-

1546 im Jan.

am 17. Febr.

fprw

sprechen können, und nur der Unaufgeklärte, nur der Nichtphilosoph kann ihm Fehler und Schwächen zum Vorwurf machen, die Männern von seiner Denkart und von seinem Character so natürlich sind.

10. Gleich nach seinem Tode, mit dem Anfang des Märzmonats, trat der Kaiser die Reise nach Deutschland an, um durch das Gerücht von seiner Ankunft die Reichsfürsten in Bewegung zu bringen, daß sie sich zur persönlichen Besprechung des Reichstags zu rechter Zeit rüsten möchten. Er wünschte nemlich auf diesem Reichstag sowohl die protestantischen als die catholischen Fürsten in voller Zahl versammelt zu sehen, jene konnte er nicht so leicht erwarten, da sie ihre Furcht wegen des bevorstehenden Reichstags schon gar zu sehr verrathen hatten. Dennoch beschloß er deswegen noch einen Versuch zu machen. Er ließ dem landgrafen beibringen, daß eine mündliche Unterredung zwischen ihm und dem Kaiser, wozu sich auf dem Reichstag leicht Gelegenheit machen ließe, sehr viel Gutes wirken könne. Aber der landgraf, der vielleicht durch die angelegentliche Art, mit der man die Sache betrieb, nur noch mißtrauischer gemacht wurde, forderte mit einer ganz neuen Vorsicht, daß ihm vorher ein doppeltes Instrument von einem Sicherheitsbriefe ausgefertigt werden möchte, von welchem er das eine für sich behalten, und das andre auf alle Fälle bey dem Churfürsten von Sachsen niederlegen wollte. Der Kaiser bewilligte seine Forderung ohne Anstand, und die Zusammenkunft ging zu am 28. März Spener wirklich vor sich. Man versuchte hier von Seiten des Kaisers alles, um den landgrafen, und durch ihn auch den Churfürsten, zu persönlicher Besprechung des Reichstags zu bewegen. Der Kaiser bot daher seine ganze Verstellungskunst auf, um den gegen ihn geschöpften Verdacht etwas einzuschlöffeln. Granvell und Naves, seine Minister, ließen hingegen in ihren Unterredungen den landgrafen mit höchst schlauer Offenheit einiges von demjenigen errathen, was vielleicht der Kaiser auf dem nächsten Reichstag wider seinen Willen würde zulassen müssen, wenn er und seine Bundesverwandten zu einem den Umständen angemessenen Benehmen sich nicht würden entschließen können. Man hatte die Unterredung so eingerichtet, daß Naves und der Kanzler des landgrafen das Wort allein führen sollten. Philipp konnte sich jedoch nicht enthalten, sich gleichfalls in das Gespräch zu mischen, und er führte es zuletzt ganz allein. Hierauf gab der Kaiser auch mehrere Antworten in Person. Nach diesen Vorbereitungsgesprächen rückte man erst mit dem Ansinnen heraus, daß die Protestanten doch ja auf dem Reichstage sich einfinden möchten, und da Naves mit seiner Ueberredungsgabe nichts von dem landgrafen erhalten konnte, so machte der Kaiser mit seiner eignen einen Versuch. Er ließ sich sogar auf die Widerlegung aller Gründe ein, mit denen sich der landgraf entschuldigen wollte, und selbst zwey abschlägliche Antworten schreckten ihn noch nicht von seinem Vorhaben ab. Des landgrafen Gründe, wodurch er sie zu rechtfertigen suchte, waren freylich nicht sehr treffend. Daß er die Kosten des Reichstags, die er auf wenigstens dreßigtausend Gulden berechnete, für sich zu hoch fand, daß er wegen der Anhänger des Herzogs Heinrichs von Braunschweig sein Land nicht mit Sicherheit verlassen könne, daß ihn das wichtigere Geschäfte, die Handel zwischen seinem Schwiegersohne und dem Churfürsten von Sachsen zu vermitteln, zurückhielte, dies waren die vornehmsten Gründe, die er vorbrachte.

Des Kaisers
Kriegsrüstun-
gen.

11. Forcht man nun nach den Ursachen, die den Kaiser bewogen, der Protestanten Gegenwart auf dem Reichstage so angelegentlich zu wünschen, so lassen sie sich in der That nicht leicht errathen. Vielleicht wollte er dadurch zu seinen Zurüstungen noch Zeit gewinnen; vielleicht glaubte er durch seine persönliche Gegenwart auf ihre Gesinnungen stärkern Eindruck zu machen; vielleicht wollte er den Pabst, mit dem er damals nicht so recht zufrieden war, durch den Ansehen, als wenn er sich mit ihnen vergleichen könnte, in Furcht setzen. Der Pabst hatte sich nemlich seit einiger Zeit so betragen, daß es schien, als wenn er den Kaiser schon genug verwickelt glaube, um sich eben nicht mehr vor ihm fürchten zu dürfen. Er hatte nicht nur seinen Neffen eigenmächtig mit Parma und Piacenza belehnt; er hatte, was noch ungleich wichtiger war, den Gang des nunmehr eröffneten Conciliums zu Trident so eingeleitet, daß er auf diesem Wege alle Hoffnungen, die sich der Kaiser von demselben gemacht hatte, vereiteln mußte. Der Pabst schien nemlich sichtbar die Verhandlungen zu beschleunigen, damit sie eher zu Ende kommen möchten, als die Protestanten, entweder gezwungen, oder freiwillig, auf demselben erscheinen könnten. Wenigstens sollte alles, was sie und ihre Lehre betraf, noch vor ihrer Erscheinung abgethan werden. Deswegen hatten es seine Legaten zu Trident, gegen die stärksten Vorstellungen der kaiserlichen Gesandten, mit Gewalt durchgesetzt, daß sogleich in den ersten Sitzungen nicht bloß über Reformationsgegenstände, sondern auch über die Lehrartikel, gehandelt werden sollte. Einige der letztern waren auch schon in der Geschwindigkeit abgefertigt worden, und man konnte, wenn es auf die angefangne Art fortging, auch mit allen noch übrigen fertig zu werden hoffen, ehe der Kaiser sein dabei übernommenes Geschäft nur zur Hälfte abgethan hatte. Vielleicht suchte nun Carl eben deswegen die Protestanten zur persönlichen Besuchung des Reichstags zu bereben, damit er alle Künste anwenden könnte, sie nach Trident zu locken. Wenigstens mußte schon das bloße Gerücht von seinen Unterhandlungen mit denselben den Pabst in Unruhe versetzen. Seine Absicht mag aber diese oder eine andre gewesen seyn, so wurde sie durch die standhafte Weigerung der Protestanten ganz vereitelt, und wahrscheinlich bestimmte ihn eben dieselbe am stärksten zur Beschleunigung des Ausbruchs. Jetzt beschloß er unwiderstehlich diesen Reichstag mit der Erklärung des Kriegs zu eröffnen, und wahrscheinlich würde er nicht einmal so lange damit gewartet haben, wenn er nicht eben der Ursachen wegen, die ihn der Protestanten Gegenwart wünschen ließen, die letzte Willenbung seiner Kriegsrüstungen absichtlich verschoben hätte. Um sie zu vollenden, waren aber kaum noch ein paar Monate nöthig. Im Großen war bereits für alles gesorgt, was den glücklichen Ausgang der Unternehmung sichern konnte. In dem Bündnisse des Kaisers mit dem Pabst war bis zur feierlichen Unterschrift schon alles fertig. Der Kaiser hatte sich gegen den Pabst verpflichtet, mit dem Anfange des Junius ins Feld zu rücken, und dieser versprach dafür die Summe von hunderttausend Ducaten, die er als Kriegskosten bereits zu Venedig niedergelegt hatte, zu verdoppeln. Er hatte sich auch schon in den Stand gesetzt, die Mannschafft, die er vermöge des Bündnisses zu stellen versprach, auf den ersten Wink nach Deutschland aufbrechen zu lassen. An den Grenzen der Niederlande stand ebenfalls schon eine Anzahl Kriegsvolk bereit, die nur den Befehl zum Einrücken in das

das innere Deutschland erwartete. Außer diesem aber hatte Carl mehrere Hauptleute in seinem Solde, welchen man nur die Plätze anweisen durfte, wohin sie ihre Leute, deren sie sich schon versichert hatten, hinführen sollten. Diese zwar an verschiedenen, aber doch nicht eben sehr entfernten Orten gerüstete Macht konnte eben so leicht in Bewegung gesetzt, als zusammengezogen werden. Im Vertrauen auf diese Leichtigkeit durfte es daher der Kaiser schon wagen, ihre Bestimmung sogar noch früher zu entdecken, als sein Heer wirklich beisammen war. Eine Ankündigung derselben enthielt schon das Ausschreiben, das er gleich nach seiner Ankunft zu Regensburg ins Reich ergehen ließ. Er beflagte sich darin höchst unwillig über die Protestanten, daß sie das letzte Religionsgespräch so trotzig gerissen hätten^{m)}. Der Kaiser ermahnte auch in seinem Ausschreiben die Fürsten, in Person zu kommen; die protestantischen Reichsstände schickten aber dennoch meistens nur Gesandten. Es erschien von ihrer Parten sonst niemand, als der Herzog Moriz von Sachsen, der Herzog Erich der Jüngere von Braunschweig, Calenberg, und die Markgrafen von Brandenburg, Johann und Albrecht. Die catholischen Reichsstände, die sich persönlich einstellten, waren der Churfürst von Mainz, der Deutschmeister, der Pfalzgraf Friedrich von Simmern, der Herzog Wilhelm von Bayern, der Herzog Wilhelm von Jülich, die Bischöfe zu Trident, Augsburg, Bamberg, Würzburg, u. a. m. Die Gesandten der Churfürsten von Köln, von Pfalz und von Brandenburg, imgleichen von Münster, Osnabrück und Minden, und die Abgeordneten der Reichsstädte Nürnberg, Regensburg und Nordlingen, hielten sich zu den Mitgliedern des schmalcaldischen Bundesⁿ⁾.

im April.

am 5. Jun.
Vergleicher
Reichstag zu
Regensburg.

12. Der Kaiser eröffnete den Reichstag damit, daß er die Stände erinnerte, wie viel er sich seit mehrern Jahren habe kosten lassen, die Ruhe im Reiche herzustellen, und die Religionsirungen bezulegen; endlich (und dies war ihm unstreitig der liebste Punkt!) blieb er bey dem letzten Gespräch zu Regensburg stehen, das man, gegen alle seine Absichten und Erwartungen, noch vor seiner Ankunft abgebrochen habe, und nun verlangte er, gleichsam als ob er selbst keinen Rath mehr wüßte, der Stände Gutachten über dasjenige, was noch weiter gethan werden könnte. Das Gutachten der catholischen stimmte natürlich mit ihren Bestimmungen auf den letzten Reichstagen überein. Man sollte nemlich die Entscheidung der Religionsstreitigkeiten dem Concilium überlassen, und der Kaiser müßte die Protestanten nöthigen, sich den Aussprüchen desselben zu unterwerfen. Die Protestanten hingegen trugen darauf an, daß man einen aufrichtigen, dauerhaftesten Frieden im Reiche festsetzen, die Religionsstreitigkeit aber einem Nationalconcilium, oder einer Reichsversammlung, oder auch einer neuen, unter billignern Bedingungen zu veranstaltenden Vergleichshandlung überlassen möchte. Die letzte mußte aber schon die erste Bedingung, die sie dabey machten, vereiteln. Diese bestand nemlich darin, daß alle catholische Stände ausdrücklich darein willigen müßten. Anstatt nun, daß sich der Kaiser mit den Protestanten auf eine Vergleichsunterhandlung einzulassen sollte, schickte er vielmehr den Grafen Maximilian von Büren in die Niederlande, um durch ihn sein dortiges Kriegsvolk ins Reich führen zu lassen; der Bischof Madduzzi von Trident mußte zum Papst reisen, um diesen um die schnelle Absen-

B 3

dung

m) Plant - C. 313.

n) Häberlin, XII, 732 - 734.

bung seiner Mannschaft zu ersuchen, und mehrere seiner zu Regensburg sich befindenden Hauptleute begaben sich auf seinen Befehl in verschiedene Gegenden des Reichs, um ihre schon angelegten Werbeplätze zu gleicher Zeit zu öffnen, und ihm von mehreren Seiten her Leute herbeizuschaffen. Dies alles wurde so wenig geheim veranstaltet, daß jedermann den Krieg schon als erklärt betrachtete. Die Protestanten bewiesen dabey eine so unmännliche Vorsicht, daß sie sich an die catholischen Stände wendeten, um durch sie den Kaiser noch einmal um die Erhaltung des Friedens bitten zu lassen; sie erfuhren aber den Schimpf, auch von diesen abgewiesen zu werden. Sie faßten hierauf den Entschluß, den Kaiser selbst fragen zu lassen, was seine Absichten zu bedeuten hätten, und die Hauptsache der darauf erteilten Antwort bestand darin, daß der Kaiser gegen die Ungehorsamen sein ganzes kaiserliches Ansehen zu brauchen, und nach dem Recht zu verfahren entschlossen sey. Am folgenden Tage erging ein kaiserliches Rescript an die meisten im schmalcaldischen Bunde begriffenen Reichsstädte, und namentlich an Straßburg, Augsburg und Ulm, worin ihnen gesagt wurde, daß der Kaiser in Bereitschaft stehe, einige ungehorsame Störer des Landfriedens und des Rechtes mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzubringen; daß er einige Fürsten züchtigen wolle, die, unter dem Schein der Religion, andre Reichsstände sich zu unterwerfen, und ihre Güter an sich zu ziehen gesucht, ja selbst die kaiserliche Hoheit und Obergerichtsbarkeit anzugreifen gewagt hätten. Sie selbst hätten dabey nichts zu besorgen; der Kaiser würde ihnen viel mehr noch besondere Beweise seiner gnädigen Zuneigung geben, wenn sie ihm noch ferner treu und gehorsam bleiben würden; dabey sollten sie denjenigen, die ihm andre Absichten zuschreiben würden, keinen Glauben bemessen. Den Inhalt dieses Ausschreibens erklärte Granvella an eben dem Tage noch durch einen mündlichen Vortrag, durch den er die Fürsten, auf die es allein abgesehen sey, noch deutlicher als Rebellen bezeichnete, die sich des Hochverraths schuldig gemacht, des Kaisers Ansehen beleidigt, und einiger Fürsten und Bischöfe Güter an sich gezogen hätten, auch bey Gelegenheit gewiß der Städte nicht schonen würden. Ein kaiserliches Schreiben eben des Inhalts erging zugleich an den Herzog Ulrich von Württemberg; ein eigner Gesandter aber mußte die Schweizer durch ähnliche Vorstellungen zum ruhig zu erhalten suchen.

Wie der Kaiser seine eigentlichen Absichten ver barg.

13. Bey allen diesen Vorstellungen und Ermahnungen, ihm treu zu bleiben, stellte sich der Kaiser, als wenn er weit davon entfernt wäre, einen Religionskrieg anzufangen. Dies hatte für ihn die wichtige Folge, daß sich einige Reichsstände mit ihm verbanden, die es sonst gewiß nicht würden gethan haben. So gewann er dadurch schon jetzt die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg, die in seine Dienste traten. Sodenn befiel er auch durch diese Versicherung für die Zukunft freye Gewalt, um nach Ausgang des Kriegs in der Religionsfache gerade das zu thun, was er nach Beschaffenheit der Umstände möglich, was er seinen weitem Deutschland betreffenden Entwürfen zuträglich, was er seinen Verhältnissen mit dem Papste, was er überhaupt seinem Vortheile angemessen finden würde. In eben der Absicht, sich in seinen Unternehmungen so wenig als möglich nach andern richten zu müssen, rechnete er dabey auf die Unterstützung seines einzigen catholischen Fürsten, den römischen König ausgenommen. Aber freylich konnte er,

wie

wie ihn die Erfahrung schon mehrmals gelehrt hatte, auch wenig darauf rechnen. Einige Bundesverwandten hätte er inbessen doch immer unter den Catholiken finden können. Einen gar nicht unbeträchtlichen hätte ihm vielleicht die neue Familienverbindung, in die er zu Regensburg selbst mit dem Herzog von Bayern kam, gewinnen mögen. Dieser hielt nemlich daselbst mit einer Tochter Königs Ferdinand Verlager. Aber auch von diesem verlangte Carl, so viel man weiß, weiter nichts, als daß er ihn nur nicht hindern sollte.

14. So gut Carls Plan aber auch angelegt seyn mochte, so fand er doch durch Umstände, die sich unerwartet ereigneten, manche Hinderniß. Die Parteien, die den Gegenstand desselben ausmachte, fuhr in dem Augenblick, da ihr der Krieg angekündigt wurde, mit einer Thatkraft und Widerstandsfähigkeit zusammen, die man ihr nach ihrem bisherigen Benehmen nicht hätte zutrauen sollen. Während dem Reichstage selbst hatten sich mehrere Mitglieder, besonders oberländische, zu Ulm versammelt, um ihre Entschlüsse sogleich nach den Nachrichten fassen zu können, die sie von dem Gang der Reichstagshandlungen erhalten würden. So bald diese nach Ulm gekommen waren, so vereinigten sie sich zugleich alle zu den müthigsten und doch zugleich weisesten Maaßregeln, die sie wählen konnten. Die augenscheinliche Gefahr setzte ihren Muth und ihre Klugheit auf einmal in Bewegung, so wie die Noth schon manchmal schlummernde Fähigkeiten entwickelt hat. Sie er suchten sogleich den Freystaat Venedig durch ein Schreiben, des Kaisers italienischem Hülfsvolke den Durchzug nicht zu gestatten. Um eben denselben Dienst thaten sie auch die Graubündner; an die Eidgenossen aber fertigten sie eigne Gesandten ab, um von ihnen zur Anwerbung ihrer Unterthanen die Erlaubniß zu erhalten. Die verbundenen Fürsten suchten sich nemlich zu eben der Zeit von allen Seiten Kriegsvolk zu verschaffen, und ihre Bemühungen hatten den glücklichsten Erfolg. Denn noch vor dem Verflusse eines Monats hatten sowohl der Herzog von Wirtemberg und die oberländischen Städte, als auch der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, auf jeder Seite ein Heer zusammengebracht, das schon einzeln der Mannschaft, die der Kaiser um diese Zeit zusammengebracht hatte, der Anzahl nach überlegen war. Der Churfürst und der Landgraf bewiesen sich zwar in dieser Angelegenheit weniger thätig, als die oberländischen Städte, und der Churfürst ließ sich noch vorher von seinen Theologen über die Frage, ob man dem Kaiser zuvorkommen dürfe, ein Bedenken ausstellen; er und der Landgraf brachten aber demungeachtet, nachdem sie sich zu Jchtershausen in Thüringen unterredet hatten, noch vor dem Ende des Juls ein Heer zusammen, das aus achtzehntausend Mann Fußvolk und neuntausend Reitern bestand. Daß aber die Protestanten mit so schneller und so lebhafter Betriebsamkeit sich rüsteten, dazu trug auch das Verfahren des Papstes das Seinige bey. Paul schloß mit dem Kaiser wider sie ein Bündniß, das ihnen ihre Lage als sehr bedenklich vorstellen mußte. Er übernahm nicht nur die schon erwähnten zweymalshunderttausend Ducaten Kriegskosten; er versprach nicht nur zwölftausend Mann Kriegsvolk auf seine Kosten zu stellen, und sie sechs Monate hindurch zu unterhalten; er bewilligte außerdem dem Kaiser auch die Hälfte von den Einkünften aller spanischen Kirchengüter in diesem Jahre; er erlaubte ihm

Die Protestanten rüsten sich aus allen Kräften.

am 4. Jul.

noch dazu für fünfmalhunderttausend Ducaten Klostergüter zu verkaufen, um auch diese ganze Geldsumme auf den Krieg zu verwenden. Der Kaiser mußte sich aber dafür verbindlich machen, alle diejenigen, die sich unterstehen würden, das Concilium zu Trident zu verwerfen, mit Gewalt der Waffen zu der alten Religion und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu zwingen; er mußte sich verbindlich machen, mit ihnen keinen Frieden zu schließen, welcher der Kirche oder der Religion nachtheilig seyn könnte. Dieses Bündniß nun suchte der schlaue Papst nicht etwas geheim zu halten, sondern schon zu Anfang des Zugs machte er es der ganzen Welt in einem an die Eidgenossen abgelassenen Breve bekannt, worin er sie aufforderte, ihm und der römischen Kirche zu einer so heiligen Unternehmung ihre Hülfe nicht zu versagen; ja er ließ hierauf sogar eine Bulle ausgehen, worin er allen denen, die am dem Zuge gegen die Protestanten und an der Ausrottung der Ketzer Antheil nehmen würden, den reichsten Ablass versprach, worin er die ganze Christenheit zu Fasten und Gebeten ermahnte, damit Gott dem heiligen Werke einen gesegneten und glücklichen Fortgang verleihen möchte. Die Wirkung, die diese Bulle in Deutschland machte, kann man schon aus dem Titel schließen, unter dem man sie schnell und geistlich verbreitete. Man nannte sie des römischen Papstes Drachengift, das er unter dem Namen Ablass, sowohl zur Seelen- als zur Leibesvergiftung, neuersich ausgegossen habe *). Der Inhalt der päpstlichen Bulle widersprach den Erklärungen des Kaisers auf eine so große, für die Ehre desselben höchst beleidigende Art, daß er sich schon deswegen durch dieselbe äußerst gekränkt fühlen mußte. Dies Manifest bereitete aber auch zugleich den Erfolg, den sich der Kaiser von seinem Erklärungen versprach; ja, es leistete, worauf der Papst wol nicht gerechnet hatte, der schmalcaldischen Partey einen Dienst, der vielleicht den ganzen Krieg zu ihrem Vortheile hätte entscheiden können. Diese Kreuzbulle des Papstes riß den Religionszeifer der Protestanten aus seinem bisherigen Schlummer mit Gewalt herank; sie entflammte das Volk zu neuer Schwärmeren; sie machte, daß sich alles, wie auf einen Sturmschlag, zu den Fahnen des Churfürsten, des Landgrafen und des Herzogs von Wirtemberg drängte. Wenn nur auch die Protestanten ihr Glück zu verfolgen, und ihren erhaltenen Vortheil zu benutzen gewußt hätten! Sie begingen von der Zeit an, da sie wirklich ins Feld zogen, eine Reihe Fehler, auf die man, bey der Verschiedenheit der Gesinnungen, welche ihre Oberhäupter trennte, aber freilich schon zum voraus rechnen konnte *).

Die Protestanten zichen zu Felde.

am 22. Jun.

15. Der Anfang dieses Krieges war für die protestantische Partey außerordentlich versprechend. Der oberländische Theil derselben setzte sich sobald in Bewegung, daß er bey dem noch so ungerüsteten Zustande des Kaisers viel, ja recht viel hätte ausrichten können. Ihr Heer hatte sich schon frühzeitig bey Ulm zusammengezogen. Von da rückte es nach Günzburg an der Donau, wo es in zwey Haufen getheilt wurde. Die Mannschaft der Reichsstädte bekam den berühmten Sebastian Schertlin von Murttenbach zum Anführer; das Kriegsvolk des Herzogs von Wirtemberg wurde der Aufsicht Hansens von Heldenbach anvertraut. Schertlin rieth zu einer Unternehmung, die nicht herrlicher ausgedacht seyn konnte. Der tapfere Ritter wollte mit einigen tausend Mann zuerst die kaiserlichen Musterplätze überfallen,

*) Horstleder, B. III, Cap. 9. und 10.

*) Plant - S. 324.

ten, hierauf in Tyrol einbringen, die Ehrenberger Clause nebst andern an der Seite von Graubünden gelegenen Pässen besetzen, und dadurch den italienischen Kriegsschaaren, die im Anzuge begriffen waren, den Weg nach Deutschland versperrern. Die Ausführung dieses Anschlags würde gewiß gelungen seyn, wenn man Schärtlin freye Hände gelassen hätte. Auf seine Annäherung zogen sich zwar die im Hochstifte Augsburg neugeworbenen Haufen kaiserlicher Kriegersleute ben Zussen zusammen, und wendeten sich ins Bayersche hinein; allein Schärtlin rüstete sich so gleich, ihnen dahin zu folgen, und er würde sie, sobald er sie erreicht hätte, gewiß mit wenigen Schwierigkeiten auseinander gejagt haben. Aber nun schickten ihm die Bundesräthe zu Ulm Briefe über Briefe nach, daß er den bayerischen Boden, die Herzoge von Bayern nicht zu reizen, ja nicht betreten sollte ¹⁾. Schärtlin mußte gehorchen. Dagegen besetzte er die Stadt Zussen; auch bemächtigte er sich der Ehrenberger Clause, und nun rückte er, seinem eignen Berichte nach, ohne Widerstand in Tyrol ein ²⁾, und schon stand er im Begriff, alle übrigen engen Wege an der italienischen Seite zu besetzen, und schon dachte er sogar auf einen Versuch, den er der Kirchenversammlung zu Trident abstatton wollte, als auch von dieser gelangten den laubhahn ein neuer Befehl der Bundesräthe ihn zurückrief. Er sollte sich diesem Befehl zufolge aus Tyrol wieder herausziehen, und nach Günsburg umkehren, um sich daseibst mit dem ganzen oberländischen Bundesheere zu vereinigen. Das vereinigte Heer hätte jetzt vielleicht einen andern Anschlag ausführen, und Schärtlins unzeitige Zurückberufung vortreflich rechtfertigen können. Es war nicht unmöglich, den Kaiser zu Regensburg zu überfallen. Er erwartete hier noch immer sowohl sein niederländisches, als sein italienisches Kriegsvolk. Die ganze Mannschafft, die er bey sich hatte, belief sich kaum auf zehntausend Mann, worunter nur dreystausend Spanier, und die übrigen Deutsche waren. Diesen war schon die oberländische Armee allein der Zahl nach beträchtlich überlegen. Der Kaiser that auch um eben diese Zeit alles mögliche, die Protestanten zu einem kühnen Entschluß zu reizen. Der Churfürst von der Pfalz hatte ihn durch seine Gesandten zu Regensburg um die Ursachen des Kriegs und um die Gegenstände desselben befragen lassen; hatte ihn zugleich um einen Aufschub der Feindseligkeiten gebeten, und seine Vermittelung zu einem Vergleich angetragen; der Kaiser ließ ihm aber durch Granvell antworten, am 9. Jul. daß er bald erfragen werde, wider wen der Krieg gerichtet sey; übrigens gedente er durch denselben nicht nur die gekränkte Religion, sondern auch die beleidigte Ehre und die verachteten Befehle des Reichs zu rächen. Eils Tage hernach, da das oberländische Heer schon ben Günsburg stand, ließ er auch ein Ausschreiben bekannt machen, worin der Churfürst und der landgraf als meineidige, des Hochverraths schuldig

¹⁾ Der Herzog Ulrich und die oberländischen Bundesräthe hielten es zur Zeit noch für allzugünstlich, offensbare Feindseligkeiten zu machen. Sie rechneten dabei auch auf die Hoffnung zum Frieden, die ihnen der Kaiser, der den schmalkaldischen Bund so gern zu trennen wünschte, mit schlauser Verstellung machte. Hatzberlins neueste deutsche Reichsgesch. I, 15.

²⁾ Nach Sleibans Erzählung zog sich bey Schärtlins Ankunft ein großes Heer bey Innsbruck zusammen, welches alle Pässe besetzte, und Schärtlin das Vordringen unmöglich machte. Was für Ursachen sollte aber Schärtlin gehabt haben, diesen Umstand zu verschweigen?

dige Auftrüher in die Acht erklärt, alle ihre Unterthanen von dem ihnen geleisteten Eide der Treue losgesprochen, und alle ihre Anhänger und Helfer gleichfalls mit der Acht bedrohet wurden ¹⁾. Doch schon einige Tage vor der Befandmachung dieser Achteklärung hatten der Churfürst und der Landgraf ihre Verfahren öffentlich zu rechtfertigen gesucht ²⁾; die kaiserliche Achteklärung selbst aber griff D. Major zu Wittenberg in einer Parodie an ³⁾.

Ele veräu-
menden glück-
lichsten Zeit-
punkt.

am 3. Aug.

16. Der harte Ton, der in dem Decret des Kaisers herrschte, hätte die Protestanten auf seinen Entschluß, die Sache auf das Äußerste zu treiben, allerdings aufmerksam machen, hätte ihren Muth vielleicht aufs neue anfeuern können; allein sie träumten sich dabei eine Gefahr, wodurch sich einige unter denselben gar zu gern abschrecken ließen. Man wollte Nachricht haben, daß der Herzog Wilhelm von Bayern mit seiner ganzen Macht dem Kaiser beistehen, daß er, sobald sich der Krieg gegen seine Länder hingöge, sogleich zwanzigtausend Mann in Thätigkeit setzen würde. Davor brauchte man sich nun, wie die Folge bewies, eben nicht sehr zu fürchten; indessen veräumte man doch die schöne Gelegenheit. Bald zeigte sich jedoch wieder eine andre, die man dem Anscheine nach leichter und unbedenklicher benützen konnte. Der Kaiser zog sich zwar mit seiner wenigen Mannschaft aus Regensburg heraus, und setzte sich bey Landshut in ein festes Lager; am folgenden Tag kamen aber auch der Churfürst und der Landgraf bey Donauwörth an, und vereinigten ihre Kriegsmacht mit der oberländischen, die sich von Gänzburg dahin gewendet hatte. Die Schnelligkeit ihres Anzuges künftigte, wie ihr ganzes bisheriges Benehmen, Begierde nach schneller Entscheidung an. Sie hatten die Bedingungen, unter welchen sie der Churfürst von der Pfalz mit dem Kaiser ausöhnen wollte, auch ihrerseits mit Verachtung abgewiesen, und als ihnen der Churfürst von Brandenburg und der Herzog Moriz während dem Zuge selbst ihre Vermittlung anbieten ließen, so erklärten sie, daß sie ohne Vorwissen und ohne Zuziehung ihrer Bundesverwandten auf nichts sich einlassen könnten. Dagegen hatten sie zu Verbindungsunterhandlungen mit Frankreich und England ernstliche Anstalten gemacht. Der Landgraf hatte bereits seinen ältesten Prinzen nach Straßburg geschickt, und der Churfürst wollte seinen sogar an den französischen Hof selbst abfertigen. Der König von Frankreich soll ihnen auch schon ein monatliches Subsidien-geld von vierzigtausend Thalern angeboten haben. An Geld aber fehlte es den Vereinigten gerade am meisten. Deslo wünschenswürdigter mußte ihnen eine schnelle Entscheidung seyn, und zur Befriedigung dieses Wunsches hatten sie noch immer die beste Gelegenheit. Ihr Heer bestand nunmehr aus vollen siebzigtausend Mann ⁴⁾; der Kaiser aber konnte ihnen in seinem verhangenen Lager bey Landshut nicht mehr als

c) Fortleder, D. III. C. 16.

n) Ebenbas. C. 11.

v) Der Titel derselben lautete: Ewiger, geistlicher, allmächtiger Majestät Declaration wider Kaiser Carl, König zu Spanien, und Pabst Paulum III. 7 B. in 4.

w) Nach Fortleders Bericht stellten zum Heere der Vereinigten der Churfürst 49, der Landgraf 43, der Herzog von Württemberg 26,

und die Reichsfürsten 36 Fähnlein, die zusammen 159 Fähnlein, oder auf 64000 Mann ausmachten. Die Heiterer bestand aus 4000 Sacksen, 3000 Hessen, und 700 Württembergern, zusammen also aus 7700 Mann. Die ganze vereinigte Kriegsmacht hätte sich demnach auf einundsiebzigtausend und siebenhundert Mann belaufen, und diese führten 112 Kanonen bey sich. Fortleder, D. III. Cap. 24.

als zehntausend Mann entgegenstellen: Sein niederländisches und italienisches Hülfsvolk war noch immer nicht angelangt. Ein entschlossener Angriff war also auf alle Fälle rathsam. Schärtlin rief daher so eifrig als möglich. Im Kriegsrathe mochten vermuthlich noch mehrere Stimmen ihn beprecten; selbst der Churfürst erklärte sich für den Vorschlag. Aber dem Landgrafen, sagt Schärtlin, waren alle Furchten und Gräben zu tief, und alle Moräste zu breit ¹⁾. Dem Landgrafen solten sie es also gewesen seyn, dessen Art zu denken und zu handeln so viel Entschlossenheit, so viel Feuer belebte? der, wie Eridan berichtet, über die Langsamkeit und Unbegrifflichkeit des Churfürsten so unwillig war? der sich nichts so sehr als das ausschließliche Recht des obersten Befehls wünschte ²⁾? Kaum läßt sich also denken, daß Schärtlin hier die Wahrheit gesagt hat. Genug, man beschloß sich über die Art, den Krieg zu führen, so lange, daß die zwölftausend Italiener, die Jarnese anführte; und noch sechstausend Spanier, die unter Lanzo aus Neapel und aus dem Manländischen herandrückten, im kaiserlichen Lager anzukommen, hinlängliche Zeit hatten. So war vielleicht der günstigste Augenblick, der sich für die Verbundenen ereignen konnte, wieder versäumt! Und dennoch hätten sie einen Angriff wol noch glücklich wagen können. Beide Heere rückten bey Ingolstadt so nahe zusammen, daß selbst der Kaiser sich bereits vor einem Treffen fürchtete. Noch war sein niederländisches Kriegsvolk nicht angelangt. Die Protestanten waren ihm daher der Zahl nach noch immer mercklich überlegen. Die Befestigung seines Lagers war auch noch nicht ganz vollendet. In der That schienen die verbundenen Stände zu einem Angriffe wirklich entschlossen; wenigstens schickten sie ihm, sobald die beiden Heere einander ins Gesicht gekommen waren, einen Fehdebrief zu, der als eine Ausforderung zum Treffen angesehen werden konnte. Dieser Fehdebrief enthielt eigentl. den abgekürzten Inhalt einer sogenannten Vermahnungsschrift, in der sie sich förmlich von allen ihren Verpflichtungen gegen den Kaiser lossagten, die er aber nicht annahm ³⁾. In beiden gaben sie dem Kaiser den Titel: Carl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt. Hätte man dem Rath des Churfürsten befolgt, so würde man ihm bloß den Namen Carl gegeben haben; der Churfürst glaubte nemlich, daß man ihm, ohne sich zugleich für Rebellen zu erklären, den Titel Kaiser gar nicht belegen könne; der Landgraf aber wendete dagegen ein, daß man ihn immer noch Kaiser nennen könne, weil man nicht mit der höchsten Würde des Kaisers selbst, sondern nur mit dem Krieg zu führen habe, der diese Würde bekleidet, und deswegen Kaiser genannt werde ⁴⁾. Das heißt fürwahr eine feine Distinction!

17. Fast sollte man aus derselben schließen, daß der Landgraf den Kaiser habe schonen wollen. Aber noch wahrscheinlicher wird diese Vermuthung; wenn man Schärtlins Erzählung von dem Verfahren der Vereinigten bey Ingolstadt für wahr annimmt. Schon war das Heer derselben in völliger Schlachtordnung auf-
 Der Feldzug in Oberdeutschland hat seinen entscheidenden Erfolg.

E. 2

1) Hiermit stimmt auch eine andere Nachricht in Menken S. R. G. T. III. p. 1414. überein. Nach andern Nachrichten hielt man den Angriff auf das kaiserliche Lager, welches so wohl durch Kunst als Natur befestigt war, für eben so vergeblich, als verwegen. Schon die

Erfurcht vor dem Kaiser, sagt Avisa, schauete den Churfürsten und den Landgrafen zurück. v. Brauns sächs. Gesch. Th. V. S. 389.

2) Heinrichs sächs. Gesch. II. 102. 103.

3) Fortleder, D. III. C. 24. S. 411.

4) Eridan, D. XVII. S. 195. u. f. f.

gerückt; schon machte sich Schärtlin fertig, die Verwirrung, welche das Geschick unter einem Theile der kaiserlichen Kriegsmacht angerichtet hatte, zu benutzen, als ihn der Landgraf mit ungezügelter Gewalt zurückhielt. Anstatt zu schlagen, ließen Er und der Churfürst ein neues Manifest ausgehen, welche die eigentliche Antwort auf des Kaisers Lichterklärung ausmachte ²⁾; auch wurde, damit doch etwas feindseliges geschehen möchte, das kaiserliche Lager einige Tage hintereinander beschossen. Das Geschick der Vereinigten fügte aber dem Kaiser eben so wenig Schaden zu, als ihr Manifest; wenigstens that es nur den ersten Tag beträchtliche Wirkung ³⁾. Es zog aber nunmehr ein neuer Gegenstand die Aufmerksamkeit der Vereinigten auf sich. Der Graf von Büren rückte mit zwanzigtausend Mann aus den Niederlanden heran, und war, begünstigt von dem Churfürsten von Mainz, bereits den Bingen über den Rhein gegangen. Man setzte sich daher von Ingolstadt aus in Bewegung, um seine Vereinigung mit dem Kaiser zu verhindern; aber der Graf verleitete die Vereinigten, durch ein paar tausende Wendungen, zu falschen Märschen, und benutzte die dadurch für sie verlorne Zeit, um in dem kaiserlichen Lager glücklich anzulangen. Die Vereinigten, die nun ihre Absicht vereitelt sahen, zogen sich hierauf wieder nach Donaumbörth zurück, wo der Graf Christoph von Oldenburg, Friedrich von Reisenberg, und der Graf von Weichlingen mit einiger Mannschaft zu ihnen stießen. Dem ungeachtet aber war die Ueberlegenheit, die sie bisher über den Kaiser gehabt, nunmehr verschwunden. Der Kaiser hatte jetzt eine Kriegsmacht beisammen, die sich auf sechzigtausend Mann belief ⁴⁾. Mit dieser konnte er sich nun kühnlich ins Feld wagen. Er brach demnach von Ingolstadt auf, und eroberte Neuburg. Hierauf schlug er, nach verschiedenen Seitenmärschen, bei Monheim, nicht weit von Donaumbörth, sein Lager auf. Die beiden feindlichen Heere waren jetzt nicht weiter als eine halbe Meile von einander entfernt; es blieb aber dennoch nur bei kleinen Gefechten. Der Kaiser machte jedoch nun den Plan, die Vereinigten von der Donau, von Donaumbörth, bis Ulm, abzuschneiden. Er ließ deswegen Donaumbörth besetzen, und schlug hier nunmehr sein Hauptquartier auf. Von diesem Rückzuge

b) Fortleder, B. III. C. 29.

c) Die vornehmsten Umstände dieser Weigerung werden sich nicht leicht über allen Zweifel erheben lassen, da diejenigen, auf deren Zeugniß sie hauptsächlich beruhen, einander so geradezu widersprechen. Schärtlin, der freilich mit dem Landgrafen eben nicht im Einverständnisse lebte, schreibt die Schuld, daß bey Ingolstadt nichts geschah, allein dem Landgrafen zu. Etel dan, der eigentliche Geschichtschreiber des schmalzischen Kriegs, versichert das Gegentheil. Welcher von beiden hier nun die Wahrheit gesagt? Etel dan konnte entweder falsche Nachrichten bekommen haben; oder er konnte, theils aus Furcht, theils aus Achtung für den Landgrafen, die Wahrheit nicht schreiben wollen. Wenn aber Schärtlin, ein Augenzeuge, die Sache unrichtig aber partiell dargestellt, so

handelte er wie der schändlichste Verleumder. Ueberhaupt stimmt mit Schärtlins Darstellung dieser Weigerung die damalige Volkslage überein. Man vergl. Niecerers nützliche und angenehme Abhandlungen, S. 374. Wenn aber auch der Landgraf den Angriff wirklich auf sich gehalten hat, so hat ihn gewiß nicht Furcht, sondern eine andre Ursache dazu bewegen. Diese Ursache — wer vermag sie aber zu errathen?

d) Eigentlich auf 14900 Reiter, und 47769 Mann Fußvolf, also auf 62669 Köpfe. Dieser große Heer führte nicht mehr als 40 Stück Geschütz. Fortleder, B. I. Buch 3. Cap. 19. Hierbey ist die Kriegsmacht des Röm. Kdnig Ferdinands und des Herzogs Moritz noch nicht in Anschlag gebracht.

des Kaisers bekamen die Vereinigten theils zu spät, theils zu unzuverlässiger Nachsicht; sie schoben daher ihren Entschluß, sich bei Laugingen an der Donau festzusetzen, noch einen Tag auf. Schärtlin ärgerte sich darüber so sehr, daß er, auf seinem Rückmarsch nach Augsburg, die Besatzung von Laugingen an sich zog, und nie wieder ins Lager der Protestanten zurückkam. Der Kaiser zog hingegen von der Unentschlossenheit seiner Feinde den Vortheil, daß er sich zum Herrn der Donau machte, daß er über den Brenzfluß ging, bei Suntheim sich lagerte, und nun der nur drei Meilen davon gelegenen Stadt Ulm mit einer Belagerung drohete, um die Bundesverwandten aus ihrem vortheilhaften Lager bei Nördlingen herauszulocken. Diese hatten sich aber indessen schon bis nach Siengen gezogen, welches oberhalb Suntheim gleichfalls an der Brenz liegt. Beide Heere schied jetzt also weiter nichts als der Fluß. Kaum waren die schmalcaldischen Bundesgenossen in dieses Lager eingedrückt, so bemerkten sie auf einer benachbarten Anhöhe den Kaiser, der nebst seinen vornehmsten Feldherren, unter einer Bedeckung von Reitern, Rumschafft einziehen wollte. Der Brenzfluß war zum Durchreiten zu tief, und in der ganzen umliegenden Gegend gab es zum Uebersehn nur eine einzige Brücke. Wie leicht hätte also der Kaiser mit seinem Gefolge hier nicht eingeschlossen werden können! Auch fiel dies den Vereinigten wirklich ein; sie versahen es aber, wie gewöhnlich, in der Ausführung. Der Eurfürst rückte zwar mit einem Theile des Heeres bald genug heran; er wartete aber am Fuße des Berges auf den Landgraf von Hessen, der ihm nachfolgen sollte, zu lange, und der Kaiser, den er mit seiner Mannschaft so ganz ohne Mühe und Gefahr einschließen konnte, bekam hierdurch Zeit, dem gefährlichen Anschläge zu entgehen. Die Vereinigten hatten indessen doch die Vorsicht gebraucht, die Stadt Ulm mit dreitausend Schweizern und funfzehnhundert Fußknechten in der Beschränktheit zu besetzen. Der Kaiser mußte daher seinen Plan auf diesen Ort aufgeben. Dagegen lockte er am folgenden Tage die Vereinigten in einen mit Mannschaft besetzten Wald, worüber ein hitziges Gefecht entstand. Man brauchte bereits das schwere Geschütz; es erfolgte aber demungeachtet kein Haupttreffen. Der Kaiser versuchte hierauf auch einen Ueberfall des protestantischen Lagers. Er schickte den Herzog von Alba mit der auserlesenen Mannschaft seines Heeres voraus. Er selbst folgte ihm auf den Fuß nach. Der Anschlag war jedoch den Protestanten verrathen worden; und diese konnten daher zur Gegenwehre zeitig und nachdrücklich Anstalten machen. Sie bekamen auch hernach wieder eine schöne Gelegenheit, über den Kaiser wichtige Vortheile zu erhalten. Mangel an Lebensmitteln, von beständigen Herbstregen begleitet, erzeugten im kaiserlichen Lager ansteckende und tödtliche Krankheiten; die italienische Mannschaft, des deutschen Herbstes ungewöhnt, ging zum Theil wieder nach Hause; der Kaiser besorgte, daß man ihm die Zufuhr von Lebensmitteln sperren möchte. Also sowohl Mangel an Kriegsvolk, als an Bedürfnissen, nöthigten den Kaiser, sein altes Lager zwischen Laugingen und Dillingen wieder zu beziehen. Während der Zeit hätten ihn die Protestanten, ihrer Ueberlegenheit wegen, kühnlich angreifen können; aber sie ließen auch diesen günstigen Zeitpunkt unbenuzt, und sie bekamen bald darauf Ursache, die Folgen ihrer Nachlässigkeit lebhaft zu fühlen. Der Kaiser, der sich nun wieder in seinem wohlverschanzten, mit allen Bedürfnissen reichlich versehenen Lager befand,

that ihnen durch Ausfälle und Streifereien so vielen Schaden, und ließ ihnen durch seine leichte Reiteren die Zufuhre von Lebensmitteln so erschweren, daß sie einst in fünf Tagen kein Brodt in ihrem Lager hatten.

Die Protestan-
tanten suchten
um Frieden
nach.

18. Zu dieser schlimmen Lage der Protestanten gefellten sich aber noch andre Umstände, die ihren Muth gewaltig niederzuschlugen. In Ansehung der Unterstützung, die sie von Frankreich und England erwartet hatten, sahen sie ihre Hoffnung gewaltig getäuscht. Man schickte ihnen weder Kriegsvolk noch Geld, und an dem letztern war ihnen doch so sehr viel gelegen! Aber selbst einige Mitglieder des schmalcaldischen Bundes, als die Herzoge von Lüneburg und Pommern, und der König von Dänemark, entzogen ihnen ihre Hülfe. Die niederländischen Reichsstände zeigten sich überhaupt nicht sehr thätig. Hierzu kam nun noch die schlimme Jahreszeit, die sie alle Mäßigkeiten des Feldzugs ungleich stärker wie sonst empfinden ließ. Unter diesen Umständen war es also sehr natürlich, daß sich die Vereinigten nach einem ruhigeren Leben sehnnten. Dies konnte ihnen aber bloß ein entscheidendes Treffen, Bezeichnung sicherer Winterquartiere, oder ein Frieden, und Waffensstillstand gewähren. Reiflichere Berathschlagungen empfahlen den letztern am meisten. Zur Ausführung dieses Entschlusses wählte man folgenden Weg. Im Lager des Kaisers befand sich der Markgraf Johann, der Bruder des Churfürsten von Brandenburg. Dies bewirkte, daß ein gewisser Edelmann, Adam von Trott im kaiserlichen Lager freien Eingang genoß. Durch diesen ließ man nun den Markgrafen Johann bitten, im Namen der schmalcaldischen Bundesverwandten bey dem Kaiser auf einen billigen Friedensvergleich anzutragen. Allein der Kaiser, der ihre Lage sehr gut kannte, machte die harte Bedingung, daß sich der Churfürst und der Landgraf, sowohl in Ansehung ihrer Personen, als ihrer Länder seiner Gnade übergeben müßten. In einem solchen Tone mußten nun zwen der mächtigsten Reichsfürsten, die sich an der Spitze von siebzigtausend Mann befanden, mit sich reedem lassen!

Warum die
schmalcaldisch-
Bundesgenossen
so wenig
ausrichteten.

19. Unstreitig haben mehrere Ursachen den traurigen Erfolg dieser Unternehmung bewirken helfen. Eine der vornehmsten unter denselben aber war die allzu geringe Uebereinstimmung, die zwischen den Gesinnungen der Oberhäupter stattfand, war die Eifersucht, die bey mehreren an Gewalt einander gleichen oder ähnlichen Oberanführern gewöhnlich einzutreten pflegt. Manchmal verwarf wol der eine von den beiden Bundeshäuptern einen sonst sehr heilsamen Anschlag bloß deswegen, weil er von dem andern herrührte. Kurz, die ganze Unternehmung wurde von keinem gemeinschaftlichen Geiste bezeit! Ob nun aber der Mangel desselben etwa noch in geheimen Absichten des einen von den beiden Bundeshäuptern seinen Grund hatte, das ist eine Frage, die sich leichter thun, als mit Zuverlässigkeit beantworten läßt. Dürfte man der Erzählung eines Ragenbergers trauen, so hatte sich der Landgraf mit dem Kaiser in ein verrätherisches Verständniß eingelassen, so hatte er mit dem Kaiser von Eröffnung des Feldzuges an geheime Unterhandlungen geführt, so hatte er einen Separatfrieden von ihm zu erhalten gesucht, so hatte er sich sogar gegen ihn zur Aufopferung des Churfürsten erboten, so hatte er deswegen alle entscheidende Unternehmungen verhindert, so hatte er alle beschlossene Bewegungen dem Kaiser wol gar verrathen. Wenn man nun freylich seinen Schwiegersohn, den Herzog Merig, dem Kaiser zum Besten ins Feld rücken sieht, so möchte

nöchte man es nicht so ganz unwahrscheinlich finden, daß Philipp mit seinen Entwürfen befinde, daß er in die Ausführung derselben heimlich verwickelt gewesen seyn könnte. Wenigstens war dies so ziemlich allgemeine Volksfage; wenigstens gab sich Schärstin gar keine Mühe, diese Volksfage zu widerlegen; er erzählte vielmehr selbst manches, was den auf den Landgrafen geworfenen Verdacht bestätigen konnte. Auch selbst der Kaiser ließ sich in der Folge einige Winke entfallen, die zu beweisen schienen, daß zwischen ihm und dem Landgrafen etwas vorgefallen seyn müßte. So ganz ausgemacht ist also das Gegentheil von diesen Behauptungen doch noch immer nicht. Vielleicht hatte es den Landgrafen gleich anfangs gereut, sich in den Krieg gegen den Kaiser so weit eingelassen zu haben. Vielleicht suchte er es wenigstens zu verhindern, daß die Feindseligkeiten gegen denselben nicht gerade von ihm geleitet werden möchten; vielleicht dachte er bereits auf den künftigen Vergleich. Und wie leicht konnte da nicht der Herzog Moriz zu dieser Stimmung seiner Gesinnungen das Seine beigetragen haben? Daß sowol Er als der Churfürst den Krieg in Oberdeutschland zu erhalten suchten, um ihn desto länger von ihren eignen Ländern zu entfernen; das mag zur Langsamkeit und Zuchtbarkeit ihrer Bewegungen allerdings etwas beigetragen haben; wenn sie aber so manche schöne Gelegenheit, ein schleuniges Ende des Kriegs zu befördern, nur deswegen unbenußt gelassen hätten, um ihn desto länger in Oberdeutschland zu erhalten, so müßten sie in der That den Verstand verlohren haben. Aber der Churfürst und der Landgraf fühlten es gar zu lebhaft, daß sie bei diesem Kriege sehr viel wagten, daß ihre Ehre, ihre Länder, ihre Freiheit, ja sogar ihr Leben sich in Gefahr befand ¹⁾. Jede Unternehmung schien ihnen daher ein Wagniß. Eben daher überlegten sie auch immer, was ohne Gefahr gethan werden könne! und darüber geschah natürlich nichts Großes. Oft mag endlich auch die Vielheit der Rathgeber, die Nothwendigkeit, sich nach so vielen Köpfen zu richten, der Eigensinn, die Unzufriedenheit, und das daraus entspringende Mißtrauen mehrerer unter diesen Köpfen, die nicht immer befriedigt werden konnten, die Unentslossenheit und Planlosigkeit erzeugt haben. Denkt man sich hierzu noch den immer größer werdenden Geldmangel, so mußten die Oberhäupter ganz natürlich den Wunsch empfinden, in ihre Länder zurückzukehren. Diesem Wunsch gab aber noch eine Ursache von einer ganz andern Art größere Lebhaftigkeit.

20. Von dem Ausgange des Kriegs, den die schmalkaldischen Bundege-
nossen gegen den Kaiser führten, konnte kein deutscher Reichsfürst leicht weniger gleichgültig seyn, als der Herzog Moriz von Sachsen. Diejenigen, die an der Spitze desselben standen, waren sein Schwiegervater und sein Vetter. Demungeachtet leistete er ihnen bei ihrer Unternehmung nicht die geringste Hülfe. Unstreitig ein Beweis, daß er an dem glücklichen Erfolg derselben zweifelte, daß er wenigstens keinen Vortheil dabey zu finden glaubte ¹⁾. Wenn er aber, wie es sehr wahrschein-
lich

Moriz ver-
bündet sich
heimlich mit
dem Kaiser.

e) Als Schärstin bey Ingolstadt vom Landgrafen mit Privat abgehalten wurde anzukreischen, soll dieser zu ihm gesagt haben: er müßte wissen, daß Er Land und Leute zu verlieren habe; und ich, verlorste Schärstin, Dürtenbach!

f) Dies beweiset auch die Mühe, die er nebst dem Churfürsten von Brandenburg anwanderte, den Churfürsten und den Landgrafen von ihrer Unternehmung abzuhalten. Beide ließen ihnen noch vor ihrer Ausrückung vorstellen, daß sie,

sich ist, einen für die Vereinigten unglücklichen Ausgang dieses Krieges befürchtete, so mußte er sich auch sehr leicht den Fall denken, daß der Kaiser seinen Schwiegervater und seinen Vetter in die Acht erklären, daß er ihnen den Besitz ihrer Länder abspreschen könnte. Wem sollte alsdenn das Churfürstenthum Sachsen zu Theil werden? Unstreitig hatte in dem Falle niemand ein größeres Recht zu demselben, als er selbst. Da also der Churfürst, sein Vetter, doch einmal eine höchst gefährliche Unternehmung wagte, so rief ihm freilich die Klugheit, sich dem Urtheile an derselben nicht nur zu entziehen, sondern auch das seinem Hause gehörende Land an keinen Fremden zu überlassen. Mit seinem Vetter stand er endlich nicht im freundschaftlichsten Verhältnisse, und für den Kaiser hegte er vielmehr die eifrigste Hochachtung. Gerade dieser Umstand wurde vielleicht von den kaiserlichen Ministern, oder von dem Kaiser selbst benutzt, ihn zu einer Verbindung wider seinen Vetter zu bereben. Dies am 19. Jun. Bündniß wurde auch wirklich unmittelbar vor dem Ausbruche des Kriegs zu Regensburg geschlossen ⁹⁾. Der Herzog versicherte nicht nur dem Kaiser alle Treue und allen Gehorsam, sondern auch den Häusern Oestreich und Burgund Ergebenheit, Freundschaft und Beystand. Im Besondern verpflichtete er sich aber, der Entscheidung der Synode zu Trident sich eben so weit zu unterwerfen, als es andre deutsche Fürsten thun würden. Dabey versprach er einstweilen keine weiteren Neuerungen in Religionsachen vorzunehmen, und die in seinen Ländern gelegenen Bisthümer, Stifter und Klöster, bey ihren Rechten, so wie bey ihrem Religionszustande, ungestört zu lassen. Dagegen versattete aber auch der Kaiser, daß die in seinem Gebiete bereits eingezogenen geistlichen Güter gleichfalls in dem bisherigen Stand bleiben möchten; auch übertrug er ihm die Schutzgerechtigkeit über das Erzstift Magdeburg und das Bisthum Halberstadt, die ihm um so wichtiger war, da diese Stifter sich ihren Bischof zwar selbst wählten, aber dabey doch auf eine Person sehen sollten, die dem Herzog anständig wäre, da auch der Bischof dem Herzog in keiner Sache, die dieser zum Besten des Stiftes vornehmen würde, ihm entgegenhandeln sollte. Dies waren nun die Bedingungen des zwischen dem Kaiser und dem Herzog geschlossenen Bündnisses. Mehr brauchte damals nicht bestimmt zu werden, und jeder von beiden verstand das, was er nun von dem andern erwarten durfte, in der größten Deutlichkeit. Sehr wahrscheinlich wurde sogleich der besondre Operationsplan verabredet. Dies beweiset die Folge.

am 21. Jun.
Moricens
Vorbereitung
zur Vertheidi-
gung Churfürst-
thums.

21. Der Herzog erließ nemlich schon zwei Tage nach dem Schlusse dieses Bündnisses ein Ausschreiben an seine Landstände und Vasallen, worin er sie ermahnte,

se, wenn ihnen alle traueten, alle Wohlthätigkeiten zwischen dem Kaiser und den schmaldeckschen Bundesgenossen beizulegen hofften. Die Befehlten, die diese Vorstellung thun sollten, trafen die Vereinigten bereits auf dem Zuge begriffen zu Meinungen an. Die ganze Unterhandlung war jedoch fruchtlos. Schon vorher, und zwar ehe der Herzog Moritz auf den Reichstag ging, lud der Churfürst, wie uns Arnolt, sein Geschichtschreiber, versichert, den Herzog zu sich ein, erinnerte ihn an die Wohlthaten

und an die Freundschaft, die er ihm und seinem Vater erwiesen hätte, und bat ihn, sein Land indeß in Schutz zu nehmen; Moritz bestand aber darauf, daß er an der ganzen Sache überhaupt keinen Antheil nehmen wollte. — Sollte Johann Friedrich Moricens damals wirklich noch so viel getrauet haben? v. Brauns, schaf. Gesch. Th. VI. S. 78: 81.

9) Es befindet sich in Heuteri rer. Austriae. L. XII. c. 6.

maßte, sich zu Ross und zu Fuß aufs stärkste in Bereitschaft zu setzen, damit sie ihm auf den erstern weitem Wink, sowol bey Nacht als bey Tag, sogleich zuziehen könnten *). Einige Wochen darauf berief er die landstände nach Chemnitz zusammen, wo er ihnen die um diese Zeit erklärten Absichten und Rüstungen des Kaisers gegen den Churfürsten und den landgrafen meldete, und ihr Gutachten über die Maassregeln verlangte, die er bey diesen bedenklichen Zeitläuften zu nehmen hätte. Die Stände, die ohne Zweifel schon darauf vorbereitet waren, riefen ihm, daß er vor allen Dingen den Kaiser ohne Umschweife fragen sollte, ob seine Anschläge gegen die Religion gerichtet wären? Würde der Kaiser erklären, daß er diese ungekränkt lassen wollte, so sollte er alsdenn versuchen, ob er ihn mit dem Churfürsten wieder ausöhnen könnte; würde aber dieser Versuch misslingen, so sollte er sich zwar vor der Hand ruhig verhalten, aber zur Vertheidigung des landes dennoch Mannschaft anwerben, weil sich alle Fälle doch nicht voraussehen ließen, und weil er dem Kaiser, die Religion ausgenommen, in allem gehorchen müsse. Dies Gutachten mußte dem Herzog viel Vergütungen machen. Es bürgte ihm nemlich nicht allein für den Verfall, sondern auch für die Unterstützung seiner Stände, die er um so nöthiger brauchte, da er befürchten mußte, daß die gehässige Seite seiner Unternehmung den größern Theil seiner eignen Unterthanen empören, und das allgemeine Volksgeschrey erregen würde. Das letzte mußte er um so eher befürchten, da seine Geistlichen gleichsam schon das Zeichen dazu gegeben hatten; da es ihnen viele Ueberwindung kostete, die Kaiser in ihren Predigten nicht von der schlimmsten Seite zu schildern *). Es kam ihm aber alles darauf an, das Gehässige seiner Unternehmung so sehr als möglich zu verbergen. Den Plan hierzu machte er mit der schlauesten Klugheit. Er ließ sich, sobald seine Rüstungen so ziemlich vollendet waren, von dem Kaiser die Vollziehung der Aicht gegen den Churfürsten auftragen. Dadurch gab er sich das Ansehn, als ob er sich diesem Auftrag blos deswegen unterzöge, um dem sonst unvermeidlichen Untergang des Churfürsten, um dem unabwendbaren Ruin seines landes zuvorzukommen. Eben deswegen verschob er auch wohlbedachtlich den Ausbruch so lange, bis der König Ferdinand dem Ansehn nach im Vergriffe stand, von Böhmen aus in das Churfürstenthum einzubringen. Ferdinand ließ ihm seinen Einsall durch eigne Gesandten verkündigen, und that ihm zu gleicher Zeit das Anerbieten, er wolle auf den Fall, daß er zur Vollziehung der kaiserlichen Aicht gegen den Churfürsten ernstliche Anstalten machen würde, sein Kriegsvolk wieder zurückziehen. Moriz soll hierauf selbst nach Böhmen gereist seyn, um mit Ferdinanden deswegen in Unterhandlungen zu treten, soll, da er auf dieser Reise einen Theil der Mannschaft Ferdinands in Sachsen schon eingedrungen fand, den Entschluß der Ausführung gefaßt haben. Das ganze Spiel war also höchst wahrscheinlich verabredet. Moriz leitete aber demungeachtet die Sache noch so ein, daß ihn seine landstände zu der Unternehmung, die er im Sinne hatte, noch besonders auf,

b) S. Churf. gränzlische Verantwortung des unumschüßlichen Vormundschaftsrechts u. der verwittibten Fürstin Eleonore von Mansfeld u. Dresden, 1719. (in den Beyl. Nr. 230).

i) Plant, S. 342.

am 2. Oct.

auffordern mußten). Auf einem landtage zu Freyberg stellte er ihnen vor; der Churfürst und der landgraf hätten seine Vermittlung zu seinem großen Bedauern nicht nur ausgeschlagen, sondern der Kaiser hätte auch zu seinem noch lebhaftern Mißvergnügen ihm die Vollziehung der Acht gegen den Churfürsten, und die Besetzung seiner länder, anbefohlen. Da er nun, ihrem vorigen Gutachten zufolge, dem Churfürsten die verlangte Hülfe gegen den Kaiser unmöglich habe bewilligen können; da er von dem Kaiser die hinlänglichste und bestimmteste Sicherheit wegen der Religion erhalten habe, so müsse er sich wenigstens parteylos verhalten, und es würde ihm sehr unangenehm seyn, wenn er etwa genöthigt wäre, die Unterdrückung des Churfürsten befördern zu helfen. Das letzte wünschte er nun zwar von ganzem Herzen zu vermeiden; es wäre aber ein Umstand hinzugekommen, der den Entschluß, zu dem ihn seine Neigung bestimmte, vielleicht höchst verderblich machen könnte. Der König Ferdinand rüfte sich nemlich gleichfalls zu einem Einfall in das land des Churfürsten, und sein Kriegsvolk wäre von Böhmen her bereits über die sächsische Grenze gerückt. Das vertheidigungslose Churfürstenthum würde also ganz gewiß, noch ehe der Churfürst zu dessen Rettung herbeieilen könnte, eine Beute der Böhmen und des römischen Königs werden. Dies könnte ihm aber um so weniger gleichgültig seyn, da dieser Theil des sächsischen landes von dem seinigen beynahe eingeschlossen sey, und da er auf jenen die gegründesten Rechte und Ansprüche habe. Die landstände theilten ihm auf seinen Vortrag den sehr natürlichen Rath, daß er den Böhmen zuvorzukommen, und das Churfürstenthum selbst besetzen sollte. Er würde hierdurch den Befehlen des Kaisers nicht nur scheinbar gemüthlich, und die befürchtete Gefahr der neuen Nachbarschaft Ferdinands am sichersten abwenden, er würde auch dadurch für den Churfürsten am besten sorgen, der sich nach seiner Ausöhnung mit dem Kaiser mit ihm am leichtesten vergleichen könne. Sie setzten nemlich bey dem letztern voraus, daß der Churfürst zu dieser Besetzung seines landes durch Morizen seine Einwilligung geben müßte, und sie übernahmen es selbst, deswegen mit dem Churfürsten und dem landgrafen in Unterhandlungen zu treten. Die beiden Fürsten erkannten aber über ihren Vorschlag nicht wenig; denn ob sie gleich in demselben keinen eigentlichen Grund finden konnten, eine vorausbeschlossene Treulosigkeit von Seiten des Herzogs zu befürchten, so enthielt er doch auf alle Fälle sehr viel Unsicherheit. Moriz und seine landstände hüteten sich nemlich wohl bedächtig, es deutlich herauszusagen, daß sie das Churfürstenthum nur einstweilen in Verwahrung nehmen, daß sie es nach geendigtem Kriege wieder herausgeben wollten. Der Herzog schrieb nicht einmal an den Churfürsten selbst, sondern an seinen Schwiegervater, und er gab diesem nur die Versicherung, die er auch dem Prinzen Johann Wilhelm erteilte, daß er sich gegen seinen Vetter und dessen Kinder, sobald jener mit dem Kaiser wieder ausgeöhnt seyn würde, nach Recht und Billigkeit betragen würde. Die landschaft stellte in ihrem Schreiben vor: wenn der Churfürst durch den Herzog sein land besetzen ließe, so könnte er es von demselben doch immer leichter wiederbekommen, als von einem Fremden. Diese Gründe vermochten aber den Churfürsten von der Vortheilhaftigkeit des gethanen Antrages gar nicht zu überzeugen. Er wurde vielmehr von ihm verworfen. Zugleich

gleich ermahnte er sowol seine Unterthanen, als seinen Prinzen Johann Wilhelm möglichst dringend, sich dem Herzog mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte zu widersetzen. Auch der Landgraf mißbilligte den Vorschlag so sehr, daß er, im Namen des ganzen Bundes, die Herzoge von Lüneburg und von Pommern, die Fürsten von Anhalt, und die Städte Braunschweig, Bremen, Hamburg, Hannovers und Goslar aufbot, dem Churfürstenthum Sachsen schleunige Hülfe zu schicken, um es gegen den von Ferdinand und Moriz gedroheten Einfall zu decken.

22. Unter solchen Umständen konnte Moriz nicht anders als für erklärten Feind in Sachsen eindringen; dabei maß er jedoch noch jeden seiner Schritte mit eben so viel Vorsicht als verstellter Mäßigung ab. Er ließ, ehe er sich wirklich in Bewegung setzte, noch einen vollen Monat verstreichen. Während der Zeit mußte ja der Ausgang des Kriegs in Oberdeutschland entschieden werden. Da sich nun dieser so offenbar für den Kaiser erklärte, und da das ganze Benehmen der Vereinigten in diesem Feldzuge noch viel offener zeigte, daß sie nächstens unterliegen würden, so durfte Moriz wegen des Erfolgs seiner Unternehmung nun auch nicht mehr besorgt seyn. Jetzt wagte er sie also. Der Widerstand der meisten Dörter, die er besetzen wollte, machte ihn so ärgerlich, daß er sich dadurch zu einigen Gewaltthatigkeiten verleiten ließ, die seiner Unternehmung nur noch ein verhaßteres Ansehn gaben. Zuerst belagerte er die Stadt Zwickau, die sich ihm nach vier Tagen ergab. Ihn am 2. Nov. dem Beispiele folgten die Städte Schneeberg, Altenburg und Torgau. Zu Wittenberg, das nun eben das Schicksal befürchtete, wurden die Studenten zur einstweiligen Verlassung der Stadt aufgefordert, wurden die Vorstädte abgebrannt. Es erfolgte aber keine eigentliche Belagerung, sondern nur eine Einschließung und Verrennung, bey welcher Moriz von ungrifflchen Streichern unterstützt wurde¹⁾. Da nun die Stadt sich so geschwinde nicht ergeben wollte, so zog der Herzog weiter. Auf diesem Rückzuge aber erlaubte er seinen Kriegsheuten, einige benachbarte Dörfer abzubrennen. Eben das Unglück soll auch einige Städtchen betroffen haben. Von Wittenberg zog Moriz vor Halle, welches gar keinen Widerstand wagte. Der Graf Johann Georg von Mansfeld besetzte die Stadt Weimar. So sah Herzog am 19. Dec. Moriz des Churfürsten ganzes Land, die Stadt Wittenberg und Gotha ausgenommen, in kurzer Zeit in seiner Gewalt²⁾. Dabei mußte er nun in den Manifesten, die er während der Zeit ausgehen ließ, in der öffentlichen Vertheidigungsschrift, wodurch er das bereits allgemein gegen ihn erhobene Geschrey der ganzen Partei zu widerlegen suchte, selbst in dem Absagebrief, den er an den Churfürsten und seinen im Lande zurückgelassenen Prinzen schickte, noch immer sehr gut den Schein zu erhalten, als ob er zu seiner Unternehmung gezwungen, als ob er selbst durch seine Sorge für das Beste des Churfürsten dazu gezwungen worden wäre³⁾. Dem letztern gab er noch einmal die Versicherung, daß er, sogleich nach seiner Ausöhnung mit dem Kaiser, mit ihm und mit seinen Obhnen selbst, oder durch ihre Länd-

Moriz
nimmt Jo-
hann Krie-
richs Land in
Besitz.

am 2. Nov.

vom 18 - 22.

am 19. Dec.

D 2

stände,

1) Die Obhnen, die von Ferdinand gezwungen, hatten in Sachsen eindringen müssen, gesteuert sich bald wider, um nach ihrem Vaterlande zurückzukehren; Ferdinands Husaren und

ihre Truppen vereinigen sich aber mit Moriz's Kriegsvolk. Zöberlin, S. 134.

m) v. Braun, V, 624.

n) Fortlieder, D. III, C. 41.

stände, in Unterhandlungen treten wolle *). Einen solchen Anstrich der Rechtschaffenheit wußte der schlaue Moriz seinem gewiß nicht von vetterlichen Gefinnungen, sondern von Eigennutz entworfenen Plane zu geben!

Das schmals
katholische Heer
erkennt sich.

am 27. Oct.

23. Auch der Churfürst ahndete sogleich Eigennutz in seiner Unternehmung; denn kaum hatte er in Oberdeutschland von derselben Nachricht bekommen, als er es den Augenblick als bewiesen voraussetzte, daß Moriz den Besitz seines Landes an sich zu reißen suche, als er ihn für seinen ausgemachten Feind erklärte, als er den Bestand aller Bundesgenossen mit einem Eifer gegen ihn aufforderte, der die äußerste Erbitterung unter dem Scheine der ängstlichsten Furcht durchblicken ließ, als er ihn schon jetzt des schändlichsten Hochverraths an der Religion und an der Partey, und des treulossten Abfalls sowohl von dieser als jener beschuldigte. Ganz gewiß herrschte in Johann Friedrichs Seele seit der Zeit die lebhafteste Unruhe, denn die bloße Vorstellung, daß Moriz in seiner Abwesenheit nur einen Fuß breit von seinem Lande besetzen könnte, ängstigte ihn zuverlässig mehr, als die Furcht vor dem Unter gange, den der Kaiser über ihn zu verhängen im Stande war. Wahrscheinlich mag diese Unruhe auf den kraftlosen und schwankenden Gang des vereinigten Heeres in Oberdeutschland, wenigstens in dem letzten Monate des Feldzuges, einigen Einfluß gehabt haben. So viel ist wenigstens entschieden, daß sie an der Hastigteit, womit man den Feldzug in diesen Gegenden schloß, den unsehligen Antheil hatte. Sobald Johann Friedrich Morizens wirklichen Einfall in seine Länder erfahrend hatte, so war es unmöglich, ihn länger aufzuhalten. Nun gab er seine Einwilligung zu dem unmännlichen Vorschlag, der im Kriegsrathe der verbundenen Stände gemacht wurde, den Kaiser um Frieden zu bitten; nun betrieb er wahrcheinlich selbst den schönen Entschluß, den man nach dem Mißlingen jenes Vorschlags zu Giengen faßte, Oberdeutschland dem Kaiser aufzuopfern, und den größten Theil des Heeres zur Wiedereroberung des Churfürstenthums zu brauchen. Man beschloß nemlich in Oberdeutschland nur ein Winterlager von achtausend Mann Fußvolk und tausend Reitern, unter Anführung des Herrn von Hendeck, und auf Kosten des Herzogs von Württemberg und der oberländischen Städte, zurückzulassen; alle übrige Mannschaft des vereinigten Heeres sollte nach Sachsen ziehen, dem Churfürsten sein Land wieder erobern zu helfen. Die sämtlichen Bundesländer hielten sich zu dieser Hülfsleistung verbunden. Die niederländischen Städte sollten sie durch ansehnliche Geldsummen unterstützen; die Herzoge von Pommern und von Lüneburg, imgleichen die Fürsten von Anhalt, und die Grafen von Mansfeld, sollten zur Lieferung ihres Beibehaltungsgeldes gleichfalls aufgefordert werden. Der Landgraf erbot sich freiwillig zum Bestand; nur erwartete er vom Herzog Ulrich Geldunterstützung.

am 23. Nov. Nach dieser Verabredung setzte sich das bey Giengen versammelte Bundesheer in Bewegung. Der Kaiser beobachtete zwar ihren Rückzug; er ließ jedoch sein Fußvolk zu spät herbeikommen. Der Churfürst und der Landgraf, die sich mit einer

*) Noch einige Wochen vor seinem Einfall beklagte sich Moriz gegen den Churfürsten und den Landgrafen in einem Briefe, daß ihn gottlose Leute beschuldigten, er strebe nach dem Ver-

stöße der Länder seines Vatters, da doch sein Herz nie daran gedacht habe. Das heißt doch Verräthel! Horvicker, C. 38.

Schwachen Mannschaft *) im Brenzthale auf einem Berge gesetzt hatten, gewannen hierdurch Zeit, zu ihrem bey Heidenheim gelagerten Heere zu stoßen. Daß sie aber der Kaiser auf ihrem Rückzuge nicht weiter hinderte, das bewirkte eine strenge Kälte, die ihn bewog, sein Heer einige Tage ausruhen zu lassen; denn erst nach Verfließung derselben, schickte er den Grafen von Büren mit dem niederländischen Kriegsvolk ab, um sowohl dem Churfürsten von Sachsen den nächsten Weg nach seinem Lande zu versperren, als auch das Bundesheer von der Beziehung der Winterquartiere in dem reichen Franken abzuhalten. Der Churfürst hatte indessen die catholische Stadt Schwäbisch-Gmünd mit Gewalt besetzt, und eine starke Brandschatzung erpreßt; er hatte auf eben die Art das Gebiet des Deutschmeisters und der Grafen von Hohenloß behandelt, und sich endlich bey Neckersulm gelagert. Weil ihm nun der Graf von Büren den nächsten Weg durch Franken versperrete, so unterhandelte er mit dem Churfürsten von der Pfalz wegen des Durchzuges durch sein Land. Dieser gestattete ihm denselben, und nun ging er durch die Bergstraße nach Frankfurt, wo er sich neuntausend Soldatzen zahlte. Dabei vergaß er am 12. Jan. 1547 sich von einigen benachbarten geistlichen Herren sehr beträchtliche Summen entrichten zu lassen. Unter andern trug es dem Churfürsten von Mainz vierzigtausend, und dem Abt von Fulda dreßsigtausend Thaler †). So kehrte er, nach einer Abwesenheit von sechs Monaten, wieder in sein Land zurück †).

24. Eine größere Freude mochte Johann Friedrich wol lange nicht empfinden haben. Er sah sich jetzt in dem Zustand, sein Land mit leichter Mühe wieder zu erobern; er rechnete ohne Zweifel schon darauf, seinem Vetter Moriz das seinige noch überdies wegzunehmen. Zwar hatte der Landgraf, der noch vor dem Churfürsten in seinem Lande angekommen war, einen Versuch gemacht, die beiden Vettern wieder mit einander auszusöhnen; sein Versuch mißlang jedoch, weil Moriz standhaft erklärte, daß er ohne Bewilligung des Kaisers seinen Frieden schließen könne. Diese abzuwarten, fühlte sich aber der Churfürst nicht geneigt. Er wünschte sein Land möglichst bald wieder zu erobern. Dies hatte indessen doch die Folge, daß der Landgraf seinem Kriegsvolke den Befehl schickte, sich von dem Heere des Churfürsten zu trennen. Johann Friedrich rückte nun mit seiner Mannschaft, die durch Fußvolk, das ein Herr von Neckeroß aus Frankreich mitgebracht hatte, verstärkt worden war, in Thüringen ein. Nach seiner Ankunft daselbst ließ er ein Manifest ausgehen, worin er den Landständen des Herzogs Moriz die Antwort, die er ihnen auf ihr Schreiben schuldig war, in sehr bittern Ausdrücken gab, worin er ihnen sehr lebhaft Vorwürfe machte †). Er beschuldigte sie unter andern, daß sie nicht nur schon ehemals dem Herzog Georg wider seinen Bruder Heinrich verßet, sondern daß sie seitdem beständig daran gearbeitet hätten, zwischen dem Ernestinischen und dem Albertinischen Hause Mißverständnisse zu unterhalten. Dabei drohete er ihnen mit einer scharfen Ahndung desjenigen, was sie gegen ihn verübt hätten. Die Ausführung seiner Drohung wurde ihm um so leichter, da sein Anzug

D 3

dem

*) Mit 10 Schwadronen, etwa 3 — 500
Schützen, und wenigen Kanonen. Hörtleder,
D. III, C. 50.

†) Müllers schaff. Annalen, S. 106.

†) Häberlin und Pfanz.

§) Hörtleder, D. II, S. 520. Man ver-
gleichs Häberlin, S. 136 — 140.

1546
am 26. Dec.

1547 im Jan.

dem Herzog Moriz ganz unerwartet kam. Dieser hatte darauf gerechnet, des Churfürsten Mannschaft würde durch die ausgestandenen Mühseligkeiten des Feldzuges zu einer Unternehmung, und zwar zu einer Winterunternehmung, ganz unfähig geworden seyn. Er hatte daher sein Kriegsvolk nicht nur in die Winterquartiere zerstreut, sondern einen Theil desselben völlig verabschiedet. Wäre es aber auch noch völlig benutzbar gewesen, so hätte es dem ungleich stärkern Heere des Churfürsten doch keinen langen Widerstand thun können. Johann Friedrich nahm also sein Land ohne viele Mühe wieder in Besiz. Bey Weimar hatte er fast den Grafen Hans Georg von Mansfeld, der dem Herzog Moriz bey der Besetzung Thüringens die größten Dienste geleistet hatte, überrascht. Von da rückte er vor Heldrungen, das sich schon am folgenden Tage ergab. Die Eroberung seiner eignen Städte beschäftigte ihn überhaupt nicht lange. Aber er wollte das Seinige nicht nur wie der erobern, sondern auch den Herzog Moriz und dessen Landstände seinen ganzen Unwillen fühlen lassen. Er besetzte daher Sangerhausen, Weissenfels, und andere Orter, die Morizen gehörten. Von da rückte er nach Halle, das er gleichfalls zur Uebergabe nöthigte. Der Erzbischof Johann Albrecht mußte ihm nun die Unterthanen der beiden der Stifter Magdeburg und Halberstadt huldigen lassen. Zu Halle hielt er übrigens nicht die nachahmungswürdigste Mannszucht. Er erlaubte nemlich seinem Kriegsvolk die Klöster zu plündern, und mit den Mönchen, die ihm in die Hände fielen, sogenannte Gastnachtspöke zu treiben. Mit einem alten päpstlichen gesinnten Bürger, Caspar Duerhammer, der wider luthern geschrieben, und von der protestantischen Lehre in sehr beleidigenden Ausdrücken geredet hatte, wurde sogar eine Passionsgeschichte gespielt. Johann Friedrich selbst ließ indessen Kelche, Monstranzen und andres dergleichen Kirchengeschätze in großer Menge zusammenpacken, und nach Eisleben schaffen, wo es sich zum Theil in Geldstücke verwandelte¹⁾. Von Halle wendete sich der Churfürst nach Leipzig. Hier fand er aber schon ernstlichere Anstalten zur Gegenwehre; er fand bereits die Vorstädte abgebrannt, und die Stadt mit einer hinlänglichen Besatzung versehen²⁾. Es kostete eine Belagerung, die drey Wochen währte, ohne daß sie den Belagerten eben sehr beträchtlichen Schaden gethan hatte. Der Churfürst zog nun wieder ab. Er hätte, wie man glaubt, Leipzig wol erobern können, wenn es ihm oder seinen Befehlshabern wahrer Ernst gewesen wäre; wenn einige derselben, die ihre Vaarschaften nach Leipzig gebracht hätten, sie der Gefahr der Plünderung nicht hätten entziehen wollen³⁾. Indessen konnte auch schon die strenge Jahreszeit zur Aufhebung der Belagerung ermuntern. Da der Herzog Moriz mit dem Kriegsvolke, das er in Bereitschaft hatte, sich dem Churfürsten nicht entgegenstellen konnte, so kostete es demselben keine große Mühe, in der Besetzung des Landes seines Verräthers so eifrig fortzugehn, daß demselben, außer Dresden und Leipzig, fast nichts mehr übrig blieb.

Frankfurt
unterwirft
sich dem Kai-
ser.

25. Johann Friedrichs Blick war jedoch höchst trügerisch. Der Kaiser hatte sich indessen in Oberdeutschland in eine Lage versetzt, die ihm seine ganze Macht, oder

1) Spangenberg's Mansfeld. Chronik, Bl. 452. zusammenbringen konnte, hingeworfen. S. Berlin, S. 141.

2) Moriz hatte einen großen Theil der Mannschaft, die er in der Geschwindigkeit zur

3) Müllers Annalen, S. 106.

oder wenigstens einen großen Theil derselben gegen den Churfürsten zu wenden erlaubte. Er bereitete sich, nach der Trennung des protestantischen Heeres, auf allen Seiten aus. Dem Grafen von Büren, den er dem Churfürsten nachgeschickt hatte, ertheilte er Befehl, sich der Stadt Frankfurt zu bemächtigen. Der Graf näherte sich auch derselben, nachdem er vorher die dem Landgrafen von Hessen gehörende Stadt Darmstadt erobert, und das dasige Schloß abgebrannt hatte. Ein so großer und so wohlbesetzter Ort, wie Frankfurt, war aber, besonders zu der damaligen Zeit, nicht so leicht zu erobern. Noch weniger aber süßte sich sein Kriegsvolk geneigt, den Mühseligkeiten einer solchen Belagerung sich auszusetzen. Schon rüstete sich also der Graf zum Abzug, als ihm ganz unvermuthet einige Abgeordnete der Frankfurter ankündigten, daß sie sich ergeben wollten. Der Graf rückte hierauf mit seiner Mannschaft in die Stadt, und diese schickte nun einige Gesandten zu dem Kaiser nach Heilbrunn, die auf den Knien um Gnade flehen mußten. Die schöne Summe von achtzigtausend Goldgulden schonte sie auch mit dem Kaiser wieder aus. Daß sich aber Frankfurt so schnell zur Unterwerfung entschloß, dazu riefen ihm verschiedene wichtige Gründe. Die Zahl der bisherigen Bundesgenossen verminderte sich immer mehr. Das Heer der Vereinigten hatte sich getrennt. Ulm und andre Städte hatten sich bereits vor dem Kaiser ergeben. Sollte es da Frankfurt wagen, den Kaiser durch längern Widerstand zum höchsten Unwillen zu reizen? Wie leicht hätte er ihm wol gar das Privilegium der beiden Reichsmessen entziehen, wie leicht hätte er es den Städten Mainz und Worms, die ihn bereits darum gebeten hatten, ertheilen können!

26. Alle schmalkaldische Bundesstände in Franken und Schwaben mußten sich nun dem Kaiser unterwerfen. Hatte doch der mächtige Herzog Ulrich von Württemberg sich schon dazu entschließen müssen. Anfangs glaubte er zwar mit seinen sechstausend Mann Landvolk und dreitausend geworbenen Knechten, die er durch das Kriegsvolk, welches die übrigen Bundesstände abtanzten, leicht vermehren konnte, der kaiserlichen Macht noch lange troßen zu können; als er sich aber von allen übrigen Bundesgenossen verlassen sah, als der kaiserliche Vertrab durch das Weinsperger Thal bereits in sein Land rückte, da ließ er seine Mannschaft auseinandergehen, da ergriff er die Gelegenheit zu einem Vergleich, die ihm Granvella anbot, und der Churfürst von der Pfalz unterstützte. Letzter, der, ungeachtet er den Protestanten verschiedene Hülfe geleistet hatte, dem Kaiser dennoch in großer Gnade stand, bemüdete sich, die ganze schmalkaldische Partey auf einmal mit dem Kaiser zu vergleichen. Das schien jedoch Carolin nicht vortheilhaft genug. Unstreitig gewann er mehr, wenn er jedem Mitgliede des schmalkaldischen Bundes allein Bedingungen vorschreiben konnte. Auch durfte er sich zu einem Vergleich nicht einmal sogleich bereitwillig zeigen. Er mußte darum gebeten, recht sehr gebeten werden. Dies ersuhr besonders der Herzog Ulrich. Er mochte sein Schreiben an den Kaiser noch so demüthig einrichten, er mochte das, was er gethan hatte, noch so gut zu rechtfertigen suchen; Carl bestand in seinem harten, mit Vorwürfen angefüllten Schreiben doch immer darauf, daß er sogleich sein ganzes Land dem Kaiser ohne alle weitere Bedingungen übergeben sollte. Dem Gedanken, nicht zu gehorchen, setzte er die Drohung entgegen, daß er ihn und die Seinigen mit Feuer und Schwert

1546

am 21. Dec.

1547

am 9. Jan.

Der Herzog von Württemberg ist in große Noth.

1546

am 12. Dec.

- Schwert verfolgen würde. Zugleich erhielt aber auch die Württembergische Landschaft vom Kaiser den Befehl, sich ihm zu unterwerfen, und den Eid, den sie dem Herzog geleistet hätte, zu vergessen^{m)}. Herzog Ulrich befand sich jetzt in einer traurigen Lage. Er hatte zwar einige seiner vornehmsten Minister dem Kaiser entgegen geschickt, sein ungnädiges Herz durch einen Fußfall zu besänftigen; da diese aber von dem Eindringen der Kaiserlichen ins Weinsperger Thal Nachricht bekamen, so wagten sie es nicht, ihre Reise fortzusetzen. Jetzt zeigte aber der Churfürst von der Pfalz dem Herzog Ulrich den Weg, auf dem er des Kaisers Gnade suchen sollte. Er rief ihm, vor allen Dingen sich um die Gewogenheit des Granvella und des Naves zu bewerben. Ulrich folgte seinem Rath, versprach ihnen zwanzigtausend Goldgulden, und machte dem Sohne des Granvella, dem Bischof von Arras, noch zu einem Geschenke von tausend Kronen Hoffnung. Nun wurde der Ausöhnungsvergleich auf der Stelle eingeleitet. Der Herzog ersuhr aber vorher doch noch manch Unangenehmes. Das Schreiben, das er an den Kaiser abgesendet hatte, war noch immer nicht demüthig genug. Er mußte noch kriechender stehen, daß ihm der Kaiser um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen gnädigst verzeihen, daß er die gegen ihn armen Fürsten und gegen seine Unterthanen gefasste Ungnade fahren lassen, daß er ihn wieder zu Gnaden annehmen möchte. Er mußte zugleich an den Granvella und an den Naves in sehr demüthigen Ausdrücken schreiben. Alles dies aber vermochte ihn doch noch nicht gegen die Befestigung seines Landes zu sichern. Die Besorgniß, was er selbst dabei für ein Schicksal haben würde, bewog ihn,
- am 20. Dec. nach Hohenwiel zu flüchten. In sein verlassenes Land rückten nun die Kaiserlichen zum großen Schrecken der Einwohner ein. Ihre Furcht war aber um so gegründeter, weil die Mannszucht der Spanier und Italiener, durch welche der Kaiser ihr Land besetzen ließ, nicht den besten Ruf hatte. Dies bestätigten auch die unmenschlichen Grausamkeiten, die sie zu Marpach ausübten. Der Herzog von Alba forderte die Städte und Aemter noch einmal zur Unterwerfung auf, und drohete im Weigerungsfalle noch einmal mit Feuer und Schwert. Was konnte unter solchen Umständen der Herzog nun weiter thun, als seinen Unterthanen erlauben, daß sie sich in Zeit und Umstände schicken möchten. Dabei tröstete er sowohl sie als sich freylich mit dem Gedanken, daß die angefangnen Unterhandlungen der Sache bald eine andre Gestalt geben würden. Die Stadt Stuttgart erbot sich hierauf gegen
- am 30. den Herzog von Alba zur Unterwerfung. Dieser ließ sie sogleich besetzen, und die Huldigung einnehmen. Kaum entging sie dem Schicksal, geplündert und abgebrannt zu werden; das Schloß wurde aber dennoch aller seiner Kostbarkeiten beraubt.

Er bequemt
sich zum Heil-
brunner Berg
gleich.

27. Der Ausöhnungsvergleich zwischen dem Kaiser und dem Herzog war indessen so weit vorgerückt, daß er schon am Tage nach der Befestigung Stuttgarbs zur Vollendung kam. Unter allen Bedingungen, mit welchen Ulrich des Kaisers Gnade erkaufen mußte, waren ihm keine unangenehmer, als die drey folgenden: er sollte nemlich sogleich eine Geldstrafe von dreymalhunderttausend Goldgulden erlegen; er sollte die Reichsacht wider den Churfürsten und den Landgrafen nicht ansetzen; er sollte dem Kaiser, zur Versicherung des zu vollziehenden Vergleichs, die

Bestim-

m) Häberlin, S. 26 — 32.

Festungen Hohenasperg, Kirchheim und Echorndorf übergeben. Diese drey Bedingungen kosteten ihm viele Ueberwindung; allein der Kaiser wollte von denselben durchaus nicht abgehen. Er mußte also seinem Unterhändler, dem Churfürsten von der Pfalz, alles überlassen. So wurde noch am letzten Tage dieses Jahrs der berühmte Vergleich zu Heilbrunn geschlossen, den der Herzog Ulrich zu Hohentwiel bestätigte. Seine Gesandten mußten nun, in seinem Namen, auf den Knien liegend, den Kaiser um Verzeihung bitten, und um Gnade flehen; er selbst mußte noch überdies, auf den Fall, daß es seine Gesundheit erlauben würde, persönliche Abbitte versprechen. Herzog Ulrich schrieb nun an den Herzog von Alba, und gab ihm von dem geschlossenen Vergleich Nachricht; dieser blieb ihm aber nicht allein die Antwort schuldig, sondern fuhr in der Besetzung der Städte und Ämter auch noch immer fort. Die Unterthanen wurden von dem spanischen und italienischen Kriegsvolke außerordentlich gedrückt. Der Herzog, den dieses schmerzte, wünschte sie von diesem Joche möglichst geschwinde zu befreien. Er bestrebte sich daher aus allen Kräften, den Heilbrunner Vergleich zu erfüllen. Die ausbedungenen Festungen wurden den Kaiserlichen nicht nur eingeräumt; man hatte auch bereits die Hälfte der versprochenen dreymalshunderttausend Goldgulden ausgezahlt, und es waren Anstalten getroffen, daß die andre Hälfte im folgenden Monat abgetragen werden konnte. Die Landtschaft hatte den Vergleich auch schon bestätigt. Alles dieses aber brachte weiter keine Wirkung hervor, als daß der Kaiser die Wirtemberger wieder an ihren Herzog wies, und dem Herzog von Alba Befehl ertheilte, das Kriegsvolk aus dem Lande abzuführen. Die drey erwähnten Festungen blieben noch immer von Kaiserlichen besetzt, und blieben es noch sechs Jahre hindurch.

28. Wenn aber der Kaiser durch die Besetzung der erwähnten Schloßer sich den Eingang in das Wirtembergische Land versicherte, so wurde er allerdings durch eine politische Ursache hierzu bewogen. Der vortreffliche Prinz Christoph, Ulrichs ältester Sohn, der sich mit seiner Familie zu Basel aufhielt, wollte sich durchaus nicht entschließen, einen Vergleich zu bestätigen, der seinem Hause eben so nachtheilig als schimpflich war. Er sollte nemlich bewilligen, daß das Haus Oestreich alle seine Rechte und Ansprüche an Wirtemberg behalten, und der Eodanische Vertrag bey seiner Gültigkeit bleiben möchte; er sollte versprechen, daß er und seine Nachkommen, in Ansehung der Gerechtigkeiten und Ansprüche, die sie in der Grafschaft Burgund zu haben vermeinten, sich den Gewohnheiten des Gerichtshofes in diesen Landen unterwerfen würden; er sollte sich gefallen lassen, daß die Herzoge von Wirtemberg ihren schon errichteten Verbindungen nicht nur entsagen, sondern auch künftig keine schließen möchten, die den Absichten des Hauses Oestreich nicht gemäß wären; er sollte zugeben, daß der Adel und die Unterthanen diesem Hause mit Pflicht eid verbandt wären; er sollte endlich die französischen Dienste mit kaiserlichen vertrauschen. Nun hatte er zwar, einem bringenden Befehle seines Vaters zufolge, den Vertrag unterzeichnet; er erklärte aber nicht lange hernach, vor Notarien und Zeugen, daß seine Unterschrift, vom Vater erzwungen, nicht gültig seyn könne. So rettete er die Rechte seines Hauses. Sein Vater näherte sich hierauf dem Auftritt,

1) Hübnerlin, S. 92: 106.

tritt, der ihn mit dem Kaiser völlig ausschonte. Dieser Auftritt war jedoch mit einer Demüthigung verbunden, welcher Ulrich auszuweichen wünschte. Seinen Wunsch erreichte er durch folgende Erfindung. Er hatte, der Schwäche seiner Füße wegen, sein Leispferd so gewöhnen lassen, daß es, sobald er auf- und absteigen wollte, sich auf die Vorderfüße niederließ. Als er nun zu Ulm, in der Stunde
 am 4. März. seiner Ankunft, bey einem großen Zulaufe von Menschen, vor dem Kaiser erschien, warf sich sein Pferd in die gewohnte Stellung. Dem Kaiser machte dieser Anblick so viel Vergnügen, daß er, mit der Demüthigung des Pferdes zufrieden, dem alten, schwachen Herzog den Fußfall schenkte, und ihm die Wiedererlangung seiner Gnade versicherte.

Dem Kaiser unterwerfen sich auch die übrigen Städte.

29. So sah der Kaiser einen der vornehmsten Bundesgenossen der schmalcaldischen Partey vor sich gedemüthigt! Diese Freude hatte er aber indessen noch mehrmals gehabt. Schon zu Ende des vorigen Jahres hatten Abgeordnete der Stadt Ulm zu Schwäbischhall einen Fußfall vor ihm gethan, hatten sie unter der Bedingung, daß dem Kaiser hunderttausend Goldgulden gezahlt, und zwölf Kanonen geliefert werden sollten, um die Begnadigung ihrer Mitbürger gebeten, und der Kaiser hatte hierauf Ulm mit einer Befagung von zehn Fahnen Fußvolk versehen. Das Beispiel der Ulmer war für die übrigen Reichesstädte in Schwaben natürlich sehr bestimmend. Es fanden sich daher, während daß sich der Kaiser noch zu Heilbrunn aufhielt, von den Städten Memmingen, Vöhrach, Ravensburg, Kempten, Ulm und Wangen Abgeordnete am kaiserlichen Hofe ein, die um die Erlassung der Strafe fußfällig steheten, und zum Vorwande anführten, daß sie theils aus Irrthum, theils durch andre zu ihrem pflichtlosen Verfahren wider den Kaiser wären verleitet worden. Darin mochten sie auch wol Recht haben. Der Kaiser nahm sie auch wieder zu Gnaden auf; Memmingen mußte indessen funfzigtausend Goldgulden erlegen, und einige Kanonen ausliefern. Von Heilbrunn begab sich der Kaiser
 am 29. Jan. nach Ulm, wo sich die Stadt Augsburg vor ihm demüthigte. Sie hatte das Glück, vom Kaiser begnadigt zu werden, der Vorbitte des reichen Anton Fuggers zu danken; es kostete ihr aber dennoch hundertundfunfzigtausend Goldgulden, und zwölf Kanonen. Auch war der tapfere Schärtlin ein Opfer dieser Begnadigung. Die Augsburger wünschten ihrem Hauptmann gar zu gern des Kaisers Gnade wieder zu verschaffen; sowol Carl als Ferdinand waren aber über denselben so aufgebracht, daß sie dessen Entfernung zur ausdrücklichen Bedingung machten. Schärtlin und seine Familie wanderten hierauf nach Costniz. Die Augsburger brauchten aber auch keinen Hauptmann mehr, indem der Kaiser ihre Stadt mit einer Befagung von zehn Fahnen Fußvolk versah. Unter allen Städten, die sich im schmalcaldischen Bunde befanden, eilte aber keine weniger, sich mit dem Kaiser wieder auszusöhnen, als Straßburg; es fehlte aber, sowol von Seiten des Churfürsten von Sachsen, als von Seiten des Königs von Frankreich, auch nicht an Ermahnungen zur Standhaftigkeit. Inbessen fühlten die Vorsteher Straßburgs die Nothwendigkeit, des Kaisers Gnade zu suchen, immer stärker, und sie schickten endlich drey Abgeordnete, unter welchen sich der berühmte Jacob Sturm befand, zum Kaiser nach Nördlingen, um sich nach den Bedingungen ihrer Begnadigung zu erkundigen. Diese waren

ren nun sehr erträglich. Carl verlangte nicht mehr, als dreyszigtausend Goldgulden und zwölf Kanonen ⁹⁾.

30. Jetzt spielte der Kaiser in ganz Oberdeutschland, von der Donau bis an den Thüringerwald, am Main und am Rhein, den Herrn. Alle in diesen Gegenden befindliche Mitglieder des schmalcaldischen Bundes hatten sich ihm nun unterworfen. Daß er die schmalcaldischen Bundesgenossen in den übrigen Kreisen gleichfalls demüthigen würde, darauf konnte man nun mit ziemlicher Sicherheit rechnen. Die Ueberlegenheit seiner Macht empfand zuerst der Churfürst Hermann von Köln. Bisher hatte Carl noch immer Bedenken getragen, das vom Papst über ihn gefällte Urtheil zur Vollziehung zu bringen. Er hatte ihn bloß von Zeit zu Zeit ermahnt, von seinen Reformationsunternehmungen abzusehen. Jetzt fand er aber keine Ursache mehr, ihn länger zu schonen. Er schickte daher den Statthalter von Selbern, Philipp Iselin, und den berühmten Rechtsgelehrten, Viglius Zuichem, nach Köln, um die päpstliche Absetzungsbulle zur Erfüllung zu bringen. Diese beziehen hierauf die Landstände des Erzbisthums Köln zusammen, sprachen sie und die sämtlichen Unterthanen von ihnen dem Erzbischof Hermann ausgeschworenen Pflichten los, und befahlen ihnen, dem bisherigen Coadjutor, dem Grafen Adolph von Schaumburg, den der Papst an Hermanns Stelle zum Erzbischof ernannt hatte, alle Treue und allen Gehorsam zu widmen. Mit dieser Anordnung war nun zwar die Geistlichkeit, die Urheberin dieser Unruhen, sehr wohl zufrieden; allein der hohe und niedere Adel, wie auch die Städte, erklärten, daß sie ihrem bisherigen Churfürsten Hermann treu bleiben würden. Es war vorauszusetzen, daß ihr Widerstand den Kaiser zu gewaltsamen Mitteln auffordern würde. Dies zu verhindern, gab sich der benachbarte Herzog von Jülich, Cleve und Berg alle Mühe, den Erzbischof Hermann zur freiwilligen Niederlegung seiner Würden zu bereben, und es glückte ihm auch. Hermann erließ seinen bisherigen Unterthanen, sowol im Bisthume Paderborn als im Erzbisthume Köln, den Eid, womit sie ihm gehuldigt hatten, und ernannte sie den Coadjutor Adolph, den er immer wie seinen Bruder geliebt hatte, als ihren künftigen Herrn zu verehren. Er kehrte hierauf in seine väterliche Grafschaft Wied zurück, wo er den Ueberrest seines Lebens, noch sechs Jahre, unstreitig ruhiger und glücklicher durchlebte, als er sie zu Köln würde durchlebt haben. Gleiches Schicksal mit ihm hatte sein Bruder Friedrich, Domprobst zu Bonn, und der ephrische Domdechant, Graf Heinrich von Stollberg, seine eifrigsten Anhänger ¹⁾.

31. Um eben diese Zeit süßten auch die schmalcaldischen Bundesgenossen in Westphalen des Kaisers überlegene Macht. Carl übertrug es einem seeländischen Edelmann, einem Herrn von Krüning, mit einundzwanzig Jagden Fußvolk und zwölfhundert Reitern die westphälischen Herren zur Unterwerfung zu zwingen. In Zeit von einigen Wochen waren auch diese bezüchtigt. Der Graf Conrad von Lestenburg und Lingen mußte in sein Schloß Lingen eine Besatzung einnehmen, und

Der Churfürst Hermann von Köln schickte

im Jan.

am 25ten.

Der Kaiser schickte auch die Westphälischen, insgl. Bremen. im Jan. und febr.

E 2

funf

9) Fünfhundert und sechzig tausend Goldgulden, die sich Carl auf diesem Zuge zahlen ließ, rechnet ihn, die Konventen ungerchnet, seine Kriegskosten schon vergütet! Die Zahl der Kanonen aber, die er am Ende dieses Krie-

ges eib:utet hatte, belief sich auf 500 Stk. Das hätten die, weislich und wohlbedachtlich gegen ihn gebracht, für Wirkung thun müssen! Plant. C. 363.

1) Lützelin, C. 212/215.

fünfzehntausend Thaler zahlen; die Stadt Donabrück erlegte fünftausend Thaler; der Graf Bernhard zu Lippe löbte sich mit zwölftausend Thalern. Jetzt rief der Erzbischof von Bremen die siegreiche Kriegsschaar zur Demüthigung der Hauptstadt seines Erststifts herbei. Schon war die Stadt bis in die fünfte Woche von den Belagerern bedrängt worden; schon hatten sie ihr einige Lastschiffe verbrannt, und sonst großen Schaden gethan, als der Oberansführer Krüningers bei einem Ausfalle der Bremer tödtlich verwundet wurde, als von den benachbarten Hansestädten eine Hülfe herbeigrukte, welche den neuen Oberbefehlshaber des belagernden Kriegsvolks, Christophen von Wrisberg, zum Abzuge bewog. Der Kaiser, der die angefangne Unternehmung aber durchaus vollendet wissen wollte, schickte den Herzog Erich den Jüngern von Braunschweig-Calenberg nach Westphalen, der, nachdem er neue Mannschaft angeworben hatte, sich mit dem Herrn von Wrisberg vereinigte, und

am 15. März. die Belagerung von Bremen von neuem begann. Man betrieb sie mit zu weniger Thätigkeit. Hierdurch gewannen die schmallenburgischen Bundesgenossen und die Hansestädte Hamburg, Wagdeburg und Braunschweig Zeit, bei der lechtern Stadt ein kleines Heer zu sammeln, welches der Graf Albrecht von Mansfeld anführte. Von Seiten des Churfürsten von Sachsen verstärkte es der Graf Wilhelm von Thumshirn; es stießen auch der Graf Christoph von Oldenburg, der Freyherr Johann von Heydek, und noch andre Herren zu denselben. Die erste Unternehmung dieses Heeres war ein Einfall ins Calenbergische, wo man aus allen Kräften raubte, brennte und brandschafte. Der Herzog Erich und der Herr von Wrisberg beschloßen hier

am 10. May. auf, die Belagerung einstweilen aufzugeben, und dem anrückenden Feinde entgegen zu ziehen. Sie brachen in zwey Haufen auf. Man verabredete, daß der Herzog jenseits, von Wrisberg aber diesseits der Weser fortrücken sollte. Erich wendete sich aber, diesseits der Weser, nach Drakenburg, wo er, von dem Herrn von Wrisberg zu weit getrennt, einem plötzlichen Ueberfalle der Grafen von Oldenburg und von Mansfeld unterlag. Seine ganze Mannschaft wurde auseinander gefagt, und theils in die Weser gesprengt; alles Geschütz und alles Gepäcke mußte den Siegern überlassen werden, und den Herzog selbst rettete nur die schlimmste Flucht. Der zu spät ihm zu Hülfe eilende Herr von Wrisberg hielt den Angriff der Sieger nicht nur tapfer aus, sondern erlegte auch viele derselben, nahm noch mehrere gefangen, und eroberte ihr Geschütz. Nur die Nacht hielt ihn von der weitem Verfolgung ab, und am folgenden Tage hielt er es für das ratsamste, sich nach Ostpreußen zu ziehen, um die niederländischen Provinzen gegen einen feindlichen Einfall zu sichern. Er hatte den Feinden all ihr Gepäcke weggenommen, und so viele Beute gemacht, daß nur allein in die kaiserliche Schatzkammer auf hunderttausend Gulden flossen *).

Des W. Albrechts von Brandenburg Unvorsichtigkeit. (am Ende des Jan.

32. Noch ehe dies geschah, war schon der letzte, wenigstens der wichtigste Austritt des großen Trainerspiels zu Ende gespielt. Anfangs schien er für den Churfürsten von Sachsen eine glückliche Wendung zu bekommen; dieser Anschein war jedoch höchst täuschend. Der Churfürst war, nachdem er die Belagerung von Leipzig hatte aufheben müssen, nach Altenburg gezogen, um sein Kriegsvolk in der umliegenden Gegend ausruhen zu lassen. Der Kaiser, den indessen der Herzog Moritz durch

durch mehr als ein Schreiben um Hülfe gebeten hatte, schickte noch von Heilbronn aus den Markgraf Albrecht von Brandenburg, Culmbach mit einiger Mannschaft nach Sachsen; dieser folgte noch so viel spanisches und italienisches Kriegsvolk nach, daß sich die ganze Hülfe wol auf siebentaufend Mann belief. Der Kaiser zeigte sich aber auch noch auf andre Art für seinen bedrängten Bundesgenossen thätig. Er schickte den landständen der Churmark Brandenburg Befehl zu, dem Herzog Moriz, den er bereits des H. R. A. Ermarschall und Churfürsten nannte, wider den in die Acht erklärten Johann Friedrich, nebst ihrem landesherrn, dem Churfürsten von Brandenburg, zu Hülfe zu ziehen. Der König Ferdinand that auf seiner Seite auch alles mögliche, um die böhmischen Stände gegen den Churfürsten in die Waffen zu bringen; sie bezeugten aber zum Kriege gegen einen Fürsten, der mit ihnen einerley Religionsgesinnungen hatte, wenig Neigung. Doch Herzog Moriz und der Markgraf Albrecht hatten, auch ohne böhmischen Beystand, schon Muth genug, dem Churfürsten wieder entgegenzutreten. Der Markgraf Albrecht, der mit leipziger eine Verbindung zu unterhalten wünschte, rückte mit fünftausend Mann Fußvolk, zwentaufend Reitern, und funfzehn Kanonen nach Rochlitz. Hier hatte die Wittwe des Prinzen Johans, eines Sohnes des Herzog Georgs, eine Schwester des landgrafen Philipps, ihren Sitz. Diese Dame war eben sowol wegen ihrer Ergebenheit für den Churfürsten, als wegen ihrer ausschweifenden Lebensart, bekannt. Moriz warnte deswegen den Markgrafen; dieser trauete jedoch seiner heldenmüthigen Standhaftigkeit so sehr, daß er der Gefahr unbesorgt entgegenwies. Doch Albrecht hatte an des großen Hannibals Beispiel denken sollen. Kurz, es ging ihm zu Rochlitz, wie es dem vortreflichen Carthager zu Capua gegangen war. In der Gesellschaft der liebenswürdigen Elisabeth, und berauscht von den Lustbarkeiten, welche die schlaue Prinzessin sinetwegen anstellte, vergaß es Albrecht sehr bald, daß die Bürde schwerer Feldherrnpflichten auf ihm lag. Seine fürstliche Wirthin merkte dies nicht sobald, als sie ihrem Freunde, dem Churfürsten davon Nachricht gab. Dieser eilte; von Albrechts Sorglosigkeit Vortheil zu ziehen, und er richtete seinen Ueberfall so wohlbedachtlich aus, daß sich Albrecht, aus dem Schlafe, in welchen ihn der Rausch des gefrigen Tages versenkt hatte, durch das Geräusch der Waffen plötzlich erweckt sah. Seine tapfere Regenwehre konnte ihn den schlimmen Folgen der Ueberraschung unmöglich entziehen. Des Churfürsten an Zahl weit überlegene Mannschaft bedrängte die Seinigen so sehr, daß ein großer Theil von ihnen niedergestreckt wurde, und daß nur wenige sich durch die Flucht retteten. Selbst der Markgraf hatte das Schicksal, gefangen zu werden, und er konnte nun zu Gotha, wohin er gebracht wurde, über sein Abenteuer weiter nachdenken.

33. Moriz befand sich jetzt in einer schlimmen Lage. Der Churfürst breit Johann Friede sich seitdem auf dem Erzgebirge und in seinem übrigen Gebiete so mächtig aus, drückte sich ihm, außer Dresden, weiter nichts als leipziger, Pirna und Zwickau übrig blieb, vom Kaiser überlassen. Was hätte Johann Friedrich nicht noch thun können, wenn er auf der glänzenden Laufbahn, die er damals betreten hatte, unaufhaltsam fortging? Allein Johann Friedrich, der so manchen Staatsfehler beging, bewilligte seinem Feinde, gerade wie er sich in der bedrängtesten Lage befand, einen monatlichen Stillstand. Indessen konnte der Kaiser, der bereits mit einem beträchtlichen Heere im Anzuge war, sich

völlig nähern. Er war durch Franken nach Böhmen gegangen, um sich bey Eger mit dem König Ferdinand und dem Herzog Moriz zu vereinigen. Sowol Carl als Ferdinand hatten auch die Böhmen zur Ergreifung der Waffen gegen den Churfürsten aufgefodert; diese bewaffneten sich nun zwar, aber nicht gegen Johann Friedrichs Krieg zu führen, sondern ihm allenfalls beizustehen. Vielleicht hätte der Churfürst alle Fehler, die er bisher begangen hatte, verbessern können, wenn er nur diesmal Klugheit und Behutsamkeit anwendete. Aber auch diesmal vernachlässigte er sie! Der bey Nothlig erfochtene Sieg hatte ihn so sicher gemacht, daß er alle Anstalten zu fernern Unternehmungen, oder wenigstens zur Vertheidigung, auf eine fast unbegreifliche Weise unterließ. Er schwächte sein Heer durch abgetheilte Haufen, die er in die eroberten Städte, und an die böhmischen Grenzen verlegte, und durch die Mannschafft, die er der Stadt Bremen zu Hülfe schickte, so sehr, daß er kaum noch drezehntausend Mann übrig behielt. Dabey bekümmerte er sich überhaupt so wenig als möglich um des Kaisers Annäherung. Dieser langte, ohne daß er es wußte, oder wenigstens glauben wollte, in der Gegend von Wüßeln unweit Meissen an.

am 22. April.

Er verliert die entscheidende Schlacht bey Wüßberg.

am 24ten.

34. Johann Friedrich, der bey Meissen stand, beging hierauf wieder die Unvorsichtigkeit, dem Rathe seiner vornehmsten Feldherren zuwider, sich von der Elbe zu entfernen. Er ging auf die östliche Seite des Stroms, brach die Brücke hinter sich ab, und lagerte sich weiter nordwärts bey Wüßberg. Der Kaiser gönnte seinem Heere, daß zehn Tage nach einander ununterbrochen fortgezogen war, einen Ruhetag, brach aber gleich am folgenden Morgen wieder auf, und rückte, indem ein dicker Nebel seine Annäherung verborg, bis an die westliche Seite der Elbe, dem Städtchen Wüßberg gegen über. Johann Friedrich, der gerade mit der Anhörung einer Predigt beschäftigt war, fand die Nachricht von dem Anrücken der Kaiserlichen noch immer sehr unwahrscheinlich. Wenigstens konnte er sich nicht entschließen, sich vor dem Ende der Predigt wegzubegeben. Indessen zog das ganze kaiserliche Heer am jenseitigen Ufer heran, und schon stürzte sich ein Haufen kühner Spanier in den Strom, um die sächsischen Vorwachen zu beunruhigen. Auf einmal wurde nun der Churfürst von seiner Sorglosigkeit überzeugt. Der überlegenen Macht, die ihm entgegenrückte, auszuweichen, blieb ihm jetzt nichts mehr übrig, als unter den Kanonen von Wittenberg Schutz zu suchen. Das Gepöck, den Troß, und das grobe Geschütz schickte er voraus. Alle Mannschafft, die er bey sich behielt, bestand in zehn Jagden Fußvolk und sieben Schwadronen Reiter. Die Sachsen hatten ihre Schiffbrücke an sich gezogen, und sie angezündet. Jetzt schwammen aber einige Spanier nackt, mit dem Säbel im Munde, ans andre Ufer, retteten, indem einige von ihnen ertranken, von der bereits brennenden Schiffbrücke, was sie nur retten konnten, und brachten diese Ueberreste an das diesseitige Ufer, wo sie besetzt und ergäntz ihrem Heere den Uebergang erleichtern halfen. Ein beträchtlicher Theil der Spanier setzte nun über den Fluß. Der Churfürst hielt sie mit seiner Reitere so lange zurück, bis der Rückzug seines übrigen Kriegsvolks gesichert war. Nun trennte er sich von der Elbe, und zog denselben, zwischen dem Strome und des schwarzen Elfers, in Schlachordnung nach. Die Spanier sahen das jenseitige Ufer kaum verlassen, als sie haufenweise überzuschwimmen suchten; die meisten aber wa-

ren

ren in der Schwimmkunst so unerfahren, daß sie von der Hefigkeit des Stroms überwunden unter sanken. Die wenigen, die das östliche Ufer glücklich erreichten, eilten, als sie von dem Abzuge des Churfürsten sich völlig überzeugt hatten, wieder zurück, um dem Kaiser davon Nachricht zu geben. Natürlich wünschte dieser so gleich mit seinem Heere übersehen zu können. Bey den gewöhnlichen Mitteln würde aber diese Uebersetzung sehr langsam vor sich gegangen seyn. Aus dieser Verlegenheit aber zog ihn ein gegen seinen Churfürsten verrätherisch gesinnter Bauer heraus. Dieser zeigte bey Durchsicht eine so wenig tiefe Stelle des Stromes an, daß sie der Reiteren das Durchsetzen erlaubte. Unverzüglich gingen tausend Reiter hinter. Diese wurden aber von einem ausgestellten Haufen chursächsischer Reiter so nachdrucks voll empfangen, daß sie in aller Eile das Ufer der Elbe wieder zu gewinnen suchten. Von ihrer bedrängten Lage zogen die sächsischen Reiter gar keinen Vortheil. Sie begnügten sich schon, sie zurückgetrieben zu haben. Ja, anstatt vorzubringen, zogen sie sich vielmehr noch weiter von der Elbe zurück. Dies machte dem kaiserlichen Reiterhaufen Muth zu einem wiederholten Angriffe, und die sächsischen Reiter, die noch dazu auf einer Anhöhe standen, die vergaßen ihres vorigen Sieges so sehr, daß sie den neuen Angriff nicht einmal abwarteten, sondern sich einzeln zurückzogen. Niemand hinderte nun den Kaiser, mit seiner übrigen Reiteren, vom König Ferdinand und den Herzogen Moriz und August gefolgt, über den Fluß zu setzen. Man arbeitete indessen an der Wiederherstellung der Schiffbrücke, um das Fußvolk und das schwere Geschütz hinüberzuschaffen. Noch ehe aber dieses Geschäfte vollendet war, eilte der Kaiser, an der Spitze seiner Reiteren, dem Churfürsten nach, und erreichte ihn, drey Meilen von dem Orte des Ueberganges, in der Gegend nach der lotharner Heide zu, nahe an dem Walde zwischen der Elbe und der schwarzen Elster. Der Churfürst hatte sein Kriegsvolk in Schlachtordnung gestellt; sein Fußvolk hatte den Wald im Rücken; die Flügel waren durch die Reiteren und die Hafenschützen gedeckt. Um die letztern zogen sich einige Moräste und Feldgraben. Grobes Geschütz hatte weder der Kaiser noch der Churfürst; jener wollte dessen Ankunft nicht abwarten, und dieser hatte es bereits vorausgeschickt. Von dieser Seite hatte also keiner von beiden Theilen einen Vorzug. Einen Vorzug aber hatte der Churfürst vor seinen Feinden, daß er mit Fußvolk und besonders mit Hafenschützen versehen war. Auf diese ließ der Kaiser von seinen ungerschen Husaren und seiner übrigen leichten Reiteren den Angriff thun. In die churfürstliche Reiteren sollte der Herzog Moriz an der Spitze der seinigen eindringen. Das Treffen fing sich mit einem heftigen Feuern aus dem kleinen Gewehre an. Die chursächsischen Hafenschützen über eilten sich aber im Feuern; ihre Kugeln thaten den kaiserlichen wenig Schaden, und der Herzog Moriz brach so plötzlich unter sie ein, daß sie zum fernern Laden keine Zeit behielten, und sogleich aus einander getrieben wurden. Noch weniger tapfer zeigten sich des Churfürsten Reiter, die nicht einmal den ersten Angriff aushielten, sondern sich so eilfertig auf die Flucht begaben, daß sie ihr eignes Fußvolk in Unordnung brachten. Das letzte that, von neuem geschlossen, war noch tapferen Widerstand; die feindlichen Husaren und leichten Reiter drangen aber endlich doch unter dasselbe ein, hieben den größten Theil nieder, und verfolgten auch die Flüchtlinge so unaufhaltsam, daß nur wenige sich retten konnten. Der Gefangenen waren

nur

nur einige Hundert, auch trugen sie sämtlich Merkmale ihrer tapfern Gegenwehre an sich. Die fliehende Reiterei wurde durch spanische oder neapolitanische Reiter verfolgt, die noch manchen, den sein Pferd nicht schnell genug forttrug, niederhieben. Ein Theil der kaiserlichen Reiterei erreichte sogar das nach Wittenberg ziehende Geschütz und Gepöcke. Unstreitig traf hier der Fall ein, daß des Churfürsten Befehls habend ihre Pflicht entweder aus Unwissenheit oder aus Vorseit vernachlässigten *).

Er geräth
in des Kaisers
Gefangens-
schaft.

35. Er selbst, der unglückliche Johann Friedrich, befand sich, während das alles dieses Vorgang, nicht weit vom Schlachtfelde, in einem Stück Walde, der Schweinshard genannt, von wenigen seiner Leute umgeben, und auf allen Seiten von Feinden umringt. Noch hatte er Muth genug, sich durchzuschlagen, oder seine Gegenwehre bis aufs äußerste fortzusetzen; noch tröste er standhaft dem nahen Zurufe der Feinde, sein Leben zu schonen; noch gab er den Seinigen das rührendste Beispiel von Unerschrockenheit, als er in der Hitze des Streits an der linken Wange verwundet wurde, als der Muth der Seinigen sichtbar nachließ, als die Ueberlegenheit der Feinde immer merklicher wurde. Unter solchen Umständen sich länger zu wehren, würde Raserei gewesen seyn. Indem sich nun jede von den drei Nationen, Deutsche, Spanier und Ungern, die Ehre wünschten, den Churfürsten zum Gefangenen zu machen, ergab sich Johann Friedrich selbst an einen jungen neapolitanischen Edelmann, Philo von Trotte, dem er als ein Zeichen, daß er sein Gefangener sey, einen von seinen beiden Ringen überreichte. Er wurde hierauf den neapolitanischen Reitern anvertraut, die ihn auf der Stelle zum König Ferdinand brachten. Dieser ließ ihn, nachdem er sich ziemlich harte Ausdrücke gegen ihn erlaubt hatte, zum Herzog von Alba führen. Der Herzog von Alba meldete den Vorfall dem Kaiser. Carl wünschte sich nun das Vergnügen, denjenigen, der ihm so manche Sorge gemacht hatte, zu seinen Füßen zu sehen. Er schickte daher dem Herzog von Alba den Befehl zu, den gefangenen Fürsten ihm vorzustellen; aber dreymal mußte er den Befehl erst wiederholen, ehe Alba gehorchte. Der so unmeniglich gesinnte spanische Feldherr wollte es durch sein Zögern wahrscheinlich dahin bringen, daß der Kaiser auf den gefangenen Johann Friedrich, den Gegenstand desselben, einen heftigen Unwillen werfen möchte. Johann Friedrich erschien also nun vor dem Kaiser. Allergnädigster Kaiser, redete er Carl an; nun bin ich also, fiel ihm dieser in die Rede, Euer allergnädigster Kaiser? Ich bin Ew. Majestät Gefangener, fuhr Johann Friedrich weiter fort; ich bitte um ein fürstliches Gefängniß. Ich will Euch behandeln, versteht Carl, wie ihr es verdient. Sowol er, als der König Ferdinand, sollen übrigens dem gefangnen Fürsten zu einigem Troste versichert haben, daß er, wenn seine Leute seinem Beispiele von Tapferkeit gefolgt wären, an diesem Tage nicht würde in die Gefangenschaft gerathen seyn. Johann Friedrich wurde hierauf dem Feldzeugmeister, der auch die übrigen Gefangnen vom Stande unter seiner Aufsicht hatte, zur Verwahrung übergeben. Man erlaubte ihm, einige von seinen nach Wittenberg geflüchteten Dienern zu sich kommen zu lassen. Auch durfte er sich noch immer seines eignen Wagens bedienen, und man behandelte ihn überhaupt seinem Stande gemäß; aber eine spanische Wache mußte er freilich um sich dulden. Sein ältester Sohn, Johann Friedrich, der dem unglücklichen Treffen gleich-

6) Seinen besten Feldherrn, Thumshirnen, hatte er der Stadt Bremen zu Hülfe geschickt.

gleichfalls bewohnte, und eine Wunde bekam, rettete sich nach Wittenberg; nicht so glücklich aber war der Herzog Ernst von Braunschweig, der gleichfalls in die faulerliche Gefangenschaft gerieth *).

36. Nachdem sich der Kaiser noch einige Tage in dieser Gegend aufgehalten, und Torgau besetzt hatte ¹⁾, so rückte er mit seiner ganzen Macht vor Wittenberg. Der Mangel des groben Beschützes vereitelte aber alle seine Bemühungen, sich der Stadt zu bemächtigen. Er schlug daher, wahrscheinlich auf Albas Rath, einen andern Weg ein. Es wurde nun, im Lager vor Wittenberg, über den unglücklichen Johann Friedrich ein förmliches Kriegsgericht gehalten, und ihm, als einem Mörder, die Strafe des Schwerdts zuerkannt. Johann Friedrich spielte, als ihm dieses unerwartete Urtheil bekannt gemacht wurde, mit seinem Mitgefangenen, dem Herzog Ernst von Braunschweig, gerade Schach. Er hörte es mit aller Gelassenheit an. Ich glaube nicht, sagte er im ruhigen Tone, daß der Kaiser so streng mit mir verfahren wird; ist es aber einmal über mich beschlossen, so lasse man mir nur so viel Zeit, um meine Familienangelegenheiten zur Richtigkeit bringen zu können. lassen Sie uns fortspielen, Herzog Ernst. — Johann Friedrich konnte, wenn man anders Menschenkenntniß und Welterfahrung ihm genug zutrauen darf, das angekündigte Todesurtheil allerdings für das halten, was es wirklich war, nemlich für ein Mittel, die Stadt Wittenberg zur Uebergabe zu zwingen; denn wie konnte man glauben, daß der Kaiser einen der vornehmsten Reichsfürsten, nach einer solchen Art von Proceß, würde enthaupten lassen? Wirklich war es auch weder nichts, als eine Drohung, aber in jedem Betrachte eine der Würde eines so vornehmen Reichsfürsten unangemessene Drohung! Der Churfürst von Brandenburg, der Herzog Moriz, und der Herzog von Cleve, brachten es daher ohne große Mühe dahin, daß der Kaiser das gefällte Urtheil milderte. Freulich mußte sich aber auch Johann Friedrich sehr harte Vergleichsbedingungen gefallen lassen! Bedingungen, die ihm seine Freiheit kosteten, die für sein Haus mit dem Verluste der Churwürde und seiner beträchtlichsten Länder verbunden waren! Eigentlich wurde ihm sein ganzes Land abgesprochen; damit aber doch seine Söhne ihren Unterhalt haben möchten, so wies ihnen Moriz so viel Land an, als zu einem jährlichen Einkommen von funfzigtausend Gulden rheinischer Münze, den Söhnen zu einundzwanzig Groschen gerechnet, erforderlich war. — Dabei sollte sich Johann Friedrich verbindlich machen, in Religionsachen sich dem Ausspruche des Kaisers und der tridentinischen Kirchenversammlung zu unterwerfen; diese Bedingung zu übernehmen aber weigerte er sich standhaft, und der Kaiser fand es selbst für gut, diesen Punkt wieder wegstreichen zu lassen *). Vier Tage nach der Unterzeichnung dieses Vergleichs erfolgte

Wittenbergs
(am 4. May.)
Uebergabe.

am 10ten.

am 23ten.

c) Die vornehmsten deutschen Nachrichten von diesem Treffen findet man b.ym Horreleder, D. III. C. 68. (wo das Treffen selbst nach einem gleichzeitigen Kupferstich abgebildet ist) ferner beim Schard, D. II. S. 506. u. b.ym Sleidan, in Wöllers Annalen. Man vergl. Sägerlin am. a. O. — S. 159., und

von Brauns sächs. Gesch. Th. V. S. 644. 653.

d) Torgau wurde eigentlich von dem Herzog Moriz eingenommen. Sägerlin, S. 159.

e) v. Braun, S. 657. Gesch. Thüringens, V. 19. u. f. f.

erfolgte die Uebergabe von Wittenberg! Die dreitausend Mann starke Besatzung, wollte sich, nebst der Bürgerschaft, hierzu nicht eher verstehen, als bis sie von ihrem bisherigen Landesherren den ausdrücklichen Befehl, und von dem Kaiser das Versprechen erhalten hatte, daß kein ausländisches Kriegsvolk in die Stadt verlegt werden sollte. Den Abscheu vor dem letztern rechtfertigten die grausamen Ausschweifungen, die die Spanier und Italiener verübten. Der Kaiser ertheilte nicht nur das gewünschte Versprechen, sondern er hielt es auch mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß er dem Bürgern sogar erlaubte, die fremden Kriegerleute, die in die Stadt einbringen würden, mit Gewalt zurückzutreiben. Von der Uebergabe der Stadt begab sich Johann Friedrichs Gemahlin Sibylle, die sich mit ihren Kindern bisher in derselben aufgehalten hatte, von ihrem ältesten Sohne und ihres Gemahls Stiefbruder begleitet, in das kaiserliche Lager. Auf den Knien liegend, und Thränen vergießend bat sie den Kaiser, ihrem Gemahl die Freiheit zu schenken; Carl hob sie zwar huldreich auf, aber zur Erfüllung ihres Wunsches machte er ihr nur die entfernteste Hoffnung. Als er seinen Einzug in Wittenberg hielt, wendete er, sie zu trösten, alle seine Bedenken an. Er befand sich jetzt in der Stadt, wo das große Werk der Reformation begann; er besah unter andern die Kirche, die luthers Ueberbleibsel verwahrte; Granvelle und Alba ermunterten ihn, dieselben ausgraben und verbrennen zu lassen. Man lasse ihn liegen, antwortete Carl, er hat seinen Richter; ich führe keinen Krieg mit den Todten ¹⁾. Er verbot es auch seinen Spaniern ausdrücklich, sich an luthers Grab zu vergreifen. Dem gefangenen Churfürsten erlaubte er, seine Gemahlin noch einige Tage in Wittenberg zu besuchen, und von ihr Abschied zu nehmen.

am 25ten.

Des Kaisers
Abzug aus
(am 6. Jun.)
Eachsen.

im Oct.

37. Der Kaiser beschloß nun, aus seinem Lager vor Wittenberg aufzubrechen. Er wiederholte dem Herzog Moriz das Versprechen, daß er die Churwürde und die Länder seines Vaters bekommen sollte. Eben deswegen zog er auch seine Besatzung aus Wittenberg, welches sogleich von Morizens Kriegsvolk besetzt wurde ²⁾. Nach Gotha schickte der Kaiser seinen Obersten Lazarus Schwendi mit einiger Mannschaft, um nicht nur den Markgrafen Albrecht, der sich dajelbst in der Gefangenschaft befand, in Freiheit zu setzen, sondern auch die Festungswerke des Schlosses und der Stadt niederreißen zu lassen. Einige Zeit hernach räumte aber Schwendi das Schloß und die Stadt den Söhnen des gefangenen Churfürsten wieder ein ³⁾. Noch ehe der Kaiser von Wittenberg weiter rückte, gab er dem Herzog August den Auftrag, mit vierundzwanzig Fahnen Fußvolk und sieben Schwabronen Reiter nach Naumburg und Zeiz zu gehen, und den ehemaligen Bischof Julius Pflug, der dem Nicolaus Amsdorf hatte weichen müssen, wieder einzusetzen ⁴⁾. Ein ähnliches Schicksal mit Amsdorfen hatte der Erzbischof von Magdeburg und Bischof zu Halberstadt, Johann Albrecht, der dem abgesetzten Churfürsten Johann Friedrich sein Land abgetreten hatte. Er bekam nunmehr den Sohn des Churfürsten Joachims II. von Brandenburg, Friedrich, zum Coadjutor.

Philipp unterhandelt mit dem Kaiser.

38. Von allen Mitgliedern des schmalkaldischen Bundes war jetzt keines mehr unbewogen, als der Landgraf von Hessen, gerade der protestantische Fürst, der an Muth und Klugheit alle übrigen unstreitig übertraf. Indessen hatte er sich,

¹⁾ Müllers Annalen, S. 108.

²⁾ v. Braun — S. 661.

³⁾ Gesch. des Herzogthums Gotha, I, 171.

⁴⁾ Gesch. Thüringens V, 22. S. 168.

Beweise davon zu geben, seit einiger Zeit eben nicht besonders thätig bewiesen. Das Unglück seiner Partey hatte, wie es scheint, seine Unerfrodenheit gleichfalls vermindert. Er leistete weder dem Herzog von Württemberg, noch dem Churfürsten von Sachsen Hilfe. Eben so wenig ließ er den Ständen Niedersachsens und Westphalens seinen Beystand angedeihen. Seine Vasallen und Untertanen, die sich zur Vertheidigung ihrer Religion so geneigt fühlten, würden ihn dabei gewiß sehr nachdrücklich unterstützt haben. Man kann seine Unschlüssigkeit kaum begreifen, wenn man nicht voraussetzt, daß er auf seines Schwiegersohns Verbindung mit dem Kaiser Rücksicht genommen haben mag. Vielleicht hatte ihm dieser zu einem Vergleich mit dem Kaiser schon Hoffnung gemacht. Vielleicht waren es solche oder ähnliche Gedanken, die ihn sein Schicksal unthätig erwarten ließen. Als aber der Kaiser, der sich aus dem Lager vor Wittenberg nach Halle begeben hatte, zum Einbruch in sein Land ernstliche Anstalten machte, da fühlte er die Nothwendigkeit, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, unstreitig inniger, als er sie bisher gefühlt hatte. Sein Schwiegersohn und der Churfürst von Brandenburg gaben sich wenigstens alle Mühe, sie ihm fühlbar zu machen. Sie brachten es auch so weit, daß Philipp deswegen nach Leipzig ging. Aber die Vergleichsbedingungen, die der Kaiser vorschrieb, schienen ihm unerträglich. Er sollte sich nemlich ganz seiner Gnade überlassen, und alle seine Festungen und Kanonen übergeben. Philipp reiste also von Leipzig wieder ab, ohne sich vergleichen zu haben. Auf dem Wege, wo er vielleicht seine Lage reiflicher überlegte, stimmten sich seine Gesinnungen allmählig anders um. Er äußerte nun gegen einen Herrn von Ebeleben, einen Rath des Herzogs Moriz, der sich in seinem Gefolge befand, daß er sich allenfalls dazu verstehen wollte, dem Kaiser Abbitte zu thun, sein Geschütz auszuliefern, und seine Festungen niederzureißen; dabei mußte er aber vom Kaiser die Versicherung bekommen, daß er eine seiner Festungen, mit Geschütz und Kriegsvorrath hinlänglich versehen, behalten, daß er ruhig und ungestört in sein Land zurückreisen dürfte. Der Herr von Ebeleben erbot sich sogleich, sein Anerbieten dem Herzog Moriz zu überbringen. Dieser und der Churfürst von Brandenburg bearbeiteten sich hierauf aus allen Kräften, den Vergleich, des landgrafen Wünschen gemäß, zur Richtigkeit zu bringen. Alles beruhte aber jetzt auf dem Punkt, daß es Philipp auf die Gnade des Kaisers sollte ankommen lassen, und daß er, das Schicksal des Churfürsten von Sachsen besorgend, diese Bedingung standhaft verwarf. Die Unterhändler befanden sich also in großer Verlegenheit. Aus dieser halfen ihnen aber die schlauen Minister des Kaisers endlich heraus. Sie stellten sich, als wenn der landgraf mit der Gefängnißstrafe verschont bleiben sollte; in der geheimen Erklärung aber, die sie darüber ausfertigen ließen, und welche die beiden Fürsten vielleicht nicht einmal recht ansahen, oder recht zu sehen bekamen, drückten sie den Umstand der Gefangenschaft so zweideutig aus, daß dem Kaiser die Freiheit, den landgrafen in Verhaft nehmen zu lassen, doch noch übrig blieb *). Carl mochte die List, von der seine Minister

im May.

§ 2

*) Sie brachten nemlich in der geheimen Erklärung den Ausbruch, daß dem landgrafen seine Unterwerfung weder zur Leibesstrafe, noch

zu ewiger Gefangenschaft gereichen sollte. Mündlich sprachen sie aber sogleich etwas unci-
gemüth, von einiger Gefangenschaft, und die Fürsten,

hier Gebrauch machten, vielleicht gar unbekandt seyn; er könnte also von dem Bismarck, daß er dem Landgrafen nicht Wort gehalten habe, leicht strenggesprochen werden¹⁾. Genug, die beiden fürstlichen Unterhändler glaubten ihr Geschäfte so glücklich ausgerichtet zu haben, daß sie, zuverlässig mit innigem Vergnügen, dem Landgrafen von dem Ausgange ihrer Unterhandlungen Nachricht gaben, und ihn ermahnten, sich der Gnade des Kaisers zu unterwerfen, indem sie ihm dabei die Versicherung gaben, daß diese Unterwerfung seinen landesherrnrechten, seiner Ehre und seiner Freiheit nicht im geringsten schaden sollte; indem sie sich zugleich verbindlich machten, daß sie, in dem Fall, daß man von Seiten des Kaisers diesem Vergleich zuwiderhandeln würde, sein Schicksal mit ihm theilen, und, auf Verlangen seiner Kinder, sich zur Genugthuung persönlich stellen wollten. So ein Versprechen, und so eine Angelobung mußte doch in der That aus redlichem Herzen zu fließen scheinen. Dem Landgrafen konnte nun nicht leicht eine Bedencklichkeit übrig bleiben. Von den Bedingungen selbst aber mögen hier nur diejenigen stehen, die auf Philipps Schicksal einen wesentlichen Einfluß hatten. So sollte nemlich Philipp, in Zeit von sieben Wochen, hundertundfünfzigtausend Gulden Kriegskosten bezahlen; er sollte alle Festungen in seinem Lande, Ziegenhain oder Cassel ausgenommen, niederreißen, und den Befehlshaber in der Festung, die in ihrem Zustand bleiben würde, dem Kaiser schenken lassen; er sollte dem Kaiser alle sein Geschütz und seinen ganzen Kriegsvorrath ausliefern, und davon weiter nichts behalten, als was der Kaiser ihm aus Gnade schenken, oder zum Gebrauche für die einzige Festung lassen würde²⁾. Der Landgraf, der indessen nach Cassel zurückgekehrt war, zog seine Landhände darüber zu Rath, und bat sich in der Antwort, die er dem Herrn von Ebeleben mit zurückgab, über verschiedene Punkte einige Erläuterung aus. Er wünschte unter andern eine Abschrift von der den beiden Unterhändlern gegebenen Religionsversicherung; er wünschte den Zahlungstermin verlängert u. s. w. Seine Wünsche, die im Grunde keine wesentliche Aenderung hervorbrachten, wurden vom Kaiser meistens erbhrt.

im Jun.

Philipp unterwirft sich. 39. Philipp, der jetzt alle unter Menschen mögliche Sicherheit zu haben glaubte, begab sich nun auf die Reise zum Kaiser. Seine beiden Unterhändler begleiteten

Fürsten, die diese Bedeutung einmal im Kopfe hatten, mögen das vielbedeutende Wort auch wol so gelesen haben. Ricciardus Abhandlungen aus der Kirchen-, Büchers- und Gelehrtengeschichte, St. 1, S. 38. u. f. f. Weder Ewig noch Einig steht in dem Entwurfe der Capitulationen, und in der Urchrift selbst. Das eigne Zeugniß des Landgrafen (ein Schreiben an Dullinger in Zürich) giebt auch einen ganz andern Umstand, nemlich seine Weigerung, den Schilissen des trientischen Conciliums sich zu unterwerfen, zur Ursache seiner Gefangenschaft an. Neben eben dieser Ursache kann aber sehr gut auch diejenige bestehn, die auf Thuanus Glaubwürdigkeit beruhet. Der Bischof von Arras, den des Landgrafen Weigerung verdroß,

mag die sogenannte geheime Erklärung verfaßt haben. (Man vergl. Teuborn, D. VIII. S. 628. u. f. f. Ingl. Planck am a. O. S. 374. u. f. f.) Gestanden es doch die Ehre Fürsten von Sachsen und von Brandenburg heraus selbst; es könne bey den geheimen Unterhandlungen, die sie mit den kaiserlichen Ministern gepflogen hätten, sich weit zugetragen haben, daß, aus Mangel und Unverständ der Sprache, in Rücksicht auf die kaiserlichen Minister allerlei Mißverständ vorgefallen seyn möchte. Saverlin, S. 378.

1) Dies thaten auch die gedachten Churfürsten. Saverlin am a. O.

m) Saverlin, S. 174. 177.

am 19ten.

gleiteten ihn nach Halle. Am folgenden Tage nach seiner Ankunft überreichte ihm Christoph von Carlewitz die Urschrift des Vergleichs zur Unterschrift *). Vielleicht hatten die kaiserlichen Minister erwartet, daß er sie nicht so gar genau durchlesen würde; denn es stand in derselben ein Punct, den er in dem ihm überschiedenen Entwurfe derselben nicht gelesen hatte. Der Kaiser, hieß es, wolle sich die Erklärung aller einzelnen Puncte noch vorbehalten. Was ließ sich da alles nicht noch erklären! Philipp sagte es aber dem Bischof von Arras gerade heraus, daß er diesen Punct unmöglich unterschreiben könnte, und nun gab man ihn für ein bloßes Werfgen des Abschreibers aus. Hierauf unterzeichnete Philipp. Da diese List (denn wahrscheinlich war es doch nichts anders!) nicht gelungen war, so suchte man ihn wieder auf eine andre Art zu überraschen. Der Bischof von Arras rechnete es ihm nemlich als eine Gnade des Kaisers an, daß er, eben so wie die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, eine Religionsversicherung erhalten habe; er sollte in dieser Rücksicht schriftlich angeloben, daß er sich allen Entschlüssen des Conciliums zu Trident unterwerfen wolle. Durch diese Angelobung wäre ja aber jene Religionsicherheit geradezu wieder aufgehoben worden. Die kaiserlichen Minister mußten in der That dem Landgraf und seinen Räthen wenig Scharfsinn zutrauen! Allein ihre Vermuthung hatte sie getäuscht! Philipp wendete ganz richtig dagegen ein, man habe davon nichts mündlich mit ihm abgehandelt; auch wäre dieses Punctes in der Capitulation nicht erwähnt worden. Ueberhaupt wollte er lieber die kaiserliche Religionsversicherung ganz entbehren, als eine solche Bedingung angeloben. Hierüber entstand zwischen ihm und den kaiserlichen Ministern ein langer Wortstreit. Als Gründe nichts gegen ihn vermochten, suchte man ihn endlich auf eine andre Art zu überraschen. Der Kaiser, sagte man zu ihm, erwarte ihn bereits auf dem Thron. Sein Zögern würde ihn zum Unwillen, und vielleicht zu einer strengern Behandlung reizen. Dieses Mittel that wenigstens einigermaßen seine Wirkung. Philipp stellte nun die schriftliche Versicherung aus, daß er, gleich den beiden Churfürsten, das, was ein christliches, freyes Generalconcilium, welches das Haupt sowol als die Glieder reformiren würde, beschlösse, zu halten gedenke. Die beiden Churfürsten waren aber darin mit ihm einig, daß sie von der augsburgischen Confession niemals abgehen wollten. Jetzt begab sich der Landgraf, von den Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg begleitet, des Nachmittags gegen fünf Uhr, in den Audienzsaal des Kaisers, der bereits auf dem Throne saß. Stumme Mitspieler des großen Auftritts waren der Erzherzog Maximilian, König Ferdinands Sohn, die Herzoge Erich, Heinrich, Carl Victor und Philipp Magnus von Braunschweig, der Prinz Philibert von Savoyen, der Herzog von Alba, der Deutschmeister, einige Bischöfe, verschiedene Gefandten, und eine große Anzahl Personen von hohem Adel. Wie sich der Landgraf dem Throne näherte, warf er sich mit seinem Kanzler, Tiliemann von Sünderrode, auf die Kniee. Von Sünderrode las hierauf des Landgrafen Abbitte her. Wie sehr mußte es dem Stolge des Kaisers schmeicheln, als der Landgraf ihm zugleich schriftlich und mündlich versicherte, daß er es gar sehr bedaure, den Kaiser durch den vorigen Krieg so grbßlich beleidigt, und zur gerechten Ungnade bewo-

am 19ten.

§ 3

gen

n) Sie befindet sich in Wogens hist. captiv. Philippi Magnan. imgl. in Niedereres Abhandlungen, Et. I, E. 33. u. f. f.

gen zu haben; daß er sich daher ganz seiner Gnade unterwerfe, und ihn, um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen, bitte, das Geschehene ihm allergnädigst zu vergeihen u. s. w. Carl ließ ihn das Demüthigende seiner Lage noch erst einige Minuten fühlen, ehe er ihm durch den Reichsvicekanzler, D. Seid, die Antwort theilte, daß Er, ungeachtet der Landgraf, wie er selbst bekenne, und wie jedermann wisse, die Lebensstrafe verdient habe, ihm dennoch, aus angebörner Milde, und in Rücksicht auf die Fürbitten verschiedener Fürsten, das Leben schenken, und ihn, der Capitulation gemäß, weder mit ewigem Gefängniß, noch mit Einziehung seiner Länder bestrafen wolle. Weder Philipp noch sein Kanzler mochten das Wort Ewig verstanden haben; denn Philipp befahl dem Leutern, dem Kaiser für die erwiesene Gnade seine Dankagung abzustatten. Der Landgraf erwartete nun vom Kaiser, das Zeichen zum Aufstehen; da ihn der stolze Monarch aber noch immer fort knien ließ, so stand er endlich ohne Geheiß auf. Indem er sich nun dem Kaiser näherte, in der Hoffnung, daß ihm dieser, der damaligen Sitte gemäß, die Hand reichen würde, sagte ihm der Churfürst von Brandenburg, der indessen den Kaiser darum befragt hatte, ganz sachte, daß er dies jetzt noch nicht erwarten sollte ^{o)}, daß sie aber, beide, nebst dem Churfürsten Moriz, diesen Abend beim Herzog von Alba speisen würden. Wie kränkend mußte diese so getäuschte Erwartung für den ehrlichen Philipp seyn! Und wie wenig mag er, bei dem ganzen Auftritte, in der Gemüthsstimmung gewesen seyn, während der Abbitte, die sein Kanzler herlass, sich ein höhnisches Lächeln zu erlauben ^{o)}!

Er wird in
Verhaft ge-
nommen.

40. Der Landgraf, den schon nichts gutes ahnden sollte, begab sich also, in Gesellschaft der Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, zur Abendtafel beim Herzog von Alba! Er war so ruhig, daß er nach aufgehobener Tafel im Brete spielte. Desto unruhiger waren indessen die beiden Churfürsten, die mit dem Herzog von Alba und dem Bischof von Arras eine geheime Unterredung hielten. Sie erfuhren nemlich von denselben, daß der Landgraf in Verhaft kommen sollte ^{o)}. Was sie den kaiserlichen Ministern für Vorstellungen deswegen gethan haben, das hat uns niemand aufgezeichnet; so viel aber wissen wir, daß sie den Landgrafen schon ziemlich spät in die Nacht zu sich rufen ließen, daß sie ihm nicht selbst, sondern durch einen Herrn von Schlieben die unangenehme Nachricht geben ließen, daß er, diese Nacht über, in der Wohnung des Herzogs von Alba, unter einer Wache bleiben müsse. Sie versicherten ihm zwar dabei, sie würden morgen dem Kaiser des- wegen,

^{o)} Der Kaiser sagte zum Churfürsten von Brandenburg, es sey seiner Würde zuwider, dem Landgrafen eher die Hand zu reichen, als bis er völlig frey gemorden wäre. Sägerlin, S. 376.

^{p)} Nach der Versicherung des pommerischen Erbsandten, Zastrow, soll der Kaiser, der es bemerkte, ihm mit jorrigter Miene gewinkt, und gesagt haben: Wei, ist fol bi lachen lehren. Sägerlin, S. 188.

^{q)} Nach der Behauptung des Kaisers hatten sie dieses schon vor des Landgrafen Reise nach

Halle erfahren. Er hatte ihnen nemlich, auf ihre Anfrage, was Philipp nach seiner Unterwerfung für ein Schicksal haben würde, aufrichtig gestanden, daß diese Unterwerfung dem Landgrafen weder zur Leibesstrafe, noch ewiger Gefangenschaft, auch nicht zur Confiscation seiner Güter, weiter als dem Inhalt der Capitulation gemäß wäre, gereichen sollte; der Landgraf dürfte aber davon nichts wissen, sondern müßte sich ohne alle Bedingung ergeben. Sägerlin, S. 376.

wegen Vorstellungen thun, und sie hofften, daß er ihn nicht in der Gefangenschaft behalten würde; diese Versicherung war aber bey weitem nicht mächtig genug, des landgrafen Erstaunen über diese unerwartete Nachricht zu vermindern. Philipp erinnerte sie, daß er blos im Vertrauen auf ihr Versprechen und ihr Ehrengewort sich eingestellt habe, und daß sie nun den gegen ihn und seine Kinder übernommenen Verbindlichkeiten Genüge leisten möchten. Sie konnten indessen zu seiner Beruhigung weiter nichts thun, als ihm diese Nacht hindurch Gesellschaft zu leisten. Moritz that es in eigner Person; der Churfürst von Brandenburg aber trug es einigen von seinen Råthen auf. Am folgenden Morgen begaben sich beide zum Kaiser, um ihm möglichst nachdrücklich vorzustellen, daß die Gefangennehmung des landgrafen, für dessen Freiheit sie sich verbürgt hätten, ihrer Ehre höchst nachtheilig sey. Jetzt klärte sich aber das Mißverständniß auf. Der Kaiser sagte ihnen nemlich, wie er nur versprochen habe, den landgrafen mit ewiger, aber nicht mit einiger, Gefangenschaft zu verschonen. Daß er einige Zeitlang in Verhaft seyn sollte, das wäre von jeher seine Meinung gewesen. Als nun die beiden Churfürsten sahen, daß bey dem Kaiser weiter nichts auszurichten war, so wendeten sie sich an dessen Minister, und besonders an den Bischof von Arras, und sie sprachen mit denselben so lebhaft und so nachdrücklich ¹⁾, daß die Minister dem landgrafen sagen ließen: er möchte hinreisen ²⁾. Sehr gern, antwortete Philipp, wenn ich die gehörige Sicherheit habe. Jetzt zeigte sich aber, daß man ihm diese durchaus nicht zugetheilen wollte. Vergeblich verschwendeten die Churfürsten alle Arten von Vorstellungen. Der landgraf bekam zwar Tages hernach den Befehl, dem Kaiser, der von Halle aufbrach, zu folgen. Er erklärte, daß er sich ohne Gewalt durchaus nicht dazu entschließen würde; die Churfürsten baten ihn aber so dringend, sich nicht zu weigern, und versicherten ihm, in Gegenwart verschiedener Grafen, Edelleute, Doctoren und anderer, so hoch und theuer, daß sie vor seiner Befreyung den kaiserlichen Hof durchaus nicht verlassen wollten, daß der landgraf endlich nachgab. Die Churfürsten begleiteten ihn aber nur bis Naumburg. Hier erklärten sie ihm, daß ihre Gesellschaft ihm nichts weiter helfen könne, und daß sie besser thun würden, zum Kaiser und zum Erzherzog Maximilian zu reisen, um seine Freyheit auszuwirken. Sie reiseten hin; aber der Kaiser blieb unbeweglich. Unstreitig schämten sie sich nun, sich weiter vor dem landgrafen sehen zu lassen; denn sie schickten den Herrn von Carlewis an ihn, der ihm sagen mußte, der Kaiser hätte es ihnen untersagt, dem kaiserlichen Hof weiter zu folgen; er hätte sogar mit des landgrafen Abschiedung nach Spanien gedrohet; doch hätten sie so viel gemerkt, daß der landgraf, wenn er die hunderttausend, zigtausend Gulden Strafgelder erlegte, und wegen der Erfüllung der übrigen Punkte hinlängliche Sicherheit stellte, in Zeit von vierzehn Tagen seine Freyheit bekommen würde. Sie wollten übrigens auf dem nächsten Reichstage seine Sache aus allen Kräfte

am 23ten.

am 23ten.

1) Der Churfürst von Brandenburg soll sich, nach Sleidans Erzählung, dabey so erhitzen haben, daß er im Begriffe stand, den Bischof von Arras über den Kopf zu hauen, wenn ihn Moritz nicht noch zurückgehalten hätte.

2) Nach des Kaisers eigner Erklärung hatte

er es ihm freygestellt, die hollische Capitulation für aufzuheben zu halten, und wieder in sein Land zurückzurufen; aber freilich mit der ihm zugesagten Drohung, daß er lebend seine Absichten ungehindert durchsetzen würde. Sæbers lin, S. 377.

Kräften betreiben. So sichtbar sie sich aber alle Mühe gaben, den Landgrafen über sein Schicksal zu trösten, so lebhaft wurde er über diese Nachricht aufgebracht, und so empfindlich war der Ton, in welchem er den Churfürsten antwortete. Sein Unwille half jedoch zu nichts. Die Hoffnung, seine Freiheit bald wiederzuerlangen, bewirkte die Erklärung, daß er für die Auszahlung des Geldes und die Wiedererückung der Festungen sorgen wollte. Indessen mußte er, in Gesellschaft Johann Friedrichs, von einer spanischen Schaar bewacht, dem kaiserlichen Hof als Gefangener folgen. Wie er über den Thüringerwald nach Gräfenthal zum Herzog von Alba kam, zeigte er demselben seine Capitulation, und den von den Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg erhaltenen Geleitsbrief; der Herzog von Alba aber wiederholte es ihm mehrmals, daß ihn der Kaiser nur mit Ewigem, aber nicht mit Einigem Gefängniß zu verschonen versprochen habe. Als hierauf der Landgraf sich erkundigte, wie lange seine Gefangenschaft dauern würde, so antwortete ihm Alba: sie könne vierzehn bis fünfzehn Jahre dauern, und der Kaiser würde seinem Versprechen doch nicht zuwider handeln. Philipp fühlte jetzt unstreitig seine Lage in ihrer ganzen Größe; er mußte sich aber in sein Schicksal in Geduld fügen. Das Geld wurde von seiner Seite richtig ausgezahlt; die Festungen wurden niedergerissen, und dennoch hörte seine Gefangenschaft noch immer nicht auf. Als der Kaiser sich auf den nach Augsburg ausgeschriebenen Reichstag begeben wollte, ließ er ihn unter einer spanischen Wache zu Donauwörth zurück, wo er einige Monate bleiben mußte. So hatte nun Carl V. das Vergnügen, den furchtbaren schmalkaldischen Bund getrennt, die Mitglieder desselben gedemüthigt, und die beiden Oberhäupter sogar in seiner Gefangenschaft zu sehen. Die Kriegskosten, die man auf sechs zehn Tonnen Goldes berechnete, und zu denen auch catholische Fürsten und Stände begetragen mußten, waren ihm trefflich vergütet worden. Außerdem hatte er auch noch eine für die damaligen Zeiten ungeheuer große Anzahl von Kanonen erbeutet. Seine Macht (unstreitig der wichtigste Vortheil!) hatte er bey der Gelegenheit in einer Größe gezeigt, die sie dem bisher frenen Deutschlande zum Gegenstand des Schreckens machte. Er hatte eigenmächtig Reichsländer und Reichswürden dem einen entzogen, und dem andern verliehen. Jedermann unterwarf sich jetzt seinen Befehlen. Nur eine einzige Stadt, nur Magdeburg wagte längere Widerschicktheit. Anfangs wollte Carl gleich von Wittenberg hinziehen, und ihr seine Allgewalt fühlen lassen; die Nachricht, daß der neue König von Frankreich, Heinrich II., in Deutschland Kriegsvolk anwerben ließ, kam ihm aber so verdächtig vor, daß er nach Oberdeutschland eilte. Er hoffte, Magdeburg schon auf andre Art zu demüthigen; aber gerade diese Stadt war die Ursache, daß die schönen Früchte, die er von dem Ausgange des schmalkaldischen Kriegs eingeerntet hatte, schon nach einigen Jahren wieder verlohren gingen ¹⁾!

im August.

1) Häberlin, — S. 104.

Zwanzigster Abschnitt.

Die vornehmsten Beschäftigungen auf dem berühmten Reichstag zu Augsburg, und besonders die Geschichte des Interims.

I.

Wenn Carl V. damals nach Oberdeutschland eilte, so waren die verdächtigen Carls vergeb-
Kriegsanstalten des Königs von Frankreich unstreitig nicht die einzige, nicht die vor-
nehmste Ursache, die ihn dahin zog. Carls Geist beschäftigte sich damals mit ei-
ner Unternehmung, die seine Gegenwart in Oberdeutschland nothwendig erforderte;
mit einer Unternehmung, zu deren Ausführung der geendigte Krieg ihm den Weg
gebahnt hatte; mit der Errichtung eines neuen schwäbischen Bundes, welche da-
mals unter seine wichtigsten Angelegenheiten gehörte. Sein eifriges Bestreben,
diesen Plan durchzuführen, verrieth er dadurch am deutlichsten, daß er ihn, begna-
he noch vor dem völligen Ausgange des Krieges, der Welt ankündigte. Noch aus
dem Lager vor Wittenberg lud er alle Reichsstände zu einer Versammlung nach
Ulm ein ^{u)}, wo er ihnen eine höchst wichtige Angelegenheit, eine neue Vereinigung
aller Stände deutscher Nation, vorzutragen gedente. Die Stände versammelten
sich, und seine Bevollmächtigten trugen ihnen den neuen Plan von der schönsten
Seite vor. Daß des Kaisers Sorgfalt, Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche
zu erhalten, gepriesen wurde, das kann man sich leicht vorstellen. Die Friedens-
förder, setzte man hinzu, wären jetzt außer Stand gesetzt, weiteres Unheil anzu-
richten; aber man müsse auch auf künftige Unruhen bedacht seyn. Diesen könnte
nun kein Mittel kräftiger vorbeugen, als ein allgemeiner Bund zwischen den Reichs-
ständen. Der Kaiser und sein Bruder wollten an diesem Bunde selbst Theil neh-
men. So unverkennbar aber auch die Vortheile waren, die aus dieser Verbin-
dung für die Mitglieder derselben erwachsen konnten, so wenig fand der Antrag
der kaiserlichen Commissarien den gehofften Beifall. Zu einer Zeit, wo Verrückung,
wo Furcht vor dem Kaiser ganz Oberdeutschland noch erfüllte, war man natürlich
gegen alles, was vom Kaiser herrührte, misstrauisch. Auch war man es schon ge-
wohnt, jeden Antrag zur Erneuerung des schwäbischen Bundes als eine verhängnis-
liche Sache zu betrachten, und ihn schon deswegen abzuweisen, weil er schon einige-
mal zu einer Zeit gemacht worden war, wo das Verhängliche desselben gar zu deut-
lich in die Augen zu fallen schien. Am wenigsten aber konnte es der Herzog von
Württemberg vergessen haben, was für Unglück und Kummer der schwäbische Bund
ihm zugezogen hatte. Die wenigen Fürsten, die sich zur Erneuerung desselben will-
fährig zeigten, mußten ihn noch überdies verdächtiger machen: Der Herzog Wil-
helm von Bayern, der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der Mark-
graf

im May

u) Eine solche Versammlung hatte Carl schon
auf den März d. J. ausgeschrieben; zu der Zeit,
wie er noch in Oberdeutschland, in der Nähe
von Ulm war. Er wünschte also die Sache noch

vor seinem Zuge nach Sachsen zur Richtfrist
zu bringen. Spieß Gesch. des neunzehnjähr-
igen kaiserl. Bundes, S. 39.

graf Ernst von Baden, der Graf Wilhelm von Henneberg, der Deutschmeister, verschiedene Bischöfe und Aebte — die konnten zu einer neuen Verbindung eben nicht sehr reizen. Der Herzog von Wirtemberg hatte seinen Gesandten schon im voraus den Befehl gegeben, sich mit der Bundesache durchaus nicht einzulassen. Geradezu aber wagte man es doch nicht, den Antrag abzuweisen; man suchte daher die Unterhandlungen mit geistlicher Langsamkeit zu betreiben. Als dies die kaiserlichen Bevollmächtigten gewahr wurden, hielten sie es für klüger, sie selbst abzuweichen, und ihre Fortsetzung auf den Reichstag zu verschieben, der für den folgenden Monat nach Augsburg ausgeschrieben war. Zwar sollte er anfangs auch zu Ulm gehalten werden; die Pest, die man indessen dort verpöbte haben wollte, verhinderte es aber *).

Eröffnung
des Reichs-
tags zu Augs-
burg.

2. Vergleicht man Carls Bestreben, den schwäbischen Bund wieder herzustellen, mit seinen übrigen Entwürfen und Absichten, so wird es höchst einleuchtend, daß er ihn als ein Mittel betrachtete, seine Oberherrschaft in Deutschland unabhängiger zu machen. Die Bande des deutschen Staatskörpers waren damals meistens so lose angezogen, daß sich durch eine neue Verbindung leicht etwas Besseres bewirken ließ. Die Reichsstände thaten vielleicht als Mitglieder eines Bundes, was sie als Stände des deutschen Reiches sich zu thun weigerten. Carls Absichten äußerten sich aber völlig deutlich auf dem Reichstage zu Augsburg. In dem Ausschreiben, worin er zu demselben einlud, beklagte er, daß die bisherigen Unruhen seine Sorgfalt, Ordnung und Ruhe in Deutschland zu befestigen, gehindert hätten, daß er sich aber jetzt, da er die beiden Haupturheber in seiner Gewalt hätte, sich nicht mehr wollte hindern lassen. Die Art, wie er dabei zu verfahren gedachte, ließ sich schon aus demjenigen schließen, was er sich gegen die Stadt Augsburg erlaubte. Granvella, den er vorausschickte, forderte in seinem Namen, daß man ihm die Domkirche zu seinem Gottesdienste einräumen möchte. Der Rath, der dieses abzuwenden suchte, schlug andre Kirchen dazu vor; als aber Granvella mit dem Zorne des Kaisers drohete, fand man es für rathsam nachzugeben, und nun wurden außer der Domkirche noch einige andre Kirchen zum catholischen Gottesdienste wieder eingeweiht. Des Kaisers Verfahrensart ließ auch das beträchtliche Kriegsvolk ahnden, das er mitbrachte. Ungeachtet bereits zehn Tausen Fußvolk in Augsburg lagen, so rückte doch noch mehrere spanische und italienische Mannschaften herbei, die in die benachbarte Gegend verlegt wurde. Einige Städte, als Memmingen und Kempten, kauften diese Einquartierung mit zwanzig, bis dreißig tausend Gulden ab. Ein Beweis ihrer Lässigkeit! Es lagen auf diese Art mehrere tausend Mann um Augsburg herum. Unter andern brachte eine Schaar von vierhundert Spaniern den gefangenen Churfürsten von Sachsen, in einem offenen Wagen, und gleichsam im Triumph, nach Augsburg. Der Kaiser selbst stellte sich ziemlich bald ein; desto langsamer aber erschienen die übrigen Reichsstände oder ihre Gesandten. Da aber natürlich jedermann auf den Ausgang dieses Reichstags sehr aufmerksam war, so wurde die Versammlung zuletzt zahlreicher und glänzender, als seit langer Zeit keine gewesen war. Alle sechs Churfürsten waren in Person gegenwärtig. Auch die übrigen geistlichen und weltlichen Fürsten hatten sich sehr häufig

im Aug.

im Jul.

fig in Person eingestellt, und die übrigen schickten fast insgesammt ihre Gesandten *). Indessen machten die catholischen Reichsstände doch immer die größte Zahl aus. Der Erzherzog Maximilian, den man frühzeitig zu Staatsgeschäften gewöhnt hatte, eröffnete im Namen des Kaisers den Reichstag mit einer kurzen Anrede. Hierauf las, wie gewöhnlich, der kaiserliche Vicekanzler die Gegenstände der Berathschlagung ab.

3. Unter diesen aber waren besonders zwei so beschaffen, daß des Kaisers Absichten aus ihnen deutlich hervorleuchteten. Er erklärte nemlich den Reichsständen, daß die Wiederherstellung des Kammergerichts und die Abfassung einer neuen Ordnung desselben eins der dringend nothwendigsten Geschäfte sey, welches vor allen andern vorgenommen werden müsse, that ihnen aber zu gleicher Zeit den Antrag, daß sie ihm für diesmal die Besetzung des Gerichts und die Ernennung der dazu erforderlichen Personen allein überlassen sollten. Dabey versprach er nun freylich, für eine gewissere und schnellere Vollziehung der Urtheile des Kammergerichts zu sorgen. Eben deswegen sollte auch die Zahl der Beysitzer mit zehn vermehrt werden. Der Vortheil, der aus dieser Einrichtung für den Kaiser erwachsen mußte, fällt ohne weitre Erklärung in die Augen. Eben so gefährlich für die Freyheit der Stände war ein zweytes Ansinnen von dieser Art, für welches indessen mehr scheinbare Gründe anführen ließen. Die Stände sollten sich aller besondern Zusammenkünfte und heimlichen Verathschlagungen enthalten, weil sie, wie die Erfahrung der meisten letzten Reichstage hinlänglich bewiesen habe, den Gang der gemeinschaftlichen Geschäfte zu verzögern pflegten. Die Erfahrung hatte dies allerdings bewiesen. Auch ließen sich diese besondern Verathschlagungen durch kein altes Herkommen entschuldigen oder rechtfertigen; sie waren erst seit der Ausbildung der beiden Religionsparteyen aufgekomen; sie gehörten aber für eben dieselben nunmehr so sehr zur Nothwendigkeit, daß sie unmöglich darauf Verzicht thun konnten. Aber auch für andre Reichsstände konnte es nicht gleichgültig seyn, das Recht, besondere Verathschlagungen zu halten, zu verlieren; es konnte ihnen schon deswegen nicht gleichgültig seyn, weil dem Kaiser offenbar ein Vortheil dadurch zuwuchs. Wenn er ihnen dabey ihr Stimmrecht im offenen Reichsrathe und in der ganzen Reichsversammlung ungekränkt zu lassen versprach, so war dies in der That nichts weniger, als eine Gnade von ihm. Die Reichsstände durchschaueten aber wenigstens zum Theil seinen Plan sehr gut. Die Churfürsten, denen hange war, der Kaiser möchte, nach dem Beyspiele einiger seiner Vorfahren, die Verwaltung der Obergerichtbarkeit gar wieder an seinen Hof ziehen, wollten zwar, unter sichern Bedingungen, in sein Verlangen einwilligen; indessen waren doch noch einige unter ihnen, die großes Bedenken trugen, sich ihres Präsentationsrechtes auch nur für diesmal zu begeben, und das fürstliche Collegium glaubte, daß man sich die vom Kaiser verlangte Selbstbesetzung durchaus verbitten sollte. Indessen vereinigten sich doch beide Collegien endlich dahin, daß man dem Kaiser für diesmal die Besetzung der zum Kammergerichte gehörigen Stellen überlassen wollte. Dies ließ sich auch der Kaiser gefallen, und erklärte dabey, daß es den Reichsständen frey stehen sollte, ihr Präsentationsrecht so förmlich, als sie könnten, zu verwahren. So stellte sich

Wiederherstellung des Kammergerichts.

Carl, als wenn er die Verfassung des deutschen Reichs in seinem Puncte zu verändern gedächte. Mit eben der scheinbaren Mäßigung betrieb er auch die Unterhandlungen wegen der Erneuerung des schwäbischen Bundes. Er ließ den Ständen alle Bedenkzeit, die sie wünschten. Man legte nun den Churfürsten den Entwurf zu diesem Bunde vor. Man nannte ihn einen General- und des heiligen römischen Reichs Bund, der vorläufig nur auf fünf Jahre sollte geschlossen werden. Es kam aber doch zu keinem entscheidenden Schluß. Carl äußerte darüber keine besondere Empfindlichkeit. Er hatte aber zugleich immer mehrere Pläne, die er durchsetzte, oder durchzusetzen suchte. Unter diese gehörte auch sein Entwurf, seine niederländischen Staaten mit dem deutschen Reiche zu vereinigen. Er schloß in dieser Absicht mit dem Reiche einen Vertrag, der für ihn selbst den meisten Vortheil hatte. Vermöge desselben wurden zwar seine niederländischen Erbländer, unter dem

Ursprung des
Burgundischen
Kreises.

Namen des Burgundischen Kreises, dem Reiche gewissermaßen einverleibt, so daß sie künftig zu den Reichssteuern ihren Antheil beitragen sollten; dagegen aber nahm sie das deutsche Reich nicht allein in seinen Schutz, (ein Vortheil, der besonders in einem Kriege mit Frankreich für sie sehr wichtig seyn mußte!) sondern es gestand ihnen auch in übrigen Dingen Unabhängigkeit vom Kaiser und Reiche zu. Carl wußte dabei das ganze Geschäfte so einzuleiten, daß es den Anschein hatte, als wenn er den Vertrag nicht selbst betrieb, als wenn er ihn nicht einmal wünschte, sondern als wenn er dem Reiche und den Reichsständen gleichsam noch eine Wohlthat dadurch erzeugte ¹⁾).

Carls V.
herrschsüchtige
Absichten
in geistlichen
Sachen.

4. Von so verschiedenen Seiten her suchte Carl seine Oberherrschaft über Deutschland zu erweitern! — aber nicht allein die Oberherrschaft in weltlichen Dingen, sondern auch in Religionsachen. Es war für Carls noch nicht genug, daß er durch Unterdrückung der protestantischen Partey sich größere Gewalt in Deutschland verschafft hatte; er suchte nunmehr auch ihre Religion aus allen Kräften zu unterdrücken. Eben deswegen ließ er die Religionsuneinigkeit, die ihm zur Ergreifung der Waffen die schöne Gelegenheit gegeben hatte, recht absichtlich fortdauern; eben deswegen verwendete er die Gewalt, die ihm das Glück seiner Waffen verschafft hatte, zu nichts weniger als zur Beilegung des Streites, sondern er wünschte ihn höchstwahrscheinlich noch weiter zu benutzen. Die Welt machte nun die Entdeckung, daß er jetzt erst, nachdem er die protestantische Partey unterdrückt, und durch ihre Unterdrückung sich zum uneingeschränkten Herrn von Deutschland gemacht hatte, daß er jetzt erst die uncatbolische Secte auch gegen den Papst brauchen, und sie in dieser Absicht wenigstens noch so lange fortdauern lassen wollte, bis er auch von dieser Seite seine Entwürfe würde ausgeführt haben. Noch während dem Kriege, und selbst bei dessen Endigung in Oberdeutschland, schien es zwar, als wenn der Kaiser, den Versicherungen in seinen ersten Kriegsmanifesten gemäß, sich aller Religionskränkungen zu enthalten gedächte; denn wirklich ließ er in den meisten Dertern, die sich ihm freiwillig, oder gezwungen unterwarfen, den Religionszustand völlig ungeschändet. Keiner von den oberländischen Städten, die seine Ungnade so bereitwillig durch jedes Opfer abkauften, war es von ihm zur Bedingung gemacht worden, der lutherischen Lehre zu entsagen, ja man hatte von keiner nicht einmal

1) Planck am A. O. Herten, S. 327. u. f.

mal ausdrücklich verlangt, daß sie die eingezogenen Kirchengüter wieder herausgeben, oder den Bischöfen, Stiftern und Capiteln ihre zurückbehaltenen Einkünfte wieder freylassen sollten. Seine Minister hatten sich sogar bemühet, die ängstlichen Besorgnisse, die einige dieser Städte der Religionsache wegen geäußert hatten, wegzuräumen. Als z. B. die Memmlinger noch eine besondre Versicherung deswegen verlangten, so erklärte man ihnen, daß sie bey den Befinnungen, die der Kaiser beym Anfange des Kriegs darüber geäußert habe, keine weitere Sicherheit nöthig hätten, und daß sie, wenn sie den Religionspunct erwähnten, nur ein Mißtrauen gegen den Kaiser verrathen würden. Der Landgraf von Hessen erhielt bey seiner Capitulation eben die Religionsversicherung vom Kaiser, die er den Churfürsten von Brandenburg und von Sachsen ausgestellt hatte. Man sieht daraus, daß Carl wenigstens den Schein eines gewaltsamen Verfahrens gegen die neue Religion und ihre Anhänger zu sorgfältig vermeiden wollte. Die Gewaltthätigkeiten, die seine spanischen Soldaten an einzelnen Kirchen und an einzelnen Predigern verübten, können ihm wol nicht zur Last gelegt werden *). Doch Carl mußte diesen Schein von Duldung und Mäßigung wenigstens anfangs annehmen; wie hätte sich sonst Moriz mit ihm verstanden, wie hätten sonst viele von den mächtigern Gliedern der protestantischen Partey unthätig bleiben können? Auch konnte er diesen Schein noch immer beibehalten, da das Mittel, wodurch sich seine Religionsentwürfe am besten einleiten und ausführen ließen, schon zubereitet war.

5. Das Concilium zu Trident war ja bereits versammelt. Sein Urtheil über luthers lehren durfte nicht mehr lange erwartet werden, konnte gar nicht zum Vortheil derselben ausfallen. Nun war es also noch immer Zeit, die Keger zur Annahme seiner Schlüsse zu zwingen. Man konnte hierzu ja auf mehr als eine Art vorbereiten, ohne daß diese eben mit den bisherigen Äußerungen des Kaisers im auffallenden Widerspruche stand. Hieraus läßt sich auch erklären, warum die kaiserlichen Minister sich weigerten, den oberländischen Städten eine besondre Religionsversicherung zu geben; warum der Landgraf, als er eine Religionsversicherung erhielt, ausdrücklich sich verpflichten sollte, den Schlüssen der tridentinischen Kirchenversammlung sich zu unterwerfen. Die Mittel, des Kaisers Absichten durch dieses Concilium zu erreichen, bereiteten die kaiserlichen Minister mit vieler Klugheit vor. Der Religionspunct war zwar der erste, den sie zum Gegenstande der Reichstagsberatthschlagungen machten; man erklärte auch von Seiten des Kaisers, daß, ohne Wiederherstellung der ReligionsEinigkeit, kein dauerhafter Frieden geschlossen werden könnte, und daß, zur Wiederherstellung dieser Einigkeit, die Kirchenversammlung zu Trident, dem dringenden Verlangen der Reichsstände gemäß, zusammenberufen worden sey; anstatt aber, daß man, wie man natürlich erwarten sollte, darauf angetragen hätte, der Entscheidung dieser Kirchenversammlung alles zu überlassen, verlangte man weiter nichts, als daß sich die Reichsstände doch über beratthschlagen möchten, auf welche Art ein Vergleich in Religionsachen zu treffen, und wie es bis zum Schlusse dieses Vergleichs mit der Religion selbst zu halten seyn dürfte. Diese Beratthschlagungen mußten aber gerade so ausfallen, wie sie der Kaiser erwartete und wünschte. Die geistlichen Churfürsten, und die mei-

Reichstags-
beratthschlagungen über
das trident.
Concilium.

sten catholischen Stände im fürstlichen Collegium stimmten natürlich für die uneingeschränkte Anerkennung der tridentinischen Synode und ihrer Aussprüche; die protestantischen Stände aber machten dagegen Einwendungen, und trugen auf ein Religionsgespräch, und zum Theil auf ein Nationalconcilium an. Indem sich nun beide Parteien mit ihren Meinungen einander zu nähern suchten, so kamen sie von selbst auf gewisse Bestimmungen, unter welchen die Anerkennung des tridentinischen Conciliums von den Protestanten mit weniger Unbilligkeit gefordert, und mit weniger Gefahr von ihrer Seite versprochen werden konnte. Die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen erklärten sich zu dieser Anerkennung bereit; sie machten aber dabei die Bedingungen, daß die Synode frey und apostolisch seyn, daß der Papst kein oberrichterliches Ansehen und keinen Vorzug dabei sich anmaßen, daß den Bischöfen der dem Papst geschworne Eid erlassen, und daß vor allen Dingen jedes von der Synode abgefaßte Decret wieder aufgehoben werden sollte. Diese Bedingungen schienen selbst den Catholiken billig. Die Herzoge von Bayern, und einige andere Stände, sogar Bischöfe, sagten es laut, daß die Protestanten das gegründete Recht hätten, wenigstens darauf zu bestehen, daß die Schlüsse, worin sie die Synode, ohne sie nur einmal gehört zu haben, schon so vielfach verdammt hätte, vernichtet werden müßten. Hierdurch erkannte man zugleich die Gerechtigkeit ihrer Forderung, daß ihre Theologen und Abgeordneten auf der Synode zugelassen, und nicht allein als Besagte zugelassen werden müßten. Eben dieses war den Wünschen des Kaisers gemäß. Er ließ daher die protestantischen Stände sogleich ermahnen, das Concilium nicht ganz zu verwerfen, und er versprach dabei mehr für sie zu thun, als sie erwarten könnten. Er nahm es über sich, ihren Theologen und Gesandten völlige Sicherheit, und wenigstens völlig freyes Gehör zu verschaffen; wahrscheinlich mag er auch in den geheimen Unterhandlungen, die er mit den Churfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg deswegen führte, noch mehr übernommen haben. Denn diese äußerten bey dem ganzen Geschäft vorzügliche Behutsamkeit, die um so nöthiger schien, da im Fürstencollegium, der Gegenvorstellungen der Protestanten ungeachtet, die Mehrheit der Stimmen entschieden hatte, daß das Concilium zu Trident seinen Fortgang haben, und daß man sich ohne weitere Umstände bey demselben beruhigen sollte. Man hielt es auch hier nicht für nöthig, auf die nähern Bestimmungen Rücksicht zu nehmen, welche das Churfürstencollegium, auf den Antrag von Pfalz, Sachsen und Brandenburg, seinem Gutachten einverleibt hatte. Jedes Collegium gab daher sein Gutachten dem Kaiser besonders. Letzter brauchte daher auch nur in allgemeinen Ausdrücken zu versichern, daß er für Ordnung, und für eine billige Behandlung der Protestanten auf dem Concilium, sorgen wollte. Diese Versicherung mußte allerdings bedenklich scheinen, und noch mehr Bedenklichkeiten mußte die Art erwecken, mit welcher man den Ständen ihre Einwilligung zum Schlusse der beiden höhern Collegien abzulocken suchte. Diese hielten es für allzugefährlich, sich dem Concilium ohne alle Bedingungen zu unterwerfen; sie wollten sich daher lange nicht dazu verstehen. Die kaiserlichen Minister mußten, ihren Willen zu stimmen; sogar Drohungen zu Hülfe nehmen; aber selbst durch Drohungen erhielten sie weiter nichts, als daß sie sich endlich eine Auskunft gefallen ließen, wobei sie den andern Collegien zum Ehem

bey

bezeichneten, eigentlich aber gegen ihr Gutachten protestirten. Ihre Abgeordneten erklärten nemlich in einer mündlichen Rede an den Kaiser, daß es ihnen nicht zu komme, das Gutachten der Fürsten zu meistern, oder zu verbessern; zugleich aber übergaben sie ihm ihr eignes Bedenken, worin sie auf ein freyes, christliches, dem Pabst nicht unterworfenenes allgemeines oder Nationalconcilium, und zugleich auch darauf antrugen, daß man indessen beiden Religionsparteyen die freye Uebung ihrer Religion ungehindert verstatten möchte. Der Kaiser nahm jedoch auf ihr schriftliches Bedenken keine Rücksicht.

6. Indem man aber zu Augsburg über die Anerkennung des tridentinischen Conciliums sich so fleißig berathschlugte, hatte dessen Daseyn schon seit einiger Zeit aufgehört. Noch vor dem Ausbruche des schmalkaldischen Kriegs hatten die zu Trident versammelten Bischöfe in fünf Sitzungen so viel abgethan, daß sie ihr ganzes Geschäfte, soweit es die deutschen Keger betraf, sehr bequem zu eben der Zeit hätten endigen können, da der Kaiser mit der Unterdrückung derselben fertig wurde. Dem Pabst schien auch nichts schädlicher, als dieses Zusammentreffen. Eben deswegen hatte er ja darauf angetragen, daß man die Kegersache vor allen andern vornehmen sollte. Natürlich war sie ihm ungleich angenehmer, als die Untersuchung über die Gebrechen der Kirche, auf welche der Kaiser so unerschütterlich bestand. Seine legaten setzten es auch endlich durch, daß beide Angelegenheiten wenigstens zugleich vorgenommen wurden. In der vierten Sitzung hatte man daher schon den Anfang gemacht, die Zerthümer der Protestanten in der lehre von der Schrift und den Traditionen auszuzeichnen, hatte man bereits festgesetzt, daß in den nächstfolgenden ihr ganzes Kegersystem in den lehren von der Erbsünde, der Gnade und der Rechtfertigung aufgedeckt, und feierlich verdammt werden sollte. Allein der Kaiser ließ jetzt nicht nur öffentlich und dringend darauf antragen, daß man die fünfte Session noch aufschieben möchte, sondern er suchte auch auf andre Art den legaten so viel Beschäftigung zu geben, daß sie den Fortgang der Synodalhandlungen nicht beschleunigen konnten. Hierzu waren ihm besonders die spanischen Bischöfe, die sich zu Trident befanden, sehr behülflich, indem sie, von den kaiserlichen Ministern kräftig unterstützt, die legaten in vielfache und höchstverderbliche Verlegenheit versetzten. Der Pabst und seine legaten merkten es jetzt immer deutlicher, daß der Kaiser eben so ernstlich die Reformation der Kirche, als die Verdammung der Keger wünschte. Sie konnten es leicht voraussehen, daß die Reformation der Kirche, wenn der Kaiser auf dieselbe Einfluß hätte, nicht sehr zum Vortheile des päpstlichen Stuhles ausfallen würde. Sie erschrafen vor der Macht, die der Kaiser, nach Unterdrückung der Protestanten, erlangen würde. Alles dieses leitete sie allmählig zu dem verzweifelten Entschlusse, die ganze Versammlung, wenn sich die Handlungen derselben den Absichten des Pabstes gemäß nicht beschleunigen ließen, zu trennen, oder sie wenigstens von der furchtbaren Nähe Deutschlands zu entfernen. Zur Ausführung dieser Absicht gab ihnen der indessen ausgebrochne schmalkaldische Krieg eine gute Gelegenheit. Gleich beim Anfange desselben kam das Kriegsvolk der Protestanten der Stadt Trident so nahe, daß die versammelten Bischöfe und legaten einen Besuch von ihnen zu befürchten allerdings Ursache hatten, und beim Fortgange desselben sagte den legaten fast täglich eine Nach-

Die trident.
Synode wird
nach Bologna
verlegt.

richt, daß sie ungleich dringendere Ursache hätten, vor dem Kaiser zu zittern. Der Kaiser wartete auch nicht einmal den Ausgang des Feldzuges ab, um den Ton gegen den Papst und die Synode höher zu stimmen. Man hatte ihm wegen der Aufhebung oder Verlegung der letztern, unter dem Vorwande der durch die Kriegsunruhen gestörten Sicherheit, allerlei Vorschläge gethan; er verworf jedoch alle diese Vorschläge mit hartnäckigem Uebermuthe; er ließ seinen Unwillen über die legaten in öffentlichen Drohungen aus, die nicht nur ihrer, sondern auch seiner eignen Würde nicht angemessen waren. Er ließ z. B. dem zweiten von den päpstlichen legaten durch einen Orator sagen, daß er ihn, wenn er die Verlegung des Conciliums noch länger betriebe, würde in die Etsch werfen lassen. Daben maßte er sich auf die Synodalverhandlungen selbst einen immer unverdecktem Einfluß an, denn als man gegen das Ende des Jahrs zu der sechsten Sitzung, in welcher die Lehrform in dem streitigen Artikel von der Rechtfertigung bestimmt werden sollte, schon alle Vorberreitungen gemacht hatte, ließ er durch seine Minister diese Sitzung und die Verlandmachung der entworfenen Decrete bennah förmlich verbieten. Der Papst hatte aber um eben diese Zeit auch von andern Seiten her sehr viel Anlaß zur Furcht, zum Mißtrauen und zum Verdruß von ihm bekommen. Von allen seinen Vergleich mit den überwundenen protestantischen Ständen, war der Religion und des Papstes mit keinen Worte erwähnt; man hatte des letztern Forderung wegen eines Anttheils an den Strafgeldern mit Verachtung abgewiesen; ja als der Papst auf die Aufhebung oder Verlegung der Synode lebhafter drang, schaute sich der Kaiser nicht, ihn warnen zu lassen, daß er ihn nicht zu neuen Religionshandlungen mit den Ketzern reizen sollte. Aus dem damaligen Betragen des Kaisers konnte man leicht auf dasjenige schließen, was er nach Endigung des Krieges annehmen würde. Man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß er alsdenn seine ganze ungetheilte Aufmerksamkeit auf das Concilium richten, daß er mit seiner ganzen ungetheilten Macht allen ihm wünschenswerthen Einfluß auf die Verhandlungen erzwingen würde. Es war sogar höchst wahrscheinlich, daß er alsdenn selbst nach Trident, oder wenigstens in die Nähe desselben, kommen möchte. Der Papst befand sich alsdenn in der Gefahr, eben so in seine Gewalt zu kommen, als die Protestanten in dieselbe gerathen waren, und war der Kaiser erst in der Nähe, so wurde ihm auch das einzige Rettungsmittel, die Versammlung zu trennen, äußerst ershwert. Man durfte also den Gebrauch dieses Mittels nicht länger anstehen lassen. Der alte, furchtsame Papst faßte endlich, dem dringenden Rathe seiner legaten gemäß, den Entschluß, die Versammlung in die Nähe von Rom, nach Bologna zu verlegen. Mit der Ausführung dieses Entschlusses wartete man jedoch so lange, bis der Kaiser den größten Theil seiner Macht aus Oberdeutschland nach Sachsen und Hessen gewendet hatte. In der Zwischenzeit wurde nicht allein die sechste Sitzung wirklich gehalten, sondern man veranstaltete auch noch die siebente, worin man die protestantischen Lehren von den Sacramenten abermals mit dem Verdammungsurtheile belegte. Kaum hatte man aber von des Kaisers Zug nach Sachsen sichere Nachricht erhalten, als die legaten ihr beschlossenes Vorhaben, zu welchem der größere Theil der Bischöfe schon längst vorbereitet war, ausführten. Sie trugen nun in der achten Sitzung darauf an, daß man das Concilium, des Einzeißens ansteckender Krankheiten we-

(am 11.
März)

gent,

gen, nach Bologna verlegen sollte. Der leibartz der Synode, der berühmte Praecator, bezeugte eidlich in der Versammlung, daß der Ausbruch einer Pest zu befürchten sey. Seiner Meinung waren auch die übrigen fremden Aerzte; aber die Aerzte der Stadt behaupteten und bewiesen das Gegentheil. Doch genug, fast alle anwesende Bischöfe fanden den Grund hinlänglich, und gleich am folgenden Tage begaben sie sich, mit den legaten an ihrer Spitze, auf den Weg nach Bologna.

7. Die Nachricht von diesem Vorfalle erregte bey dem Kaiser den lebhaftesten Unwillen, einen Unwillen, der, was sonst sehr selten bey ihm geschah, alle Unwillen dar-
 über.
 Er ließ dem Pabst durch seinen Gesandten sagen, daß weder Er, der Pabst, das Concilium, noch das Concilium sich selbst, ohne Einwilligung des Kaisers, als des Schutzherrn der Kirche, verlegen könne, und daß er daher seinen legaten und den Bischöfen zu Bologna sogleich befehlen müsse, nach Trident zurückzukehren; daß sich der Kaiser mit keiner andern Genugthuung für seine beleidigte Ehre begnügen, und daß der Pabst, durch die Verweigerung dieser Genugthuung, die Kirche der gewissen Gefahr einer Trennung aussetzen würde, weil der Kaiser, die Versammlung zu Bologna niemals für ein rechtmäßiges Concilium zu halten, so fest entschlossen sey, daß er allen seinen Bischöfen die Abreise von Trident durchaus verboten habe. Als hierauf der beauftragte Pabst in einer weitläufigen, möglichst sanftmüthigen Vertheidigungsschrift, die er nach Deutschland schickte, dem Kaiser den täuschenden Vorschlag that, daß er der Synode Rückkehr nach Trident gemeinschaftlich mit ihm betreiben wolle, wenn er ihm nur seine zu Trident gebliebenen Bischöfe zu einer einzigen Session nach Bologna schicken würde, damit die Ehre dieser Synode doch etwas gerettet bleiben möchte: so ließ der Kaiser den Muntius, der ihm die Schrift überreichte, kaum zum Worte kommen, so unterbrach er ihn öfters durch die bittersten Anmerkungen über den Inhalt derselben, so erklärte er noch einmal seinen unwiederrücklich gefaßten Entschluß, keine andre als eine zu Trident versammelte Synode zu erkennen. Eben das ließ er dem Pabst durch seinen Minister Mendoza, den er nach Rom schickte, wiederholen, und eben so unerbittlich bewies er sich gegen den Cardinal Sfondrata, den der Pabst unter dem Vorwande, dem Kaiser zum geendigten Kriege Glück zu wünschen, nach Deutschland sendete. Sfondrata, der von dem Kaiser mit der steifsten Kälte behandelt, und mit allen seinen Anträgen abgewiesen worden war, wendete sich an den Bischof von Augsburg, an den Herzog von Alba, und an den kaiserlichen Beichtvater, um sich einen andern Weg zum Kaiser zu bahnen; aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos.

8. In dieser Lage befand sich die Sache, als der Kaiser, beym Anfange des Reichstags, den protestantischen Ständen den Antrag that, das tridentinische Concilium anzunehmen; der stärkste Beweis, daß er den Concilienkrieg mit dem Pabst mit der unnachgiebigsten Hartnäckigkeit fortführen, daß er ihn bis aufs Äußerste treiben, daß er selbst die Protestanten gegen den Pabst brauchen wollte! Zur Erreichung dieser Absicht veranstaltete er von Seiten der deutschen Bischöfe einen Schritt, der den Pabst in große Verlegenheit setzte. Die sämtlichen Bischöfe des deutschen Reichs mußten nemlich den Pabst feierlich ersuchen, die Synode nach Trident zurückzubringen, weil sie sonst an derselben keinen Antheil nehmen könnten.

Allgem. Weltkhist. 56. Th.

5

Die

Die Wohlfahrt von ganz Deutschland, sagten sie ihm in ihrer Vorstellung, hing davon ab; die Ausrottung der Ketzerei könne sonst auf keinem andern Weg bewirkt werden; würde er ihre Bitte nicht stattfinden lassen, so wüßten sie freylich nicht, bey wem sie Hülfe suchen sollten; aber eben deswegen würden sie auch, wenn er hierzu zu nicht bald Anstalten machte, sich gezwungen, und zugleich vor Gott und der Welt entschuldigt glauben, die Beruhigung des Reichs auf andre Weise zu besorgen. Die Gründe dieser Vorstellung noch eindringender zu machen, schickte der Kaiser den Bischof von Trident, den Cardinal Madrucci, nach Rom, der nicht mehr blos im Namen der deutschen Bischöfe, sondern im Namen des ganzen Reichs, der Synode Wiederverlegung nach Trident in einem öffentlichen Consistorium fordern mußte. Unmittelbar darauf mußte sich auch Mendoza wieder nach Rom begeben, um, durch die Drohung einer feierlichen Protestation gegen die Versammlung zu Bologna, eine schnellere Erklärung des Papstes zu erzwingen. Der alte, unentschlossene Papst befand sich jetzt in der bedrängtesten Lage. Aus dieser konnten die in Ansehung ihrer Meinungen so verschiedenen Cardinale ihn auch nicht heraushelfen. Unter diesen Umständen blieb ihm weiter nichts übrig, als daß er blos Zeit zu gewinnen, und die Gefahren, die ihm droheten, durch Verzögerung seiner Antwort auf die Forderung des Kaisers und der Reichsstände, aufzuhalten suchte. Um den Unwillen des Kaisers nicht noch stärker zu reizen, war es bisher so eingeleitet worden, daß die Versammlung zu Bologna noch gar nichts vorgenommen, sondern ihre angekündigte Sitzungen immer wieder verschoben hatte. Dies gab auch jetzt dem Papst einen scheinbaren Vorwand, den kaiserlichen Ministern vorläufig Hoffnung zu machen, daß vielleicht noch alles nach den Wünschen des Kaisers ausfallen könnte. Um so leichter erhielt er nun ihre Einwilligung, den zu Bologna versammelten Bischöfen selbst ihren Auftrag vorlegen, und ihre Befinnungen darüber einholen zu dürfen. Dieses Gutachten lautete nun gerade so, wie es der Papst wünschte. Die Versammlung zu Bologna bezeugte sich, in dem Fall der Nothwendigkeit, zwar nicht abgeneigt, nach Trident zurückzukehren; sie verknüpfte aber diese Bereitwilligkeit mit Bedingungen, welche die Erfüllung derselben noch lange genug hinausgeschoben. Erst sollten alle spanische Bischöfe, die sich noch zu Trident befanden, nach Bologna kommen, und sich mit ihr vereinigen, um die Ehre ihrer Versammlung zu retten; sodann verlangte sie vorläufige Sicherheit, daß die bereits abgefaßten und noch weiter abzufassenden Decrete der Synode in ganz Deutschland angenommen, und als verbindend anerkannt werden sollten; sie verlangte Sicherheit wegen der Lagen, die, dem Gerüchte nach, das Concilium besuchen sollten; sie verlangte endlich Sicherheit, daß man nicht nur ihre Personen, während ihres Aufenthalts zu Trident, ungekränkt lassen, sondern daß man auch keinem den Abzug erschweren, daß man überhaupt der Synode das Recht, ihre Versammlung nach Gutbefinden aufzuheben, oder zu verlegen, nicht mehr streitig machen würde. Der Papst schickte diese Bedingungen mit einem sehr demüthigen Brief an den Kaiser, den er mit einem sehr gefälligen Breve an die deutschen Bischöfe beileitete. Sowol diesen als jenem legte er wegen ihres Eifers für das Beste der deutschen Kirche, und für die Wiederherstellung ihrer Ruhe und Einigkeit, die größten Lobsprüche bey; nur gab er ihnen zu bedenken, daß er seinerseits, als das Oberhaupt der allgemei-

allgemeinen Kirche, auch auf die Wünsche der übrigen Rücksicht zu nehmen, die Rechte aller zu schützen, und für die Kirchenfreiheit im Ganzen zu sorgen verbunden sey. So gut vielleicht diese Wendung war, so wenig half sie. Der Kaiser ließ durch seine Gesandten, die sich bereits zu Bologna befanden, die feierliche Protestation überreichen, worin er die Verlegung des Conciliums nicht nur für unrechtmäßig und ungültig erklärte, sondern auch, unter andern höchst bittern Vorwürfen, die Versicherung hinzufügte, daß er, da er das allgemeine Beste von der Versammlung und dem Papst vernachlässigt sehe, alles selbst thun würde, was seine Würde und sein Amt eines Schutzherrn der Kirche von ihm forderte. Eben diese Protestationsurkunde ließ er durch seine Minister in dem Consistorium zu Rom vorlesen.

9. Um eben diese Zeit hatte aber der Kaiser bereits Anstalten gemacht, die Drohung, mit der sich die Protestation schloß, auf die kränfendste Art für den Papst zu erfüllen. Er ließ den Auftrag, den er seinen Gesandten zu Bologna gegeben, der Reichsversammlung zu Augsburg bekannt machen, und verlangte dabei, daß sie nun über die Mittel berathschlagen sollte, durch welche die Religionsuneinigkeit in Deutschland, auch ohne ein Concilium, könne bergelegt werden, oder die wenigstens so lange ihre Wirkung thäten, bis das Concilium einen vollkommenen Schluß gefaßt hätte. Er trug deswegen der Versammlung auf, einige gelehrte und rechtschaffene Männer, welche diese Angelegenheit betreiben könnten, unter ihren Mitgliedern auszusuchen. Diesen wollte er von seiner Seite ebenfalls einige zuordnen, die ihnen mit ihrem Rathe beistehen möchten. Da aber die Reichsstände über diese Wahl nicht ganz einig werden konnten, und ihm dieselbe überließen, so ernannte er sogleich den Bischof von Naumburg, Julius Pflug, den Weihbischof von Mainz, Michael Helding, und den bekannten brandenburgischen Theologen, Johann Agricola oder Eisleben, und übertrug ihnen die Verfertigung eines Aufsatzes, der, in Ansehung der Hauptpunkte des Glaubens, des Gottesdienstes, und der Kirchenverbesserung, beiden Religionsparteyen, bis zu einem Concilium, könnte zum Geseß gemacht werden. Sehr wahrscheinlich hatte der Kaiser dabei nicht die Absicht, die protestantische Partey zu kränken, (er wollte sich ja eigentlich nur an dem Papst rächen!) aber die Männer, denen er die Verfertigung des sogenannten augsbургischen Interims übertrug, bewiesen es durch den ganzen Inhalt ihres Aufsatzes nur allzudeutlich, daß sie, ohne sich nur im geringsten um das protestantische Wohl zu bekümmern, ganz allein auf das Beste des Papstes und der catholischen Partey Rücksicht nahmen. Sie stellten blos die alte Lehre der römischen Partey wieder auf, sie empfahlen blos den alten Gebrauch der römischen Kirche, sie empfahlen sie im Gegensatz der von den Protestanten neu eingeführten, und sie gaben sich, diesen Gegensatz zu verstecken, nicht die geringste Mühe. Alles, was man ihnen bewilligte, bestand darin, daß einige Feiertage abgeschafft werden, daß ihre verheiratheten Geistlichen bis zur Entscheidung des Conciliums ihre Weiber behalten, daß alle, die es verlangten, den Kelch im Abendmahl genießen sollten, doch ohne dabei den Gebrauch des Sacraments unter Einer Gestalt weder tadeln noch mißbilligen zu dürfen¹⁾. Das, was man auf diese Art den Protestanten nehmen

Verfertigung;
des Interims.
1548 im Jan.

1) Man vergleiche Häberlin I, 295 u. f. f.

was man ihnen aufdrängen wollte, war wirklich mehr, ja ungleich mehr, als man ihnen vor sieben Jahren zu Regensburg hatte nehmen und aufdrängen wollen. Vielleicht glaubten die beiden catholischen Verfasser desselben, daß sie von den Schläffen des tridentinischen Conciliums, mit welchen ihre Schrift so sehr übereinstimmte, nicht wohl abgehen könnten, ohne sich der Gefahr auszusetzen, die catholische Kirche zu beleidigen, und Agricola, der auf luthers und Melancthons Rufm eifersüchtig war, ergriff vielleicht bereitwillig diese Gelegenheit, ihnen unangenehme Empfindungen zu machen. Ubrigens stimmte diese Schrift auch mit der Abicht des Kaisers, den Pabst zu kränken, gar nicht überein, und dennoch schickte er sie nach Rom, aber wer weiß, ob er sie wirklich gelesen hat? Er verließ sich wahrscheinlich auf den Bericht seiner Minister, die ihm vielleicht vorsagten, daß der Inhalt dieser Schrift so beschaffen sey, daß sich die Protestanten sehr wohl bey demselben begnügen könnten. Diese Vermuthung wird schon aus dem Erstauern und der Hitze wahrscheinlich, mit welchen Granvell und Seld den Widerspruch der Protestanten ausnahmen. Ihre Vorstellungen, daß die Protestanten, sich über das Interim zu beschweren, keine gegründete Ursache hätten, mußten dem Kaiser auch durch die Anmerkungen einleuchten, mit welchen sie der Pabst zurückschickte, und durch den Antrag, den ihm einige catholische Stände dabey machten. Der Pabst bezeugte laut seinen Willen, daß man den protestantischen Geistlichen ihre Weiber, und der ganzen Secte den Gebrauch des Kelchs im Abendmahl lassen wollte; noch stärker aber eiferte er darüber, daß wegen der von den Ketzern eingezogenen Kirchengüter nichts verfügt worden sey. Ueber den letzten Punct beklagten sich auch die geistlichen Churfürsten. Der Churfürst von Brandenburg, ein protestantischer Fürst, war mit dem Interim so wohl zufrieden, daß er es allen seinen Glaubensgenossen mit vorzüglicher Wärme empfahl. Mußte nun nicht der Kaiser glauben, daß sich die Protestanten sehr wohl bey demselben beruhigen könnten? Um so mehr mußte ihm der Widerspruch des neuen Churfürsten von Sachsen befremden.

Es wird von
den meisten
Reichsstän-
den angenom-
men.

10. Man wartete bennähe einen Monat, ehe man ihm den fertigen Auf-
satz mittheilte. Wahrscheinlich hatte man vorher noch einige andre Stände, beson-
ders den Churfürsten von der Pfalz, zu gewinnen gesucht, und vermuthlich ließ
man durch eben diesen, und den Churfürsten von Brandenburg, ihm die bestimmte
Nachricht davon geben. Moriz antwortete auf den Antrag, dieser Schrift seine
Bestimmung zu geben, daß er die Sache mit seinen Theologen erst überlegen muß-
te; er habe sich gegen sie verbindlich gemacht, sie nicht nur immer bey ihrer bisho-
rigen Lehre zu lassen, sondern auch selbst ihr treu zu bleiben; sodann scheine ihm der
Aufsatz nur gar zu viel von dem alten Aberglauben wieder einzuführen. Eben so
standhaft bewies sich Moriz gegen den König Ferdinand. Der Kaiser ließ sich hier-
auf selbst deswegen mit ihm in eine Unterredung ein; allein Moriz änderte so we-
nig seinen Entschluß, daß er vielmehr auf den Fall, wenn man weiter in ihn brin-
gen würde, mit der Abreise drohete. Eine solche Widersechtlichkeit hatte Carl von
dem, der ihm so große Dankbarkeit schuldig war, am wenigsten vermuthet. Be-
sonders äußerte er am meisten darüber seinen Verdruss, daß der Churfürst erst mit
seinen Landständen und Theologen darüber zu Rathe gehen wollte. Das würde,
sagte er, für ihn und die übrigen Reichsstände ganz unerträglich seyn, wenn die
Bitte

im März

Sitte aufkommen sollte, daß ein Landesfürst erst mit seinen Landständen überlegen müßte, ob ein Reichschluß anzunehmen sey; noch weniger aber könne er die Sache dem Urtheile seiner Theologen überlassen, denn diese hätten bisher, selbst mit Beschimpfung des kaiserlichen Ansehns, die Unruhe und den Aufruhr in Deutschland am meisten befördert. Carl und seine Minister mußten es indessen doch zugeben, daß Moriz das Interim an seine Theologen schickte, um ihr Gutachten darüber einzuholen. Er verlangte dabei von ihnen eine ausführliche Erklärung über den Inhalt des Auftrages, insofern er mit ihrer Lehre vereinbar, oder unvereinbar sey; zugleich ermahnte er sie aber, in Dingen, wo man nur einigermaßen nachgeben könnte, keine unnötigen Zweifel zu erregen, damit er, unbedeutender und gleichgültiger Sachen wegen, nicht in Krieg und Ungemach gerathen möge. Seine Theologen waren in Zeit von drey Wochen mit ihrem Bedenken fertig *). Moriz theilte es, sobald es eingegangen war, den kaiserlichen Ministern mit; allein diese, welche die meisten andern Stände gewonnen zu haben glaubten, machten, ungeam 15. Mar kümmert um dieses Bedenken, das Interim öffentlich bekannt, und hatten die Freude, daß bey seiner zweymaligen öffentlichen Verlesung nicht nur niemand dagegen protestirte, sondern daß auch der Churfürst von Mainz im Namen aller Reichsstände dem Kaiser für seine auf diese Angelegenheit gewendete Veranlassung dankte, und die allgemeine Annahme seiner Verordnung versprach. Doch die Freude dauerte nicht lange. Es zeigte sich bald, daß der Churfürst von Mainz gar nicht den Auftrag gehabt hatte, die Anerkennung des Interims zu versprechen, sondern nur um eine Abschrift davon zu bitten. Auch übergab der Churfürst von Sachsen gleich am folgenden Tage dem Kaiser eine Schrift, worin er alle seine vorige Einwendungen dagegen wiederholte, und ihn zugleich sehr ernsthaft an das Versprechen erinnerte, das er ihm, bey dem Schlusse ihres Bündnisses zu Regensburg, der Religionsfreiheit wegen, gegeben hatte. Noch stärkern Widerspruch äußerten andre Fürsten, als der Markgraf Johann von Brandenburg, Cüstrin, und der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrück. Der abgesetzte Churfürst Johann Friedrich wollte nicht einmal in seiner Gefangenschaft davon hören *). Seine darüber ausgestellte Erklärung verräth die zarteste Gewissenhaftigkeit und die rechtlich einfältigste Frömmigkeit höchst unverkennbar. Der gefangne Landgraf bewies allem Ansehn nach weniger Standhaftigkeit. Er erklärte in einem Briefe an den Kaiser, den man ihm zuschreibt, daß er das Interim annehmen, und auch für dessen Anerkennung in seinem Lande sorgen wolle, ob er gleich gestehen müsse, daß er von manchem die Uebereinstimmung mit der Schrift nicht finden könne; übrigens hoffe er, daß der Kaiser,

H 3

um

a) Melancthon fällt über dieses Interim ein sehr gelindes Urtheil, welches ihm bey den Esperern unter seinen Glaubensgenossen vielen Tadel zuzog. Man vergl. S. 304 u. f. f.

b) Der Kaiser übertrug es dem Granvella, dem Bischof von Arras, und dem Reichsvicenzler Elsd, den gefangnen Churfürsten zur Annahme des Interims zu bereben; aber selbst die Hoffnung zur Freiheit, mit der man ihm

schmeichelte, vermochte seine Standhaftigkeit nicht zu erschüttern. Der Kaiser wurde aber durch dieselbe zum großen Unwillen gegen ihn gereizt. Man verbot ihm nunmehr die Predicung der evangelischen Predigten; man nahm ihm die Bibel und Luthers Schriften; seine Diener mußten alle ihnen bisher noch gelassene Waffen abgeben u. S. 437 u. f. f.

um Gottes und aller Heiligen willen, seine Freiheit ihm widererschicken möge¹⁾. Hat Philipp diesen Brief wirklich geschrieben, so muß sein Wunsch nach Freiheit in der That sehr dringend gewesen seyn! Desto unerschütterlicher zeigten sich die Reichsstädte, welche insgesammt Anstalten machten, das Interim sich zu verbitten. Gegen diese äußerten aber auch die kaiserlichen Minister ihren Unwillen auf sehr despotische Art. Graubell und Seib sprachen mit den Abgeordneten der Städte, die sie einzeln zu gewinnen, oder zu überraschen suchten, ganz unverdeckt von den gewaltsamen Mitteln, wodurch der Kaiser den Gehorsam gegen seine Verfügungen von ihnen zu erzwingen gesonnen sey. Graubell ließ sich gegen den strassburgischen Gesandten, den verdienten Jacob Sturm, die Drohung entfallen, daß man Leute, welche den alten Glauben verlassen hätten, auch wol durch Feuer nöthigen könne, ihrer Ketzerey zu entsagen²⁾. In den Gegenden, wo das kaiserliche Kriegsvolk lag, wurden auch wirklich Anstalten gemacht, sich desselben zur Ausführung der Interimsreformation zu bedienen. Hierdurch wurde sie in kurzer Zeit fast überall durchgesetzt. Noch in diesem Jahre führte man das Interim im Herzogthum Wirtemberg, und in den Städten Augsburg, Ulm, Nürnberg, und noch vielen andern, ein³⁾. Die Churfürsten von der Pfalz und von Brandenburg hatten es schon ohnehin für ihre Länder angenommen. Selbst der Churfürst von Sachsen schien zuletzt dem Beispiele der andern folgen zu wollen. Er hatte versprochen, alles mögliche zu thun, was ihre Religion und Gewissen erlauben würden, und er machte daher Anstalten, wenigstens das Aeußere des Gottesdienstes in seinem Gebiete nach den Vorschriften des Interims umzuformen.

Es erregt
aber demun-
geachtet aller
meine Unzu-
friedenheit.

11. So schien die Absicht des Kaisers also durchgesetzt; aber bald zeigte der Erfolg, daß sie neue Gährung und Unruhe erzeugt hatte. In den meisten Ländern, wo man die Annahme des Interims durch Gewalt oder Furcht erzwungen hatte, waren die protestantischen Prediger selbst dabongegangen, oder davonzugehen genöthigt worden⁴⁾. Die meisten von den angesehensten Theologen der Partei hatten mit unerschütterlicher Standhaftigkeit erklärt, daß sie lieber den Märtyrertod sterben, als zur Wiedereinführung der gottlosen Irrthümer mitwirken wollten, von welchen Luther den Lehrbegriff und die Kirche durch Gottes Gnade gereinigt habe. Ihre Manifeste dagegen, die sie von allen Seiten her, in Luthers Ton und Ausdrücken, gegen den Papst ausgehen ließen, erregten überall den Eclat der des Volks bis zu einer Stufe der Schwärmerey, die er noch nie erreicht hatte. Von

c) Sleidan, XX, 633. Man vergl. Sätze, 442.

d) Durch Feuer, antwortete Sturm, kann man wol die Menschen aus der Welt schaffen, aber nicht zum Glauben zwingen!

e) Der Kaiser befahl den Reichsstädten die Einführung desselben durch besondere Recepte. S. 449. In Augsburg wurde sein Befehl mit auffallender Strenge durchgesetzt. Ebenders. S. 412. und 373.

f) Dies geschah z. B. im Herzogthum Wirtemberg, wo der berühmte Erhard Schnerf

auswanderte, und in den schwäbischen Reichsstädten. In Schwäbischhall gerieth der bekannte Johann Brenz in große Gefahr. Der Kaiser drang auf dessen Auslieferung. Kaum glückte es ihm noch, sich durch die Flucht zu retten, und beym Herzog von Wirtemberg seine Zuflucht zu finden. Von Nürnberg wurde Osiander durch das Interim vertrieben. S. 450 — 453. Augsburg hatte Mäulein oder Rufikus deswegen verlassen müssen. Ebenderselbe, S. 313.

Von Magdeburg aus, dem Zufluchtsort der meisten vertriebenen Interimseiferer, erschien alle Tage ein neues Manifest, das die Absicht, die Schwärmer des Welfs bis zur Wuth zu treiben, möglichst deutlich verrieth. Man ließ es aber nicht allein bey Schriften bewenden; man suchte es auch durch Volkslieder, Schandgesmählde, satyrische Kupferstiche und Holzschnitte verhasst zu machen. Man schlug unter andern sogenannte Interimsthaler, auf welchen das Interim, in Gestalt des höllischen Drachen mit drey Menschenköpfen, zu sehen war ¹⁾. Ganz natürlich aber verfolgte man nicht allein die Urheber des Interims, sondern auch diejenigen, die es billigten oder annahmen. So benutzte man sogar die scheinbare Nachsichtigkeit, zu welcher der Churfürst Moriz seine landstände und seine Theologen, in Beziehung auf einige Stücke des Interims, endlich gebracht hatte ²⁾, zur Unterhaltung dieser Wuth so geschäftig, daß sie selbst unter der Partey ein Feuer anzündete, welches in einem halben Jahrhundert nicht wieder konnte gelöscht werden. Es gab aber, außer Magdeburg, noch viele Orter, wo sich weder die Obrigkeit noch das Volk die verhasste Religionsform aufdringen ließ. Die Hansestädte verworfen sie mit eben so viel Trost, als die Magdeburger ³⁾. Die Söhne des gefangenen Churfürsten von Sachsen wollten sich zur Annahme derselben durchaus nicht bewegen lassen ⁴⁾. Der Churfürst von Brandenburg konnte ihre Einführung in den wenigsten Kirchen seines Landes durchsetzen ⁵⁾. Sogar mehrere catholische Reichsfürsten fanden es unmöglich, ihre protestantische Unterthanen zur Befolgung des Interims zu zwingen.

12. Der Kaiser hatte aber nicht allein die Protestanten von neuem in eine lebhaftere Unruhe versetzt; er hatte auch die Catholiken mit Mißtrauen gegen sich angefüllt. Die meisten von ihnen hatten ohne Zweifel erwartet, daß er die Reher zur unbedingten Annahme der Synodaldecree, und zu uneingeschränkter Anerkennung ihres Ansehns, zwingen würde. Sie hatten sich deswegen auch geneigt gefühlt, seine Bemühungen für die Wiederherstellung der Synode zu Trident zu unterstützen.

g) Man vergl. Häberlin, S. 496. Diejenigen, welche die Magdeburger am meisten in die Feuer setzten, waren Matthias Glacius Illyricus und andere Theologen.

h) Moriz verließ Augsberg, ohne das Interim angenommen zu haben. Als er in sein Land zurückgekehrt war, berief er seine Theologen nach Leipzig zusammen, und ließ von ihnen ein neues Interim aufstellen, welches aber dem ausgeburgischen ziemlich ähnlich sah, und eben deswegen sowohl bey den thüringischen, als niederächsischen Theologen so wenig Verfall fand, daß darüber die sogenannten adiaphoristischen Streitigkeiten ausbrachen, die unter den sächsischen Geistlichen einige Jahre hindurch große Zänkereyen veranlaßten. Heinrichs sächs. Gesch. II, 256. Häberlin, S. 522. u. f. w.

i) Ein kaiserlicher Commissarius, der deswegen herüberkam, kam unter andern auch zu ihnen. Sie zogen ihre nach Weimar berufenen

vornehmsten Geistlichen darüber zu Rathe, und da diese das Interim einmüthig verwarfen, so wiesen sie den Commissarius mit seinem Antrage ab. Eben so wenig glückte ein Versuch des Churfürsten von Bayern, sie zur Annahme des Interims zu bereben. Ihr Vater mußte dafür im Gefängnisse büßen. Häberlin, S. 497.

k) Am standhaftesten widersetzte man sich dem Interim in Niederachsen. Hauptsächlich geschah dies in Braunschweig-Lüneburg, wo die Herzogin Elisabeth die Vormundschastregierung führte; ferner in den Städten Braunschweig, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Lüneburg, Goslar, Osterode, Hildesheim, Hannover und Einbeck. Häberlin, S. 541. u. f. f.

l) Und dennoch hatte Agricola nach Berlin geschrieben: Er habe dem Evangelio ein großes, breites Fenster aufgethan, den Pöbel reformirt, den Kaiser belehrt und lutherisch gemacht etc. Duschholz, III, 382.

terstehen. Aber schon der bloße Gedanke, daß das Interim zwischen ihnen und den Protestanten einen Vergleich stiften sollte, war ihnen unerträglich; und noch unerträglich war ihnen die Entdeckung, daß der Kaiser die Nichtcatholiken doch einigermaßen begünstigen wollte, daß er ihnen z. B. die Kirchengüter lassen zu wollen schien. Durch die Stimmenmehrheit im Churfürsten- und Fürstenrathe wurde zwar der Antrag des Kaisers genehmigt, und das Reichsgerichteten darnach eingerichtet, aber der Erfolg zeigte, daß die meisten catholischen Stände, auf die das Interim Einfluß hatte, hauptsächlich die Bischöfe, ihre Einwilligung nur gezwungen erteilt hatten. Denn kaum gab ihnen der Papst durch die Erinnerung an die eingezogenen Güter eine schickliche Gelegenheit, als sie gleichfalls darauf antrugen, daß die Kirchengüter von den Protestanten wieder sollten herausgegeben werden, als sie dem Kaiser das Ansinnen machten, daß er diese Herausgabe ohne weitere Umstände erzwingen sollte. Wie sehr mußte es aber ihren Aerger vermehren, als der Kaiser, auf ihre Klagen gar keine Rücksicht nehmend, im Reichsabschiede die frieblichen Unterhandlungen ankündigte, die er wegen der Kirchengüter anstellen wollte. Jetzt mußten sie natürlich auf den Verdacht gerathen, daß der Kaiser die Protestanten, die er offenbar nicht ganz unterdrücken wollte, gegen sie selbst zu brauchen sich vorgenommen habe. In diesem Verdachte suchten sie die päblichen legaten gewiß nicht wenig zu bestärken. Die meisten Bischöfe beeiferten sich daher gleichfalls, das kaiserliche Interim in Verachtung zu bringen. Sie bewiesen dieses schon dadurch, daß sie es in Ansehung der protestantischen Dörfer in ihrem geistlichen Gebiete gar nicht besorgten. Der Erzbischof von Maynz verlangte von den protestantischen Predigern seines Kirchsprengels, selbst von den hessischen, daß sie in ihren Kirchen das Abendmahl unter Einer Gestalt wieder einführen, daß sie ihre Weiber oder ihre Dienste verlassen sollten. Der Erzbischof von Eöln, in dessen Sprengel, von seines Vorgängers Reformation her, eine Menge verheiratheter Geistlichen lebte, erklärte auf einer Provincialsynode alle ihre Ehen für ungültig, und ihre Kinder für unecht. Um aber die Ehre des Interims doch noch einigermaßen zu retten, zog er die Erlaubniß, die Weiber zu behalten, bloß auf die lutheraner, und er behauptete, daß sie die Glieder der catholischen Kirche, zu der alle Geistlichen in seiner Diöcese gehören sollten, gar nichts angehen könnten^{m)}. Die Erzbischöfe hatten den Kaiser verleitet, zur Herabwürdigung seines eignen Ansehns, den Papst zu ersuchen, daß er einige legaten nach Deutschland schicken möchte, welche denjenigen unter catholischer Herrschaft stehenden Protestanten, die sich der im Interim nachgelassenen Punkte bedienen wollten, eine gütliche Dispensation darüber erteilen könnten. Die legaten stellten sich auch wirklich ein; da aber niemand ihre Dispensation verlangte, so wollten auch die Bischöfe die Benutzung der nachgelassenen Punkte in ihren Sprengeln nicht dulden. So schlecht machte also das Interim sein Glück!

Veränderung
auf dem päbst-
lichen Stuhl.
1549 im Nov.

13. Inzwischen ereignete sich der Tod desjenigen, den der Kaiser durch das Interim zu kränken suchte. Der alte Papst, dessen lebende man so lange erwartet hatte, starb endlich, und starb, zur Freude des Kaisers, eigentlich vor Aerger über die mannigfaltige Verlegenheit, in die er ihn verwickelt hatte. Er hatte, nach mehreren fruchtlosen Versuchen, die Bischöfe zu Trident noch durch irgend ein Mittel

m) Man vergl. Haderlin, S. 429. u. f. f.

Mittel nach Rom oder nach Bologna zu bringen, die Bolognesische Versammlung zuletzt ganz aufheben lassen. Jetzt sah der Kaiser eine herrliche Gelegenheit vor sich, seinen mächtigen Einfluß auf die Papstwahl zu brauchen, um den päpstlichen Stuhl mit einer seinen Absichten angemessenen Person zu besetzen. Aber er verfuhr es darin, daß er die wählenden Cardinäle seine Absichten gar zu deutlich merken ließ. Er schickte ihnen eine Schrift zu, worin er sie nicht nur zur Erfüllung ihrer Pflichten im gebieterischen Tone ermahnte, sondern auch in Ansehung der Pflichten, welche dem künftigen Oberhaupte der Kirche obliegen würden, gar besondre Erwartungen ankündigte. Nun wurde gerade derjenige Papst, der als Cardinal in Ansehung der Concilienfache sich seinen Entwürfen so manchemal, und so unerschrocken widersezt hatte. Del Monte, vorstehender erster legat auf der Kirchenversammlung, bestieg den päpstlichen Thron. Doch Carl hätte sich dem ersten Anschein nach keinen gefälligeren Papst wählen können. Julius III., so nannte sich das neue Oberhaupt der Kirche, bezeugte, wider alle Erwartungen, so viele Bereitwilligkeit, das tridentinische Concilium fortzusetzen, daß er dem Kaiser in dieser Sache gar keinen Wunsch übrig ließ ⁿ⁾.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Moriz nöthigt Carln V. den passauischen Vertrag ab.

I.

Carl V. hatte sich auf dem ausburgischen Reichstage des Jahrs 1548 in einer ^{Des Kaisers despotischen Verfahrrens gegen ein niges Reiches} Größe gezeigt, in welcher die Deutschen ihr Reichsoberhaupt noch nicht leicht gesehen hatten. Er hatte sich die Gewalt angemacht, ihnen eine neue Religionsformel aufzudringen; er hatte das Oberhaupt der Kirche dadurch empfindlich gekränkt, daß der neue Papst schien durch die Kränkungen, die sein hartnäckiger Vorsatz erduldet hatte, so erschüttert, daß er ihm zu Gefallen das tridentinische Concilium wieder herstellen wollte. Doch Carl zeigte sich nicht allein im geistlichen Staate, in der Ausübung seiner geistlichen Hoheitsrechte, groß und mächtig; auch als weltlicher Beherrscher Deutschlands übte er eine Allgewalt aus, wie sie seit Carln dem Großen kaum einer von den vorigen Kaisern die Deutschen fühlen ließ. Dies empfanden unter andern verschiedene Reichsstädte, als Augsburg und Ulm, wo er ganz eigenmächtig eine Veränderung der Regierungsverfassung vornahm. Die Art, wie er dabei verfuhr, lernt man am besten aus der Geschichte der ausburgischen Regierungsveränderung kennen. Unvermuthet wurden eines Morgens auf Befehl des Kaisers alle Stadthore geschlossen, und alle Wachen verstärkt. Zugleich erhielten alle Mitglieder des großen und kleinen Raths, wie auch alle Stadtrichter, alle Stadtbeamten, und verschiedene Patricier und angesehenen Personen aus der Bürgerschaft eine Einladung, in der kaiserlichen Wohnung zu erscheinen. Als sie versammelt waren, erklärte ihnen der Reichsvicczanzler im Namen des Kaisers, der

Monarch

n) Plant — S. 464.

Monarch könne es nicht ferner dulden, daß untüchtige und ungeschickte Leute, die sich besser hinter ihre Werkstätt als an die Regierungsruder pasten, zu Mitgliedern des Rathes gewählt würden; er habe daher aus Gnaden, und zum Besten der Bürgerschaft, eine Aenderung beschloffen; der alte Rath sollte hiermit völli aufhören, und aus einunddreßsig patricischen und sieben bürgerlichen Familien ein neuer gewählt werden. So wurden die Jänste, die seit hundertundseßzig Jahren an der Stadtregierung Antheil genommen hatten, auf einmal und ganz unerwartet von derselben ausgeschlossen. Dabey erlitten sie noch überdies die Kränkung, daß ihre ganze Zunft-einrichtung abgeschafft, und ihre Zunftzusammenkünfte bey hoher und höchster Strafe verboten wurden. Am folgenden Tage mußte die Bürgerschaft einer Obrigkeit schweören, an die sie ein paar Tage früher gar nicht gedacht hatte. Der neue große Rath selbst mußte sich durch einen Eid verbindlich machen, daß er sich aller Notirungen und heimlichen Zusammenkünfte enthalten, daß er den Verordnungen des Kaisers und der Obrigkeit zuwider nichts reden und vornehmen wolle. Der letztere Punkt war unstreitig derjenige, auf den es bey der ganzen Veränderung am meisten ankam. Die ausbürgischen Bürger oder Zunftgenossen mochten sich wol manchmal weniger nachgiebig bewiesen haben, als sie der Kaiser zu sehn wünschte. Dies bewirkte ihre Entfernung von der Stadtregierung. Die Bürger mußten sich auch gefallen lassen, daß Carl, als er wegzog, zwey Tausen Fußvold in ihrer Stadt zurückließ *). Zu Ulm nahm Carl V. eine ähnliche Regierungsveränderung vor. So ruhig konnte er jedoch die Stadt Costniz, die sich seinen Unwillen gleichfalls zu gezogen hatte, seine Macht nicht fühlen lassen. Die Stadt wünschte zwar, sich der Gnade des Kaisers wieder zu versichern, aber ihr Bischof und einige andre vornehme Geistliche brachten dem Kaiser und seinen Ministern so feindselige Gesinnungen gegen sie bey, daß sie ihr sehr harte Bedingungen vorschrieben. Unter andern sollten sich ihre Bürger nicht nur der Gnade des Kaisers unterwerfen, sondern auch den Bischof und die übrige catholische Geistlichkeit wieder in die Stadt einziehen lassen, das ihnen abgenommene wieder erstatten, eine kaiserliche Besatzung einnehmen, und das Interim einführen. Alle ihre Vorstellungen, dieses harte Schicksal abzuwenden, waren vergeblich, und am Ende schickte der Kaiser ihre Abgeordneten gar wieder nach Hause, weil er, wie er ihnen sagen ließ, seine Absichten auf eine andre Art durchsetzen würde. Er hoffte diese aber durch einen Ueberfall zu erreichen. Er bestimmte hierzu sechstaufsen Spanier und Italiener, die um den Bodensee lagen; allein Entschlossenheit und Tapferkeit der Costnizer vereitelten diese Ueberraschung. Der durch die fehlgeschlagene Unternehmung aufgebrauchte Kaiser erklärte nunmehr Costniz in die Reichsacht, und übertrug die Vollziehung derselben seinem Bruder Ferdinand. Hierauf entstanden in Costniz lebhafteste innerliche Unruhen. Die Bürger, die sich vor einer Belagerung fürchteten, empörten sich gegen ihre Obrigkeit und ihre Prediger, die sie zur standhaften Behauptung der Freyheit ermahnet hatten. Die Stadt suchte in dieser Noth zwar bey den Eidgenossen Hülfe; aber diese begnügten sich bloß damit, den Kaiser für sie um Gnade zu bitten. Frankreich bot nun freylich den Costnizern Beystand an; dieser kam ihnen aber mit Recht verdächtig vor. In dieser Verlegenheit folgten sie endlich dem Rath eines ihrer Mitbürger, Englin

genannt,

*) Hübner, S. 443. 460. 558.

genannt, und unterwarfen sich der Gnade des König Ferdinands, und versprachen dem Erzhaufe Oestreich ewig treu zu seyn. Dieser ließ hierauf ihre Stadt in seinem Namen in Besiz nehmen. So verlorh Costniz seine Reichsfreyheit, und nun wurde daselbst die protestantische Religion völlig wieder ausgerottet *).

im Oct.

2. Daß Carl V. mit den Reichsstädten so eigenmächtig, so ohne Beyrath der Stände verfuhr, darüber wird man sich nicht wundern, wenn man an die große Veränderung denkt, die er in Ansehung eines der mächtigsten weltlichen Churfürsten, thümer vornahm. Auf eben dem augoburgischen Reichstage, wo er über die Deutschen so despotisch regierte, auf eben diesem berühmten Reichstage führte er seinen Entwurf, die sächsische Churwürde auf den Herzog Morig zu übertragen, völlig aus. Er bestimmte hierzu seinen eignen Geburtstag. Zwar hatte er ihn schon im vorigen Jahre zum Churfürsten von Sachsen und des H. R. N. Erzmarshall ernannt. Jetzt sollte aber Morig mit diesen Würden und mit den Ländern, welche der Kaiser seinem Vetter abgesprochen hatte, öffentlich und feierlich belehnt werden. Der Schauplaß dieser wichtigen Handlung war der Weinmarkt zu Augsburg. An dem Tauschause wurde eine einige Stufen hohe, bedeckte, kostbar ausgeschmückte Bühne errichtet, die mit einem Throne versehen war. Ungefähr gegen drey Uhr des Nachmittags erschien der Kaiser, von den übrigen fünf Churfürsten und einigen andern Fürsten begleitet, auf dem Tauschause; der Churfürst von Brandenburg, als des Reichs Erzkämmerer, legte ihm hier seinen kaiserlichen Ornat an, und die Churfürsten kleideten sich gleichfalls in das ihrer Würde angemessene Gewand. Nun erschien die erhabene Versammlung auf der Bühne. Der Kaiser ließ sich auf dem Throne nieder, und die Churfürsten setzten sich ihm zu beiden Seiten. Hierauf rückte der Vorberzger des zu belehnenden Churfürsten, die Blutfahne führend, aus einer Straße hervor, um dem Herkommen gemäß die Berennung des lehnstuhls zu vollziehen. Der als Churfürst angekleidete Morig hielt indeffen mit einem andern Hausen, unter dem sich viele Fürsten, Grafen und Herren befanden, in einer andern Straße, der Bühne gegenüber, zwölf Trompeter und einen Pauker vor sich habend. Von diesem Hausen trennten sich Herzog Heinrich von Braunschweig, Herzog Wolfgang, der Bruder des Churfürsten von der Pfalz, und Prinz Albrecht von Bayern, um, nach vollbrachter Berennung des lehnstuhls, sich auf die Bühne zu begeben, und auf den Knien liegend bey dem Kaiser um Morigsens Belehnung anzuhalten. Nachdem nun der Kaiser, der hergebrachten Gewohnheit nach, mit den fünf Churfürsten sich deswegen unterredet hatte, so erteilte er durch den Churfürsten von Maynz den drey Fürsten zur Antwort, daß er zur Erfüllung ihrer Bitte bereit sey, nur müßte der Churfürst noch in Person darum bitten. Dieser näherte sich hierauf mit seiner Schaar, vollbrachte erst die gewöhnliche Stuhlberennung, stieg sodann mit seinem Gefolge ab, und trat, unter Vortragung von zehn mit den Wappen seiner Länder bezeichneten Fahnen, auf das Gerüste, begleitet von dem Grafen Hoyer von Mansfeld, den sein Bruder Herzog August zum Empfang der Gesamtbelehnung bevollmächtigt hatte. Beide fielen dem kaiserlichen Throne genähert auf die Kniee, und baten nochmals um die Belehnung. Der Kaiser ließ ihnen nun durch den Churfürsten von Maynz die Gewährung ihrer Bitte ankündigen.

Morigens
feierliche Be-
lehnung.

den 24. Febr.

Moriz legte hierauf den ihm von dem Churfürsten von Mainz vorgelesenen Lehnreid auf das dem Kaiser auf dem Schooß liegende Evangeliumsbuch ab. Nun empfing er erst vom Kaiser das Reichsschwert, das diesem der Reichsmarschall Wolf von Pappenheim überreicht hatte. Auf dieses Zeichen der übertragenen Reichsmarschallwürde folgte, durch Ueberreichung der zehn Lehn- und Blutfahnen, die Beilehnung mit dem Lande und mit den Rechten, die dem gefangnen Johann Friedrich waren abgenommen worden. Zuletzt gab der Kaiser dem nunmehr belehnten Churfürsten Moriz das Reichsschwert zum zweytenmale, und wies ihn hierdurch in seinen Sitz unter den Churfürsten ein, den er auch, nach abgelegter Dankagung, einnahm. Die Lehnfahnen wurden hierauf unter das Volk geworfen. Hiermit hatte die ganze Freiheit ihr Ende erreicht. Daß sie der gefangne Johann Friedrich aus dem nahen Orte seines Aufenthalts mit edler Gleichmüthigkeit ansah; das macht ihm Ehre; aber noch mehr Ehre würde es ihm machen, wenn er durch größere Vorsicht seinem unglücklichen Schicksal auszuweichen gesucht hätte *).

Philipp's be-
drängte Lage
in seiner Ge-
fangenschaft.

3. So sehr nun der neue Churfürst Moriz Urfache hatte, mit Carl V. zufrieden zu seyn, so wenig konnten Johann Friedrich und Philipp in ihrer Gefangenschaft des Kaisers Betragen gegen sich gütig finden. Am härtesten aber fand es Philipp, der sich eine so anhaltende Einsperrung gar nicht vermuthet hatte. Carl hatte ihn, als er sich nach Augsburg auf den Reichstag begab, unter einer starken Wache von Spaniern zu Donauwörth zurückgelassen. Die stolzen Spanier machten den gefangnen deutschen Fürsten manchmal um ihres spöttischen und höhnischen Wises. Eine solche Behandlung war dem edelbedenkenden Philipp unerträglich. Er sah dem Augenblicke seiner Befreyung mit der größten Sehnsucht entgegen, und er glaubte ihm nun um so gewisser entgegensehen zu können, da seine Gemahlin und seine Minister die Bedingungen des holländischen Vergleichs größtentheils nun erfüllt hatten. Auch leztere rechneten nun mit Gewisheit darauf. Sie ließen deswegen der Reichsversammlung ernstliche Vorstellungen thun. Noch ehe aber die Reichsstände mit ihrer Vorbitte für den landgrafen bey dem Kaiser einkamen, so ließ ihnen dieser eine Schrift übergeben, worin er sein Verfahren auf das beste zu rechtfertigen suchte. Die Reichsversammlung übergab diese Schrift sogleich an die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, damit sie ihre Erklärung darüber thun möchten. Diese gestanden nun, daß zwar der Kaiser dem eigentlichen Vergleich in keinem Punkte zuwidergehandelt habe, daß aber allen Nebenhandel und Nebenumstände ein Mißverständniß veranlaßt hätten; durch diese wäre der landgraf, ganz wider ihre Erwartung, in Verhaft gerathen; da sie nun für die Fortdauer seiner Freyheit sich mit ihrer Ehre verbürgt hätten, so ersuchten sie die Reichsstände, dringend, sich nebst ihnen aus allen Kräften um dessen Befreyung zu verwenden. Die Reichsstände leisteten dieser Aufforderung auch wirklich Gnüge; Carl nahm jedoch auf ihre Fürbitte so wenig Rücksicht, daß er vielmehr dem landgrafen so gar die Schifften, durch die sich die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg für seine Freyheit verbürgt hatten, abfordern ließ; daß er, als sich Philipp zur Auslieferung derselben nicht verstehen wollte, alle seine Diener, besonders seinen Secre-
tär und seinen leibargt, von ihm entfernte. Doch der Kaiser ging in seinen strengen

gen Gefinnungen gegen den gefangnen landgrafen so weit, daß ihn nicht einmal weibliche Bitten, Bitten erhabener Damen, Bitten seiner nächsten Anverwandten rühren konnten. Philipps Gemahlin, die deswegen selbst nach Augsburg reisete, brachte es, unterstützt von den Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, dahin, daß die verwittwete Königin von Ungern, an der Spitze einiger Fürstinnen, ihren Bruder, den Kaiser, auf den Knien liegend, um die Befreyung des landgrafen ansetzte, und dennoch verstand sich Carl zu weiter nichts, als daß er die Sache in Ueberlegung ziehen, daß er, wenns Zeit und Umstände erlaubten, auf ihre Fürsprache Rücksicht nehmen wollte. Philipp mußte also noch immer ein Gefangner bleiben, und er wurde von einer Stadt zu der andern, und endlich nach Schwäbisch-Hall, gebracht. Dabey hatte er noch das besondre Mißvergnügen, daß alle diejenigen, mit denen er in Rechtshandel verwickelt war, die Zeit seiner Gefangenschaft benutzten, um ihre Rechte und Ansprüche gegen ihn mit neuem Eifer zu betreiben. Dies thaten unter andern der Churfürst von Mainz, der Deutschmeister, der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Graf Reinhard von Solms, und noch andre mehr. Keiner unter ihnen aber kränkte ihn damals inniger, als der Graf Wilhelm von Nassau, der die große Gnade des Kaisers, die er besaß, dazu anwendete, seine alten Ansprüche auf Katzenellenbogen geltend zu machen. Der Kaiser sprach, aller Einwendungen von Seiten Hessens ungeachtet, das Urtheil, daß der landgraf die ganze Grafschaft Katzenellenbogen, nebst allen bisher aus denselben gezogenen Einkünften, die auf wenigstens hundertundzwanzigtausend Goldgülden geschätzt wurden, an den Grafen ausliefern sollte. Eben so parteyisch bewies sich auch der Kaiser zum Besten des Deutschmeisters Wolfgang, indem er einen Vergleich bestättigte, den dieser dem gefangnen landgrafen durch List und Gewalt abgedrungen hatte. Vermöge dieses Vergleichs mußte Philipp nicht nur dem Deutschmeister, zur Vergütung des Schadens, den er ihm auf den Feldzügen gegen den Herzog Heinrich den Jüngern zugefügt haben sollte, fünfundfunfzigtausend Goldgulden versprechen, sondern auch noch überdies der landcommende zu Marburg und den zu derselben gehörigen Ordenspersonen die zuvor nie verlangte Befreyung von der landesfürstlichen Obrigkeit, in den vornehmsten Angelegenheiten, bewilligen. Solche Kränkungen hatten selbst auf Philipps Gesundheit Einfluß; einen noch stärkern Eindruck aber machten sie auf seine häusliche Gemahlin, die, nachdem sie alle ihre Bitten, alle ihre Bemühungen fruchtlos sah, den Zerstörungen, die der Gram in ihrem Körper anrichtete, endlich völlig unterlag *). Ihr Gemahl befand sich, als er diese traurige Nachricht empfing, zu Dudenarde in Flandern. Noch immer setzten die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg ihre Bemühungen fort, ihm seine Freyheit wieder zu verschaffen; noch immer aber blieb der Kaiser unbittlich. Man beschuldigte sogar den landgrafen, daß er, nebst seinen Söhnen, feindselige Anschläge gegen den Kaiser mache, und die dem Kaiser ungehorsamen Städte in ihrer Widerspenstigkeit bestärke.

4. Des landgrafen Hoffnung, seine Freyheit nächstens wieder zu erhalten, verschwand aber beynahe völlig, als er von seiner Wache die Nachricht erhielt, daß er nach Spanien sollte gebracht werden. Jetzt erwähnte er seine Söhne, mög-

1549
im April.

Erst vergeblich, später vergeblich zu entfliehen.

1550
im Jul.

sichbringend, die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg zur Erfüllung ihres Versprechens, sich persönlich in Cassel einzufinden, aufzufordern. Seine Edhne thaten dieses auch durch einen besondern Gesandten; die Churfürsten suchten sich aber der Erfüllung ihres Versprechens, unter dem Vorwande, daß weder sie selbst, noch ihr Vater Nutzen davon haben würden, zu entziehen; sie hofften auch, wie sie versicherten, ihm seine Freiheit auf andre Art wiederverschaffen zu können. Indessen benutzten sie doch die Aufforderung der Edhne Philipps, dem Kaiser ihre Verlangen, den landgrafen befreit zu sehen, desto dringender vorzustellen. Doch Carl suchte sie aus ihrer Verlegenheit herauszureißen. Er schickte seinen Obersten Schwendi nach Cassel, der die Auslieferung der von den Churfürsten ausgestellten Sicherheitschriften von den hessischen Prinzen verlangen sollte; allein diese achteten weder auf Befehle, noch auf Drohungen. Ihr Vater schmachtete indessen aber noch immer in der Gefangenschaft. Sie hatte bereits über zwei Jahr gedauert, und doch zeigte sich immer noch kein Ausweg zu seiner Befreyung. Unter solchen Umständen war der Gedanke, sie durch die Flucht zu bewirken, gewis sehr natürlich. Er verabredete die Ausföhrung desselben mit einigen von seinen Bedienten. Schon waren die Postpferde bestellt, die ihn von Weicheln bis nach der sächsischen Grenze bringen sollten. Allein einer von seinen Bedienten beging die Unvorsichtigkeit, es einem seiner Bekannten im Vertrauen zu entdecken, daß sein Herr in einigen Stunden den frey seyn würde. In kurzer Zeit verbreitete sich dieses Gerücht von einem Munde zum andern. So gelangte es, eine halbe Stunde vor der Ausföhrung, bis zu den Ohren des Hauptmanns der spanischen Wache, und so war der Anschlag auf einmal vereitelt. Zwei von den Dienern des landgrafen wurden auf der Stelle erstochen, und einige in Verhaft genommen, von welchen verschiedene unter den Händen des Scharfrichters starben. Philipp befand sich seit der Zeit in einer Kammer, die kaum zehn Fuß Länge hatte, und deren Fenster zuweilen einige, zuletzt ganze acht Monate lang vernagelt waren. Der Briefwechsel war ihm durchaus verboten. Der Kaiser war über seinen Versuch zu entweichen höchst ungnädig. Er äußerte dies in einem Schreiben an die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg. Diese schickten eine Abschrift seines ungnädigen Briefes an den Prinzen Wilhelm, den ältesten Sohn des landgrafen, und meldeten ihm dabei, sie würden, wenn dieser Fall noch einmal vorkommen sollte, von der Verbindlichkeit gegen seinen Vater sich befreit glauben. Heimlich aber machte der Churfürst Moriz seinen Schwägern alle Hoffnung, ihren Vater nächstens wieder befreit zu sehen, und er verbürgte sich dafür selbst mit seinem Leben. Moriz hat dies Versprechen treulich gehalten, und bey der Erfüllung desselben begünstigte ihn gerade das Zutrauen, das ihm der Kaiser schenkte *).

Anfang der
(1550 gegen
E. d. Papst.)
Achtvollste
hung gegen
Magdeburg.

5. Carl kehrte, nachdem er sich drey Vierteljahr lang in den Niederlanden aufgehalten hatte, wieder nach Deutschland zurück, um zu Augsburg abermals einen Reichstag zu halten. Da die Angelegenheiten, welche auf demselben vorkommen konnten, den Geschäften des vorigen Reichstags an Wichtigkeit nicht gleichkamen, so stellten sich auch nur wenig Fürsten in Person ein. Einer der vornehmsten Gegenstände der Berathschlagungen dieser Reichsversammlung war die Frage, wie

die

die noch widerspenstigen Städte Bremen und Magdeburg könnten zum Gehorsam gebracht werden. Magdeburg war von der Unterwerfung so weit entfernt, daß es sein Verfahren auch noch durch öffentliche Schriften zu verteidigen suchte. Die Sache kam darauf hinaus, daß sie ihrer Religion diese Standhaftigkeit schuldig zu sein glaubten. Indessen hatte der König Ferdinand, dem Verlangen seines Bruders gemäß, zur Vollziehung der Aechterklärung gegen Magdeburg ernstliche Anstalten gemacht. Er hatte die Stände des ober- und nieder-sächsischen Kreises, denen die kaiserliche Verordnung die Aechtervollziehung übertrug, nach Jüterbock zusammenberufen, wo sich in seinem und seines Bruders Namen einige Commissarien einfanden. Die meisten versammelten Stände bezeugten sich zwar zum Verstande nicht abgeneigt; sie verlangten aber, daß alle Reichsstände an dieser Aechtervollziehung Theil nehmen sollten. Die Städte Lübeck und Lüneburg hätten die Magdeburger mit der Mitterschaft und den Landständen gern wieder ausgeöhnt; die kaiserlichen Commissarien gaben sogar ihre Einwilligung dazu; da aber Ritter und Landstände die von der Stadt verlangte Sicherheit wegen des Interims nicht gewähren konnten, so waren alle diese Vergleichszusammenkünfte am Ende fruchtlos. Nun gingen sich zwischen den Magdeburgern und den benachbarten Edelleuten, als den Grafen von Mansfeld, solche Fehden an, wie sie im Mittelalter gewöhnlich waren. Grafen und Herren vermochten jedoch der mächtigen Stadt Magdeburg keinen großen Schaden zuzufügen ¹⁾. Die mit ihr im Streite begriffenen Edelleute und Geistliche sahen sich daher nach einem Fürsten um, der mit ihr anzubinden Lust hätte, und sie fanden ihn endlich an dem jungen und feurigen Herzog Georg von Mecklenburg. Dieser that mit dreihundert Reitern einen verwüstenden Einfall in das magdeburgische Gebiet, der die Bewohner der kleinen Städte und Dörfer in große Noth versetzte. Ihre Klagen bewogen die magdeburgischen Bürger, sich mit dem Herzog im Felde zu messen. Alle Kriegsverständigen widerriethen es zwar dem kühnen Helden, aber widerriethen es umsonst. Man wagte es also mit einer vermischten Mannschaft, die aus ordentlichem Kriegsvolk und aus Landvolf bestand ²⁾, gegen die geübten und erfahrenen Kriegerleute des Herzogs auszurücken. Der Herzog richtete durch eine geschickte Wendung seinen vornehmsten Angriff auf die magdeburgischen Bauern, die, durch die Verwirrung, in die sie bald geriethen, ihr ganzes Heer in Unordnung brachten, und dem Herzog die Mähe, einen vollkommenen Sieg zu erringen, gar sehr erleichterten. Kanonen, Gepäcke, Kriegsgeräte — alles gerieth dem Sieger in die Hände. Die eroberten Fahnen schickte er dem Kaiser, und das Gerücht von dem Unglücksfalle der Magdeburger verbreitete sich sehr bald durch ganz Deutschland. Diese hatten hierdurch aber noch immer nicht den Muth verlohren; vielmehr machten sie selbst von dem Vorfalle einen öffentlichen Bericht bekannt, worin sie ihren Verlust nur auf zweihundert Mann angaben, worin sie das Unglück als eine göttliche Prüfung ihrer Standhaftigkeit betrachteten ³⁾.

im Cpt.

6. Solche Prüfungen von Standhaftigkeiten waren aber jetzt mehr über Sie wird vom sie verhängt. Herzog Georgs Sieg über dieselben ermunterte gleichsam verschiedne andre belagert.

1) Sie war vorzüglich gut besetzt, und wurde nur allein von 3000 Mann geworbenen Streichern vertheidigt.

2) Sie war wenigstens 3 stärker als das Kriegsvolk des Herzogs. v. Draun, VI, 89.
3) Fortleben am 2. D. S. 2102.

andere benachbarte Fürsten, sich gegen sie zu rüsten. Dies thaten unter andern die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, der Markgraf Albrecht von Culmbach, und der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig ⁿ⁾. Der ganze Adel wurde aufgeboten, die Reiteren zu stellen. Anfangs glaubte man, dieses Kriegsvolk versammelte sich, um den Herzog Georg, der das magdeburgische Gebiet noch immerfort bedrängte, wieder herauszujaßen; man sah sich aber plötzlich getäuscht, als die vereinigte Mannschaft vor Magdeburg rückte, und auch schon nach einigen Tagen einen lebhaften Angriff wagte, den aber die Kanonen der Magdeburger tapfer abwießen. Diese hielten sich auch in einem Ausfalle sehr brav, und ihre Muth war um so größer, da viele Edelleute, und darunter manche erfahrene Krieger, aus Haß gegen den Herzog von Braunschweig, sich zu ihnen gesellt hatten. Magdeburgs Eroberung war also nicht so leicht zu bewerkstelligen. Der Churfürst Moritz, der Herzog Georgs Kriegsvolk in Dienst genommen hatte, verlangte Unterstützung. Diese fiel den vereinigten Herren, oder vielmehr den Landständen des Erzbisthums Magdeburg, schon nach einigen Wochen zur Last. Sie schickten daher Abgeordnete nach Augsburg, und ließen der Reichsversammlung vorstellen, daß sie die Belagerungskosten zu sehr drückten, und daß sie daher nicht nur auf Geld und Lebensmittel, sondern auch auf eine Verstärkung von achtausend Mann Fußvolk und zwölfhundert Reiter rechneten. Eben war man nun schon auf dem Reichstag beschäftigt gewesen, über das Schicksal der Stadt Magdeburg Verathschlagungen anzustellen. Der Kaiser hatte sich über die Fortdauer ihrer Widerspenstigkeit beklagt, und die Reichstände hatten es übernommen, mit Magdeburg, und Bremen, welches gleichfalls noch nicht nachgeben wollte, in Unterhandlungen zu treten. Sie schrieben auch hierauf an beide Städte, und verlangten, daß sie Bevollmächtigte nach Augsburg schicken sollten. Bremen erklärte sich, mit der Bedingung, daß Freiheit und Religion ungekränkt bleiben sollten, hierzu bereit; Magdeburg aber entschuldigte sich, daß es, wegen der auf Befehl des Kaisers und des Reichs vorgenommenen Einschließung ihrer Mauern, niemand mit Sicherheit absenden könne. Man sah hieraus ganz deutlich, daß die Magdeburger zu einem Vergleiche wenig Neigung hatten. Eben dies hatten auch schon die Stände des Erzbisthums erfahren. Aber die Magdeburger wollten vorher ihren Religionszustand erst gesichert wissen, und diese Sicherheit verweigerte man ihnen. So erklärte sich denn ihre Widerspenstigkeit sehr natürlich; allein der Kaiser und seine Minister fanden sie nicht so natürlich. Alle Vorstellungen der Reichstände waren vergeblich. Der Kaiser blieb bey dem Entschlusse, die Stadt Magdeburg mit Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu bringen. So ungern es also die Reichstände, besonders die Städte thaten, so mußten sie doch seinem dringenden Anhalten, ihren Theil von Hülfsvolk zu stellen, nachgeben, und sie hatten dabey noch das Mißvergnügen, zu hören, daß der Kaiser seinen Vorrath völlig versagte. Er glaubte, in dem geendigten schmalkaldischen Kriege, für Deutschlands Ruhe schon mehr als zu viel gethan zu haben. Auch erlaubte er zwar, die nöthigen Geldsummen aus dem gemeinen Schatze zu nehmen;

n) Nach andern wurde Magdeburg auf der einen Seite von dem Churfürsten, und auf der andern von dem Herzog Georg und dem Fürsten von Anhalt eingeschlossen. v. Braun a. a. O. S. 100.

er rechnete aber darauf, daß man sie zu seiner Zeit wieder ersetzen würde. Die Oberanführung übertrug man dem Churfürsten Moritz, der sich schon bisher aus dieser Sache ein vorzügliches Geschäft gemacht hatte. Man setzte ihm monatlich sechzigtausend Goldgülden aus, und für die Kosten, die er bereits aufgewendet hatte, wurden ihm hunderttausend Goldgülden bewilligt.

7. So angenehm für Moritz dieser Auftrag war, so ließ er sich von Moritz be- den Ständen des Erzstifts, die auf seinen landtag nach Torgau Abgeordnete schick- treibt die De- ten, doch noch einmal um Hülfe ersuchen, ehe er Magdeburgs Belagerung mit wahr- (am Ende des Novembers.) rem Ernst unternahm. Er verlegte die Mannschaft, womit er die Stadt einschloß, in ein besetztes Lager, oder in sogenannte Blochshäuser, damit sie auch den Winter hier zubringen könnte. Die Vorstädte geriethen gleich anfangs in seine Gewalt, (lagerung mit größtmöglicher Langsamkeit. Er unterbrach jedoch die Belagerung, um, in Verbindung mit dem Herzog Hein- tm Dec. rich von Braunschweig, dem Herrn von Heydeck, der nebst dem Grafen Volckath von Mansfeld in den niederländischen Seestädten zu Magdeburgs Entsatz auf viertausend Mann Fußvolk und dreihundert Pferde zusammengebracht hatte, zu rechter Zeit entgegenzugehen. Er überraschte sie auch mit seiner überlegenen Macht so sehr, daß Heydeck sein Gefangener wurde, und daß dessen Mannschaft bis auf vier Fahnen Fußvolk, die er mit vor Magdeburg brachte, völlig zerstreut wurde. Die Magdeburger hatten während seiner Abwesenheit einen glücklichen Ausfall gethan, hatten die Reiter der landstände in Großotterleben überfallen, hatten viele Edelsleute gefangen, und auf zweihundertundsechzig Pferde erbeutet, und hatten sogar den Herzog Georg von Mecklenburg, der sich ihnen beim Rückzuge entgegenstellte, nicht nur stark verwundet, sondern auch in ihre Gewalt bekommen. Von diesem Muth der Magdeburger war es sehr natürlich, daß sie die Friedensvorschlüge, die ihnen die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg thaten, mit Stolz verwarfen. Sie sollten an den Kaiser sechzehn Kanonen und hunderttausend Goldgülden ausliefern; sie sollten sich mit dem Domcapitel und den landständen völlig vergleichen; sie sollten bis zu des Kaisers Genehmigung, und zwar auf ihre Unkosten, churfürstliche Besatzung einnehmen. Dagegen versprachen die Churfürsten, die Stadt bey dem der augsbургischen Confession angemessenen Religionszustande, und bey dem Besitze ihrer bisherigen Vorrechte und Freyheiten zu erhalten. Diese Bedingungen schienen jedoch den Magdeburgern gar nicht annehmlich ¹⁾. Die Reichsstände hätten aber einen Vergleich mit Magdeburg um so lieber gesehen, je mehr ihnen die langwierige Belagerung dieser Stadt Kosten verursachte, und je unwilliger sie dieselben trugen. Selbst eine besondere Reichstagsdeputation, die deswegen tm April. zu Nürnberg zusammenkam, selbst eine scharfe Verordnung, die der Kaiser deswegen an alle Reichsstände ausgehen ließ, selbst ein Ermahnungsmandat des Reichskammergerichts vermochte die Veträge nicht schneller und nicht richtig herbeizuschaffen. Daß aber die Belagerung sich so lange verzögerte, daran war die wenige Thätigkeit Schuld, mit welcher der Churfürst Moritz dieselbe absichtlich betrieb. Es war ihm gar zu bequem, daß er, bis zur Ausführungszeit eines großen Entwurfs, mit dem sich damals seine Gedanken beschäftigten, auf Unkosten des ganzen Reichs, eine

1551
tm Jan.

tm April.

eine ansehnliche Kriegsmacht beisammen erhalten konnte. Wenn er daher mit den Magdeburgern auch wegen eines Friedens in Unterhandlungen trat, so schrieb er ihnen so harte Bedingungen vor, daß sie ihn auf die Fortsetzung der Belagerung mit Sicherheit rechnen ließen. Die Magdeburger sollten nemlich versprechen, allen Reichsschlüssen und allen Urtheilen des Kammergerichts sich zu unterwerfen; sie sollten ihre Festungswerke niederreißen, und zwölfhundert Mann Besatzung einnehmen u. s. w. Diese Bedingungen waren nun freilich den Magdeburgern gar nicht angenehm; da sie nun aber die Belagerung oder Einschließung lange genug aushalten hatten, um das Ungemach derselben innigst zu fühlen, da sie auch der Zukunft nur mit banger Besorgniß entgegensehen konnten, so bekamen ihre Gemüther allmählig doch eine andre Stimmung. Sie fingen an, diese Bedingungen nicht ganz zu verwerfen, und der Herr von Heydeck, der sich jetzt in Morizens Dienste befand, benutzte das Zutrauen, das ihm der Churfürst schenkte, ihn zu einiger Milderung dieser Bedingungen zu bewegen.

Magdeburg
erhält eine gute
Capitulation.

im Aug.

im Sept.

am 7. Nov.

8. In der Capitulation, an der man jetzt arbeitete, war der geworbenen Mannschaft, welche den Magdeburgern bisher gedient hatte, nicht erwähnt. Sie konnte also natürlich nicht viel gutes erwarten. Da man nun den Soldaten einen Brief in die Hände spielte, nach dessen Inhalt einige Rathesherren, und besonders der Bürgermeister Alemann, die Stadt verrathen wollten, so erregten sie einen Aufruhr; Alemann mußte zu seiner Verantwortung in ihrem sogenannten Ring erscheinen, und man glaubte ihm nicht eher, als bis sich der ganze Rath für seine Unschuld verbürgte. Dieser Vorfall bewirkte indessen unstreitig, daß man den Friedensvorschlügen des Churfürsten Moriz jetzt geneigteres Gehör gab. Es wurde ein Waffenstillstand verabredet, und die Magdeburger schickten ihre Abgeordneten nach Wittenberg, wo der Churfürst seine Landstände versammelt hatte. Man wurde daselbst über die Mittel, einen Vergleich zu stiften, einig: Das Beste aber that der Herr von Heydeck, und die Magdeburger erhielten Bedingungen, mit welchen sie in ihrer Lage recht sehr zufrieden seyn konnten. Ihre Geldstrafe wurde 4. R. nicht höher als auf funfzigtausend Goldgulden angesetzt, die zu zwey verschiedenen Fristen entrichtet werden sollten, und selbst von dieser gemilderten Summe wurden der Stadt in der Folge noch zehntausend Gulden erlassen. Außerdem lieferten sie nur zwölf Kanonen. Nach geschlossener Capitulation wurde nun das geworbene Kriegsvolk, das noch aus zwehtausend Mann Fußvolf, und hundertunddreßig Reitern bestand, aus der Stadt geführt, und abgedankt. An seine Stelle rückten funfzehn Tausen von dem churfürstlichen Kriegsvolk ein, denen der Churfürst selbst, an der Spitze von zwey starken Schaaren Reitern, begleitet von dem kaiserlichen Commissarius, Lazarus Schwenbi, nachfolgte. Die Bürger mußten sich nun eidlich verpflichten, dem Churfürsten so lange Gehorsam zu leisten, bis der Kaiser oder er selbst sie an einen andern Herrn verweisen würden. Es rückten hierauf zehn Tausen Fußvolf wieder aus der Stadt heraus, aber die übrige Mannschaft blieb noch über zwey Jahre in derselben zurück *). Moriz ließ überhaupt seine Mannschaft nicht auseinandergehen; er verlegte sie vielmehr auf eine solche Art in die Winterquartiere, daß er sie bald wieder zusammenziehen konnte.

9. Mor.

9. Moriz hatte die Belagerung Magdeburgs geflissentlich verzögert, um zur Ausführung des großen Entwurfs, mit dem er seit dem vorigen Jahre sich sehr lebhaft beschäftigte, die erforderliche Zeit zu gewinnen. Er fühlte es jetzt immer inniger, daß Carl die Macht, die er ihm ersuchten half, zur Unterdrückung der deutschen Freiheit anzuwenden suchte. Carl hatte den Deutschen das Interim aufgedrungen; Carl wollte, aller Vorstellungen und Bitten ungeachtet, Morizens Schwiegersohn Philipp nicht in Freiheit setzen; Carl arbeitete daran, den Deutschen, auch nach seinem Tode, einen Vöberscher zu geben, der sie mit despotischen Grundsätzen beherrschen möchte. Er wollte die Nachfolge im deutschen Reiche, und folglich auch die Kaiserkrone, seinem Sohne Philipp verschern. Zur Ausführung dieses Plans, der mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, hatte ihn vielleicht der glückliche Ausgang des schmalkaldischen Kriegs ermuntert. Wenigstens ließ er zwischen diesem Ausgange und der Erklärung seines Entwurfs nur sehr kurze Zeit verstreichen; denn schon im Jahr 1548 soll er es seiner Schwester Marie aufgetragen haben, dem Bruder Ferdinand, dem dieser Entwurf am wenigsten gleichgültig war, die erste Eröffnung davon zu thun. Auf dem neuen Reichstage aber enthüllte sich das Geheimniß völlig. Noch vor demselben hatte er zur Einleitung dieser Sache Anstalten gemacht, denn er ließ sogar Philippen aus Spanien kommen, um ihn mit nach Augsburg zu bringen ¹⁾. Hier wurde nun nicht allein mit Ferdinand, sondern auch mit den Reichsständen um ihre Einwilligung gehandelt. Anfangs waren es aber nur einige Reichsstände, denen man das Geheimniß des kaiserlichen Plans anvertraute. Wahrscheinlich geschah es deswegen, um die Gemüther auszuforschen, und allmählig darauf vorzubereiten. Vielleicht machte es auch Ferdinand bekannt, um die Reichsstände wider einen Plan einzunehmen, der für ihn so viel Unangenehmes haben mußte. Kurz, noch vor dem Schlusse des Reichstags wurde es Volkslage in Deutschland, daß der Kaiser sich nicht nur mit dem Gedanken beschäftigte, die römische Königswahl seines Bruders wieder umzustossen, und seinen Sohn Philipp sogleich zu seinem Nachfolger erklären zu lassen, sondern daß er überhaupt das Kaiserthum erblich machen, und auf ewige Zeiten an das österreichische Haus bringen wolle. Diese Sage hatte um so größere Glaubwürdigkeit, weil sie von Augsburg kam. Carl schien auf alle Fälle etwas durchsetzen zu wollen, weil er Augsburg abermals mit Kriegsvolk besetzte, weil er auch noch einige tausend Spanier in verschiednen Gegenden Deutschlands vertheilt hatte, weil er sich überhaupt bisher in einer Verfassung erhalten hatte, wodurch er das, was man ihm nicht freiswillig einräumen wollte, allenfalls auch erzwingen konnte. Daß es aber nicht bloß eine Sage war, das bestätigte sich sehr bald durch die Erfahrung. Carl schickte noch von Augsburg aus den Vicekanzler Seld an die Churfürsten von Mainz und Köln, der sich zwar bez ihnen über die in Deutschland beschaffter und fälschlicher Weise verbreitete Sage beschwerten, der ihnen aber auch zugleich den wahren Entwurf des Kaisers, der hierzu Anlaß gegeben haben konnte, eröffnen, und um ihre Bestimmung werben sollte. Carl wünschte nemlich, aus Liebe zur Ruhe und Einigkeit Deutschlands, daß man seinem Sohne Philipp, zwar nicht gleich nach seinem, aber

im März.

R 2

¹⁾ Er wollte ihm bey dieser Gelegenheit auch und er ließ ihm deswegen von den Niederlanden die Nachfolge in den Niederlanden verschern, dem huldigen. *Zeit. an, I, 549.*

nach seines Bruders Ferdinands Tode, die Nachfolge versichern sollte; Philipp sollte auch nicht eher, als wenn Ferdinand Kaiser wäre, römischer König werden, doch wünschte er die Sache schon jetzt ausgemacht, damit sein Sohn an die Vorstellung seiner nähern Verbindung mit Deutschland sich gewöhnen, damit er frühzeitig lernen möchte, das Interesse des Reichs als sein eigenes zu betrachten; um aber die ganze Welt zu überzeugen, daß er niemals daran gedacht habe, seinem Hause den erblichen Besiz des Kaisertums zu verschaffen, so wollte er den Reichständen selbst anrathen, daß sie, sogleich nach Philipps Belangung zum Kaisertume, Ferdinands Sohn Maximilian zu seinem Nachfolger bestimmen möchten. Dieser Antrag wurde nicht allein den Churfürsten von Mainz und von Köln, sondern auch den übrigen Churfürsten gethan. Er bestätigte aber im Grunde alles, was das Gerücht schon vorher von den Absichten des Kaisers verbreitet hatte. Durch die Genehmigung dieses Antrags wäre ja seinem Hause die Nachfolge im deutschen Reiche auf ein halbes Jahrhundert hinaus gesichert worden, und die Reichstände hätten ja auf die nächsten zwei oder drei Vacanzfälle ihr Wahlrecht nicht ausüben können. Wie sehr mußte aber die misstrauische Besorgniß nicht wachsen, da man zugleich erfuhr, daß der Kaiser zu dem schönen Entwurf bereits die Einwilligung seines Bruders erlangt habe; denn nicht nur in des Kaisers, sondern auch in Ferdinands Namen mußte Selt die Unterhandlungen mit den geistlichen Churfürsten führen; mit den weltlichen aber, wenigstens mit Brandenburg und Sachsen, führte er sie selbst. Die Antwort, welche die geistlichen Churfürsten auf den kaiserlichen Antrag ertheilten, ist nicht bekannt; wahrscheinlich aber stimmte sie mit der Erklärung der Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg überein. Diese suchten einer bestimmten Antwort auszuweichen. Moriz verschob sie anfangs unter dem Vorwande, daß die Sache zu wichtig sei, als daß er sich, bei seiner Jugend und bei seiner wenigen Erfahrung, sogleich darüber erklären könne; nachdem er aber mit dem Churfürsten von Brandenburg Abrede genommen hatte, so vereinigten sich beide, dem Kaiser zu antworten, daß sie in einer so überaus bedenklichen Angelegenheit, welche auf die ganze Christenheit Einfluß habe, ohne den Rath ihrer gesammten Wilschurfürsten sich auf nichts einlassen, und noch weniger zu etwas verpflichten könnten. Daben ließ der Churfürst von Brandenburg den König Ferdinand heimlich ersuchen, die Sache ja nicht weiter zu treiben, und sich vielmehr auf eine gute Art herauszuziehen, weil er sich sonst, nebst seiner ganzen Nachkommenschaft, bei der deutschen Nation äußerst verhaßt machen würde. Vielleicht mochten auch noch andre Churfürsten Ferdinand solche Vorstellungen thun. So wenig aber die Churfürsten eine bestimmte Erklärung gaben, so sehr mußte der Kaiser doch daraus gewahr werden, daß sie, eine abschlägliche Antwort geradezu zu ertheilen, sich scheuten, daß auch die mächtigsten Reichstände es nicht mehr wagten, seinen Entwürfen sich unmittelbar zu widersetzen. Schon diese Bemerkung konnte ihn aufmuntern, sein Vorhaben weiter zu verfolgen, und wahrscheinlich würde er es nicht allein verfolgt, sondern auch durchgesetzt haben, wenn der Muth, die Entschlossenheit und die Klugheit eines Fürsten, von dem man es am wenigsten erwartete, es nicht verhindert hätte.

10. Moriz mochte des Kaisers herrschsüchtige Plane vielleicht schon lange durchschauert haben; man könnte vielleicht sogar vermuthen, daß er eben deswegen sich mit dem Kaiser verbunden habe, um einst seine Entwürfe desto wirksamer zu führen, und die Freiheit des Reichs mit gewisserm Erfolg gegen ihn retten zu können. Sollte aber auch diese Vermuthung nicht die größte Wahrscheinlichkeit haben, so bleibt die Unternehmung, und wenn er sie auch erst jetzt beschloß, doch immer bis zur Bewunderung edel, und bis zur Bewunderung groß. Indem alle übrigen Reichsstände mit unthätigem Grimme vor dem möglichen Falle beßten, wo sie das fallen des finstern Philipps, wo sie vielleicht auf immer unter das spanische Joch hinabgedrückt werden konnten, machte Moriz, diesen Fall zu hintertreiben, allein solche Anstalten, von denen man sich einige Wirkung versprechen konnte. Indem jene zur Behauptung ihrer Rechte und ihrer Freiheiten nicht einmal ein Bündniß wagten, trat er unter allen ganz allein zum Kampfe mit dem übermächtigen Gegner heraus. Seine Unternehmung bleibt noch immer bewundernswürdig, und wenn ihn auch nicht bloß patriotischer Eifer für das Vaterland, und wenn ihn auch nicht bloß die Begierde, Recht und Freiheit zu schätzen, also nicht bloß reine Großmuth dazu aufgefördert und angefeuert haben sollte. Morizens Unternehmung war aber auch mit der größten Klugheit entworfen. Moriz benutzte nicht allein die Belagerung der Stadt Magdeburg, um sich, ohne Verdacht zu erregen, in einen gerüsteten Zustand versehen zu können; er benutzte auch des Kaisers Entfernung, welche durch das zu Trident fortgesetzte Concilium veranlaßt wurde. Die Fortsetzung dieser Synode machte einen der wichtigsten Gegenstände des neuen Reichstags aus. Die Hauptfrage, ob man das Concilium beschicken und anerkennen sollte, war im letzten Reichsabschied schon vorläufig entschieden worden; aber die Protestanten wegen der Erfüllung der Bedingungen zu beruhigen, unter welchen sie damals darin gewilligt hatten, das schien jetzt um so schwerer, weil man von Rom aus gleichsam gefühlentlich ihnen neues Mißtrauen einspöste. Der Papst nannte sich in der Bulle, durch die er die Fortsetzung der Synode ankündigte, Christi Statthalter auf Erden, und er schrie sich vermöge dieser Würde das Recht zu, auf dem Concilium nicht nur zu präsidiren, sondern auch alle seine Handlungen zu dirigiren. Dabei berief er auch bloß die geistlichen Stände Deutschlands auf die Synode, ohne der weltlichen auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Die Protestanten bekamen hierdurch mehr als hinlängliche Gründe, ihre Theilnahme an diesem Concilium zu verweigern. Diese Bulle erregte daher bey dem Kaiser auch nicht wenig Unwillen. Der Papst hatte sie ihm zwar seinem Versprechen gemäß noch vor der Publication zugesandt; er ließ sich aber, durch des Kaisers Vorstellungen gegen den Inhalt derselben, von ihrer Befandmachung gar nicht abhalten. Unstreitig hatte der Papst dabei die Absicht, die sogenannten Köher von der Kirchenversammlung völlig zu entfernen; der Kaiser arbeitete aber seiner Absicht aus allen Kräften entgegen. Er wiederholte jetzt sein Versprechen, daß er selbst sein kaiserliches Ansehn dazu verwenden wolle, die Verhandlungen der Synode in einen christlichen, billigen und ordentlichen Gang zu leiten; ja er machte sich dabei noch besonders verbindlich, daß er während der Synode entweder in Trident selbst, oder an einem andern nahegelegenen Orte, seine Residenz aufschlagen wolle, um seinem Ansehn den erforderlichen Nachdruck zu geben;

Morizens
Vorbereitungen
zu seiner
Unternehmung.

ben; er ließ es sogar in den Reichsabschied einrücken, daß er es als Kaiser, als Advocat der Kirche, und als Schutzherr des Conciliums über sich nehme, allen Ständen des Reichs, und sowohl denen von der neuen, als von der alten Religion, freies Geleit, freies Zutritt und hinlängliches Gehör auf dem Concilium zu verschaffen. Diese öffentliche Erklärung konnte den Protestanten allerdings einige Hoffnung machen, daß es auf der Synode nicht völlig nach der Wille der Wälschen des Kaisers zu widersehen, nicht für eben so unnötig als fruchtlos gehalten hätten. Die meisten unter ihnen glaubten dabei schon gewiß vorauszu sehen, daß sich der Kaiser von der Kircherversammlung nur einen Vorwand wollte geben lassen, sie und ihre Lehre völlig zu unterdrücken. Moriz bezeugte sich gegen das kaiserliche Ansinnen wegen des Conciliums sehr gefällig; aber gewiß bloß wegen der Hoffnung, die ihm dasselbe zu des Kaisers Entfernung machte *).

Er schließt mit Frankreich ein Bündniß.

11. Der Krieg, den der Kaiser, in Verbindung mit dem Papst, gegen den König von Frankreich führte, der den jungen Garrese unterstützte, schob zwar den Anfang des fortgesetzten Conciliums etwas weiter hinaus, allein Moriz benutzte eben diesen Aufschub, ein Bündniß mit dem französischen Monarchen zu schließen. Man weiß es nicht bestimmt, wer von beiden, ob der König oder der Churfürst, zuerst darauf verfiel, sich dem andern zu nähern. Der französische Gesandte in Augsburg war, in den Berichten an seinen Hof, der Meinung, daß Moriz aus unverstellter Furcht in allen Stücken sich so nachgebend gegen den Kaiser bezeuge, weil er nemlich in Sorgen stehe, Carl möchte dem gefangnen Johann Friedrich seine Freigheit wiedergeben, und dieser möchte ihn alsdenn wol nicht in dem ruhigen Besitz seiner Länder lassen. Dabei rieth er jedoch seinem Herrn, heimlich den Versuch zu machen, ob man mit dem Churfürsten und den Hansestädten nicht eine Verbindung schließen könne. Wahrscheinlich war also der König der erste, der zum Bündnisse die Hand reichte. Wenigstens schickte Heinrich II. den Bischof von Bayonne, Johann von Fresse, den schon sein Vater Franz I. zu Unterhandlungen mit den Protestanten gebraucht hatte, heimlich an den Churfürsten. Deswegen konnte dieser aber doch den ersten Anlaß dazu gegeben haben; denn auf alle Fälle muß ihm an diesem Bündnisse sehr viel gelegen gewesen seyn, da er dem König von Frankreich so viele Vortheile einräumte *). Er und seine Bundesgenossen, der junge Landgraf Wilhelm von Hessen, der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, und der Markgraf Albrecht von Brandenburg, bewilligten *), daß der König von Frankreich sich der von alten Zeiten her zum deutschen Reiche gehörigen Städte, wo nicht deutsch gesprochen wurde, nemlich der Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun bemächtigen, und sie, jedoch den Rechten des deutschen Reichs unbeschadet, unter dem Titel

a) Plant, S. 464/481.

b) In diesem Bündniß hatten verschiedene deutsche Kriegsfürsten, und besonders Eberhard von Eberstein, die sich um diese Zeit in französische Dienste begaben, und dem König von Frankreich deutsches Kriegsvolk zuführen, großen Antheil. Der Kaiser war auch daher

so aufgebracht über dieselben, daß er denjenigen, der einen von ihnen lebendig oder todt liefern würde, eine Belohnung von viertausend Gulden versprach. Eberstein, S. 344.

c) Der Vertrag wurde zu Loches am 5ten October geschlossen.

Titel eines Vicars des heiligen Reichs behalten möchte. Dabey machten sie sich sehr bindlich, bey einer Kaiserwahl darauf zu sehen, daß keine andre als eine dem König von Frankreich angenehme Person erwählt würde, die vorher angelobte, gute Nachbarschaft und Freundschaft mit ihm zu unterhalten, und sollte er allenfalls selbst zur Kaiserkrone lust haben, so wollten sie ihn eher als einen andern wählen. Zu dem gesiaen Kriege wollten sie siebentaufend Reiter und eben so viel Fußvolk, nebst dem nöthigen Geschütze, stellen ¹⁾. Für alles dies versprach Heinrich II. weiter nichts, als mit dem Kaiser seinen Frieden oder Waffenstillstand ohne Vorwissen des Churfürsten zu machen, und ihm sogleich zweymalshundertundvierzigtausend Thaler für die drey ersten Monate des Kriegs, und für jeden der folgenden sechzigtausend zu bezahlen. Der Markgraf Albrecht reiste noch zu Ende dieses Jahres nach Frankreich, um den geschlossenen Vertrag von Seiten des Königs bestätigen und beschwören zu lassen ²⁾.

12. So heimlich und so behutsam alles dies verhandelt wurde, so wenig ^{Moriz's} konnte es doch den Augen des Publicums ganz entzogen werden. ^{Entwürfe} Hauptsächlich aber ^{wurden bei} mußte es auffallen, daß Moriz, nach Endigung der magdeburgischen Belagerung, ^{Landt.} ein so beträchtliches Heer beisammenbehielt. Zwar wußte er auch dieses durch einen Vorwand zu beschönigen, indem er sich sehr unzufrieden anstellte, daß er seine Mannschaft des Geldmangels wegen nicht könnte auseinandergehen lassen. Doch dieser Vorwand konnte nur auf einige Monate, konnte höchstens bis zum Anfange des folgenden Jahres, glaubwürdig scheinen. Wenn er alsdenn sein Heer länger beisammenbehielt, so mußte es allerdings Verdacht erregen. Verdacht ließ sich jedoch jetzt kaum mehr vermeiden. Eines französischen Emissärs Herumreisen in Sachsen, und des Markgrafen Albrechts Aufenthalt in Frankreich, konnte von dem ganzen Geheimniß schon genug verrathen. Auch hatte sich schon zu Anfang dieses Jahrs in ganz Deutschland das Gerücht verbreitet, daß Moriz auf eine Unternehmung gegen den Kaiser denke, daß er die bey der Belagerung Magdeburgs gebrauchte Kriegsmacht zur Ausführung derselben bestimmt habe. In Sachsen selbst sprach man davon als von einer festbeschlossenen Sache, die sich nicht mehr geheimhalten lasse. Sogar die Landstände übergaben dem Churfürsten auf dem landtage zu Torgau eine Vorstellung, worin sie ihn nicht nur vor fremden Bündnissen und der Gemeinschaft mit einigen Geächteten warnten, sondern worin sie ihn auch förmlich ersuchten, daß er doch zu keinen Kriegshandlungen gegen den Kaiser schreiten möchte, die er dem Gerüchte nach vorhaben sollte. Auch Melanchthon schickte ihm eine besondre Warnungsschrift zu, indem er ihm meldete, wie er aus andern Ländern vernommen habe, daß einige Fürsten seit einiger Zeit mit Frankreich unterhandelt, und auch schon französisches Geld bekommen hätten, und daß sich diese rühmten, den Churfürsten gleichfalls in ihre Sache ziehen zu wollen ³⁾. Außer Sachsen hatte das Gerücht noch den Zusatz bekommen, daß die Unternehmung nicht blos gegen den Kaiser, sondern gegen die ganze catholische Partey in Deutschland, und besonders gegen die Bischöfe und die geistlichen Churfürsten, gerichtet sey. Die letztern, welche sich damals auf der Kirchenversammlung zu Trident befanden, gaben selbst dem Kaiser

1) Menten, II, 1391. u. f. f.

2) Plant — C. 492. Häberlin, II, 125; 129.

3) Hortleder, D. V, C. 1, 2.

Kaiser davon Nachricht. Sie beschreiben ihm alle Anzeigen, die dieses Gerücht glaubwürdig machten, sehr umständlich; sie mel deten ihm, daß sie deswegen soaleich von Trident abreifen würden, um zur Sicherheit und Vertheidigung ihrer Länder die nöthigen Anstalten treffen zu können; sie nannten ihm zugleich den Churfürsten von Sachsen als die Hauptperson, von welcher der ganze Anschlag herzu führen scheine. Von andern Seiten wurde dem Kaiser und seinen Ministern Nachricht gegeben, daß man in Hessen neue Werbungen anstelle, und daß es in der ganzen dortigen Gegend Volksfluge sey, man werde den alten Landgrafen nächstens wiederholen. Von allen Seiten aber liefen endlich nicht nur Nachrichten, sondern förmliche Klagen über die offenbaren Feindseligkeiten ein, welche sich das Kriegsvolk des Churfürsten von Sachsen schon jetzt gegen die catholischen Dörfer erlaubte, in deren Nachbarschaft es seine Winterquartiere hatte. Diese waren in Wüßhausen und in der benachbarten Gegend. Von hieraus nahmen Moritzens Kriegerleute in das offene Land manche Streifzüge vor, die besonders den Städten Nordhausen und Erfurt sehr beschwerlich fielen, und diese waren es auch, die nebst dem Churfürsten von Mainz am lauteften darüber klagten.

Wie Moriz den Verdacht von sich abzuwehren suchte.

13. Unter solchen Umständen konnte Moriz des Kaisers Verdacht gegen sich unmöglich verhindern; aber mit weiser Bedachtsamkeit wußte er sich so zu benehmen, daß Carl unschlüssig war, ob er sich dem Verdacht überlassen dürfte. Ihn in dieser Unschlüssigkeit zu erhalten, benutzte Moriz besonders die Concilienangelegenheit. Er hatte, ohne sich besonders dazu drängen zu lassen, zu gehöriger Zeit alle Anstalten gemacht, seine Gesandten und seine Theologen auf der Synode erscheinen zu lassen. Melanchthon hatte die sogenannte sächsishe Confession verfassen müssen, um sie der Kirchenversammlung vorzulegen ⁹⁾. Seine Gesandten wurden bald darauf auch wirklich nach Trident abgefertigt, den Theologen eine günstige Ausnahme vorzubereiten, und diese, Melanchthon an ihrer Spitze, begaben sich noch vor dem Ende des Winters gleichfalls auf den Weg. Konnte nun der Kaiser da wol Hinterlist bey dem Churfürsten vermuthen? und zwar um so mehr, weil er bey aller seiner Bereitwilligkeit, die Concilienabsichten des Kaisers zu befördern, doch noch deutlich genug erklärte, daß er gar nicht gesonnen sey, sich dem Concilium blindlings zu unterwerfen. Er zeigte dies bey dem freyen Geleit, das er für seine Gesandten und für seine Theologen forderte, bey den Verhaltungsbeehlen, welche er den ersten mitgab, und bey den Forderungen, die er sie zu Trident selbst machen ließ ¹⁰⁾. Zu gleicher Zeit aber that er einige andre Schritte, welche dem Kaiser allerdings verdächtig vorkommen mußten. Er ließ sich, unter dem Vorwande der Erbverbrüderung zwischen Sachsen und Hessen, in der Grafschaft Ravensleben huldigen, und erklärte dadurch den Ausspruch des Kaisers, den dieser zum Vortheil des sachsenischen Hauses gethan hatte, für ungültig. Er erneuerte sodenn seine Ditten wegen der Befreyung seines Schwiegervaters, und er erneuerte sie so dringend, daß man seinen Ernst, diese Befreyung auf alle Weise zu bewirken, deutlich wahrnehmen konnte. Seinen Gesandten um diese Befreyung mußten fast alle Reichsfürsten, mußte selbst der König von Dänemark, durch eigne Gesandtschaften unterstügen. Er schrieb dem Kaiser, daß er selbst zu ihm nach Inspruck kommen würde, um diese Sache persönlich

9) Melanchth. opera, I, 121.

10) Plant, S. 499.

fönlich zu betreiben; er machte sogar schon Zurüstungen zu dieser Reise. Carl konnte also wol annehmen, daß Moriz deswegen vielleicht noch gar Feindseligkeiten gegen ihn brauchen würde; aber daß er gleich jetzt dazu schreiten würde, das kam ihm doch noch unwahrscheinlich vor. Hierzu gefellte sich noch ein besondrer Umstand, der des Kaisers Selbsttäuschung vollendete. Einige churfürstliche Minister, denen er ordentliche Befehle gab, hatten ihn schon mehrmals von des Churfürsten geheimsten Anschlägen unterrichtet. Ohne Zweifel waren sie angewiesen, jetzt doppelt auf die Schritte ihres Herrn aufmerksam zu sehn; allein Moriz, der ihre verrätherische Verbindung mit dem Kaiser kannte, hatte seinen wahren Entwurf sorgfältigst vor ihnen verborgen, ohne sie den Verdacht, den er in ihre Treue setzte, im geringsten merken zu lassen. Er verdoppelte vielmehr die Beweise seines Vertrauens, ließ sie wie vorher an seinen geheimsten Berathschlagungen theilnehmen, ließ besonders dasjenige, was seine angekündigte Reise zum Kaiser betraf, durch ihre Hände gehen, und bewirkte dadurch, daß sie am meisten dazu beitrugen, den Kaiser sicher zu machen. Doch Moriz trieb die Verstellung so weit, daß er sich schon wirklich auf die Reise bezog. Er ließ sich von einem der verrätherischen Minister begleiten. Auf dem Wege schickte er ihn nach Innsbruck voraus, um seine Ankunft bey dem Kaiser zu melden, da er selbst wegen einer verstellten Krankheit nur kleine Tagereisen machen zu können vorgab. Musste nun nicht der Kaiser allen Verdacht, den er gegen Moriz vielleicht gefaßt hatte, fahren lassen? Moriz hat mir, so schrieb er an die Churfürsten, die ihn von Trident aus gewarnt hatten, so viele und so starke Beweise seiner Zuneigung gegeben, daß ich, wenn es anders Treue und Glauben auf Erden giebt, schlechterdings weiter nichts, als allen Gehorsam und alle Ergebenheit von ihm erwarten darf, und sollte er ja andre Gesinnungen hegen, so würde dies bey einem deutschen Fürsten etwas ganz unerhörtes seyn. Auch seine Minister hielten es für unmöglich, von einem deutschen Fürsten überlistet werden zu können. Sie trauten keinem die Feinheit zu, eine Unternehmung so anzulegen, daß sie dadurch überrascht werden könnten. Desto größer aber war ihre Ueberraschung, als Moriz zu Ende des März wirklich ins Feld rückte!).

14. Nachdem er nemlich seinem Bruder August und einigen Ministern, auf die er sich verlassen konnte, die Landesregierung übergeben hatte, so zog er sein in Thüringen liegendes Heer zusammen, und rückte mit demselben weiter fort, um sich mit dem jungen landgrafen Wilhelm von Hessen zu vereinigen. Zwen Tage hernach stieß der junge landgraf bey Bischofsheim unweit der Rhöne mit einem Theile seines Kriegsvolks zu ihm. Bey Schweinfurt erfolgte die völlige Vereinigung, und in der Nacht des letzten Monatstages standen sie bereits vor den Thoren der Stadt Augsburg, mit deren Wegnahme der Feldzug eröffnet werden sollte. Aber auf diesem schnellen Zuge hatten sie auch schon das Manifest verbreitet, das der Welt die Ursachen desselben darlegte!). Von diesen Ursachen führten sie nur drey an: die Tyranney, womit der Kaiser, seiner vielfachen Zusagen ungeachtet, die evangelische Religion zu unterdrücken suchte; die Treulosigkeit, womit er den landgrafen in seinen Verfaßt gebracht habe, und noch immer darin behalte, und

Moriz zieht mit seinen Bundesgenossen zu Felde.
am 20. März.
am 23.
am 25.

end,

i) Plant — S. 304.

f) Fortleder, II, 1014.

endlich die gewaltsamen Versuche, die er zum Umsturz der Reichsverfassung, und zur Vernichtung der Reichsfreiheit, gemacht habe. Ueber den letztern Punct auferlegten die Fürsten ihren Unwillen am stärksten. Es liegt vor Augen, sagten sie, wie man uns Deutsche sammt und sonders unter eine so niederträchtige und schimpfliche Knechtschaft zu bringen gesucht hat, über die, wenn wir uns derselben gedulbig unterwürfen, unsere Kinder und Kindeskinde die lautesten Klagen anstellen, die sie uns zum bittersten Vorwurfe machen könnten, und zwar um so mehr, da unsere Vorfahren der Erlangung dieser Freiheit ihr Vermögen und ihr Blut aufgeopfert haben. Wir haben demnach einmal Herz und Mannheit geschöpft, uns getreulich zusammenzusetzen, und vereinigt mit Heereskraft und gewaltiger Hand die Erledigung des Landgrafen zu bewirken zc. Ein ähnliches Ausschreiben gaben fast zu gleicher Zeit der Markgraf Albrecht von Brandenburg und der Landgraf Wilhelm von Hessen heraus, ungeachtet das Manifest des Churfürsten auch in ihrem und in Herzog Johann Albrechts von Mecklenburg Namen ausging ¹⁾. Der Markgraf Albrecht ließ bey Rotenburg an der Tauber zu den Vereinigten, und nachdem sie sich des wichtigen Donaupasses bey Donauwörth bemächtigt hatten, so beschleunigten sie ihren Zug die ganze Nacht durch so sehr, daß sie am folgenden Tage gegen Mittag vor Augsburg anlangten. Moritz schickte hierauf ein Aufforderungsschreiben in die Stadt, und der Trompeter, der es hineinbrachte, mußte zugleich Ermahnungsschreiben unter die Bürger austheilen, worin man ihnen sagte, daß man bey diesem Feldzuge gar nicht die Absicht habe, irgend einem Reichsstande an seinen Rechten und Freiheiten Abbruch zu thun, sondern daß man nur die an einigen Orten, besonders zu Augsburg, seit einigen Jahren her hart gedrückte evangelische Religion von dem Joch befreien, und der Bürgerschaft den ihr entzogenen Antheil an der Stadtregierung wiedergeben wolle. Diese Gründe schienen den Bürgern so einleuchtend, daß sie sich nun durchaus nicht wehren wollten, daß sie sogar, als ihre Obrigkeit sie dazu ermahnre, sich aufrührerisch bezeigten. Da sich nun nicht mehr als drey Tausen geworbenen Kriegsvolks in der Stadt befanden, so mußte der Stadtrath nachgeben, und sich mit den Fürsten in Unterhandlungen einlassen. Ueber die Vergleichsbedingungen war man bald einig; das geworbene Kriegsvolk wurde verabschiedet; die catholische Geistlichkeit konnte die Stadt verlassen, wenn sie wollte; die evangelische Religionsverfassung wurde völlig so hergestellt, wie sie vor dem Interim gewesen war, und die Fünfte bekamen wieder ihren Antheil an der Stadtregierung ²⁾. Aus dem Lager bey Augsburg rückten nun die vereinigten Fürsten nach elf Tagen weiter fort. Zugleich erließen sie an die oberländischen Städte, und besonders an Nürnberg und Ulm, eine schriftliche Einladung, Abgeordnete nach Augsburg zu schicken, und sich zu erklären, ob sie an ihrer Unternehmung Antheil haben wollten. Die Nürnberger hatten sich schon vorher, als die Fürsten in Franken einrückten, verbindlich gemacht, hunderttausend Gulden zu bezahlen; dafür bedungen sie sich aber auch gegen alle gewaltsame und feindselige Ueberzüge Sicherheit aus. Von den Ulmern verlangten die Fürsten unter andern drey Tonnen Goldes, und den dritten Theil ihres Geschüßes nebst dem dazu gehörigen Pulver und Blei. Diese Forderungen wollten sie nun nicht

am 31.

am 11. April

1) Hübner, S. 143 — 149.

2) Hübner, S. 153 — 159.

nicht eingehen. Die Stadt wurde hierauf von den Fürsten belazert. Eine unter den leßtern ausgebrochene Uneinigkeit führte aber das Ende dieser Belagerung schon nach sechs Tagen herben. Der rasche Markgraf Albrecht bestand nemlich darauf, die Dörfer abzubrennen, und weder der Churfürst, noch der Landgraf wollten hier zu ihre Einwilligung geben. Dies veranlaßte, daß die Fürsten sich trennten; Albrecht verfolgte nun allein seinen Wunsch, das Gebiet der Stadt Ulm zu verwüsten; Moriß begab sich zum König Ferdinand, um dessen Friedensvorschlge anzuhören, und das Hauptheer, geföhrt von dem jungen Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Meßlenburg, zog sich an der Donau hinauf, und wendete sich nach Eßlach im Hegau, wo der König von Frankreich die dreymonatlichen Subsidiengelder auszahlen ließ, und wo die Geiseln gewechselt wurden. Das Heer zog hierauf über die Abten Salmansweiler nach Gundelfingen zurück, um des Churfürsten Rückkunft zu erwarten.

am 12.

15. Wie sehr mußte Carl, wie sehr mußten Carls Minister nicht erstau. Moriß bringt
nen, als sie von des Churfürsten und seiner wenigen Bundesgenossen unerwartet: in Tyrol ein.
tem Feldzuge Nachricht bekamen! Carl, der sich noch immer zu Innsbruck aufhielt, war gerade damals mit nichts weniger als mit einer Kriegsmacht versehen, die er den anrückenden Fürsten entgegenstellen konnte. In dieser Lage blieb ihm weiter nichts übrig, als, verschiedenen Fürsten, und hauptsächlich seinem Bruder Ferdinand, die Schließung eines Vergleichs aufzutragen. Ferdinand hatte deswegen den Churfürsten nach Linz eingeladen. Es wurde aber hier noch nichts ausgemacht; man verabredete vielmehr eine andere Zusammenkunft zu Passau, die am Himmelfahrtstage ihren Anfang nehmen sollte. Moriß kehrte hierauf zu seinem Heere zurück, welches indessen dem Pfalzgrafen Otto Heinrich sein Land, das ihm vom Kaiser im schmalkaldischen Kriege abgenommen worden war, wieder erobert hatte. Die Vereinigten nahmen nunmehr ihren Zug gegen die Alpen, um das in denselben liegende kaiserliche Kriegsvolk zu vertreiben. Sie rückten deswegen bis in die Gegend von Füssen vor. Die Feinde hatten sich in den engen Wegen verestalt verchanzt, daß sie jeden Angriff außerordentlich erschweren mußten; demungeachtet wagten es die Fürsten, an der Spitze ihres Fußvolks, welches bloß zweihundert Reiter unterstützten, in einen von achthundert Mann besetzten Hohlweg einzudringen. Ihr tapferer Versuch glückte; die Kaiserlichen wurden, ihrer Verchanzung und ihrer zwen Kanonen ungeachtet, zurückgetrieben. Dies benahm dem ganzen Haufen der kaiserlichen Mannschaft so sehr den Muth, daß den Fürsten der Sieg ziemlich leicht wurde. Die Kaiserlichen verlohren an solchen, die im Lech ertranken, oder in die Gefangenschaft geriethen, auf tausend Mann. Indessen sammelten sie sich doch bald wieder, und thaten einem dritten Angriffe, den die Fürsten wagten, glücklichen Widerstand. Doch diese begannen am folgenden Tage eine wichtigere und wenigstens eben so gefahrvolle Unternehmung. Dies war die Eroberung der Ehrenberger Claus. Als sie die unter dem Schlosse angelegten Schanzen, als sie die zu demselben föhrenden engen Wege erobert, und einige große Kanonen erhoben hatten, kletterten ihre Kriegssleute den steilen Berg, auf dem das Schloß liegt, mit erstaunenswürdigem Muth hinan, und nöthigten die ansehnliche Besatzung, dreizehn Fahnen Fußvolf, nach einigem Widerstande zur Uebergabe. Hier von
1 2
diesen

im May

am 18.

diesen dreizehn Fahren entwichen; die übrigen neun geriethen in der Fürsten Gefangenschaft. Moriz und seine Bundesgenossen machten auf diese Art in Zeit von zwei Tagen drei, bis viertausend Gefangne, ohne von ihrer eignen Mannschaft mehr als vierzehn bis funfzehn Mann einzubüßen. Moriz befand sich aber bey der Gelegenheit von einer andern Seite in großer Gefahr. Als die Fürsten weiter gegen Innsbruck fortzurücken beschloßen, wollte sich das Regiment des Herrn von Reiffenberg nicht eher dazu verstehen, als bis es wegen der Bestürmung des Schlosses noch eine besondre Belohnung bekommen hätte. Moriz, der über dieses Regiment, noch von der Belagerung Magdeburgs her, einen lebhaften Unwillen hatte, hielt seine Forderung so für unbillig, daß er einen von den ungarstümsten Aufwiegeln in Verhaft nehmen ließ. Plötzlich flachen und schossen alle seine Kameraden auf Morizen los, und nur die Flucht vermochte ihn der Lebensgefahr zu entziehen. Die vereinigten Fürsten schickten hierauf zwei Regimenter Fußvolf durch das Gebirg nach Innsbruck, welches von der Ehrenberger Clausse nicht weiter als zwei Tagereisen entfernt ist; die ganze Reiterey und ein Regiment Fußvolf blieb zur Besetzung der engen Wege bey Jüssen und Reuten zurück. Jenen beiden Regimentern folgten die Fürsten nach, und erreichten sie zwei kleine Meilen von Innsbruck. Man stellte sich Carls ängstliche Verlegenheit vor, als er die Nachricht bekam, daß die Fürsten die Ehrenberger Clausse, auf die er seine ganze Sicherheit setzte, erobert hätten. Die schnelligste Flucht war jetzt das einzige Mittel, wodurch er sich retten konnte. Er floh, in Gesellschaft seines Bruders Ferdinands, zur Nachtzeit, und in der größten Verwirrung. Von der schmerzhaftesten Fußgicht gequält, warf er sich in eine von Maulthieren getragene Senfte, von der er sich anfangs auf den Weg nach Trident, hernach aber über unwegsame Gebirge nach Villach in Kärnthzen bringen ließ. Moriz nahm am folgenden Tage mit seinen zwei Regimentern von Innsbruck Besitz. Alles, was dem Kaiser, den Spaniern, und dem Bischof von Augsburg gehörte, gab er der Plünderung Preis; alles übrige, was dem König Ferdinand und den Bürgern zustand, blieb unangefastet. Jetzt waren aber bis zu dem wegen der passauischen Friedensunterhandlungen bewilligten Stillstand nur noch drei Tage übrig. Moriz beschloß daher, von Innsbruck nach Passau zu gehen; die übrigen Fürsten zogen mit dem Heere zurück, und lagerten sich vor Eichstedt *).

Friedens-
handlungen
zu Passau.

16. Die Vergleichsversammlung zu Passau, zu der sich Moriz begeben hatte, war ganz ansehnlich. Es fanden sich außer den Gesandten des Kaisers, der König Ferdinand, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Eichstedt und von Passau, und der Herzog Albrecht von Bayern, in derselben ein. Alle Churfürsten, ungleichen der Bischof von Würzburg, der Markgraf Johann von Brandenburg, und die Herzoge von Braunschweig, Wolfenbüttel, von Jülich, von Pommern und von Wirtemberg, erschienen durch Gesandten. Moriz forderte jetzt als Sieger, vor dem selbst der mächtige Carl geflohen war, weiter nichts, als was er vorher gefordert hatte. Uneingeschränkte Religionsfreiheit, augenblickliche toslaffung seines Schwiegervaters, und Abstellung der Beschwerden, zu welchen das reichsversamlungswidrige Verfahren des Kaisers und seiner Minister, theils allen Reichsständen zusamment, theils

theils einigen insbesondere, Anlaß gegeben habe *), — dies war alles, was er verlangte. Unter dem letztern Punct war freylich unendlich viel begriffen; aber theils konnte man bey manchem, was dahin einschlug, mit allgemeinen Versicherungen und Erklärungen auskommen, theils ließ sich hoffen, daß der Churfürst auf manchem, das mit seinem Privatinteresse in keiner Verbindung stand, eben nicht sehr hartnäckig bestehen würde. Ueber manches geforderte Opfer mußte sich der Kaiser aber schon seiner Lage wegen hinaussetzen. Noch konnte er jedoch die Empfindung des Schimpfes, den er sich durch die erzwungne Flucht zugezogen hatte, nicht ganz unterdrücken. Wahrscheinlich hatte eben dieselbe ihn veranlaßt, dem gefangnen Johann Friedrich, den er an seinem Hofe hatte, in dem Augenblicke seiner Flucht die Freyheit zu ertheilen. Noch heftiger aber mußte sie ihn peinigen, als er sich in Sicherheit sah. In den ersten Wochen seines Aufenthalts zu Willach sann er daher gewiß mehr auf Rache, als auf Frieden; wenigstens mußte sich sein gekränkter Stolz jetzt ungleich schwerer als vorher zu seinem Opfer entschließen, da es jetzt viel sichbarer als vorher erzwungen scheinen mußte. Hieraus flossen die Schwierigkeiten, die er bey den meisten Bedingungen des Churfürsten machte; hieraus floß die unzeitige Mischung von Drohungen und Klagen, die in seinen Antworten, die er nach Passau schickte, abwechselten. Gewiß mußte ihn aber auch der Umstand tranken, daß der französische Gesandte, der Bischof von Vaponne, sich der Angelegenheiten der vereinigten Fürsten so lebhaft annahm *). Der Leidenschaft des Stolzes ihren freyen Lauf zu lassen, war jedoch jetzt keine Zeit. Ferdinand und alle übrige zu Passau versammelte Fürsten lagen ihm mit dem dringendsten Eifer an, daß er sich entschließen möchte, durch Nachgiebigkeit gegen einige von den Forderungen des Churfürsten, die Ruhe des Reichs zu befördern. Za Ferdinand reiste, die Nothwendigkeit ihrer Bitte ihm recht fühlbar zu machen, selbst nach Willach. Noch stärker, als es Ferdinand thun konnte, predigten ihm ohne Zweifel seine ebrperrlichen Umstände diese Nothwendigkeit. In der Fülle seiner Jugendkraft würde er ihr getrost haben; aber diese Fülle war verschwunden. Die Beschwerlichkeiten und der Genuß von beyseits Regierungsjahren hatten seinen Körper vor der Zeit erschöpft. Von dem Drucke des Alters niedergebeugt, und von den Schmerzen der Gicht benen nahe gelähmt, wie konnte er sich da zu einem Krieg entschließen, der selbst in dem glücklichsten Zeitraume seines Lebens höchst bedenklich gewesen wäre? Freylich suchte er dieses Gefühl zu verbergen. Er würde, schrieb er an die vermittelnden Fürsten

1 3

zu

*) Z. B. daß der Kaiser Deutschland, sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten, durch Ausländer habe regieren lassen; daß er die Könige und das Reichsfürst, das doch von alten Zeiten her den drey geistlichen Churfürsten als Erbkönigern gehörte, Personen, die der deutschen Angelegenheiten unfähig wären, anvertrauet habe; daß er, ohne Rath der Churfürsten, erledigte Reichslehne verlehnen, und den Vorrechten derselben auf manche andre Art zuwider g-handelt habe; daß die Reichsstände überhaupt bey dem Kaiser wenig Gehör fänden, daß ihre Freyheiten

sorgfältig vermehrt und nicht eher belaeget würden, als bis der Nothwehr auf beiden Seiten groß genug wäre; daß man den Reichsständen verbiete, fremden Mächten Kriegsvolk in Sold zu geben; daß hingegen der Kaiser, seiner Expiration zuwider, fremdes Kriegsvolk nicht nur zur Zeit des Krieges nach Deutschland gesühre, sondern es auch während des Friedens daselbst gelassen habe, u. s. w. Habertin, E. 120. u. f. f.

p) Habertin, E. 123. u. f. f.

zu Passau, über den Entschluß, den er zu fassen hätte, sehr bald mit sich einig seyn, wenn es um ihn allein zu thun wäre, oder wenn er sich erlauben dürfte, allein auf sich Bedacht zu nehmen; denn er fühlte noch Manneskraft genug, um im Falle der Noth sein ganzes zeitliches Vermögen, seine Länder und seine Unterthanen, mit entschlossener Standhaftigkeit der Gefahr auszusetzen; allein der Gedanke, was daraus dem deutschen Reiche für Jammer und Unheil erwachsen könne, mußte auf seinen Willen jetzt stärkern Einfluß haben. Einen starken Einfluß auf denselben aber hatte unstreitig auch der Umstand, daß Moriz, der auf die Erklärung des Kaisers nicht länger als bis zum dritten Julius warten wollte, sich indessen zum Bundesheere von Eichstedt begab, und bereits zur Belagerung der von einigen tausend Spaniern besetzten Stadt Frankfurt anstalten machte ^{a)}. Auch Ferdinand hatte alle Ursachen, die Wiederherstellung des deutschen Friedens zu wünschen. Die Türken waren um diese Zeit weiter als jemals vorgerückt. Ferdinand brauchte also Hülfe, und Moriz versprach ihm auf den Fall, daß der Vergleich mit dem Kaiser zur Nichtigkeit kommen würde, in Ungern Beistand zu leisten. So mußte Ferdinand alles aufbieten, um Carl zu friedlichen Gesinnungen umzustimmen, und so bequeme sich endlich Carl, seinem Bruder Ferdinand zur Schließung des Passauer Vergleichs seine Einwilligung zu geben. Er bewilligte nemlich, daß die vom Churfürsten Moriz und seinen Bundesgenossen vorgetragenen Beschwerden untersucht, aber nicht nur von einigen, sondern von allen und jeden Reichsständen auf dem Reichstage untersucht werden sollten. Bis zu dieser Untersuchung und Entscheidung aber sollte der Religionsfriede gütlich seyn. Auf die verlangte Ersetzung des Schadens, den er diesem und jenem Reichsstande im schmalkaldischen Kriege zugefügt hatte, wollte er sich gar nicht einlassen.

Schluß des
Passauer
Friedens.

17. Mit den letzten Entschlüssen des Kaisers schickte Ferdinand, bald nach seiner Rückkunft nach Passau, den böhmischen Kanzler, Heinrich von Plauen, Burggrafen zu Weissen, zum Churfürsten Moriz in das Lager vor Frankfurt. Moriz und die übrigen Fürsten machten zwar anfangs viele Einwendungen dagegen; der Burggraf zeigte ihnen aber mit vieler Geschicklichkeit, daß ihre Einwendungen jetzt nicht süßlich stattfinden könnten. Er erinnerte sie nemlich an die ansehnliche Kriegsmacht, die der Kaiser indessen zusammengebracht habe; er erinnerte Morizen an die Gefahr, in die ihn der von seiner Gefangenschaft befreite Johann Friedrich versetzen könne; er erinnerte den Landgrafen von Hessen, daß sein Vater noch in des Kaisers Gewalt sey. Durch diese Vorstellungen brachte es denn der Burggraf endlich so weit, daß die vereinigten Fürsten sich des Kaisers Bedingungen gefallen ließen, und daß der Friede ganz unerwartet geschlossen wurde. Der gefangne Landgraf sollte in Zeit von vierzehn Tagen seine Freiheit bekommen; jedoch dabei versprechen, daß er den noch nicht erfüllten Punkten der halbsüßigen Capitulation gleichfalls Genüge leisten wolle. Die angefangne Befestigung der Stadt Cassel sollte ihm erlaubt seyn; auch sollte die Vollziehung des in der Ragenellnbogischen Sache gesprochenen Urtheils bis zur rechtlichen Erörterung aufgeschoben seyn. Eben dies sollte

1552
am 30. oder
31. Jul.

a) Frankfurt wurde sehr heftig beschossen, und die vereinigten Fürsten ruheten nicht eher, als bis ihnen der Churfürst von der Pfalz zu dieser Belagerung acht große Kanonen schickte.
Mörselin, S. 197.

solte wegen der Ansprüche des Deutschmeisters, des Herzogs von Braunschweig, und andrer geschehen. Die Beglegung der Religionshändel verwies man, wie gewöhnlich, auf ein Concilium oder ein Religionsgespräch, oder eine Reichsversammlung. Indessen sollte alles in dem Zustande bleiben, in dem es sich jetzt befand. Auch die andern das Reichskammergericht und die Verlegung der Reichsverfassung betreffenden Beschwerden wurden auf den nächsten Reichstag verwiesen. Zur Sicherheit aber, daß diese Beschwerden ganz gewiß zu Gegenständen der Berathschlagung gemacht werden möchten, befehlte der römische König, der Erzherzog Maximilian, die Churfürsten und die übrigen Reichsstände den Auftrag, sie in der Reichsversammlung vorzutragen, und die Beglegung derselben zu befördern ¹⁾. Dies waren die vornehmsten Bedingungen des Passauischen Vertrags, der die Fortdauer der protestantischen Partey und ihrer Lehre so mächtig sicherte! Ein bey dieser Gelegenheit noch geschlossener Nebenvertrag enthielt nemlich die für die Protestanten höchst wichtige Bedingung, daß der Friede auch alsdenn fort dauern sollte, wenn die Vergleichung in der Religionsache auch nicht zur Richtigkeit käme. In dieser Vergleichung wurde aber erst einige Jahre hernach gearbeitet, da der nächste Reichstag, den man zu diesem Geschäfte bestimmte, durch andre wichtige Händel später hinausgeschoben wurde.

Zweyundzwanzigster Abschnitt.

Carls V. Krieg mit Heinrich II. Markgraf Albrechts Fehden.
Carls letzte Schicksale.

1.

Durch den Passauischen Vertrag wurde zwar der Churfürst von Sachsen, aber nicht der König von Frankreich mit dem Kaiser wieder ausgeöhnt. Es verdroß rich II. von Carl äußerst lebhaft, daß sich Heinrich II. in die deutschen Angelegenheiten ge- Frankreich nimmt Teil, Verdan u. weig.
frankreich
im Febr.
im März
ingens, und nöthigte er die verwittwete Herzogin Christine, des Kaisers Schwester
tochter,

1) Häberlin, S. 204 — 210.

2) Häberlin, S. 238 — 244.

im May

tochter, die Regierung niederzulegen, und ihren neunjährigen Sohn, den Herzog Carl II. ihm mit nach Paris mitzugeben, damit er künftig mit seiner Tochter Elau- die könnte vermählt werden. Während der Zeit ließ er durch seinen Connetable Anton von Montmorency die Reichsstadt Meß in Besitz nehmen. Dies kostete dem Connetable um so weniger Mühe, da ihn eine Verrätheren des Bischofs von Meß dabei begünstigte. Aus Lothringen brach Heinrich nach Elsaß aus. Er nahm sein Hauptquartier zu Elsfzabern, der Residenz des Bischofs von Straßburg. Von seiner Annäherung flüchtete das Kammergericht von Speyer weg. Heinrich glaubte Straßburg und andre Städte in Elsaß gleichfalls ohne viele Mühe in seine Gewalt zu bringen. Von Straßburg bediente er sich der List, daß er bloß um den Durch- zug nachsuchte. Allein die Straßburger hatten, durch das Schicksal der benach- barten Städte gewarnt, sich mit einer Besatzung von fünftausend Mann versehen, und überhaupt so gute Verteidigungsanstalten gemacht, daß Heinrich und seine Feldherren ihren Entwurf, sich Straßburgs zu bemächtigen, wieder aufgeben muß- ten. Sie brachen hierauf von Elsfzabern auf, und nahmen die beiden Städte Hagenau und Kronweissenburg in Besitz. Heinrich hatte den Churfürsten von Mainz zu einem Bündnisse eingeladen. Dieser ließ sich aber so wenig von ihm verführen, daß er vielmehr nach einer gemeinschaftlichen Verachtshlagung, die er mit den Churfürsten von Trier und von der Pfalz, mit den Herzogen von Jülich und von Wirtemberg, zu Worms gehalten hatte, den König bitten ließ, seinem Versprechen, bloß für die deutsche Freiheit zu streiten, besser Genüge zu leisten, als er es bisher gethan hätte. Um diese Zeit meldete ihm auch der Churfürst Würtz, daß er in Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser begriffen sey, und daß er ihn in den Frieden mit einzuschließen wünsche. Heinrich merkte nun ganz deutlich, daß ihn die deutschen Fürsten durchaus nicht unterstützen wollten. Da nun auch der Kaiser durch Martin von Rossen aus den Niederlanden in Champagne einen Ein- fall thun ließ, so beschloß Heinrich Deutschland wieder zu verlassen. Er habe nunmehr, so antwortete er den Gesandten der Fürsten, die ihm hatten Vorstellungen thun lassen, die Absichten seines Zugs nach Deutschland erfüllt; die gefangnen Für- sten wären nun wieder in Freiheit gesetzt, und weiter verlange er jetzt keinen Ruhm. Sollte aber Deutschland einmal künftig seiner Hülfe wieder bedürfen, so würde er in dem Falle weder Mühe, noch Kosten, noch Gefahr scheuen. Auf seinem Rück- zuge rächte sich Heinrich an dem Kaiser durch einen Einfall in das Herzogthum Lu- remburg, wo er verschiedene Dörfer eroberte. Sein Feldherr Vendome nahm den Kaiserlichen auch die in der Grafschaft Artois liegende Festung Hesdin wieder ab, und die verwittwete Herzogin Christline von Lothringen mußte das Land ihres Soh- nes nun gar verlassen.

Carl rüht
sich a gen.
Frankreich.

2. Solche Gewaltthatigkeiten und Beleidigungen konnte Carl V. unmbg- lich ungerächt lassen. Vielleicht wünschte er den Frieden mit den deutschen Fürsten schon deswegen, um gegen den König von Frankreich seine ganze Macht in Bewe- gung zu setzen. Kaum hatte er daher den Passauischen Vertrag geschlossen, als er zur Ausführung seines Vorhabens die ernstlichsten Anstalten machte, als er aus al- len seinen Ländern ein Heer von zehntausend Reitern und hundert und sechzehn Fuß-
nen

nen Fußvolf zusammenzog, das ihm monatlich sechs Tonnen Goldes kostete ¹⁾. Er selbst begab sich nun von Willach, wo er sich seit seiner Flucht von Innsbruck aufgehalten hatte, nach Innsbruck zurück. Von da führte er seine zahlreiche Mannschafft in die Gegend von Augsburg. - Bei dieser Gelegenheit stellte er daselbst die von ihm angeordnete, und von den vereinigten Fürsten abgeschaffte aristocratische Regierungsverfassung wieder her ²⁾. Zu Augsburg setzte er auch den gefangnen Churfürsten Johann Friedrich völlig in Freiheit. Er hatte ihm zwar, gleich nach dem Ausbruche des vom Churfürsten Moriz angefangnen Krieges, seine nahe Befreiung ankündigen lassen; ja der König Ferdinand hatte ihm einige Tage hernach die Nachricht gebracht, daß er seines Verhaftes entledigt wäre, und daß keine Spanier ihn ferner bewachen sollten; man verlangte aber doch von ihm, daß er dem Hofe noch so lange folgen sollte, als man es für gut finden würde. Zu Augsburg legte man ihm nun noch einige Puncte zur Unterschrift vor. Diese verweigerte er blos in Aufsehung zweyer Gegenstände: erstlich wollte er nicht versprechen, alles dasjenige zu halten, was ein Concilium oder eine Reichsversammlung in Aufsehung der Religion entscheiden würde; sodann wollte er dem Churfürsten Moriz die ihm abgenommnen Länder und Würden nicht versichern. In Aufsehung des ersten Punctes gab man so weit nach, daß man ihn nach seinem Gefallen änderte; den zweyten aber mußte er ohne weitre Bedingungen unterschreiben. Und nun bekam er die Erlaubniß, in sein Land und zu seiner Familie wieder zurückzureisen. So hatte also Moriz, vielleicht ohne daß er es recht ernstlich wünschte, auch seinem Vetter die Freiheit wieder verschafft ³⁾.

3. Von Augsburg, wo Johann Friedrich sich von dem kaiserlichen Hofe Carl belagert trennen durfte, begab sich der Kaiser auf den fernern Zug gegen Frankreich. Da Meh vergeblich beging er nun den Fehler, daß er sich über sechzehn Tage zu Landau aufhielt, ^{im Sept.} daß er sein Heer, in den elssässischen Dörfern zerstreut, sich mit weiter nichts als Plündern und anderm Muthwillen der damaligen schlechten Mannszucht beschäftigen ließ. Es marterte ihn aber auch damals die Gicht, welche die Thätigkeit des Geistes so mächtig niederzudrücken vermag. So verstrich die beste Jahreszeit, ohne daß sie Carl benutzte, und so befand sich der König von Frankreich im Stande, zur Befreyung der Städte, die er dem deutschen Reiche entriß, die nöthigen Anstalten zu machen. Die erste Stadt, auf deren Wiedereroberung der Kaiser dachte, war Metz. Das Heer, das er hierzu bestimmte, und welches der Herzog von Alba und der Marquis von Marignan anführten, bestand aus vier und vierzigtausend Mann Fußvolf und zehntausend Reitern. Es erschien mit einem am 19. Oct. starken Zug von Artillerie versehen. Ein solches Heer hätte eine Stadt wie Metz allerdings erobern können. Allein der Herzog von Guise, dem Heinrich das Geschäfte ihrer Vertheidigung auftrug, hatte die Stadt in einen äußerst furchtbaren Zustand versetzt. Mannigfaltige und gute Festungswerke, eine Besatzung von acht bis zehntausend Mann, unter welcher sich nur allein über vierhundert Edelleute befanden, verbunden mit überflüssigem Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen,

1) Häberlin — S. 257.

2) Häberlin — S. 268.

3) Häberlin, S. 257 — 265.

nissen, konnten dem zahlreichen kaiserlichen Heere, und wenn dessen Oberbefehlshaber ihre Pflichten auch mit der größten Pünctlichkeit erfüllten, Beschäftigung genug geben. Zwei mit gleicher Gewalt versehene Oberbefehlshaber haben aber noch nicht leicht eine Unternehmung glücklich ausgeführt. Alba und Marignan konnten über die Art und Weise, die Stadt anzugreifen, so wenig einig werden, daß sie der Festung nur langsam sich näherten. Ihre Langsamkeit gereichte Carlin, den die Sicht zu Diebenhöfen zurückhielt, zum lebhaftesten Mißvergnügen. So bald er

am 20. Nov. sich also nur einigermaßen hergestellt fühlte, so eilte er selbst in das Lager vor Metz, und er bewies bei dieser Gelegenheit eine Thätigkeit, die, bei seinen damaligen körperlichen Umständen, seinem Geiste große Ehre macht. Er besichtigte die Laufgräben in eigner Person, und ermunterte die arbeitenden Soldaten durch liebevolles Zureden und häufige Geschenke so eifrig und glücklich, daß man schon am sechsten Tage bis an die Stadigraben vorgedrückt war. Nun ließ er die Festungswerke aus so großen Kanonen beschießen, daß man den Donner derselben nicht nur in dem achtzehn Meilen davon entfernten Straßburg, sondern auch noch vier Meilen jenseit des Rheins hörte. Die Kanonen, die diesen Donner hervorbrachten, stürzten auch manches Stück von den Festungswerken nieder; aber hinter jedem niedergeschossenen Festungswerke fand sich wieder ein andres, das den anbringenden Belagerern den Zugang von neuem versperrte. Das lebhafteste Feuer und die häufigen Ausfälle der Belagerten benahmen auch dem kaiserlichen Kriegsvolke alle Lust zum Stürmen. Der Kaiser hoffte hierauf der Festung durch Minen und durch unterirdische Gänge nahe zu kommen; sein Anschlag aber wurde von den Feinden, denen es ein Savoyarde verrathen hatte, durch Gegenminen vereitelt. Vielleicht wäre aber des Kaisers Geduld zu neuen Versuchen, die Stadt Metz zu erobern, doch noch nicht ermüdet, wenn die strenge Kälte des Winters, wenn ein tief gefallener Schnee alle Arbeit an den Laufgräben nicht hinderte; wenn von dem heftigen Froste die Schildwachen nicht erstarrten, wenn nicht die schneidende Luft, vor der der kleine Vorrath von Holz die Zelte der gelagerten Soldaten nicht zu schützen vermochte, vieles Volk tödtete. Der Anblick der vielen erstorbenen Krieger rührte endlich den Kaiser; die Vorstellungen seiner erfahrensten Feldherren überzeugten ihn endlich von der Unmöglichkeit, die Festung zu erobern. Er beschloß, die Belagerung aufzuheben; aber große Ueberwindung kostete es ihm sicher; denn er hatte das Gelübde gethan, Metz entweder wegzunehmen, oder davor zu sterben. Sein Verbrüß über die Aufhebung der Belagerung äußerte sich auch so laut, daß er, als seine Kriegerleute zu einem Hauptsturme sich wenig geneigt fühlten, öffentlich sagte: ich sehe wol, daß ich keine Männer mehr um mich habe! So endigte sich die Belagerung von Metz, nachdem sie beinahe neun Wochen gedauert, und dem Kaiser auf dreißigtausend Mann gekostet hatte. Der Abzug der Kaiserlichen erfolgte gleich nach dem neuen Jahre. Da man nicht die beste Ordnung bei demselben beobachtete, so wurde es den Franzosen leicht, viele hundert zu Gefangenen zu machen; als sie aber ihre Gefangene recht ansahen, so waren es meistens ausgemergelte, entkräftete, unbrauchbare Leute, und man ließ sie daher größtentheils wieder laufen. Viele von den Kaiserlichen starben noch während dem Rückzuge, oder geriethen in einen Zustand, der sie zu fernern Kriegsdiensten unfähig

tätig machte. Kurz, eine so ausgezeichnet unglückliche Begebenheit hatte Carl V. noch nie, und am wenigsten in seinen jüngern Jahren erlebt! O Fortuna, rief er jetzt aus, nun sehe ich, daß Du, gleich andern Weibern, Dir junge Günstlinge wählst, und die alternden aufgiebst"). — Carl hatte während der Belagerung von Meß den Grafen von Egmond mit zweitausend Reitern und einigen Fahnen Fußvolk vor Tull geschickt, um die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Der Commandant derselben gab ihm aber zur Antwort: hat der Kaiser erst Meß erobert, so hoffe ich gleichfalls die Ehre zu haben, von ihm förmlich belagert zu werden, und alsdann getraue ich mich eben so lange als der Herzog von Guise zu wehren¹⁾.

4. Carl gab seine Unternehmung gegen Frankreich, die er auf eine so demüthigende Art vereitelt sah, dennoch nicht völlig auf. Er begab sich vielmehr nach seinen niederländischen Provinzen, um während der Schmerzen, die ihm Gicht und Podagra verursachten, auf die Fortsetzung des französischen Kriegs zu denken. Aber Heinrich II. unterließ freylich nichts, was ihn an diese Fortsetzung recht lebhaft erinnern konnte. Durch die glückliche Vertheidigung der Stadt Meß ermuntert, bot er alles auf, um den folgenden Feldzug gegen den Kaiser mit dem größten Nachdruck zu führen. Er verabredete mit dem türkischen Kaiser einen gemeinschaftlichen Angriff der italienischen Küsten, die Carln gehorchten; er suchte die deutschen Fürsten zu feindseligen Anschlägen gegen ihn zu verleiten; er bemühte sich, ihn durch ein Umlaufschreiben, das er nach Deutschland schickte, bey allen Reichsständen verhasst und verächtlich zu machen. Carl, sagte er unter andern darin, befände sich jetzt in Ansehung seiner Macht so geschwächt, seine Ränke wären so entdeckt, und seine Gesundheit hätte so außerordentlich abgenommen, daß sich niemand mehr vor ihm zu fürchten brauche. — Solche Kränkungen mußten den Kaiser natürlich aufordern, zur Demüthigung eines so stolzen Feindes alle seine noch übrigen Kräfte aufzubieten. Zur Wiederherstellung seiner beynähe ganz vernichteten Kriegsmacht brauchte er aber Geld. Er berief deswegen die Stände der reichen niederländischen Provinzen nach Brüssel zusammen, und forderte ihnen äußerst beträchtliche Geldsummen ab; Brabant sollte z. B. sechsmalshunderttausend, und Holland fünfmalshunderttausend Goldgulden entrichten. Diese Forderungen schienen nun den Ständen, besonders denen von Holland, freylich so groß, daß sie sie nicht ohne Widerspruch bewilligten, und daß sie ihnen für die österreichische Herrschaft eben keine große Zuneigung beybringen konnten. Doch genug, daß Carl damals seine Absicht, sich mit Geld zu versehen, erreichte, und daß er nun in kurzer Zeit ein ansehnliches Heer zusammenbringen konnte. Dieses Heer, über welches der Graf von Noeulx und Martin Kossel und hernach der Prinz Emanuel Philibert von Savoyen die Aufsicht führten, rächte Carln so ziemlich für den im vorigen Jahre erlittenen Schimpf. Es eroberte die Festungen Terouanne und Hesbin in der Grafschaft Artois mit Sturm, und beide Städte wurden rein ausgeplündert und zerstört. Dies war doch wenigstens einigermaßen wieder gut gemacht, was man bey der Belagerung von Meß versehen hatte²⁾. Der König von Frankreich hatte sich während der Zeit viele Mühe gegeben, einige von den vornehmsten Reichs-

Ein zweyter Feldzug läuft glücklicher ab.

im Febr.

M 2

1) Fortuna, sagte einst der große Friedrich, ist eine Dumm, und ich bin nicht galant!

2) Häberlin — S. 278. Robertson, B. XI.

3) Häberlin, S. 344 — 350.

fürsten auf seine Seite zu ziehen; der Graf Vollarth von Mansfeld war auch bereits in seine Dienste getreten, und hatte ihm sechs, bis zehntausend deutsche Landsknechte versprochen. Eben dieser bemühte sich auch, den Churfürsten Moriz zur Erneuerung des vorigen Bündnisses mit Frankreich zu bereben; aber Moriz hatte indeß seine rühmliche Laufbahn im Dienste fürs Vaterland beschloffen.

Dr. Albrecht
Gewalthä-
tigsten ge-
gen Nürn-
berg, Bam-
berg, [1552]
Regensburg,

5. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach fand den Friesen, den er mit dem Kaiser geschlossen hatte, seinen Absichten und Neigungen so wenig angemessen, daß er ihn durchaus nicht anerkennen wollte. Dörfer, Klöster und Städte zu plündern, machte ihm gar zu vieles Vergnügen, als daß er ihm so leicht hätte entsagen sollen. Albrecht hatte bisher eine Menge Gewalthätigkeiten ausgeübt. Er hatte eine ganz beträchtliche Mannschaft von zweutausend Reitern und neunzehn Tausen Fußvolk, die er freylich nicht aus seinem eignen Beutel erhalten konnte. So bald er sich also, nach Aufhebung der Belagerung von Ulm, von dem Churfürsten Moriz und dem jungen Landgrafen Wilhelm getrennt hatte, so führte er den Krieg nach seinem Beschnacke und nach seinen Privatabsichten fort. Dies erfuhr zuerst das Gebiet der Stadt Ulm, wo er Städte und Dörfer verwüstete, und große Geldsummen erpreßte. Von da zog er nach Franken, brannte unterwegs das Wirtembergische Kloster Königsbrunn ab, plünderte, verwüstete und brandschatzte das Land des Deutschmeisters, und zog ganz unvermuthet vor das der Stadt Nürnberg gehörende im Fürstenthume Anspach liegende Schloß Lichtenau, das ihm der Commandant übergeben mußte. Als Vorwand dieses gewaltthätigen Ueberfalls führte er an, daß die Stadt sich noch nicht erklärt hätte, ob sie an der Verbindung des Königs von Frankreich und einiger Reichsfürsten, Deutschlands Freyheit wieder herzustellen, und den Religionszustand zu befestigen, Antheil nehmen wollte. Die Stadt berief sich aber auf den mit Moriz geschlossenen Vertrag, und verlangte Lichtenau wieder zurück. Sie suchte auch bey dem Churfürsten Moriz und dem Landgrafen Wilhelm um Hülfe nach, und diese thaten dem Markgrafen nicht nur deswegen Vorstellungen, sondern Wilhelm forderte ihm auch die zwey Schwadronen Reiter ab, die er ihm auf dem Zuge gegen den Deutschmeister überlassen hatte. Doch Albrecht nahm hierauf so wenig Rücksicht, daß er vielmehr nun vor die Stadt Nürnberg selbst rückte, daß er nochmals, und besonders im Namen des Königs von Frankreich, eine deutliche Erklärung von ihr verlangte, daß er, als die Antwort seinem Verlangen nicht entsprach, das Schloß Lichtenau plündern, anzünden, und bis auf den Grund zerstören ließ. Die Einwohner des Marktfleckens mußten ihm nicht allein eine große Brandschatzung erlegen, sondern auch ihm und seinem Vetter, dem Markgrafen Georg Friedrich, huldigen. Nun betrieb er auch die Belagerung Nürnbergs mit allem Ernste, und er ließ in Zeit von sechs bis sieben Wochen auf funfsehnshundert Kugeln hineinschießen, die jedoch nur wenig Wirkung thaten¹⁾. Demungeachtet waren Nürnbergs Aussichten für die Folge eben nicht günstig. Der Markgraf hatte ihr ganzes Gebiet verwüstet; Jobst von Dabibek und Graf Christoph von Oldenburg führten ihm noch eine Verstärkung von dreyshundert Reitern, und dreyzehn Tausen Fußvolk zu, so daß er jetzt

im May

im Jun.

1) Er hatte 3 Klöster, 2 Städtchen, 19 Lämmer, 22 Mühlen, und 170 Dörfer, nebst Schloß, 75 Herrensitze, 17 Kirchen, 23 3000 Morgen Reichswald, abbrennen lassen.

jezt allein auf sieben und vierzig Fahnen Fußvoll hatte. Es wurden ihm auch von allen Seiten Kriegsbedürfnisse und lebensmittel herbeigeschafft, und es verbreitete sich die Sage, als wenn der Markgraf von mehreren Fürsten, die mit ihm im Einverständnisse lebten, würde unterstützt werden. Die Nachbarn, besonders die schwäbischen Reichsstädte, die damals, dem Verlangen der vereinigten Fürsten gemäß, ihre Abgeordneten nach Augsburg geschickt hatten, gaben sich daher alle Mühe, das Ende dieser Fehde durch einen Vergleich zu befördern; Albrecht stimmte jedoch den Ton seiner Forderungen noch gar zu hoch. Nürnberg sollte ihm sechsmaal hunderttausend Goldgulden Belagerungskosten bezahlen, sollte ihm alle weggewommene Städte, Schlösser, Flecken und Dörfer überlassen, sollte eine starke Besatzung einnehmen u. s. w. Diese Bedingungen wollten nun die Nürnberger durchaus nicht eingehen; Albrecht setzte daher die Belagerung mit verdoppelter Emsigkeit fort. Als sich aber mit den Abgeordneten der schwäbischen Städte noch Gesandten des Herzogs von Mecklenburg und des Landgrafen von Hessen vereinigten, als Moriz und seine Bundesgenossen Albrechten zu einem Vergleiche in den ernstlichsten Ausdrücken ermahnten, als selbst der König von Frankreich sein Mißvergnügen über sein Verfahren ihm zu erkennen geben ließ, da bequimte sich der Markgraf von seinen Forderungen endlich so viel nachzugeben, daß die Nürnberger sie bewilligen konnten. Die Kriegskosten wurden auf zweymalhunderttausend Goldgulden heruntergesetzt; außerdem erhielt Albrecht noch sechs Stück große Kanonen, und vierhundert Centner Pulver. Dies war jedoch nur der kleinste Theil von dem Verlust, den Nürnberg bey dieser Gelegenheit erlitt, und der sich über zwey Millionen dreymalhundert und neun und sechzigtausend Gulden belief *). Dies war aber auch nur der kleinste Theil von dem Schaden, den Markgraf Albrecht seinen Mitreichsständen zufügte. Noch während der Belagerung von Nürnberg nahm er in dem benachbarten Bisthum Bamberg einen Ueberfall vor. Er schickte dem Bischof, unter dem Vorwand, weil er der Partey der vereinigten Fürsten nicht beitreten wollte, einen Fehdebrief zu, dem er sogleich mit einiger Mannschafft nachfolgte, mit der er nicht nur Forchheim und andre Dörfer besetzte, sondern auch grausame Verwüstungen anrichtete. Hierdurch wurde der Bischof genöthigt, die harten Bedingungen einzugehen, die ihm der Markgraf vorschrieb. Er mußte demselben nicht nur zwanzig Aemter abtreten, sondern ihm auch noch achtzigtausend Gulden zahlen. Der Bischof von Würzburg, auf den das Schicksal seines Nachbarn einen tiefen Eindruck machte, suchte der Verwüstung seines Landes durch einen Vergleich zuvorzukommen. Er machte sich durch denselben verbindlich, dem Markgrafen zweymalhundert und zwanzigtausend Gulden baar auszus zahlen, und noch überdies dreymalhundert und funfzigtausend Gulden von seinen Schulden zu übernehmen.

6. Des Markgrafen Muth wuchs durch den glücklichen Erfolg seiner bisherigen Unternehmungen außerordentlich. Noch aus dem Lager vor Nürnberg schrieb er an die Stadt Ulm, sie sollte sich durch das Schicksal Nürnbergs warnen lassen, alle seine Forderungen erfüllen, oder sonst darauf rechnen, daß er ihrer Stadt mit der schärfsten Belagerung zusehen, wenn er sie eroberte, keinen Knaben von sieben Jahren verschonen würde. Die Ulmer ließen sich aber durch

gegen Ulm,
den Deutsch-
meister u.
a. m.

M 3

seine

a) Albrecht, S. 281 - 290.

seine Drohungen so wenig schrecken, daß sie ihm antworten ließen, sie befänden sich zur Zeit noch ganz wohl, und sie würden, so lange sie lebten, von allen seinen Forderungen nicht eine erfüllen. Ihre Unerbittlichkeit mochte dem Markgrafen wol die Lust benehmen, sich ernstlich mit ihr abzugeben; er ließ sie unangefochten, und unterwarf sich dagegen den Adel und die übrigen Stände in Franken. Sie mußten nicht allein ihm, sondern auch seinen bisherigen Bundesgenossen huldigen. Hierdurch gab er sich das Ansehn, als wenn seine Unternehmungen bloß das allgemeine Beste zur Absicht hätten; übrigens nahm er an dem, was seine Bundesgenossen fernerhin thaten, weiter keinen Antheil. Er that vielmehr in das Land des Churfürsten von Maynz einen Einfall, der von allen seinen gewöhnlichen Feindseligkeiten begleitet war. Er brennte unter andern Aschaffenburg und Miltenberg ab. Auch verlangte er von dem Churfürsten eine große Geldsumme; sie schien aber demselben so groß, daß er lieber seine größten Kanonen in den Rhein versenken ließ, und ihm sodann kein Erzkist preisgab. Weil aber indessen des Markgrafen Bundesgenossen, als sie vor Frankfurt rückten, in die Nähe kamen, so schlug er sich wieder zu ihnen, und belagerte Sachsenhausen. Die Belagerung aber dauerte ihm zu lange. Er wünschte sich lieber ein einträglicheres Geschäfte. Dieses fand er, indem er mit dem größten Theile seiner Mannschaft über den Rhein in die Dietzhimer Worms und Speyer zog, überall Geld und Geschätze erpreßte, und die Geistlichkeit bedrängte. Sowol der Bischof von Worms als der Bischof von Speyer ergriffen die Flucht; der erstere zahlte aber zwei und dreißigtausend Gulden, und kehrte in sein Hochstift wieder zurück. Albrecht war jetzt kühn genug, von der Stadt Straßburg, in seinem und des Königs von Frankreich Namen, zu verlangen, daß sie ihm und seinen Bundesgenossen jederzeit die Thore öffnen, eine Besatzung einnehmen, und ihm den Eid der Treue schwören sollte. Natürlich wurde aber seinem Verlangen keine Genüge geleistet. Die Nachricht, daß der Churfürst Moriz mit dem Kaiser Frieden schließen wollte, lockte ihn aus dieser Gegend wieder weg. Er ließ in Speyer eine Besatzung zurück, und eilte vor Frankfurt, das er, als seine Bundesgenossen abgezogen waren, einige Zeit hindurch allein belagerte. Der Passauische Friede war ihm im höchsten Grade unangenehm. - Er sehnte sich so wenig nach Ruhe, daß er vielmehr, als er seine Mannschaft durch einen Theil des Kriegsvolks seiner bisherigen Bundesgenossen verstärkt hatte, aber gegen Frankfurt dennoch allein nichts ausrichten konnte, wieder über den Rhein ging, Oppenheim ausplünderte, der Stadt Maynz sich bemächtigte, und von den Bürgern sich huldigen ließ. Er verlangte von den Geistlichen, besonders den maynzischen, und den speyerschen, große Geldsummen; als man sie ihm nicht geben wollte, oder nicht geben konnte, scheute er sich nicht, die Kirchen zu Maynz und zu Speyer zu plündern, verbrennte er zu Maynz das churfürstliche Schloß, fünf Kirchen, und die mit Getreide und Wein beladenen Schiffe. Eben dies that er zu Speyer, um dem Kaiser den Durchzug zu erschweren. Von da wendete er sich nach Trier. Während seines dasigen Aufenthalts waren alle Kirchthüren geschlossen; dies hielt ihn aber doch nicht ab, das Kloster S. Maximin, und die Pauliner Probsten, imgleichen das nicht weit von der Stadt gelegene churfürstliche Schloß Saarburg, so wie Pölschel und Epternach abzubrennen. Als er nach acht Tagen von Trier wieder

aufbrach,

aufbrach, ließ er eine Besatzung von zwölf Fahnen zurück. Hierauf streifte er in die in den dem Herzogthume Luxemburg und in der benachbarten Gegend herum. Sept.

7. Ein ähnliches Beispiel von einem Fürsten, der an seinen Mitreichthüm Albrecht ständen solche Gewaltthätigkeiten ausübte, hatte Deutchland noch nicht gesehen. So bebrängt auch die Lage war, in der sich der Kaiser zu Willach befand, so suchte er dennoch den Unternehmungen des Markgrafen Schranken zu setzen, oder den schlimmsten Folgen derselben wenigstens vorzubeugen. Er erließ an den Bischof von Würzburg eine Verordnung, dem mit dem Markgrafen Albrecht geschlossenen Verträge keine Folge zu leisten. Zu Augsburg aber hob er alle die Verträge auf, welche Albrecht erzwungen hatte, und auf seinem Zuge nach Meß forderte er die französischen Kreisstände zu einem Bündnisse auf, ihre Länder nicht nur gegen den Markgrafen zu verteidigen, sondern auch dasjenige, was er weggenommen hatte, wieder zu erobern. Alle diese Verordnungen und Befehle aber bekümmerten den Markgrafen vielleicht wenig, wenn der Kaiser sich damals nur nicht an der Spitze eines zahlreichen Heeres befand. Doch dieses Heer war nicht gegen ihn, sondern gegen den König von Frankreich bestimmt. Jeder von den beiden kriegführenden Monarchen mußte sich glücklich schätzen, einen Bundesgenossen zu bekommen, welcher über zwei und sechzig Fahnen Fußvolk und eine ansehnliche Reiterei zu befehlen hatte. Albrecht, der damals bey Pont a Mousson in Vorhingen stand, war anfangs unschlüssig, ob er sich für den König von Frankreich, oder für den Kaiser erklären sollte; bald fand er aber doch ein Bündniß mit dem letztern für ratsamer. Indessen setzte er mit vieler Schlaueit seine äußerliche Unschlüssigkeit noch immer fort. So lange, als das kaiserliche Heer sich noch nicht genähert hatte, stellte er sich gegen den Herzog von Guise außerordentlich freundschaftlich und vertraulich an. Er bat ihn sogar, einen Theil seines schweren Gepäcks, und einige von seinen Kanonen und Mörsern in die Stadt Meß aufzunehmen. Der Herzog von Guise versah ihn auch zweymal mit Lebensmitteln. Er setzte aber durch seine Zubringlichkeit den Herzog in eine Verlegenheit, die noch auf Nebenabsichten auszuweisen schien. Er wünschte z. B. über die Mosel eine Brücke schlagen zu dürfen; er lud den Herzog zu einer Zusammenkunft außer der Stadt ein; es hatten sich auf vierhundert von seinen Krieglern nach und nach in die Stadt Meß eingeschlichen. Genuß, das ganze Verfahren des Markgrafen kam dem Herzog von Guise so verdächtig vor, daß er seinem König den Rath erteilte, den Markgrafen anzugreifen, noch ehe er sich mit dem Kaiser vereinigen könnte. Heinrich hielt diesen Angriff aber für zu gefährlich. Indessen wollte er doch dem Markgrafen weder die versprochenen noch die künftigen Hülfsgelder auszahlen; da nun das kaiserliche Heer vor Meß wirklich angelangt war, faßte der Markgraf den ernstlichen Entschluß, sich mit dem Kaiser wieder auszusöhnen. Er hätte diesen Entschluß zu keiner günstigeren Zeit fassen können. Dem Kaiser mußte alles angenehm seyn, was ihm die Einnahme der Stadt Meß konnte befördern helfen. Er konnte sich, durch die Ausöhnung mit dem Markgrafen, nicht nur an dem König von Frankreich, sondern auch an dem Churfürsten von Sachsen rächen. Das Anerbieten des Markgrafen wurde also mit Vergnügen ergriffen, und der Vergleich kam in kurzer Zeit zur Richtigkeit. Albrecht versprach dem Kaiser mit allem seinem Kriegsvolk zu dienen, und dieser bestätigte

im Oct.

tigte dagegen nicht nur die Verträge, die er mit den Bischöfen von Bamberg und von Würzburg errichtet hatte, sondern erlaubte ihm auch, sich für die fünfmalhunderttausend Kronen, die er seiner Mannschaft schuldig war, an den Gütern und Besitzungen des Königs von Frankreich schadlos zu halten. Der König von Frankreich hatte jedoch so wenig Lust, dem Markgrafen das Plündern in seinem Lande zu erlauben, daß er dem Connetable von Montmorency, der ein Heer von acht und dreihunderttausend Mann anführte, den Befehl gab, Albrechts Entfernung auf alle Weise zu befördern. Albrecht erbot sich hierauf, den Rückzug nach Deutschland anzutreten. Der König, der seinem Kriegsvolke nicht traute, ließ ihn durch den Herzog von Anjou begleiten. Demungeachtet verstattete aber der Markgraf seinen Kriegsheuten, in der Gegend von Toul fünf Tage lang zu rauben und zu plündern. Doch die Ursache, warum er es ihnen erlauben mußte, war aber auch sehr dringend. Er konnte ihnen ihren Sold nicht auszahlen. Dies bewirkte endlich auch, daß das ganze Reichenbergische Regiment Fußvolk zu den Franzosen überging. Diese bemüheten sich nun zwar, auch seine übrige Mannschaft zur Untreue zu verleiten; allein der Markgraf griff, als sein Fußvolk nicht sechten wollte, blos mit seiner Reiterei den Herzog von Anjou so schnell und mutig an, daß er, obgleich schwächer, seine ganze Mannschaft zerstreute, und viele von seinen Leuten niederhieb. Selbst der Herzog gerieth in seine Gefangenschaft. Er wurde auf das Schloß Pfaffenburg bey Culmbach gebracht, wo er erst nach drey Jahren seine Freyheit für die Summe von sechzigtausend Goldgulden wieder erhielt.

im Nov.

Ob Albrecht
von der Aus-
söhnung mit
dem Kaiser
Worthell
hatte?

8. Albrecht vereinigte sich hierauf mit dem Kaiser in dem Lager vor Meß, und er half nicht nur die Belagerung befördern, sondern auch den Rückzug decken. Von da zog er wieder ins Trierische, wo er die Winterquartiere nahm. Der Kaiser hatte von der Verbindung mit ihm im Grunde wenig Vortheil gehabt; eben so wenig war sie aber eigentlich dem Markgrafen nützlich. Die Bischöfe von Bamberg und Würzburg fanden es sehr sonderbar, daß der Kaiser die ihnen vom Markgrafen abgedruckenen Verträge bestätigt hatte, und da der Markgraf seinen im Lande zurückgelassenen Ministern Befehl zuschickte, die Erfüllung dieser Verträge mit bewaffneter Hand zu besorgen, so wendete sich der Bischof von Bamberg an das Kammergericht zu Speyer, und wirkte bey demselben eine Verordnung aus, die des Markgrafen Ministern alle Gewaltthätigkeiten untersagte. Dies war um so kühner, da der Kaiser noch aus dem Lager vor Meß den Landcommenthur des deutschen Ordens zu Mergentheim, einen Herrn von Nothast, sowohl an den Bischof von Bamberg, als an den Bischof von Würzburg geschickt hatte, um ihnen von seiner Bestätigung der mit dem Markgrafen geschlossenen Verträge Nachricht zu geben. Der Landcommenthur hatte jedoch den Auftrag hierzu nur heimlich bekommen; Carl wagte es folglich noch nicht, das, was er dem Markgrafen versprochen hatte, öffentlich anzukündigen. Wie konnte er es aber auch, ohne alle Reichsstände auf sein gewaltsames Verfahren aufmerksam zu machen? Weil nun der Markgraf sah, daß die Bischöfe seinen Forderungen gütwillig keine Genüge leisten wollten, so befohl er der in seinem

1553 im Jan.

dem Kammergerichte, und dieses schickte dem Churfürsten von der Pfalz, dem Deutschmeister, dem Bischof von Würzburg, dem gewesenen Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, und noch verschiedenen andern benachbarten Reichsständen, Befehl zu, dem Bischof von Bamberg zu Hülfe zu ziehen. Diese Herren schrieben nun an den Markgrafen, und ermahnten ihn von allen Gewaltthätigkeiten abzuste-
hen. Albrecht fand dieses sehr befreudend, da doch der Kaiser die Verträge, durch die er sein Verfahren rechtfertigte, bestätigt hatte. Er stellte dies dem Kammergerichte in einem Schreiben vor; dies nahm jedoch auf seine Gründe gar keine Rücksicht. Nun befragte sich Albrecht deswegen bey den kaiserlichen Ministern, ja bey dem Kaiser selbst. Nach einiger Zeit erhielt er endlich eine Antwort, wie er sie gewiß nicht erwartet hatte. Der Kaiser konnte ihm zwar nicht ableugnen, die gedachten Vergleiche bestätigt zu haben; er erklärte auch, daß es ihm sehr angenehm gewesen seyn würde, wenn die Bischöfe seinen Ermahnungen, ihr Schicksal mit Geduld zu ertragen, hätten folgen wollen; da sie aber, anstatt dieses zu thun, an ihn, an die Churfürsten, an die Fürsten und an das Kammergericht sich gewendet, und Recht verlangt hätten, so habe er ihnen dasselbe nicht verweigern können, und er könne es ihnen um so weniger verweigern, da er sich sonst bey allen Reichsständen Verdacht zuziehen würde; es sey demnach weiter kein Weg, als der Weg eines friedlichen Vergleichs übrig. Der Kaiser gab sich auch die ernstlichste Mühe, diesen Vergleich zu befördern, und da sich der Markgraf Albrecht damals bey dem Churfürsten von der Pfalz zu Heidelberg aufhielt, so veranstaltete es der Kaiser, daß die Herzoge Albrecht von Bayern, Christoph von Württemberg, und Wilhelm von Jülich, gleichfalls dahin reiseten, daß der Bischof von Würzburg in Person, und der Bischof von Bamberg durch einen Gesandten sich daselbst einfand. Man bot dem Markgrafen, wenn er seine Ansprüche wollte fahren lassen, große Geldsummen; Albrecht wollte aber von einem Vergleich so wenig hören, daß er sich vielmehr von Heidelberg gar entfernte.

9. Nachdem nun Albrecht sein Verfahren durch einen sogenannten wahrhaftigen und gründlichen Bericht zu rechtfertigen gesucht hatte, so machte er Anstalten, das, was man ihm in der Güte nicht einräumen wollte, mit Gewalt zu nehmen. Wilhelm von Grumbach machte für ihn in Sachsen Reiter angeworben. Mit diesen und mit seiner übrigen Mannschaft, die er bey Neustadt an der Aisch zusammengezogen hatte, fiel er nun ins Hochstift Bamberg ein, und als unter dem Grafen Johann von Nassau sechs Tausen Fußvolk, die der Bischof von Würzburg dem Bischof von Bamberg zu Hülfe schickte, heranrückten, überfiel er sie bey Pommersfelden, und zerstreute sie gänzlich. Der Bischof von Bamberg und sein Domcapitel flüchteten hierauf nach Jorchheim. Albrecht machte nun einen Versuch, sich Höchstatt zu bemächtigen, der aber fehlschlug; durch eine täuschende Wendung besam er jedoch die Stadt Bamberg in seine Gewalt, und nun machten Höchstatt und andre bambergische Dörter und Schlösser auch weiter keine Umstände, sich ihm zu ergeben. Nur Jorchheim wehrte sich tapfer. Die Stadt Nürnberg hatte in Böhmen und Schlesien auf vierhundert Reiter angeworben. Diese waren jetzt im Anzuge begriffen; der Landgraf von Leuchtenberg, den ihnen der Markgraf entgegenschickte, nöthigte sie in dem eichstädtischen Orte Berching ihre Zuflucht zu suchen. Die Nürnberger

Er legt die Fehde gegen die sächsischen Städte fort.

im April.

Allgem. Weltk. 56. Th.

M

schick

aus May.

schickten ihnen zwar einige Mannschaft mit sieben kleinen Kanonen zu Hülfe; diese wurden aber zurückgetrieben, und nun bedrängten der Markgraf und der Landgraf die in Berching eingeschlossenen Reiter so gewaltig, daß sie sich ergeben mußten. Einige nahmen Dienste; die übrigen ließ man, nachdem sie Rüstung und Pferde abgegeben hatten, nach Hause gehen. Hierauf fiel der Markgraf wieder in das nürnbergische Gebiet ein, brennte eine ganze Menge Dörfer ab, und nahm Lauf und Altdorf weg. Die Nürnberger eroberten zwar die beiden Städtchen wieder; Albrecht eilte aber zurück, presste beiden ansehnliche Brandschätzungen ab, ließ hierauf die Einwohner derselben mit ihrem Vieh zusammensperren, die Thore verrammeln, und die an denselben nahgelegenen Häuser in Brand setzen. Von da zog Albrecht in das Hochstift Würzburg, wo er gleichfalls viele Dörfer wegnahm.

Albrecht zieht
sich nach Nieder-
sachsen.

10. Der Kaiser ermahnte einmal über das andre mal zur Ruhe; das Römisch-keiserliche Gericht forderte die Churfürsten von Mainz, Pfalz und Sachsen, den Deutschen Meister, den gewesenen Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, den Herzog von Württemberg, den Landgrafen von Hessen, und noch andre Reichsstände auf, den bedrängten Bischöfen von Bamberg und Würzburg Hülfe zu leisten. Die Bischöfe hatten sich aber bereits selbst um Beistand beworben. Ihre Wahl war auf den Churfürsten Moriz von Sachsen und den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig gefallen. Moriz war schon seit einiger Zeit von Albrechts großen Kriegsanstalten gar nicht gleichgültig gewesen. Er schickte endlich einen Boten mit einem Schreiben an denselben, und erkundigte sich, wozu er, da doch der Friede in Deutschland wieder hergestellt sey, seine zahlreiche Mannschaft bestimmt habe? Albrecht aber ließ den Boten, der ihm das Schreiben überbrachte, zwischen zwei Thoren des Schlosses, in welchem er sich damals aufhielt, so lange einsperren, bis er ihn wieder abfertigte; sodann erlaubte er sich auch in seiner Antwort an den Churfürsten außerordentlich höhniische und spöttische Ausdrücke. Moriz mußte also über den Markgrafen äußerst aufgebracht seyn; noch mehr Ursache hierzu aber hatte der Herzog von Braunschweig. Seine misvergnügten Edelleute hatten mit Hülfe des Grafen Vollraths von Mansfeld, den der Markgraf Albrecht unterstützte, einen Einfall in sein Land gethan, es größtentheils in Besitz genommen, und vielen Muthwillen verübt. Heinrich suchte zwar den Kaiser, der sich damals im Lager vor Mech befand, um Beistand an; er suchte aber vergeblich, weil sich der Kaiser mit dem Markgrafen eben ausgesöhnte. Heinrich mußte sich also selbst zu helfen suchen. Es gelang ihm; er eroberte sein Land wieder, und nun brauchte er die angeworbene Mannschaft, um das Land seiner Nachbarn zu brandschätzen und zu verwüsten. Da ihm aber die Erhaltung eines so ansehnlichen Haufens Kriegsvolk endlich doch zu lästig wurde, so mußte er die Gelegenheit, beträchtliche Hülfsgelder zu ziehen, und zugleich an dem Markgrafen Albrecht Rache auszuüben, mit Vergnügen ergreifen. Es wurde dieses Geschäftes wegen zu Eger eine Zusammenkunft gehalten, wo sich der König Ferdinand, der Churfürst Moriz, und der Herzog von Braunschweig verbanden, den Bischöfen von Bamberg und Würzburg und der Stadt Nürnberg gegen den Markgrafen Albrecht beizustehen. Nicht lange hernach rückte auch der Prinz Philipp Magnus, der zweite Sohn des Herzogs Heinrichs, mit sechs- unddreißig Tausend Fußvolk, und fünf- undzwanzig Schwadronen Reiter, nach Fran-

ken.

fen. Es befanden sich bey diesem Heere zwey oder drey Schwadronen Reiter und zehn Fahnen Fußvold des Churfürsten von Sachsen, über die Johann von Heydeck die Aufsicht führte. Die Nürnberger, die Windsheimer und einige fränkische Edelleute waren indessen gleichfalls gegen den Markgrafen zu Felde gezogen, und hatten manchen von seinen Vörtern geplündert und abgebrannt. Albrecht sah nun wol, daß ihm die Macht seiner Feinde in Franken überlegen war. Er folgte daher um so lieber dem Rath, den ihm einige unter seiner Mannschafft dienende sächsische Edelleute gaben, den Krieg nach Niedersachsen zu spielen. Nachdem er also Schweinfurt und andre weggewonnene Vörtern mit hinlänglicher Besatzung versehen, und hier und da Brandschazungen eingetrieben hatte, rückte er mit ungefähr zweytausend Reitern so eilig und so unvernunthet in Thüringen ein, daß man von seinem Anzuge nicht eher etwas erfuhr, als bis er zu Arnstadt angekommen war. Ganz Thüringen und Sachsen gerieth über seine unerwartete Ankunft in den größten Schrecken: in einen Schrecken, den seine bisherigen Kriegszüge hinlänglich rechtfertigten. Der gewesene Churfürst Johann Friedrich ließ ihn durch Befanden, die er nach Arnstadt schickte, um die Verschönerung seines Landes bitten. Albrecht versprach es ihm und er hielt sein Versprechen heilig. Desto schlimmer verfuhr er mit dem Gebiete der Stadt Erfurt, die ihm keine Brandschazungen erlegen wollte. Der Churfürst Moriz befand sich in außerordentlicher Verlegenheit. Er hatte den größten Theil seines geworbenen Kriegsvolks nach Franken geschickt. Da sich nun die Sage verbreitete, als wenn Albrecht leipzig zu überfallen gedächte, so eilte Moriz mit vierhundert Reitern dahin, bot seine Rittersperde auf, und ließ überall Kriegseleute anwerben. Doch Albrecht, der überhaupt nach Niedersachsen eilte, um sich mit seiner daselbst geworbenen und zu Braunschweig versammelten Mannschafft zu vereinigen, durchzog des Churfürsten von Sachsen Land, ohne sich lange darin aufzuhalten, ließ sich von den Reichsstädten Mühlhausen und Nordhausen Geld geben, und besetzte hierauf Halberstadt, wo ihm die dasigen Geistlichen eine große Summe erlegen mußten. Das Land des Herzogs Heinrich wurde, wie man leicht erwarten wird, von ihm am wenigsten gespart. Der Herzog Erich von Braunschweig, Calenberg und die braunschweigischen Edelleute leisteten ihm dabey sehr emsig Beystand. Die Stadt Braunschweig nahm ihn auf. Von da wendete er sich in die hochflister Hildesheim und Minden, von welchen er gleichfalls große Brandschazungen erprekte.

11. Indessen hatte jedoch der Churfürst Moriz so viel Kriegsvolk zusammengebracht, als er nur zusammenbringen konnte. Der Prinz Philipp Magnus Sievershausen und der Herr von Heydeck, die Schweinfurt belagerten, mußten auch eiligst zurückkommen. Aus Böhmen rückte der Kanzler, Herr von Plauen, herbey. Alle diese vereinigten sich bey Nordhausen. Weil nun der Churfürst besürchtete, Albrecht möchte von Minden sich nach Hessen wenden, und einen neuen Einfall in Franken thun, so rückte er von Nordhausen nach Einbeck, und von da nach Osterode. Aus dem Lager bey Osterode kündigte Heinrich von Plauen, im Namen des Königs Ferdinand und des Churfürsten Moriz, dem Markgrafen Albrecht den Krieg an. Als der Markgraf Albrecht das Manifest, welches die Ursachen der Kriegsankündigung enthielt, gelesen hatte, machte er den Inhalt desselben seinen Officieren bekannt, und zugleich fragte er sie, ob sie noch ferner mit ihm ihre Heil versuchen wollten? Da

im Jan.

im Jul.

am 9ten.

am 11ten.

sie sich nun hierzu willig bezeigten, ließ er den Ueberbringer des Manifestes zu sich kommen, und sagte zu ihn: Dein Herr hat sein Wort schon dregmal gebrochen, und dies ist nun das viertemal, daß er schändlich an mir handelt; er mag daher nur immer kommen, und zeigen, was er ausrichten kann. — So troßig sich Albrecht bey dieser Gelegenheit anstellte, so wenig war er doch wegen der Gefahr, in welche ihn der bevorstehende Krieg stürzen konnte, ganz unbesorgt. Er gab daher dem Herzog Erich von Calenberg den Auftrag, zum Kaiser nach Brüssel zu gehen, und ihn gegen seine Feinde allerley Verdacht bezubringen. Albrecht versprach auf den Fall, wenn der Kaiser seine Verträge mit Bamberg und Würzburg bestätigen wollte, ihm neuntausend Reiter und hundert Fahnen Fußvolk zuzuführen. Ehe jedoch Erich seinen Auftrag bey'm Kaiser ausrichten konnte, war Albrechts Schicksal bereits entschieden. Die beiden Heere waren indessen bey Sievershausen im lüneburgischen einander ganz nahe gerückt. Der Markgraf führte achtzehn Fahnen Reiter und vier- undfunfzig Fahnen Fußvolk in die Schlacht; Moriz stellte ihm zweyundzwanzig Fahnen Reiter, aber nur neunundzwanzig Fahnen Fußvolk entgegen. Anfangs schien das Treffen eine für den Churfürsten unglückliche Wendung zu bekommen. Albrecht, der gleich bey'm ersten Anfälle drey Fahnen von der sächsischen Reiterey, worunter sich zwey landfahnen befanden, auseinandergejagt hatte, drang nunmehr mit dem größten Feuer auf des Churfürsten vier Spießerfahnen, imgleichen auf dessen und Herzog Heinrichs Hoffahne ein. Moriz ermahnte jedoch, durch Reden und Thaten, seine Leute so vortreflich zur Standhaftigkeit und Tapferkeit, daß die Feinde nach einem harten Kampfe sich endlich zurückziehen mußten. Aber am Ende dieses harten Kampfes fand der edle Fürst seinen Tod. Eine Musketenkugel brachte ihm von hinten zu eine tödtliche Wunde bey, und es läßt sich nicht bestimmen, ob Ver- rätheren oder Unachtsamkeit die mörderische Kugel lenkte ¹⁾. Das Treffen war über- haupt außerordentlich blutig. Gleich bey'm Anfange küßten Herzog Heinrichs zwey älteste Söhne, Carl Victor und Philipp Magnus, ihr Leben ein ²⁾. Noch fielen in dieser Schlacht, oder starben wenigstens an den in derselben empfangnen Wun- den, Prinz Friedrich von Braunschweiglüneburg, Herzog Ernsts zu Zelle zweyter Sohn, der die churfürstliche Leibfahne führte, imgleichen vierzehn Grafen, auf drehundert Edelleute, und über viertausend Mann vom gemeinen Kriegsvolk. Der Churfürst erbeutete vierzehn oder siebzehn Standarten, und vierundfunfzig Fahnen. Es geriethen auch auf siebentaufend Landsknechte in seine Gefangenschaft. Allein Albrecht rettete sich mit dem Ueberreste seines Heeres glücklich nach Hannover, und Moriz, sein Sieger, war zwey Tage hernach ein Opfer des Todes. Er starb nicht älter als zweyunddrenzig Jahr alt; aber er hatte in diesem jugendlichen Alter so viel Echarfsinn und so viel Muth bewiesen, daß er der Reihe der größten deutschen Für- sten beygezählt zu werden verdient. Sachsen hat unstreitig keinen größeren Gehabt!

Sein

b) v. Brauns sächs. Gesch. VI, 164. An einen Weidenbaum gekiebt, sprach der tapfere Moriz seinen Leuten noch immer Muth ein.

c) Ihr Vater drückte sich bey der traurigen Nachricht von ihrem Tode ganz nach der Denk- art seines Zeitalters aus. Als ihm der Tod sei-

nes jüngsten Prinzen, der zurück blieb, gemel- det wurde, sagte er weiter nichts dazu, als: So muß man den Jungen das Selbe vom Schna- bel wischen! Den der Nachricht von dem Tode des ältesten sagte er: Ey, das ist zu viel! Müllers Annalen, S. 119.

Sein unvermuthetes Lebende zog die Aufmerksamkeit aller Deutschen auf sich. Der gewesene Churfürst Johann Friedrich irrte sich wol nicht ganz, wenn er der Meinung war, daß die Nachricht von seinem Tode dem Kaiser vielleicht nicht unangenehm seyn würde. Carl konnte bey der Nachricht von Morizens Tode demuthgeachtet ausrufen: o Absalon mein Sohn!

12. Doch selbst der Tod des vortrefflichen Churfürsten konnte den deuts- Albrechts Ka-
schen Ländern die Ruhe nicht verschaffen; selbst die Niederlage, die Albrecht erlitten <sup>er wird im-
mer bedrängt.</sup> hatte, brachte ihm keine friedlichen Gefinnungen bey. Er gab sich vielmehr alle Mühe, sein zerstreutes Kriegsvolk nicht nur wieder zu sammeln, sondern auch neues anzuwerben, um Herzog Heinrichs Land durch Streifzüge heimzujagen zu können. Herzog Heinrich rächte sich dagegen an dem Lande seines Vetter Erich. Albrecht begab sich indessen unter dem Namen eines verbenden Kriegsobershen nach der Churmark Brandenburg, wo er sich mit seinen Vettern unterredete. Er schrieb auch von da an seinen Vetter, den Herzog Albrecht von Preußen, und dieser schickte ihm eine so ansehnliche Geldsumme, daß er dadurch seinen in Verfall gerathenen Umständen nachdrücklich aufhelfen konnte. Er zog hierauf zu Braunschweig sein Kriegsvolk zusammen. Da er in der Meinung stand, daß Herzog Heinrichs Mannschaft, unzufrieden über den Geldmangel, nicht fechten würde, so wagte er es, mit zweytau- am 12. Sept.
send Reitern und einem kleinen Haufen Hafenschützen, die Feinde, die auf zwanzig Fahnen Fußknechte zählten, nicht weit von Braunschweig anzugreifen. Man büßte er zwar auf sechshundert Reiter und einige seiner besten Hauptleute ein; er verkaufte aber demuthgeachtet dem Feinde seinen Sieg sehr theuer, und zog sich mit seiner noch übrigen Mannschaft glücklich nach Braunschweig zurück. Hier sollte er nun, wie ihm eine geheime Nachricht meldete, vom Herzog Erich eingeschlossen werden. Er verließ also Braunschweig in der größten Geschwindigkeit, und eilte durch Thüringen in seine fränkischen Länder zurück. Diese brauchten seine Hülfe um so nöthiger, da sie seit einiger Zeit den feindseligen Anfällen seiner Feinde mächtig ausgezehrt gewesen waren. Die fränkischen Fürsten, die sich nicht nur unter sich, sondern auch mit andern, vereinigt hatten, suchten von seiner Abwesenheit allen möglichen Vortheil zu ziehen. Der Bischof von Würzburg hatte Schweinfurt einige Zeit hindurch belagert; der Bischof von Bamberg und die Nürnberger hielten Culmbach eingeschlossen. Sie vereinigten sich aber in der Folge mit dem böhmischen Känigler, Heinrich von Plauen, den ihnen der König Ferdinand mit tausend Reitern und acht Joh-
nen Fußvolk zu Hülfe geschickt hatte, und halfen demselben die Stadt Hof erobern. Heinrich rückte hierauf mit seiner und seiner Bundesgenossen Mannschaft vor die Stadt Bayreuth. Kurz darauf langte Markgraf Albrecht mit seiner Mannschaft wieder im Vaterlande an. Es glückte ihm die Stadt Hof, welche der größte Theil ihrer Besatzung, um dem Vergnügen nachzugehen, verlassen hatte, zu überraschen. Die Belagerung von Bayreuth hoben seine Feinde, bey der Nachricht von seiner Annäherung, wieder auf. Kurz, in Zeit von acht Tagen hatte Albrecht sein ganzes Land wieder erobert. Allein die Feinde brachen mit verstärkter Macht von neuem im Nov.
ein. Albrecht, der von ihnen eingeschlossen zu werden befürchtete, zog sich mit sechs Fahnen Fußvolk und zwey Schwadronen Reiter von Bayreuth in die Gegend von Bamberg. Doch bey der bambergischen Stadt Lichtenfels wurde er von elf Fahnen

Fahnen Fußvolf und vier Schwadronen Reiteren seiner Feinde so mutzig angegriffen, daß sein Fußvolf sich in lichtenfels stürzen, daß er selbst bloß mit seiner Reitere nach Schweinfurt fliehen mußte. lichtenfels wurde hierauf von seinen Feinden erobert, und neun Fahnen von seinem Fußvolf gerietzen nun auf einmal in die Gefangenschaft. Man behielt aber, wie es damals gewöhnlich war, nur die Officiere als Gefangne; die gemeinen Soldaten mußten die Waffen ablegen, und eidlich versprechen, daß sie innerhalb sechs Monaten nicht wider die Bundesstände dienen wollten. Das Heer der Vereinigten rückte hierauf von neuem in den obern Theil des Fürstenthums Bayreuth ein, und eroberte wieder alle Städte, selbst Culmbach und Hof. Der Herzog Heinrich wagte auch einen Versuch, sich der Stadt Schweinfurt, des Aufenthalts des Markgrafen, zu bemächtigen; er sah ihn aber durch die guten Anstalten des letztern vereitelt.

Er verliert
sein ganzes
Land.

1554

13. Albrecht befand sich jetzt in einer außerordentlich bedrängten Lage. Seine Feinde bestritten ihn nicht allein mit Waffen, sondern auch mit Processen. Er wurde auf ihr Ansitzen vom Kammergerichte feierlich in die Acht erklärt, und dieses forderte sowohl alle und jede Reichsstände, als die fränkischen, bayerischen und oberbayerischen Kreisleute ganz besonders auf, die Vollziehung dieser Reichsacht zu übernehmen. So sehr nun auch Albrecht den Eindruck, den das Achteurtheil auf ihn machte, zu verbergen suchte, und so sehr er es auch wesentlich zum Ungunsten seines Spottes machte, so ersuchte er doch den Kaiser, die Achteurklärung wieder aufheben zu lassen, so bemühte er sich doch durch Schriften, die Ungerechtigkeit derselben darzutun. Die Reichsstände, denen die Achtevollziehung aufgetragen war, wünschten sich diesem unangenehmen Geschäfte zu entziehen. Man hielt des wegen manche Zusammenkunft; aber Albrecht wollte sich durchaus nicht eher in Vergleichunterhandlungen einlassen, als bis man ihm einen Stillstand auf einige Monate bewilligt, und die Achteurklärung wieder aufgehoben hätte. Seine Hartnäckigkeit bewirkte, daß der Kaiser die Nachsicht, die er bisher in Rücksicht des Markgrafen bewiesen hatte, aufgab, und von Brüssel aus eine nachdrucksvolle Aufforderung an die Reichsstände ergehen ließ, dem ihnen vom Kammergerichte gethanen Auftrag der Achtevollziehung Genüge zu leisten. Da nun auch sowohl die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, als die Stadt Nürnberg durch öffentliche Schriften ihn in ganz Deutschland verhaßt zu machen suchten, da er nun das Ungewitter von allen Seiten auf sich losbrechen sah, so verließ er auch Schweinfurt, und begab sich zu seinen brandenburgischen Vettern, um von ihnen neue Hülfe an Geld und Mannschaft zu erlangen. Seine Abwesenheit benutzten die fränkischen Bundesverwandten, ihm noch manche Stadt, und noch manche Festung wegzunehmen. Selbst das feste Schloß Hohenlaubsberg wurde von ihnen erobert, und in die Luft gesprengt, und nun vereinigten sie sich sämmtlich vor Schweinfurt. Des Markgrafen Kriegerleute in dieser Stadt hatten lange keinen Sold bekommen. Man konnte sich also auf ihre Treue nicht sehr verlassen. Der Markgraf meldete ihnen jedoch aus seinem Aufenthalte bei seinen Vettern, daß er nächstens mit frischer Mannschaft ihnen zu Hülfe kommen, und sie befriedigen wolle; die Pfaffen- und Pseffersleute sollten als denn schon Mores lernen! Die sechzigtausend Kronen, die ihm der Herzog von Almale für seine Loslassung bezahlten mußte, thaten ihm damals treffliche Dienste.

Er

Er brachte auch wirklich so viel Kriegsvolk zusammen, daß er wieder im Felde erscheinen konnte. Er näherte sich mit demselben der Elbe und der Lausitz. Vielleicht würde er nicht nur dieses Land, sondern wol gar Böhmen und Schlesien mit einem Einmale heimgesucht haben; funfzehnhundert böhmische Reiter, die man ihm entsandte, hinderten ihn aber an der Ausführung seines Vorhabens. Endlich schlich er sich mit vier Schwadronen Reiter und sechs bis sieben Fahnen Fußvolk glücklich in Schweinfurt hinein. Hier hatte seine Besatzung, durch einen fürchterlichen Aufstand, von den Bürgern auf achtzigtausend Gulden erpreßt. Es fehlte aber in Schweinfurt nicht allein an Geld, sondern auch an Lebensmitteln. Da nun Albrecht keins von beiden mitbrachte, da er die Unmöglichkeit, sich lange zu verteidigen, lebhaft voraussah, so faßte er den schleunigen Entschluß, sich mit seiner Mannschaft aus der Stadt herauszuziehen. Dieser Entschluß wurde zur Zeit der Nacht glücklich ausgeführt, und Albrecht langte mit seinem Kriegsvolk, das sich noch auf achtzehn Fahnen belief, und mit allem seinem groben Geschütz und Gepäcke glücklich auf der andern Seite des Manns an. Durch das Letztre wurde er jedoch auf seinem Zuge so sehr aufgehalten, daß achtzehn Schwadronen Reiter und neunzehn Fahnen Fußknechte, die ihm die Belagerer nachschickten, ihn nicht weit vom Kloster Schwarzach einholten. Albrecht, der die Ueberlegenheit seiner Feinde bald gewahr wurde, rieth seinen Leuten, sich so gut, als ihnen die Umstände erlaubten, zu retten, setzte mit etwa achtzehn bis zwanzig Reitern über den Wagn, und schwamm hierauf über den Fluß Rixingen. Seine Reiter waren meistens so glücklich, mit der Flucht davon zu kommen; das Fußvolk aber gerieth in die Gefangenschaft. Fahnen, Kanonen, Kriegscasse, alles wurde eine Beute der Sieger. Schweinfurt wurde neun Tage hintereinander geplündert, und sodann in einen Aschenhaufen verwandelt. Jetzt mußte sich auch das Schloß Pfaffenburg, die einzige Festung, die dem Markgrafen noch übrig blieb, an seine Feinde ergeben, und auch dieses wurde, auf ausdrücklichen Befehl des Königs Ferdinand, völlig abgebrannt und niedergedrückt. Albrecht saß sich nunmehr aller seiner Länder beraubt. Die drei fränkischen Burgenbesessenen behielten sie, der aufgewendeten Kriegskosten wegen, in Besiz. Jetzt wollten sie das Kriegsvolk, das sie nicht mehr nöthig hatten, abhandeln. Da mußten sie ihm aber auch seinen rückständigen Sold auszahlen, und hierzu fehlte es ihnen an Geld. Doch sie wußten sich zu helfen. Sie verlangten von dem Deutschmeister, dem Bischof von Eichstett, und der Stadt Rothenburg an der Tauber, die mit ihnen gegen den Markgrafen eine Verbindung geschlossen hatten, daß sie nunmehr ihr Kriegsvolk bezahlen möchten. Da nun diese sich hierzu nicht bereitwillig zeigten, rückten sie ihnen drei Tage nach dem Treffen bei Schwarzach ins Land; Rothenburg mußte achtzig, Eichstett sechzig, und der Deutschmeister sechsunddreißigtausend Gulden zahlen. Der Markgraf, der vornehmste Urheber dieser Zahlungen, fand seine Lage in Deutschland in so verzweiflungsvollen Umständen, daß er beim König von Frankreich Schutz suchte. Sein dasiger Aufenthalt erregte bey den Reichständen und selbst beim Kaiser große Besorgniß. Man machte allerlei Vorgehen; man stellte sogar einige Mannschaft an die lothringischen Gränzen.

im April.

im Jan.

am 13ten.

Alle

Alle diese Vorsticht war jedoch nicht nöthig, weil sich Albrecht in Frankreich sehr ruhig verhielt *).

Albrechts letz-
te Schicksale.

1555

1556
im März.

14. Während der Zeit befand sich sein Land im Besitze seiner fränkischen Feinde. Auf immer konnten sie es unmöglich behalten, denn wenn es auch der Markgraf Albrecht durch die Reichsacht verwirkt hätte, so gehörte es doch auf alle Fälle seinem Vetter, dem Markgrafen Georg Friedrich zu Brandenburg-Anspach. Diesem wollten sie es nun nicht einräumen. Er führte daher auf dem Reichstage zu Augsburg, der im folgenden Jahre gehalten wurde, die bittersten Klagen dar-
über. Nicht nur seine brandenburgischen Vettern, sondern auch die mit ihm durch Erbvereinigung verwandten Häuser nahmen sich seiner nachdrücklich an. Es langte überdies eine besondere Gesandtschaft des Markgrafen Albrechts zu Augsburg an, die in einer Bittschrift, die sie dem König Ferdinand überreichte, um ein sicheres Geleit für ihren Herrn nachsuchte, damit er seine Streitigkeiten mit Bamberg, Würzburg und Nürnberg durch den Weg des Rechtes ausmachen könnte. Der König Ferdi-
nand legte hierauf den letztern verschiedene Vergleichsvorschläge vor. Diese bestan-
den hauptsächlich darin, daß die fränkischen Bundesverwandten Albrechts Länder dem Kaiser zur Sequestration einräumen sollten, und daß Albrecht, von fünfzig Reitern begleitet, an jeden deutschen Ort hinkommen dürfte. Zu den Unterhand-
lungen wurde eine Zusammenkunft zu Regensburg bestimmt. Die Bischöfe und die
Stadt Nürnberg ließen sich diese Vergleichsvorschläge sehr wohl gefallen. Des Marks-
grafen Länder wurden dem königlichen Commissarius und Sequester, dem Grafen
Joachim von Schlick, übergeben, und Albrecht kehrte nun wieder nach Deutsch-
land zurück. Die Vergleichsunterhandlungen zu Regensburg waren indessen noch
mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Albrecht forderte zu seiner Schadloshaltung
nicht weniger als achtmalshunderttausend Gulden, und die fränkischen Bundesgenos-
sen wollten noch sechsmalshunderttausend Gulden heraushaben. Markgraf Albrecht
ließ indessen eine Deduction drucken, worin er seinen bisherigen Feinden die bitter-
sten Vorwürfe machte. Diese beschwerten sich darüber, und behaupteten, daß er
sich dadurch das Recht auf ein sicheres Geleit entzogen habe. Sie ersuchten auch
den römischen König, die Bekandmachung dieser Schrift zu verhindern. Ferdi-
nand wurde hierdurch bewogen, einige mit dieser Deduction vollgepackte Fässer, die
man auf der Donau nach Ingolstadt gebracht hatte, dafelbst anhalten zu lassen.
Allein Markgraf Albrecht ließ sie, nicht weit von Pforzheim, zum zweitenmal, und
zwar weit schöner als das erstmal, drucken, und sie hierauf zu Regensburg aus-
theilen. Hierdurch bewirkte er jedoch weiter nichts als eine Gegendeduction seiner
Feinde, worin sie ihm die Vorwürfe und die Schmähungen, die er sich gegen sie
erlaubt hatte, reichlich zurückgaben, und obgleich die Nachricht von seinem Tode
früher einlief, als die ersten Bogen dieser Schrift zu Nürnberg gedruckt waren,
so wurde sie dennoch unter die zu Regensburg versammelten Reichsstände ausge-
theilt. So befiehlt also Albrecht doch nicht das letzte Wort, das er so gern zu behalten
pfliegte! Sein Tod ereignete sich im Zellerbad in der Markgrafschaft Baden, wo er
seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen suchte. Seine Feinde schrieben sei-
nen Aufenthalt bey seinem Schwager, dem Markgrafen Carl von Baden, einer
heim-

heimlichen Verabredung mit dem König von Frankreich zu, von dem er noch immer einen Zehgehalt von zwölftausend Kronen genoss. Doch seine Krankheit war in der That keine Verstellung. Sie rührte, wie die Sage lautete, von einem langsam wirkenden Gifte her, das man ihm beigebracht hatte. Er starb in der ruhigsten Gemüthsverfassung, und rief noch sterbend alle Umstehenden zu Zeugen an, daß er seinen Feinden, von denen er doch so manche Beleidigung, so manche Ungerechtigkeit erfahren habe, von ganzem Herzen vergeiße. Selbst in der Todesstunde fiel es also Albrechten nicht ein, daß er zu diesen Beleidigungen und Kränkungen eigentlich die erste Veranlassung gegeben hatte. Albrecht besaß eine Mannskraft und eine Raschheit, die, auf einen guten Weg geleitet, die ruhmwürdigsten Thaten würde hervorgebracht haben, die aber, weil sie nicht immer eine ihrer Ausdehnung angemessene Verschäffigung fand, in Gewaltthaten, Unversöhnlichkeit und Grausamkeit ausartete ⁽¹⁾.

1557
im Jan.

15. Markgraf Albrecht hatte zuerst die Waffen ergriffen, um die Religionsfreiheit der Protestanten besitzigen zu helfen; er hatte jedoch an der Erreichung dieser edlen Absicht wenig Antheil. Er veranlaßte vielmehr den Tod des vortheilhaftesten Churfürsten von Sachsen, der sich auch in diesem Betrachte um Deutschland ein unsterbliches Verdienst erworben hat, und der edle Moritz erlebte nicht einmal den ausburgischen Reichstag, wo Deutschland erst die Früchte von seinen Bemühungen einernahete. Dieser wurde, nachdem durch Albrechts Niederlage bey'm Kloster Schwarzwach, Deutschlands Ruhe wieder hergestellt war, von Seiten des Kaisers mit vorzüglichem Eifer betrieben. Der Kaiser, der sowol durch seine persönlichen Umstände, als durch die Gefahr von einem Kriege mit Frankreich, in den Niederlanden zurückgehalten wurde, übertrug es seinem Bruder, dem König Ferdinand, die Geschäfte dieses Reichstags zu leiten. Ferdinand traf, als er sich zur gefetzten Zeit zu Augsburg einfand, noch niemand von den Reichsständen an; er ließ daher durch Schreiben und Boten die Reichsstände nochmals einladen, ihre Ankunft so wenig als es ihnen möglich wäre zu verzögern. Er ermahnte sie zugleich, nicht durch Gesandten, sondern persönlich zu erscheinen, weil die Wichtigkeit der Geschäfte ihre persönliche Gegenwart erfordere, und weil er sie nicht länger aufhalten wolle, als es nöthig wäre. Es erschienen nun zwar fast gar keine Reichsfürsten selbst, sie schickten aber dennoch ihre Gesandten. Von den Churfürsten fand sich kein einziger in Person ein, und von den vornehmsten weltlichen Fürsten war, außer dem Herzog Albrecht von Bayern, dem Herzog Christoph von Württemberg, und den Markgrafen Carl und Philibert von Baden, niemand gegenwärtig. Auch von Prälaten, Grafen und Herren fanden sich weit weniger auf diesem Reichstage ein, als sich sonst einzufinden pflegten ⁽²⁾. Die zwey Hauptpunkte, über die man sich berathschlagte, waren die Religions-einigkeit und der Zustand des Kammergerichts. Daß in Ansehung des erstern Punktes die Meinungen der Catholiken und Protestanten sehr verschieden waren, und daß daher die Berathschlagungen einen sehr unterbrochenen wenig vortrückenden Gang gewinnen mußten, das wird man leicht erwarten. Man hatte eben deswegen die Religions-einigkeit auf eine andre, gelegene-

Der Reli-
gionsfreie-
de kömmt zur
Rechtigkeit.

1554
am 31. Dec.

Zeit.

(1) Hübner, III, 8:12. fmgf. 188:197.

(2) Hübner, II, 528:535.

1555
am 25. Sept.
Inhalt desselben.

Zeit aussetzte, und man bemühte sich hingegen dem deutschen Vaterlande nicht nur einen beständigen Frieden zu verschaffen, sondern auch dessen Fortdauer auf das stärkste zu verbürgen. Der Landfriede konnte aber, wie man wol einsah, ohne Religionsfrieden nicht bestehen. Auf die Befestigung des letztern mußte also vorzüglich gedacht werden, und man setzte diese auch glücklich durch *).

16. Kraft desselben wurde nun hauptsächlich ausgemacht, daß alle Gewaltthätigkeiten und Kränkungen derer, die sich für das augsbургische Glaubensbekenntniß erklärt hätten, durchaus aufhören sollten; daß man also keinem Reichsstand, seiner Anhänglichkeit an der augsburgischen Confession wegen, Gewalt oder andre Verleibigung widerfahren lassen, daß man ihn von der Ausübung seiner Religion, seines Glaubens, seiner Kirchengebräuche, imgleichen von der Beobachtung der Anordnungen, die er deswegen in seinem Lande bereits gemacht hätte, oder noch machen würde, auf keine Art und Weise abhalten sollte. Natürlich mußten sich nun auch die augsburgischen Confessionsverwandten verbindlich machen, dem Religionsstand derjenigen, die der alten Religion anhängig blieben, eben die Vorrechte und Freiheiten einzuräumen, die sie in Ansehung des übrigen genießen wollten. Da auch in verschiedenen freyen Reichsstädten beide Religionen neben einander ausgeübt worden waren, so sollte dies auch künftig so fortbauern. Kein Theil sollte den andern in der Ausübung seines Glaubens und in der Beobachtung seiner Kirchengebräuche hindern. Dies war auch in der That der einzige rechte Weg, auf dem man die Befestigung des Religionsfriedens suchen konnte. Da einmal so ein großer Theil der Nation seine Gesinnungen in der Religion geändert hatte, der andre aber bey dem alten Glauben beharrte, so blieb nichts übrig, als daß jeder den andern bey seinen Gesinnungen ließ, und daß übrigens das Band, das alle Reichsstände als Mitglieder eines Reichs vereinigte, in seiner Festigkeit fortbauerte. Der Religionszwang ist nicht nur der Natur, sondern auch der deutschen Reichsverfassung zuwider. Der Religionsfriede mußte reichsständische Länder und Reichsstädte als zwei verschiedene Gegenstände behandeln. Von jenen war jedes für sich. So bald also Herr und Land einig waren, Kirchengebräuche und Kirchenfeierlichkeiten nach ihrem jetzigen Glauben einzurichten, so hatte billig kein Dritter etwas dabei zu erinnern. In Reichsstädten ließ sich hingegen ein vermischter Zustand denken. Bürgerschaft und Obrigkeit konnten sich in ihren Religionsgesinnungen trennen. In diesem Falle handelte man am vernünftigsten, wenn jeder dem andern seine Gewissensfreiheit ließ. Freylich kämpfte dieser wahre Geist des Religionsfriedens gegen das catholische, hierarchische System, welches, dem Grundsatz von der Einheit der Kirche getreu, allen denen, die sich von ihr trennten, die Seligkeit absprach, welches sich ein Verdienst daraus machte, jeden von der Verlassung seiner Partey nicht nur abzuhalten, sondern ihn, wenn er sie schon verlassen hatte, durch alle ersinnliche Mittel ihr wieder zuzuführen. Hierzu kam noch eine unrichtige Vorstellung vom Verhältnisse der beiden Religionen. Man glaubte nemlich, und man glaubt es häufig noch jetzt, die römischcatholische Religion sey die einmal im deutschen Reiche eingeführte herrschende Religion, und es habe von dem Willen derselben abgehängt, ob die evangelische als eine erst neu aufgekommene Religion in Deutschland aufgenommen oder nicht aufgenommen

b) Häberlin, S. 546. 622.

genommen werden sollte. Eben deswegen hielt es so schwer, sich über die Entscheidung der Frage zu vereinigen, wie es in dem Fall gehalten werden sollte, wenn Unterthanen in einem deutschen Fürstenthume, oder in einem andern reichsfürstlichen Lande, eine andre Religionsübung zu haben wünschten, und der Landesherr sich das widersetzte. Ueber diese Frage hatte König Ferdinand am Tage vor der wirklichen Schließung des Religionsfriedens eine Erklärung von sich gestellt, die auch evangelischen Ritterschaften, Städten und Gemeinden, die sich unter catholischen Landesherren befanden, ihre freye Religionsübung sicherte, deren Gültigkeit aber in der Folge sehr lebhaft angefochten wurde. In dem Religionsfrieden selbst verordnete man bloß, daß es sowohl den catholischen als evangelischen Unterthanen erlaubt seyn sollte, ihrer Religion wegen mit Weib und Kindern aus einem Lande in ein andres zu ziehen, und daß sie deswegen weder an dem Verkaufe ihrer Güter und andrer Habschaften gehindert, noch in Ansehung ihrer Ehre und ihrer Rechte gekränkt werden sollten; doch wurde der Fall der Leibeigenschaft ausgenommen, und die Nachsteuer oder das Abzugsgeld vorbehalten. Auch machte man es zur Bedingung, daß kein Reichsstand den andern, oder dessen Unterthanen, durch gewaltsame oder listige Mittel dahin bringen sollte, sich zu seiner Religion zu bekennen, oder die Unterthanen wider ihre Obrigkeit in Schutz zu nehmen. Eine in der That sehr weise und nöthige Bedingung!

17. Eine der größten Schwierigkeiten, die sich bey der Abfassung des Religionsfriedens äußerte, veranlaßte die geistliche Gerichtbarkeit. Jeder Bischof, dessen Aufsicht über Länder oder Reichsstädte, die jetzt evangelisch waren, sich erstreckt hatte, betrachtete die geistliche Gerichtbarkeit, wie er sie bisher ausgeübt hatte, als ein Recht, das man ihm, ohne seine Einwilligung, oder wol gar ohne Erlaubniß des päpstlichen Stuhls und der ganzen römischen Kirche, nicht entziehen konnte. Evangelische Reichsstände waren hingegen der Meinung, daß die ganze geistliche Gerichtbarkeit der weltlichen Macht schlechterdings entrißen, und als Mißbrauch in die Hände der unter päpstlicher Hoheit stehenden Bischöfe gekommen sey. Wenn die Evangelischen ihre Religionsfreiheit haben sollten, so konnten sie doch wirklich keine Obern über sich erkennen, die sich berechtigt hielten, in Religionsachen ihnen Vorschriften zu geben, und deren ganzes Religionsystem mit dem ibrigen in wesentlichen Städten in Widerspruch stand. Die geistliche Gerichtbarkeit mußte folglich in Ansehung der Protestanten aufgehoben werden. Weil man aber noch immer eine Glaubensvereinigung für möglich hielt, so setzte man die Einschränkung hinzu, daß diese Aufhebung nur bis zur Vergleichung der Religion dauern sollte; eine solche Einschränkung mußte aber für die Protestanten natürlich sehr gleichgültig seyn. Die Aufhebung der geistlichen Gerichtbarkeit sollte sich nun darin äußern, daß nichts geschehen sollte, was der ausburgischen Confession und deren Beobachtung zuwider wäre, oder was sie hindern könnte. Man nannte hier ausdrücklich: Religion, Glauben, Bestellung der Kirchendiener, Anordnung der Kirchengebräuche und Kirchenfeierlichkeiten. Alle andre Sachen und Fälle, die die gedachten Gegenstände nicht namentlich betrafen, sollten der geistlichen Gerichtbarkeit der Erzbischöfe, Bischöfe und andrer Prälaten, so wie sie die Ausübung und den Besiß darüber erlangt hatten, auch fernerhin überlassen seyn. Es war freylich nicht zu begreifen, was das

Fortsetzung
des vorigen.

für Sachen und Fälle seyn könnten, worin die Evangelischen, ohne Verletzung ihrer Religionsfreiheit, der bisherigen geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfen bleiben sollten; um so mehr aber mußte diese Ausnahme oder dieser sogenannte Vorbehalt zu Streitigkeit Veranlassung geben. Natürlicher und billiger war die Bedingung, daß den geistlichen Churfürsten, Fürsten und Ständen, wie auch Collegien, Klöstern und Ordensleuten, durch die Aufhebung dieser Gerichtsbarkeit, von ihren Einkünften und Rechten nichts entzogen werden sollte. Dabei machte man jedoch die Einschränkung, daß die weltlichen Reichsstände, unter deren Hoheit diese Einkünfte und Rechte gehörten, ihre landesherrnrechte, so wie sie sie vom Anfange des Religionsstreites gehabt hätten, ferner behalten, daß sie von diesen Gütern so wie bisher die nöthigen Kirchen, und Schulämter, wie auch Almosen und Hospitalien, versorgen sollten. Diese Einschränkung war so beschaffen, daß sie die Hauptbedingung beynahe wieder aufhob. Die geistlichen Fürsten büßten also allerdings manches dabei ein. Aber überhaupt mußte es ihnen sehr empfindlich seyn, daß die protestantischen Fürsten so viele Stifter und Klöster völlig eingezogen, und zu Kirchen, Schulen und andern milden Anstalten verwendet hatten. Sie rechneten es den evangelischen landesherrn wenigstens als einen Kirchenraub an, und es veranlaßte daher manchen Wortwechsel, ehe die Catholiken einwilligten, daß es bey den Anordnungen, die jeder Stand in Ansehung der eingezogenen geistlichen Güter getroffen hatte, bleiben, und daß dieselben künftighin weder vom Kammergerichte noch von andern angefochten werden sollten. Dabei wurde jedoch eine Bestimmung hinzugefügt, die in der Folge zu mancherley Mißdeutungen und Streitigkeiten Veranlassung gab. Es war nemlich zuweilen der Fall, daß ein Kloster oder eine andre geistliche Stiftung zwar in einem evangelischen Lande lag, aber einem andern Reichsstande, z. B. als Zugehör einer reichsständischen Abtei oder einer andern Prälatur, zustand. Wollte nun mit solchen Klöstern oder Stiftungen ein evangelischer Reichsstand, unter dessen landeshoheit sie lagen, eine Veränderung vornehmen, so widersprach ihm der Reichsstand, der die Stiftung als sein Eigenthum ansah. Hierüber wurde die Auskunft getroffen, daß es bey dem bleiben sollte; was von solchen Klöstern oder Stiftungen schon zur Zeit des passauischen Vertrages eingezogen war, andre, die um diese Zeit noch in catholischen geistlichen Händen gewesen waren, sollten ferner darin gelassen werden. Alles dies, was hier ausgemacht wurde, betraf jedoch nur mittelbare unter eines evangelischen Reichsstands landeshoheit gelegene geistliche Stiftungen. Wie sollte es aber mit unmittelbaren Stiftern, wie sollte es gehalten werden, wenn ein Bischof, ein Erzbischof, oder ein anderer Prälatus, oder auch nur ein Domherr den bisherigen Glauben mit der ausgeburgischen Confession vertauschte? wenn noch dazu das Domcapitel, die landstände, die Unterthanen in ihren Bestimmungen mit ihm übereinstimmten? Die Entscheidungsgründe in Ansehung dieser Frage waren bey Catholiken und Protestanten natürlich sehr verschieden. Da nun keiner von beiden Theilen genug nachgeben wollte, so blieb dieser Punkt im eigentlichen Religionsfrieden unausgemacht. Der König Ferdinand glaubte aber, vermöge der ihm vom Kaiser gegebenen Vollmacht, berechtigt zu seyn, die Erklärung zu geben, daß jeder Erzbischof, Bischof, Prälatus, oder anderer geistlicher Stand, welcher der alten Religion ungetreu werden würde, sein Stift und seine Prälatur, so wie alle

alle damit verknüpfen Einkünfte und Rechte, soaleich ohne Weigerung oder Verzug, jedoch ohne Nachtheil seiner Ehre, abtreten sollte, und die Capitel oder diejenigen, die das Wahlrecht hätten, sollten in diesem Fall eine andre der alten Religion zugestane Person wählen. Diese Erklärung, die jedoch auch nur bis zur künftigen Religionsvereinigung ihre Kraft behalten sollte, bekam den Namen des geistlichen Vorbehalts ¹⁾, und wurde dem Reichsochsfried gleichfalls einverleibt. Hätte eine solche bloß aus reichsoberhauptlicher Machtvollkommenheit gekessene Erklärung verbindlich werden sollen, so wäre in der That gar kein Vergleich nöthig gewesen ²⁾!

Carl V. Mit demwärtigsten gegen das Ende seines Lebens.

12. Die evangelischen Reichstände hatten, der letztern Erklärung ungeachtet, dennoch Ursache, mit Ferdinand's Nachgiebigkeit aufzureden zu sehn, und wer weiß, ob ihnen Carl oder seine Minister so viel bewilligt hätten? Carl mußte also am Ende seines Lebens den Protestanten, zu deren Unterdrückung er doch so manchen Anschlag gemacht hatte, ihre Religionsfreiheit versichern! Carl hatte überhaupt in seinen letzten Jahren das unangenehme Gefühl, fast alle seine großen, seinem Ehrgeiz so außerordentlich schmeichelnden Entwürfe vereitelt zu sehn. Am meisten aber kränkte ihn unstreitig das Un Glück, mit dem er den Krieg gegen Frankreich fortsetzte. Carl hatte seinen Sohn Philipp mit der Königin Marie von England vermählt. Diese Verbindung beunruhigte den König von Frankreich, Heinrich II., äußerst lebhaft. Er entschloß sich daher, seine kriegerischen Unternehmungen gegen den Kaiser mit einem solchen Nachdruck zu betreiben, daß sich Carl zu einem billigen Frieden bequemen müßte, ehe er von England noch unterstützt werden könnte. Carl hatte zu seinen Unterhandlungen mit England so vieles Geld gebraucht, daß er auf seine Kriegsrüstungen desto weniger wenden konnte. Die Mannschafft, die er in den Niederlanden versammelt hatte, war daher anfangs nicht im Stande, der außerordentlich zahlreichen Kriegsmacht Heinrich's Widerstand zu thun; die Franzosen eroberten verschiedene Vester, und verwüsteten Hennegau und Artois. Der Prinz Emanuel Philibert von Savoyen, welcher die Kaiserlichen anführte, bewirkte indeß durch seine Klugheit und Vorsichtigkeit, daß die Franzosen nicht weit vorrücken konnten. Eben so wenig entscheidend war der Feldzug in Italien. Doch Carl würde vielleicht auf alle Vortheile, die er dabey erwerben konnte, Verzicht gethan haben, wenn ihm nur nicht sein Versuch, sich der Stadt Meß wieder zu bemächtigen, zum zweytenmale mißlungen wäre. Er wollte sich, durch Hülfe des Vater Guarbian's eines Franciscanerklösters, diesen Besitz durch List verschaffen; der Anschlag wurde aber entdeckt, und der Haufen kaiserlicher Mannschafft, den man zur Ausführung bestimmt hatte, erlitt noch überdies eine gänzliche Niederlage ³⁾. Zu diesem Unglücke gesellte sich noch der Verdruß, daß der neue Pabst Paul IV., um sich an dem Kaiser des Religionsfriedens wegen zu rächen, mit Frankreich eine Verbindung einging. Der Gedanke, alle seine Absichten, alle seine Entwürfe vereitelt zu sehn, vermog schon den Geist eines jungen, raschen Mannes niederzuschlagen; wie sehr mußte er diese Wirkung nicht bey einem sechsundfünfzig Jahre alten, von den heftigsten Gesichtschmerzen geplagten Fürsten hervorbringen! Diese mit dem Alter sich immer häufiger einstellenden Schmerzen hatten nicht nur seinen Körper

1554

1555

D 3

über

¹⁾ Reservatum ecclesiasticum. ²⁾ Pütters hist. Entwicklung, Th. I. Nr. VI. VII. VIII. ³⁾ 44berlin, S. 386/412.

überaus merklich geschwächt, sondern auch seinen Geist so mächtig niedergedrückt, daß er, so lange die Anfälle derselben dauerten, den Geschäften sich schlechterdings nicht widmen konnte, und wenn sie auch wieder nachzulassen angingen, so durfte er ernsthafteste Angelegenheiten doch nicht ununterbrochen betreiben, so mußte er den größten Theil seiner Zeit auf solche Beschäftigungen verwenden, die ihm Zerstreuung und Erholung verschaffen konnten. In dieser Lage sah er sich natürlich gezwungen, die Versorgung der meisten Staatssachen seinen Ministern zu überlassen. Jeß des Unglück, jeden fehlgeschlagenen Entwurf rechnete er nun seinem Unvermögen zu, den Gang der Geschäfte selbst zu leiten. Dabei klagte er über die Härte seines Schicksals, das ihm alten, schwachen Mann einen jungen und raschen Gegner gegenüber hätte. Sein Ehrgeiz, die Seele seiner Handlungen, war seit einigen Jahren schon manchmal gedemüthigt worden. Solche Demüthigungen konnte er aber in der Folge noch häufiger erwarten. War es da nicht der natürlichste Entschluß, sich einer so gefährlichen Lage, vielleicht noch zu rechter Zeit, zu entziehen? Etern hätte er diesen Entschluß schon vor einigen Jahren ausgeführt; aber Philipp, der künftige Besizer seiner weitläufigen Monarchie, mußte erst ein reiferes Alter und höhere Einsichten erlangen. Jetzt hatte er sein achtundzwanzigstes Jahr erreicht; seine Kenntniß der Regierungsgeschäfte, zu welchen er eben sowohl Neigung als Fähigkeit besaß, hatte sich nun hinlänglich befestigt; er vertrieth seinen Geschmack an der Regierung vielleicht etwas gar zu deutlich. Gründe genug, um Carl zu Ausführung seines Entschlusses zu bestimmen *).

Er legt die
Regierung
nieder. Lam
25. Oct.

19. Carl trat von dem großen Schauplatz, auf dem er bisher eine so erhebene Rolle gespielt hatte, mit einer derselben völlig angemessenen Würde ab. Zu erst übergab er seinem Sohne die Niederlande mit glänzender Feierlichkeit. Carl, der sich jetzt zum letztenmale auf den Thron setzte, erhob sich, nachdem die Abdankungsschrift vorgelesen worden war, um, auf den Prinzen von Orange geleitet, von der Versammlung seiner niederländischen Stände Abschied zu nehmen. Mit Würde, aber ohne Prahlerei, erinnerte er sie an alles das, was er vom Anfang seiner Regierung an gethan hatte. Da meine Gesundheit, sagte er unter andern, in einem durch die Wuth einer unheilbaren Krankheit äußerst geschwächten Zustande sich befindet, so sehe ich mich nach Ruhe, und meine Neigung für das Herrschen ist nicht so mächtig, daß ich mit ohnmächtiger Hand länger einen Scepter halten sollte, den ich zum Wohl meiner Unterthanen nicht mehr brauchen kann. Habe ich, so schloß er, während einer so langwierigen Staatsverwaltung, einen Regierungsgeseker begangen, habe ich in den bedrängten Umständen, in denen ich mich befand, einige meiner Unterthanen beleidigt, oder ihre Wohlfahrt vernachlässigt, so bitte ich sie jetzt herzlich um Verzeihung; ich werde mich ihrer Treue und ihrer Ergebenheit stets mit Dankbarkeit erinnern, ich werde das Andenken an dieselben, als den süßesten Trost und als die angenehmste Belohnung aller meiner Mühe, in meine Einsamkeit mitnehmen, und mein letztes Gebet zu Gott sollen noch die drängendsten Wünsche für ihre Wohlfarth begleiten. Carl wendete sich hierauf zu seinem Sohne, der auf den Knien liegend die väterliche Hand küßte, und sagte ihm recht sehr viel Gutes, und gab ihm manche Ermahnung, wie sie aus dem Herzen eines zärtlichen Vaters

ters

ters stießen konnte. Carl sank, als er seine Rede geendigt hatte, fast ohnmächtig auf den Thron zurück. Auf eine eben so feierliche Art trat er seinem Sohne einige Wochen hernach auch die spanischen Reiche ab, und von allen den großen Besitzungen, auf die er hier Verzicht leistete, bedung er sich weiter nichts, als eine jährliche Einnahme von hunderttausend Kronen aus *). Die Regierung über Deutschland legte er damals noch nicht völlig nieder; vielmehr nahm er sich, so lange sein Aufenthalt in den Niederlanden währte, noch immer der deutschen Angelegenheiten an; die Ausfertigungen des Kammergerichts geschahen auch noch immer in seinem Namen *). Carl konnte aber die deutsche Regierung auch um so länger forsetzen, da ihm sein Bruder Ferdinand die Last derselben so sehr erleichterte. Als jedoch Carl zu seiner Abreise aus den Niederlanden Anstalten machte, um in Spanien den Ueberrest seines Lebens der Einsamkeit zu widmen, da beschloß er auch, die Verwaltung des deutschen Reichs seinem Bruder feierlich abzutreten. Eigentlich hatte er die Gesandtschaft, der er dieses Geschäfte auftrug, schon im Augustmonat des Jahres 1556 ausgesucht; die mit diesem Geschäfte verknüpften Umstände verschoben aber die wirkliche Vollendung desselben noch ziemlich lange hinaus. So oft und so lebhaft auch Ferdinand die Churfürsten zu einer Zusammenkunft einlud, wo Carl's Gesandten ihrem Auftrage Genüge leisten könnten, so groß waren doch die Bedenkslichkeiten der Churfürsten, diese Zusammenkunft wirklich zu halten. Bald stand ihnen der Ort, bald die Zeit nicht an. So glaubten sie z. B. daß dieses Geschäfte auf einer allgemeinen Reichsversammlung nicht sogleich könnte vorgenommen werden. Endlich kam die Zusammenkunft zu Frankfurt am Main zu Stande. Alle Churfürsten fanden sich in Person, und zwar mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolge, ein. Des Kaisers Gesandten waren der Prinz von Oranien und der Vicekanzler Selb. Ferdinand versicherte, daß er sich alle Mühe gegeben habe, seinen Bruder von der Niederlegung der deutschen Regierung abzuhalten. Die Churfürsten schienen es auch lieber gesehen zu haben, wenn Carl, so lange er lebte, die Regierung über Deutschland fortgeführt hätte, und sie machten gegen seine Abdankung so lange Schwierigkeiten, bis sie durch die Instruction, die er für seine Gesandten hatte ausfertigen lassen, von der Festigkeit seiner Entschlüsse vollkommen überzeugt wurden *). Da es nun darauf ankam, das alte Reichsoberhaupt mit einem neuen zu vertauschen, so hielten es die Churfürsten für nöthig, die Capitulation, die Ferdinand schon als römischer König beschworen hatte, noch einmal durchzusetzen, und den Umständen gemäß zu ändern. Sie brachten auch bei dieser Gelegenheit die päpstlichen Beschwerniden, die noch nicht abgethan waren, in Erinnerung. Ferdinand wurde mit ihnen sehr bald darüber einig. Hierauf wurde Carl's Abdankung mit großen Feierlichkeiten bekannt gemacht. Zum Schauplatz dieser Handlung bestimmte man ein hohes prächtig ausgeschmücktes Gerüst vor dem Chor der Bartholomäus-Kirchle. Nachdem in der darauffolgenden sogenannten Churcapelle Carl's Abdankung und Ferdinands Annahme der Regierung mit den gehörigen Feierlichkeiten vollzogen worden, so begab sich die erhabene Versammlung auf das erwähnte Gerüste, wo man den ganzen Vorgang dem Publicum bekannt machte *).

1558
im Febr.

am 14. März.

20. Carl

n) Haderlin — S. 454.

o) Haderlin, III, 53. 55.

p) Haderlin, S. 383. 395.

q) Haderlin, S. 395. 414.

Erin Tob.

20. Carl V. überlebte seine Niederlegung der kaiserlichen Würde nur einige Monate. Er wählte sich Spanien zum Orte seines einsamen Aufenthalts. Seine Abreise dahin wurde aber theils durch die Vorstellungen seiner Aerzte, die ihn vor einer Seereise zu einer kalten und stürmischen Jahreszeit warnten, theils durch die Friedensunterhandlungen mit Frankreich, die aber weiter nichts als einen Waffenstillstand bewirkten, bis auf das folgende Jahr hinausgeschoben. Doch Carl machte zu eben der Zeit, da er die Eitelkeit der irdischen Größe am lebhaftesten zu fühlen schien, noch einen Versuch, seinen Bruder Ferdinand zu bewegen, daß er seinem Bruderssohne Philipp die Kaiserkrone abtreten möchte, den aber Ferdinands Standhaftigkeit vereitelte. Nun wurde Carl durch weiter nichts mehr von der Ausföhrung seines Entschlusses, nach Spanien zu gehen, abgehalten. In Spanien wählte er sich das Hieronymitenkloster, St. Just, das nicht weit von der Stadt Plasencia in Estremadura liegt, zum einsamen Aufenthalt seiner letzten Tage. Ungefähr sechs Monate nach seiner Ankunft griff ihn die Gicht, deren Anfälle das gesunde Klima der Gegend und die ruhige Lebensart vielleicht länger als gewöhnlich zurückgehalten hatte, mit verdoppelter Heftigkeit von neuem an. Carls ehemals so großer Geist wurde jetzt von irdischen und furchtsamen Uberglauben so tief niedergedrückt, daß ihm durchaus kein Vergnügen mehr schmeckte, daß er sich blos die harte, die strenge Lebensart eines Mönchs erlaubte, daß er sich keine andre Gesellschaft, als die von Klosterbrüdern wünschte, daß er sich mit nichts als mit Andachtsübungen beschäftigte, daß er seinen ohnedies so entkräfteten Körper durch unbarmherzige Castenungen und Züchtigungen mißhandelte ¹⁾. Kurz, Carl V. bestärkt die Erfahrung, die man so oft im menschlichen Leben macht, daß die größten Köpfe bey ihrem Abscheiden von der Welt zuweilen eine sehr kleine mittelebenswürdige Rolle spielen. Carl verließ diese Welt, nachdem er achtundfünfzig Jahre und beynahe sieben Monate gelebt hatte. Seine Geschichte maßt seinen Geist, und seine Art zu denken und zu handeln, viel zu lebhaft, als daß ich es nöthig finden sollte, bey seinem Abtritte von dem irdischen Schauplatz, eine weitläufige Schilderung desselben zu wagen ²⁾. Die Leidenschaft, die ihn am stärksten besaß, war unstreitig Ehrgeiz, der ihm den rühmlichen Eifer einflößte, sich unter den guten Regenten eine erhabene Stelle zu erwerben, der ihn aber auch zu manchen Handlungen verleitete, die den echten Grundsätzen von Rechtschaffenheit und Billigkeit widersprechen. Bey diesem Urtheile darf man jedoch nicht vergessen, daß manche von diesen Handlungen dem verschörrerischen Rathe seiner Minister zuzuschreiben sind. Ob sich Deutschland unter seiner Regierung glücklich oder unglücklich befunden hat, das werden die folgenden Abschnitte lehren.

1558
am 21. Sept.

¹⁾ Hübner, S. 424. 427. Robertson, Ill. 124. u. f. f.

²⁾ Den majestätischen Körperbau desselben stellt der dritte Bande dieser Geschichte

von Deutschland zum Titelfupfer dienende schöne Stich vor. Das Urbild befindet sich in den zu Madrid gedruckten Werken des Sepulveda.

Dreyundzwanzigster Abschnitt.

Darstellung der Staats- und Kriegsverfassung unter Carl V.

I.

Die Macht des östreichischen Hauses bekam in dem verfloßenen Zeitraume eine neue Ausdehnung. Zwar blieb die spanische Monarchie nicht lange mit den östreichischen Ländern vereinigt, indem sie bereits beim Anfange der Regierung Carl's V. wieder davon getrennt wurde; dagegen schloß sich aber Oestreich an Böhmen und Ungern, an zwei Reiche, an, die seine Rundheit ungleich besser beförderten, als eine Verbindung mit der weitläufigen und entfernten spanischen Monarchie. So wol Ungern als Böhmen verschaffte ihm seine Gemahlin Anna, die Schwester des letzten Königs dieser beiden Staaten ¹⁾. Freylich erbt das östreichische Haus auch zugleich den Krieg mit den Türken, der nicht nur auf Oestreichs, sondern auch auf Deutschlands Wohl manchen Einsitz gehabt hat. Oestreich bemühte außerdem auch das Aussterben der landshutischen Linie des bayerischen Hauses, eine ganze Menge Herrschaften und Güter zu bekommen ²⁾. Das größte Drittel der landshutischen Erbschaft erhielt Herzog Albrecht der Weise zu München. Dieser wünschte den zu einer ansehnlichen Größe gediehenen Staat auf ewige Zeiten gegen seine Trennung zu sichern. Sein einziger Bruder Wolfgang und die landstände billigten sein Vorhaben. Mit ihrer Einwilligung errichtete er also eine pragmatische Sanction, durch die das Recht der Erstgeburt in der Familie dergestalt eingeführt wurde, daß der älteste Sohn die Regierung allein verwalten, die nachgebohrnen aber mit dem gräflichen Titel und einem standesmäßigen Unterhalt sich begnügen sollten. So wurde Albrecht der Weise der Stifter der nachmaligen Größe seines Hauses. Daß es aber den nachgebohrnen Söhnen noch schwer wurde, sich an das Vorzugsrecht ihrer ältern Brüder zu gewöhnen, das beweiset schon die Geschichte von Albrechts Nachkommen. Ludwig, sein zweyter Sohn, drang, seiner pragmatischen Sanction ungeachtet, auf eine landestheilung, und verlangte nicht nur für sich, sondern auch für den dritten Bruder Ernst, einen Theil des väterlichen Landes. Man suchte den Streit durch einen Vergleich zu heben. Bayern sollte drey Jahre hindurch von den beiden ältern Brüdern, Wilhelm und Ludwig, gemeinschaftlich regiert werden. Bald glaubte jedoch Wilhelm zu entdecken, daß ihm dieser Vergleich nicht zuträglich wäre, und der Kaiser Maximilian, der mit dem ohne sein Vorwissen geschlossenen Vertrag gleichfalls unzufrieden war, hob die gemeinschaftliche Regierung wieder auf, und verordnete dagegen, daß Ludwig den vierten Theil von Bayern mit der landeshoheit bekommen sollte. Die drey übrigen Theile wurden dem ältesten Bruder Wilhelm bestimmt; dafür sollte er aber auch den dritten Bruder Ernst abfinden. Mit diesem kaiserlichen Ausspruche war Ludwig sehr unzufrieden, und der aufmüthige Wilhelm gab seinem habgüchtigen Bruder so weit nach, daß er ihm nebst landshut ein völliges Drittel von Bayern überließ. Schon nach einem Jahre merkte aber

Damalige Verfassung in Oestreich.

1526

In Bayern.

1507

1513

1) Band III, S. 508.

2) Band III, S. 280.

der junge, wankelmüthige Ludwig, daß ihn der Besitz eines besondern landesheiles nicht glücklich machte. Theils drückte ihn die Last der Regierung; theils drückten ihn Schulden, die ihm die Bestreitung einer besondern Hofhaltung erschwerten. Er trug daher seinem Bruder nicht nur eine gemeinschaftliche Regierung, sondern auch eine gemeinschaftliche Hofhaltung an. Ludwig starb unvermählt, und der jüngste Bruder Ernst hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, und war Bischof von Passau geworden. Ganz Bayern wurde also wieder unter der Herrschaft des einzigen Wilhelm vereinigt. Von ihm erbte es sein einziger Sohn, Albrecht V. *).

In der Pfalz.

2. Das pfälzische Haus blieb indessen nicht nur noch getheilt; sondern es vermehrte sich auch durch eine neue Linie, indem des Pfalzgrafen Ruprechts Söhne von der landshutischen Erbschaft die junge oder neue Pfalz erhielten. Ihr Großvater, der Churfürst Philipp, hatte seinen ältesten Sohn, Ludwig den Friedfertigen, zum Nachfolger, der die unruhigen Bayern so nachdrücklich züchtigte *). Ihm folgte sein Bruder, Friedrich der Weise. Eigentlich war Otto Heinrich, der älteste Sohn des Pfalzgrafen Ruprechts, der nächste zur Churwürde; sowohl die goldene Bulle, als besondre Hausverträge berechtigten ihn dazu; da aber Friedrichs unfruchtbare Ehe ihm die Nachfolge sicherte, so überließ er dem Vatersbruder sein Recht ohne alle Weigerung. Der Herzog Wilhelm von Bayern glaubte diese Gelegenheit benutzen zu müssen, um die pfälzische Churwürde auf sein Haus zu bringen; Carl V. ertheilte aber seinem Vetter Friedrich die Beilehnung. Es ließ sich indessen voraussetzen, daß das bayerische Haus seine Versuche noch manchmal erneuern würde. Um dieses zu verhindern, errichtete er mit der simmerschen Linie einen Vertrag, welcher derselben, nach Abgang der regierenden Churlinie, die Churwürde nebst dem Erztruchsessennamte sicherte. Diese mußte aber dagegen die halbe Grafschaft Sponheim, und noch andre Besitzungen, an die Churlinie abtreten *). Das badensche Land, welches Markgraf Christoph mit ausgezeichnete Emsigkeit vermehrt hatte, zerfiel in diesem Zeitraum wieder in zwei Fürstenthümer. Eigentlich hatte er es unter seine drei westlichen Söhne Bernhard, Philipp und Ernst getheilt *); da aber der mittlere Philipp keine Erben hinterließ, so fiel sein landesantheil seinen beiden übrigen Brüdern zu, und es entstanden auf diese Art die beiden Linien zu Badenbaden und zu Badendurlach *).

In Württemberg.

3. Herzog Ulrich von Württemberg, der auf Deutschlands Geschichte dieses Zeitraumes so großen Einfluß hatte, gerieth nicht lange vor seinem Tode abermals in eine bedenkliche Lage, die eine Folge des cadanschen Vertrages war. Der König Ferdinand verklagte ihn nemlich beim Kaiser, daß er, seinen Austerlehnspflichten zuwider, an dem gegen das Haus Oestreich gerichteten schmalkaldischen Bund Antheil genommen, daß er durch seine Minister die tyrolischen Landstände bewogen habe, dem kaiserlichen Kriegsvolk den Durchzug zu versagen. Er zog aus diesem Betragen des Herzogs den Schluß, daß Ulrichs eigene Besitzungen dem Kaiser, die lehnbaren aber ihm zugefallen wären. Der Kaiser schickte dem Herzog wirklich die Verordnung zu, sich zu Augsburg persönlich zu rechtfertigen. Ulrich, der seiner

v) Michaelis, II, 194: 102.

w) Band III, 435. u. f. f.

x) Michaelis am a. O. S. 31: 35.

y) Band III, S. 356.

z) Michaelis III, 100.

körperlichen Umstände wegen nicht persönlich erscheinen konnte, übertrug es dem Herzog Wilhelm von Bayern, sich seiner auf dem Reichstage anzunehmen. Sein Tod aber gab dem Proceß eine andre Wendung. Sein vortrefflicher Nachfolger Christoph nahm, unbekümmert um Ferdinands Ansprüche, von dem väterlichen Lande Besitz. Indessen hielt er doch für rathsam, sich selbst zum Kaiser zu begeben, um durch seine Beförderung mit Ferdinand einen Vergleich zu schließen. Ferdinand machte jedoch gar zu harte Forderungen. Er verlangte unter andern, daß ihm der Herzog die Hälfte seines Herzogthums sogleich ausliefern, daß er die Art, wie er sein Land regieren wollte, im voraus bestimmen sollte. Solche Bedingungen konnte Christoph unmöglich eingehen. Endlich entdeckte ihm der kaiserliche Minister D. Balthasar Stumpf, daß er bey den bisherigen Unterhandlungen den rechten Weg verfehlt habe. Die niederländischen Minister, denen der Kaiser das ganze Geschäfte übertragen habe, wären dem König Ferdinand verhaft; sie nähmen auch zu sehr auf ihren eignen Vortheil Rücksicht. Christoph sollte sich daher an den Herzog von Bayern und an diejenigen unter den kaiserlichen Ministern wenden, welche einen Vergleich bereits angerathen hätten. Unstreitig mehr als dieser Rath wirkte aber der Umstand, daß man besorgte, Christoph würde sich zu Morizens Bundesgenossen schlagen. Ferdinand zeigte sich nun nachgiebiger. Er war vermöge eines besondern Vertrags, der zu Passau geschlossen wurde, zufrieden, daß Christoph die österreichische Austerlehnenschaft von neuem anerkannte, und zweyhunderttausend, zigtausend Gulden bezahlte ¹⁾. Philipp der Großmüthige von Hessen, der Christophs Vater so wichtige Dienste erwiesen hatte, beherrschte das Land seines Hauses noch immer ungetheilt. In dem benachbarten Braunschweig dauerten aber die mehreren Linien nicht nur fort, sondern die Lüneburgische trennte sich wieder in zwey neue. Der Herzog Heinrich der Mittlere hinterließ sein Land seinen drey Söhnen; der mittlere, Franz, der den Bezirk von Gifhorn zu seinem Antheile erhielt, zeugte jedoch keine männliche Nachkommen. Es dauerten daher nur die Linien zu Harburg und zu Lüneburg fort, die Otto und Ernst stifteten ²⁾. Die Hauptlinie zu Wolfenbüttel beruhte damals hauptsächlich auf dem unruhigen Herzog Heinrich dem Jüngern. Als er nach der Schlacht bey Mühlberg seine Freiheit wieder erhielt, nahm er von seinen Unterthanen, und besonders auch von der Stadt Braunschweig, von neuem die Huldigung ein. Braunschweig schlug sich aber demungeachtet zu des Markgrafen Albrechts Partey. Heinrich nahm daher nach der Schlacht bey Sievershausen eine neue Belagerung derselben vor, die sie durch die Summe von achtzigtausend Thälern abkaufen mußte ³⁾. In Calenberg hatte Erich I. seinen Sohn Erich II. zum Nachfolger, der noch einige Jahre unter der Vormundschaft seiner vortrefflichen Mutter stand ⁴⁾.

1550

In Hessen.

In Braunschweig.

1553

1540

In Sachsen.

4. In keinem weltlichen Staate des damaligen Deutschlands hatten sich aber in diesem Zeiträume so große Veränderungen ereignet, als in Sachsen. Die ernestinishe Linie begielt von den ansehnlichen Ländern, die sie bisher gehabt hatte, nur einen kleinen Theil übrig, nur so viel als seinen Söhnen das jährliche Einkommen von funfzigtausend Goldgulden sichern konnte. Dieser begriff noch nicht einmal

P 2

alles

a) Michaelis, III, 364: 370.

b) Michaelis, I, 119.

c) Michaelis am a. D. S. 103.

d) Band III, S. 565.

- 1552 alles dasjenige, was die Herzoge der ernestinischen Linie gegenwärtig besitzen ¹⁾. Der gewesene Churfürst Johann Friedrich wurde, als er zu Augsbourg seine völlige Freiheit erhielt, durch einen sogenannten Restitutionsbrief in den Besiz desjenigen Landes, das man ihm in der wittenbergischen Capitulation übrig gelassen hatte, wieder eingesetzt. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, die Festungswerke der Stadt Gotha wieder herzustellen. Als Moriz in der Schlacht bey Sievershausen sein Leben eingebüßt hatte, glaubte Johann Friedrich einen Versuch machen zu dürfen, die verlorenen Würden und Länder wieder zu erlangen. Er schrieb deswegen an den Kaiser nach Brüssel; er ließ ihm auch durch seinen Sohn Johann Wilhelm mündliche Vorstellungen thun. Als Gründe seines Antrags führte er an, daß der Churfürst Moriz die wittenbergische Capitulation nicht in allen Punkten gehalten habe, daß sie auch auf dessen Nachfolger, den Herzog August gar nicht gerichtet wäre. Der Kaiser versicherte ihm aber, dem Herzog August die Mittheilung ertheilt zu haben. Johann Friedrich setzte seine Bemühungen demungeachtet noch einige Zeit fort, bis der König von Dänemark, Augusts Schwiegervater, den naumburger Vertrag vermittelte, durch welchen Johann Friedrich, außer der Summe von hunderttausend Gulden, noch verschiedene Aemter erhielt. Auch sollte er sich lebenslang einen gebornen Churfürsten nennen dürfen. Er genoß aber dieses Vorrecht kaum noch acht Tage. In seinem letzten Willen verordnete er, daß seine drey Söhne, Johann Friedrich der Mittlere, Johann Wilhelm und Johann Friedrich der Jüngere, das Land ungetheilt besitzen und regieren sollten ¹⁾.

In Brandenburg.

5. Im brandenburgischen Churhause wurde in diesem Zeitraume eben nicht viel erworben; es eröffneten sich aber dagegen vortheilhafte Aussichten für die Zukunft. Dem Churfürsten Joachim I. fiel die erledigte Grafschaft Ruppin zu, und der Kaiser Maximilian ertheilte ihm eine Anwartschaft auf das Herzogthum Holstein ²⁾. Er theilte sein Land unter seine beiden Söhne. Dem Churprinzen Joachim II. bestimmte er die Alt-, Mittel-, Uckermark und Priegnitz, dem zweiten Sohn, dem Markgrafen Johann, die Neumark, Crossen und Cottbus ³⁾. Die brandenburgischen Fürsten in Franken spielten in diesem Zeitraume eine sehr ausgezeichnete Rolle. Die beiden Linien, die am Ende des vorigen Zeitraumes sich gebildet hatten ⁴⁾, schmolzen, durch Siegmunds erbenlosen Tod, sehr bald wieder in Eine zusammen. Friedrich, der nunmehr der Stammvater des ganzen fränkischen Geschlechtes war, hatte acht Söhne, und dennoch erfolgte keine landestheilung. Die vier jüngsten fanden im geistlichen Stande ihre Versorgung; der vierte, Johann, starb als Carl V. Vicelkönig zu Valencia, und Albrecht verwandelte Preußen in ein Herzogthum. Der deutsche Orden, der sich damals von der polnischen Oberherrschaft zu befreien wünschte, wählte ihn, als einen Fürsten aus einem mächtigen Hause, zu seinem Hochmeister. Albrecht suchte auch die Hoffnung, die man sich von ihm gemacht hatte, zu erfüllen; allein die Kräfte des Ordens waren der Macht des Königs von Polen nicht gewachsen. Aus dieser Verlegenheit wußte sich jedoch Albrecht sehr gut

1535

(1495)

1525

e) Heinrichs sächs. Gesch. S. 113.

f) Heinrich, S. 130: 133.

g) Michaeis, I, 333. Seine Schwester

war an den Herzog Friedrich von Holstein verheiratet. Buchholz, III, 331.

h) Buchholz, S. 331. 332.

i) Band III, S. 170.

gut zu helfen. Er nahm die Friedensvorschläge des Königs, seines Mutterbruders, an. Vermöge derselben entsagte er dem Orden, und ließ sich mit demjenigen Theil von Preußen, der dem Orden bisher gehört hatte, von Polen, als mit einem weltlichen Herzogthume, für sich und seine männlichen Erben belehnen. Dieser Entschluß konnte ihm um so weniger schwer werden, da er ihm und seinem Hause zum Vortheil gereichte, da er mit seiner Neigung für die lutherischen Grundsätze übereinstimmte, da ihm Luther selbst zu dieser Veränderung gerathen hatte. Allein dem deutschen Orden war diese Begebenheit so wenig gleichgültig, daß er sich vielmehr in der Person Walthers von Kronberg einen neuen Administrator des Hochmeisterthums wählte. Carl V., der als Reichsoberhaupt Deutschlands Ansprüche auf Preußen retten wollte, bestätigte auch diese Wahl, und ertheilte dem Herrn von Kronberg die Belehnung. Der neue Herzog von Preußen wurde zugleich in die Reichsacht erklärt; niemand aber wollte sie vollziehen, weil der mächtige König von Polen Albrecht schützte ¹⁾. So gewann das brandenburgische Haus ein ansehnliches Herzogthum, das ihm in der Folge zur Königswürde verhalf! Albrechts beide ältern Brüder, Casimir und Georg führten seit der Zeit, da ihr Vater Friedrich seiner geschwächten Seelenkräfte wegen abdanken mußte, die landesregierung gemeinschaftlich; da sich aber Casimir, der Vater des unruhigen Albrechts, meistens in österreichischen Diensten beschäftigte, und frühzeitig starb, so regierte sein Bruder Georg fast allein. Diesem hat das brandenburgische Haus den Grund zur Erwerbung Schlesiens zu danken. Er stellte den Vormund des König Ludwigs von Ungern und Böhmen vor. Dies gab ihm Gelegenheit, das Herzogthum Jägerndorf zu kaufen, und mit den Herzogen von Oppeln und Ratibor Erbverträge zu errichten. Er ließ auf die beiden letztern Fürstenthümer dem König Ferdinand auch noch eine große Geldsumme. Sein Sohn Georg Friedrich brachte das ganze fränkische Land wieder zusammen ¹⁾.

(1527)

6. Das mecklenburgische Land wurde unter Carl V. unter zwei Linien vertheilt. Der Herzog Magnus II. hinterließ drei Söhne, die Heinrich, Erich und Albrecht genannt wurden; der mittlere starb aber frühzeitig und unvermählt. Die Brüder hatten, jedoch unter Heinrichs Directorium, die Regierung gemeinschaftlich geführt. Diese gemeinschaftliche Regierung gefiel dem jüngsten Albrecht endlich gar nicht mehr. Er drang auf eine Theilung, und der Herzog Bogislaw von Pommern, den Heinrich um seine Vermittelung bat, stiftete einen Vergleich, der vier Jahre dauern sollte. Durch denselben wurden zwar die Ämter und die Ablager in den Klöstern getheilt, die Prälaten, die Ritterschaft, und die Städte Rostock, Wismar, Parchim u. a. m. blieben aber in Gemeinschaft. Dem Herzog Albrecht war jedoch die Fortdauer der gemeinschaftlichen Regierung so unangenehm, daß er sogar den Kaiser ersuchte, seinen Bruder Heinrich zu einer vbligen landestheilung zu bewegen, und den landständen, die sich derselben widersetzten, ihre Einwilligung abzuwingen. Der Kaiser ertheilte auch dem damaligen Reichsregiment wirklich den Befehl, diese Theilung zu befördern, und das Reichsregiment schickte deswegen einige Commissarien nach Mecklenburg. Jetzt verbanden sich aber die landstände in ei-

In Mecklenburg.

1520

D 3

ner

1) Hübner, XI, 16. fgg. Michaelis, I, 357. fgg.

1) Michaelis, am a. O. 314:320.

- ner Versammlung eidlich; ihre Trennung niemals zu gestatten. Zum Glücke für die Ruhe des Landes machte die Hoffnung Albrechts, die schwedische Krone zu erlangen, daß ihm seines Bruders Freundschaft wichtig war. Er willigte daher noch auf zwanzig Jahre in die gemeinschaftliche Regierung. Da aber Heinrich nur einen blödsinnigen Sohn hinterließ, so fiel das ganze Land Albrechts Erben zu. Die drei ältesten regierten, unter der Anführung des ältesten, Johann Albrechts, gemeinschaftlich. Diese gemeinschaftliche Regierung sollte zehn Jahre dauern; Ulrich, der zweite Bruder, fand sie aber schon nach einigen Jahren unerträglich. Er behauptete, der geschlossene Vergleich erstreckte sich nur auf die väterliche Hälfte des Landes, und er könne folglich auf die vom Vatersbruder Heinrich geerbte Hälfte nicht gezogen werden. Die Uneinigkeit zwischen den Brüdern ging so weit, daß Ulrich bey den Herzogen von Hollstein und von Pommern, und besonders bey dem Herzog Heinrich dem Jüngern, sich um Beystand bewarb. Nun wollte ihn Johann Albrecht in Verhaft nehmen lassen; allein Ulrich entfloß, und verklagte ihn beym Kaiser. Dieser erließ hierauf eine Verordnung an die mecklenburgischen Landstände, die ihnen auflegte, den Herzog Ulrich eben so gut wie seinen ältern Bruder für ihren Landesherren zu erkennen. Die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, so wie die Herzoge August von Sachsen und Heinrich von Lüneburg, bekamen zu gleicher Zeit den Auftrag, diese Streitigkeiten zu untersuchen und beizulegen. Diese bestimmten zu diesem Geschäfte eine Zusammenkunft, die zu Zerbst gehalten werden sollte. Ulrich, der sich aber mehr auf seinen Bundesgenossen, den Herzog Heinrich den Jüngern, als auf ihre Entscheidung verließ, schrieb die verabredete Zusammenkunft wieder ab. Heinrich der Jüngere rückte auch gleich darauf mit einem Heere in Mecklenburg ein. Die Gefahr war für den Herzog Johann Albrecht um so größer, da seine Unterthanen, die ihn wenig liebten, seinem Aufgebote nicht folgen wollten. Um so eher mußte er sich daher zu einem Theilungsvergleich bequemen, der unter Vermittlung der Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, geschlossen wurde, und von dem Orte der Entscheidung den Namen des ruppinschen Nachspruchs bekam. Durch denselben wurden die Länder nur in Ansehung der Einkünfte getheilt; die Regierung blieb also noch wie bisher gemeinschaftlich *).
- In Hollstein. Auch in Hollstein gab es in diesem Zeitraume eine Länderteilung. Als Christian II. in Dänemark abgesetzt wurde, und sein Vatersbruder, der Herzog Friedrich I., den dänischen Thron bestieg, stellte sein Sohn Christian III. in Schleswig und Hollstein den Statthalter vor. Nach seines Vaters Tode wurde er selbst König von Dänemark und Norwegen. Zehn Jahre hernach theilte er das Land mit seinen zwei ältern Brüdern. Er wollte zwar den schlimmen Folgen der Theilung durch die sogenannte Union oder Communion vorbeugen; diese beförderte aber den Ruin, den man sich von derselben versprach, gemeinlich sehr schlecht *).
- In Anhalt. 7. In Anhalt hatten sich die Nachkommen Georgs I. wieder in zwey Linien getheilt. Wolfgang, einer derselben, hatte wegen des standhaften Eifers, mit welchem er die lutherische Lehre vertheidigte, bennähe sein Land eingebüßt. Er gehörte unter die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes. Nach der unglücklichen Schlacht

m) Michaelis, II, 346. u. f. f.

sein unter dem obend. Hauke, Th. I, S. 392.

n) Christiani Gesch. von Schleswig und Holl.

u. f. f. insgl. Th. II, S. 190. u. f. f.

Schlacht bei Mühlberg wurde sein ganzes Land von einem Haufen Spanier für den Grafen Siegmund von Ladrona besetzt, der, weil Wolfgang in die Acht erklärt war, den Besitz seines Fürstenthums sich zuueignen wollte. Da ihm aber dieser Besitz nicht sicher scheinen mochte, so trat er ihn an Wolfgangs Schweftersohn, den Burggrafen zu Meissen, Heinrich Reuß, für die unbeträchtliche Summe von zweihunderttausend Thalern ab, und dem Burggrafen wurde auf dem bekannten Reichstage zu Augsburg wirklich ein Lehnbrief darüber ausgefertigt. Wolfgang irrte in dessen aller Hoffnung beraubt umher; denn alle Bemühungen seiner Betrüben und Freunde waren bisher nicht vermögend gewesen, den Kaiser zu gnädigern Gefinnungen für ihn umzustimmen. Man erhielt weiter nichts, als daß der Burggraf dem Fürsten Wolfgang, auf den Fall, daß ihn der Kaiser begnadigen würde, für zwei unddreißigtausend Thaler sein Land wieder zurückgeben sollte. Und selbst diese Erklärung wollte der Kaiser nicht einmal schriftlich erteilen. Der Burggraf hatte überhaupt keine Lust, das gekaufte Fürstenthum wieder herauszugeben. Nach einigen Jahren, da er einen Theil des Kaufgeldes wirklich erhalten hatte, zeigte er sich endlich geneigt, das Land wieder einzuräumen, und die kaiserlichen Lehnbriefe auszuliefern. Durch den passauischen Vertrag wurde endlich Wolfgang völlig wieder in seinen vorigen Zustand gesetzt *).

1550

8. Für einige protestantische Fürsten hatte die Reformation gefährliche oder wol gar unglückliche Folgen gehabt, (Wolfgang, der sächsische Johann Friedrich und der hessische Philipp beweisen dies hinlänglich!) die meisten aber fühlten den wohlthätigen Einfluß derselben lebhaft. Verschiedene derselben kamen bei dieser Gelegenheit zum Besitze schöner Aemter, die ehemals ein Klostergut ausgemacht hatten *). Doch dies waren nur einzelne Aemter. Das brandenburgische Haus verdankt der Reformation ein ganzes Königreich. Andre deutsche Fürsten eigneten sich unter dem schönen Vorwande der Reformation ganze Erz- und Hochstifter zu. Der Churfürst Joachim II. von Brandenburg, der die Reformation im Erzbisthume Magdeburg befördern half, brachte es bei dem magdeburgischen Domcapitel dahin, daß es seinen Sohn Friedrich zum Erzbischof wählte, der bisher Bischof von Havelberg gewesen war, und da Friedrich, kurz darauf, als er auch Bischof von Halberstadt geworden war, sein Leben endigte, so wählten die Capitel zu Magdeburg und Halberstadt den Markgrafen Siegmund, des Churfürsten ersten Sohn von seiner zweiten Gemahlin, der erst vierzehn Jahr alt war. Die Domherren zu Halberstadt waren zwar in Ansehung seiner Wahl nicht so recht einig, indem sich ein Theil derselben für einen Grafen von Stollberg erklärte; der Graf wurde aber abgefunden, und Siegmund bekam nunmehr auch die Stiftsregierung von Halberstadt. Der Sohn eines protestantischen Fürsten verwaltete also nunmehr zwei Stifter. Aber es gab in denselben schon so viel Verehrer der lutherschen Grundsätze, daß ihre öffentliche Einführung ihm nicht die geringste Mühe machte *). Da es dem Churfürsten von Brandenburg so leicht gelang, zwei außer seinem Gebiete liegende Stifter einem seiner Söhne zuzuwenden, so mußte das Schicksal der brandenburgischen Bisthümer noch weit mehr in seiner Gewalt seyn. Zu Havelberg und Lebus war sein

1551
1552

*) Michaele, III, 582: 584.

*) Band III, S. 449.

*) Buchholz, am 4. O. S. 393.

sein Enkel Joachim Friedrich Bischof, und zum Bischof von Brandenburg ernannte er seinen Churprinzen ¹⁾. Auf eben die Art wußte sich Chursachsen den Besitz der innerhalb seines Gebietes liegenden Stifter zu verschaffen. Zwar hatten diese Bischümer alles angewendet, um dem Hause Sachsen die landesfürstliche Hoheit und Schutzherrlichkeit streitig zu machen, und der Reichsunmittelbarkeit sich zu verschern; ihre Bemühungen waren auch wenigstens darin glücklich gewesen, daß man dem bischöflich-merseburgischen Gesandten die Unterschrift des Reichsabschiedes vom Jahr 1541 erlaubt hatte. Das sächsische Haus bewirkte aber durch eine Deputation ²⁾, daß seine Unterschrift wieder ausgestrichen wurde, und der Churfürst Moriz erhielt vom Kaiser eine schriftliche Versicherung, daß alles, was in Ansehung der Theilnahme dieser Bischöfe an den Reichstagen vorgefallen war, des Hauses Sachsen hergebracht. Nachten über diese Stifter nicht zum Nachtheil gereichen sollte. Dem ungeachtet wagten es die Bischöfe noch immer, sich die Reichsunmittelbarkeit anzumaßen, bis sich endlich der Churfürst August, als die bisherigen Bischöfe von Mersburg und Naumburg gestorben waren, mit den Domcapiteln dieser beiden Stifter so weit verglich, daß sie seinen Prinzen Alexander zum Administrator annahmen, und daß dieser die Stiftsregierung seinem Vater übergeben durfte. Dieser führte sie auch nach seinem Tode fort ³⁾. Das Beispiel des sächsischen und brandenburgischen Hauses wurde natürlich auch von andern Fürsten nachgeahmt. So verwalteten z. B. zwei Prinzen von Braunschweig-Lüneburg in Bremen und Verden und in Minden die bischöfliche Würde, und eben so führten in Schwerin und Rastenburg zwei mecklenburgische Prinzen den Bischofsstab ⁴⁾.

Sie vergreßert auch ihre Landesherrenrechte.

9. Das Erstgeburtsrecht war noch immer in den wenigsten Fürstenthümern befestigt, und wenn es auch einmal ein Vater einzuführen suchte, so wurde, wie die oben mitgetheilten Beispiele beweisen, seine Verordnung von seinen jüngern Söhnen lebhaft angefochten. Man suchte sich zwar dadurch zu helfen, daß man nur die Länder oder die Einkünfte theilte, und die Regierung gemeinschaftlich führte; aber auch aus dieser Einrichtung entstanden manche Händel. Der älteste Bruder maßte sich doch meistens den stärksten Antheil an der Regierung an, und seine jüngern Brüder wollten doch nicht bloß seine Minister vorstellen. Ueberhaupt hatte die landeshoheit damals schon eine Ausdehnung, die sie allerdings zum wünschenswerthen Gegenstande machen konnte. Die Reformation, der die Fürsten so unendlich viel zu danken haben, verschaffte ihnen auch das Recht, die geistliche Gerichtsbarkeit in ihrem Lande auszuüben. Sie errichteten zur Ausübung derselben besondere geistliche Gerichtshöfe, welche Consistorien genannt wurden. In Sachsen hatte schon der Churfürst Johann zu Wittenberg ein solches Consistorium angeordnet; der Churfürst Moriz fügte noch als Herzog die Consistorien zu Leipzig und Meissen hinzu ⁵⁾. Nach dem Muster derselben bildete der Churfürst Joachim II. von Brandenburg das Consistorium oder den Kirchenrath, den er zu Brandenburg anordnete. Er schickte in dieser Absicht Georg Buchholzen nach Wittenberg, um sich mit dessen Rath darüber zu berathschlagen. Der erste Director dieses Consistoriums war der

r) Buchholz, S. 418.

s) Horstleder, Th. I, B. V, Cap. 11.

t) Heinrichs sächs. Gesch. Th. II, S. 267.

u) Pütter's Reichsg. I, 550.

v) Heinrichs sächs. Gesch. Th. II, S. 251.

durch seinen Antheil am Interim berühmte Agricola ^{m)}). In andern Ländern, z. B. in Hessen, blieb man der äußern Einrichtung der vorigen Kirchenstaatsverfassung noch einige Zeit hindurch treu. Der Landgraf Philipp theilte sein Land in sechs Kirchsprengel, welche unter der Aufsicht von Superintendenten standen. Wurde die Stelle eines dieser Superintendenten durch den Tod oder durch Verfassung erlebigt, so hatten die Prediger seines geistlichen Bezirks das Recht, zur Wiederbesetzung derselben drei Personen aus ihrer Mitte vorzuschlagen. Sie schlugen sie den übrigen Superintendenten vor, und diese wählten unter den drei vorgeschlagenen Personen diejenige aus, die ihnen zum erlebigten Amte die schicklichsten Eigenschaften zu haben schienen. Der Landesfürst mußte ihre Wahl jedoch genehmigen; sonst konnte er auch einen ganz andern Mann zum Superintendenten ernennen. Einen Prediger in eine Pfarre einzusetzen, oder seines Amtes zu berauben, stand nicht in der Gewalt der Superintendenten; sie mußten vielmehr die Untersuchungen, die sie darüber angestellt hatten, der Entscheidung der nächsten Hessischen Kirchenversammlung überlassen. Uebrigens hatten sie fast alle die Pflichten, welche sonst Bischöfe zu haben pflegten, und sie wurden zuweilen auch noch Bischöfe genannt ⁿ⁾).

10. Die weltliche Gerichtsbarkeit der Fürsten näherte sich in diesem Zeitraum der gegenwärtigen Verfassung. In den größern Staaten traf man jetzt nicht allein Hofgerichte, sondern auch Hofraths- und Regierungscollégia an ^{o)}. Es vermehrte sich jetzt auch die Zahl der Landesordnungen und der landrechte ^{p)}. Doch wurde das römische Recht immer allgemeiner eingeführt, und die ersten Regierungsräthe waren daher meistens lehrer der Rechtsgelahrtheit auf hohen Schulen gewesen, oder waren es noch ^{q)}. Der Edelmann, der jetzt Besitzer eines Hofgerichtes, oder eines Regierungscollégiums seyn wollte, mußte studirt haben. Wenn er aber nicht fähig war, als Gelehrter an der Landesregierung Theil zu nehmen, so hatte er doch das Vergnügen, den landtagsberatthschlagungen über die vornehmsten Angelegenheiten des Staats beizuwohnen. Weil aber diese landtage sich fast in eben dem Verhältnisse vermehrten, wie die Zahl der Reichstage zunahm, so mußte die öftere Berufung der landstände manchem Mitgliede der landtschaft zur last fallen. Man fiel daher ganz natürlich auf den Gedanken, die gesammte landtschaft zuweisen oder auch immer durch einen sogenannten Ausschuss vorstellen zu lassen. Dies war der Fall in Wirtemberg, wo die Städtedeputirten, welche größtentheils ehrliche, vielleicht im Schreiben, und in der Kunst geschriebenes zu lesen, nicht sehr geübte Handwerkerleute waren, in den gelehrten Ton der herzoglichen Räte nicht recht mit einstimmen konnten ^{r)}. Daß man die landstände, oder einen Ausschuss derselben, so oft zusammenberufen mußte, das rührte von der öftern Geldverlegenheit der landesfürsten her. Die bisherigen Kammereinkünfte wollten zu so manchen neuen Arten von Ausgaben gar nicht hinreichen. In allen deutschen Staaten wuchs

Die Landes-
hoheit der
Fürsten be-
kommt über-
haupt einen
größern Um-
fang.

m) Buchholz, S. 412.

n) Teuthorn, VIII, 336. u. f. f.

o) Band III, S. 302.

i) Buchholz, S. 412. Epitlers Wirtem-
berg, S. 173.

a) Gesch. Thüringens, V, 24 fgg.

b) Epitlers Wirtemb. Gesch. S. 164.

wuchs daher auch die Zahl der Abgaben. Sonst war manche Abgabe nur auf gewisse Jahre entrichtet worden; jetzt wurde sie auf ewig eingeführt. So hatte man im Brandenburgischen die Hufensteuer anfangs auf acht Jahre bewilligt, um die landeschulden zu tilgen; in der Folge gestand man sie aber zu eben dieser Absicht auf unbestimmte Zeit zu, und hernach wurde sie auf einmal auf vierzehn Jahre hinaus verwilligt. Eben so schlich sich nach und nach die Biergieße unter die gewöhnlichen Abgaben der Brandenburger ein ¹⁾. Auch in Chursachsen wurden die Abgaben anfangs nach willkürlichen Schätzungen bestimmt; seit dem Jahre 1546 brachte man sie aber nach dem Schotwerthe der Grundstücke, und zwar vermittelst der landsteuer, auf. Man erhöhte damals auch die Tranksteuer ²⁾. Eine ganz neue Abgabe, die Türkensteuer, veranlaßten die Beiträge, welche die Kaiser von den Reichsständen forderten, um die Türkengefahr von den deutschen Grenzen abzuwenden. Diese Beiträge wußten nun die Fürsten nicht anders aufzubringen, als daß sie ihren Unterthanen eine Türkensteuer auslegten. Der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen führte sie auf diese Art ein, daß er sich von allen Personen, die communicirt hatten, auf den Jahre den zehnten Theil eines rheinischen Goldguldens entrichten ließ. Von dieser Türkensteuer waren auch selbst die Herren von der Ritterschaft, sowohl Amts- als Consuleassen, so wie auch die Lehnsleute der Bischöfe, deren Güter in den sächsischen Ländern lagen, nicht ausgeschlossen. Sie mußten vom Hundert aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter eins entrichten ³⁾. Die Tranksteuer, die um diese Zeit von neuem bewilligt wurde, betrug den zehnten Pfennig. In Brandenburg kam damals auch schon die Abgabe von den Lehn- oder Rittersperden auf. Sie betrug von jedem Lehnperde jährlich zwanzig rheinische Gulden. Endlich schrieb man bei Vermählung der fürstlichen Prinzessinnen auch schon Bräuleinsteuern aus ⁴⁾. Alle neue Abgaben hatten meistens die Absicht, zur Tilgung der fürstlichen Schuldenlast zu dienen. So wurden im Brandenburgischen der Hufen- und Siebelschoß, die Biergieße und die Lehnperdegelde dazu bestimmt, die landesherrlichen Schulden zu bezahlen und die verpfändeten Kammergüter einzulösen. Von jenen, die sich, ohne die rückständigen Zinsen, auf sechsmalshunderttausend Gulden Capital beliehen, übernahmen die Städte fünf, die Edelleute aber nur Einen Theil ⁵⁾. In Mecklenburg bewilligten die Landstände, jedoch nach manchem Widerspruch, eine doppelte landesbede und fünfjährige Accise auf Malz und Wein, um die landesfürstlichen Schulden, die sich über vierhundert und siebenundachtzig tausend Gulden beliehen, zu begahlen ⁶⁾. Auch im Fürstenthume Calenberg übernahmen die Landstände um diese Zeit zweyhundert und funfzigtausend Gulden landesherrliche Schulden ⁷⁾. An den landesherrlichen Schulden war nicht immer, wie bei dem Herzog Ulrich von Wirtemberg, schlechte Wirtschaft Ursache; die häufigen Reichstage, und die veränderte Art Krieg zu führen, trugen zur Vermehrung derselben sehr viel bei. Der Fürst, der einen Feldzug thun wollte, schloß gewöhnlich mit einigen Hauptleuten, die das Kriegsführen als ein Handelsgeschäfte betrachteten, einen Vertrag. Sie

der

c) Buchholz, S. 325. 329. 417. 427.

d) Hungers Weich. der Abgaben in Sachsen, S. 35.

e) Müllers sächs. Annalen, S. 97.

f) Buchholz, S. 417. 418.

g) Buchholz, S. 417.

h) Michaelis, II, 362.

i) Spittlers Gesch. v. Hannover, S. 250.

versprachen ihm auf eine gewisse Zeit eine bestimmte Zahl von Mannschaft, und er machte sich dagegen verbindlich, ihnen für jeden Kopf einen gewissen Monatssold zu geben. Da nun der Fürst noch keine besondere Kriegscasse hatte, so durfte er nicht lange Krieg führen, ohne seine gewöhnlichen Einkünfte durch den ungewöhnlichen Aufwand zu erschöpfen, und ohne sich eine Schuldenlast zuzuziehen. Der Fall, daß die Landstände die Unterhaltungskosten eines Hauses Kriegsvolk besonders bewilligten, war noch sehr selten. Ein Beispiel von der Art gab die churfürstliche Landschaft, die ihrem Churfürsten, außer der fünfhundert Mann starken Besatzung, jedoch nur auf drei Monate, funfzehnhundert Reiter und zweytausend Fußknechte zugestand ¹⁾.

11. Nicht leicht ist ein andrer Zeitraum der Landeshoheit der deutschen Fürsten gefährlicher gewesen, als die Regierung Carls V.; und gerade in diesem Zeitraum wurden die landesfürstlichen Rechte ansehnlich vermehrt, und die Gewalt des Reichsoberhauptes bekam hingegen größere Einschränkungen. Carl V. wurden bey seiner Wahl Bedingungen vorgeschrieben, als man sie noch keinem Reichsoberhaupt vorgeschrieben hatte ¹⁾, und Ferdinand mußte in seiner Capitulation auch den Religionsfrieden versichern. Carl V. hatte es indessen nicht nur dahin gebracht, daß er die Kammergerichte stellen besetzen durfte, sondern daß auch des Reichshofraths Obergerichtbarkeit über die Reichsstände völlig befestigt wurde. In Ansehung des ersten hat er sich aber auch um Deutschland große Verdienste erworben. Er war es, der gleich bey'm Anfange seiner Regierung die Wiederherstellung und Verbesserung desselben bewirkte ^{m)}; der, als es in der Folge abermals in Unthätigkeit gerieth, sich seines Zustandes so eifrig annahm, daß es wieder eröffnet wurde ⁿ⁾. Er veranlaßte auch eine ganz neue Gesetzgebung für dasselbe, die er den beiden Assessoren, den Doctoren Braun und Bisch auftrug. Diese beiden Männer entwarfen eine ausführliche Kammergerichtsordnung in drei Theilen, von welchen der erste die Verfassung des Gerichts, der zweyte die Gerichtbarkeit desselben, der dritte den Proceß betraf; ein Meisterstück der damaligen Rechtsgelahrtheit, das nicht nur bis auf den heutigen Tag als ein im Ganzen dem Kammergerichte zur Richtschnur dienendes Gesetz seinen Werth behalten hat, sondern das auch fast für alle darauf gefolgte Proceßordnungen der deutschen Staaten die Quelle geworden ist; das endlich da, wo keine besondere reichsständische Proceßordnungen vorhanden sind, auch noch jetzt als gemeines Recht seine gesetzliche Kraft hat. Auf dem berühmten augsburgischen Reichstage, auf dem sich Carls V. Macht in ihrem größten Glanze zeigte, wurde diese neue Kammergerichtsordnung den Reichsständen vorgelegt, und im folgenden Jahre machte man sie durch den Druck bekannt. Der Religionsvertrag vom Jahr 1532 hatte zwar auch evangelischen Räten den Zutritt zum Kammergericht gestattet; damals wurde aber festgesetzt, daß keine andre als catholische Mitglieder am Kammergerichte sollten geduldet werden. Diese Einschränkung dauerte aber nur bis auf den passauer Vertrag und den Religionsfrieden, wo sie dahin abgeändert wurde, daß sowohl zum Kammerrichter als zu den Beisitzern Personen von beiden Religionen, der alten und der augsbургischen Confession, sollten können prä-

Reichskammergericht,
Reichsmarschall,
Reichshofrath,
Reichshofkammer u. s. w.

2

sennt.

1) Müller's Annalen, S. 120.

2) Band III, S. 362.

m) Band III, S. 364.

n) Hübner's N. F. I, 472.

senkt und angestellt werden, und erst von dieser Zeit fängt sich der völlig befestigte Zustand des Kammergerichts an. Man veranstaltete auch nun jährlich eine Disputation des Kammergerichts, zu welcher, außer einem kaiserlichen Commissarius, auch von Churmann, von noch einem Churfürsten, von einem geistlichen und von einem weltlichen Fürsten, von einem Prälaten, einem Grafen, und einer Reichsstadt, nach der Ordnung, wie sie auf dem Reichstage saßen, ein subdelegirter Rath bestimmt wurde. Diese fanden sich mit dem Anfange des Maymonats an dem Orte des Gerichts ein. Hier stellten sie nicht nur über den Zustand des Gerichts, in Ansehung der etwa eingerissenen Real oder Personalgebrechen, die nöthigen Untersuchungen an, um ihnen nach Befinden entweder selbst abzuhelpen, oder sie an Kaiser und Reich zu berichten; sondern sie hatten auch die Befugniß, einzelne Rechtsfachen, worin das Kammergericht schon gesprochen hatte, von neuem zu erörtern; natürlich wurde dabei vorausgesetzt, daß die Parteien gehöriger Weise um Revision nachgesucht hatten. Wegen der genauen Beziehung, die Kammergericht und Landfriede auf einander hatten, machte Carl V. mit der Kammergerichtsordnung auch zugleich den Landfrieden von neuem bekannt. Er besam verschiedene neue Zusätze; es sollte z. B. niemand in eine verbotene Verschwörung, oder in ein Bündniß wider den andern sich einlassen; das Kammergericht sollte, nach genauen Vorwissen über die Haltung des Landfriedens zu wachen, alle Gewalt haben, und es sollte auch wider solche, die des Friedensbruchs oder heimlicher Unterstützung der Friedbrecher sich verdächtig gemacht hätten, gerichtlich verfahren dürfen. Sowol das Kammergericht, als der Landfriede, wurden aber am nachdrücklichsten von der Kreisverfassung unterstützt *); da sich nun beim Antritt der Regierung Karls V. zeigte, daß nicht alle Kreise, so wie es unter Maximilian I. war verordnet worden, ihre Kreisobersten gewählt hatten, so schlug das von Carl angestellte Reichsregiment das erstemal den Weg ein, eine kaiserliche Erklärung, die für alle Stände bestimmt war, an den vornehmsten Fürsten in jedem Kreise zu schicken, und wenn sich, wie etwa in den sechs alten Kreisen, geistliche und weltliche Fürsten über den Rang stritten, so fertigte man sie den beiden ersten Fürsten von der geistlichen und von der weltlichen Bank zu. Am Reichsabschiede vom Jahr 1530 hieß es: die Obern eines jeden Kreises sollten die andern Mitglieder zusammenberufen. So kamen allmählig eigene Kreisversammlungen in einzelnen Kreisen in Gang, und jene Fürsten, die den damaligen Auftrag eigentlich nur für diesmal erhalten hatten, bekamen unvermerkt den Vorzug, die Kreistage auszuschreiben, und wurden das durch sogenannte kreisauschreibende Fürsten. Eine der wichtigsten Veränderungen in der Kreisverfassung veranlaßte der unruhige Markgraf Albrecht, als er, des Passauer Vertrages ungeachtet, in mehreren Kreisen Gewaltthatigkeiten ausübte. Dies bewog den churheiniichen, fränkischen, schwäbischen und oberheiniichen Kreis, zu einer nähern Verbindung und gemeinschaftlichen Kreisverfassung einen Entwurf zu machen, der von allen zehn Kreisen genehmigt, und in die sogenannte Reichsexecutionsordnung verwandelt wurde. Vermöge derselben soll jeder Reichsstand bereit seyn, bey entstehenden Unruhen, oder bey Widersehllichkeiten gegen kammergerichtliche Erkenntnisse, mit den übrigen Mitständen seines Kreises, unter

An

*) Band III, S. 306.

Anföhrung der Kreisobersten, zusammentreten zu können, und würden die Kräfte eines Kreises nicht hinlänglich seyn, so sollten mehrere, ja allenfalls alle Kreise, ihre Macht vereinigen. Noch benutzte man unter Carl V. die Kreisverfassung zu der Absicht, die Unterhaltung des Kammergerichts, als eine immer fortdauernde Besteuerung, auf sämtliche Reichsstände, nach ihrer Eintheilung in zehn Kreise, zu vertheilen. Die Reichsmatrikel, die gleich auf Carls erstem Reichstage zu Worms entstand ⁹⁾, gab in der Folge zu einer Art von Reichsbesteuerung Gelegen- heit. Als nämlich zur Belagerung der von den Wiedertäufern besetzten Stadt Müns- ter die Reichshälfte aufgeboden wurde, beschloß die Reichsversammlung, daß jeder Stand den ganzen Anschlag des Römerrzuges, wie er auf dem gedachten Reichsta- ge zu Worms war bewilligt worden, auf fünf Viertel Monat an Geld erlegen sollte. Auf eben die Art bestimmte der Reichsabschied vom Jahre 1541 die Hälfte gegen die Türken. Jeder Fußknecht wurde auf den Monat zu vier, der Reiter aber zu zwölf Gulden berechnet. Man nannte dies einen Römerrmonat, und diese Einrichtung hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Zu solchen Reichssteuern woll- te nun zwar die Reichsritterschaft, die weder in der Kreiseintheilung, noch in der Reichsmatrikel begriffen war, nichts beitragen; Carl V. brachte es aber dennoch dahin, daß sie gegen eine schriftliche Versicherung, es geschehe nicht aus Schuldig- keit, von einer Zeit zur andern, nach Art eines freiwilligen Geschenkes sogenannte Charitativsummen entrichtete ¹⁰⁾. Carl ließ sich auch die Consofuer oder den Opfers- pfennig von den Juden entrichten, und sie brachte doch so viel ein, daß er sie für achttausend Goldgulden verpfändte, und doch noch Ueberschuß haben konnte. Un- geachtet aber die Entrichtung derselben den Juden, bey der Strafe von zwanzig Mark löthigen Goldes, anbefohlen wurde, so bewiesen sie sich darin doch so nachlässig, daß noch eine geschärfte kaiserliche Verordnung an sie ergehen mußte ¹¹⁾.

1535

12. So eigenmächtig Carl V. Deuschland zu beherrschen suchte, so wenig konnte er es doch verhindern, die Reichsversammlung an seiner Regierung An- theil nehmen zu lassen. Die Reichstage kommen daher oft genug vor, und sie stell- ten sich so öfters ein, daß immer weniger Fürsten in eigener Person erschienen. Be- sonders geschah dies auf den Reichstagen, denen Carl V. nicht selbst beynahmte. Selbst der römische König Ferdinand hatte das Schicksal, daß man Reichsver- sammlungen, wo er den Vorsitz führte, entweder gar nicht, oder nur durch Ge- sandten besuchte. Uebrigens äußerten sich auf den Reichstagen dieses Zeitraums verschiedene neue Verhältnisse in Ansehung der Reichsstände. Die Fürsten schloß- sen die Reichsstädte immermehr von den Reichsberathschlagungen aus. Dies zeigte sich schon auf dem nürnbergischen Reichstage, der im Jahre 1523 gehalten wurde, indem die Gesandten der Reichsstädte in einer Schrift, die sie auf demselben über- gaben, sich unter andern beklagten, daß man ihnen die Stimme im Reichsrathe versagt habe. Sie wendeten sich auch deswegen an den Kaiser, und dieser versprach ihnen, daß ihr Ansuchen, Eig und Stimme auf dem Reichstage betreffend, in der nächsten Reichsversammlung untersucht und befördert werden sollte; demungeachtet aber wurden ihre Abgeordneten auf dem ausburgischen Reichstage vom Jahr 1530

Reichstage.
Reichsgebiet.

D 3

9) Band III, S. 366.

10) Häberlin, XI, 429. XII, 382. — Pütters hist. Entwur-

felung, Th. I, S. 448. u. f. f.

11) Häberlin, XI, 315.

abermals von den Reichsberathschlagungen ausgeschlossen, und eine Schrift, die sie dem Churfürsten von Mainz übergaben, richtete wenigstens damals nichts aus. Die Fürsten und die übrigen Stände behaupteten nemlich, daß die Reichsstädte das, was von den höhern Collegien beschloffen worden wäre, ohne weitre Berathschlagung befolgen müßten. Obgleich nun der Kaiser sie bey ihrem hergebrachten Stimmrechte zu schätzen versprach, so wurde die Erfüllung dieses Versprechens doch immer von einem Reichstag auf den andern verwiesen⁶⁾. Von den Grafenbänken oder den votis curialis der Grafen findet man gegen das Ende der Regierung Carls V. immer deutlichere Spuren. So schickten z. B. auf den Reichstag zu Worms, der im Jahr 1545 gehalten wurde, die Grafen und Herren im Lande Schwaben einen gemeinschaftlichen Gesandten. Eben dieses thaten die Wetterauischen nebst den Wild- und Rheingrafen, ingleichen die Grafen und Herren des Landes Franken. Von den übrigen Grafen erschienen jedoch theils eigene, theils gemeinschaftliche Gesandten⁷⁾. Uebrigens wurden die Mitglieder des deutschen Reichs unter Carl V. gewissermaßen vermehrt. So wurde das bisher zweifelhafte Verhältniß zwischen dem deutschen Reiche und dem Herzogthume lothringens durch einen Vertrag genauer bestimmt. Der Herzog erklärte die Markgrafschaften Nomeng und Montamouffon für Reichslehne, versprach auch zwei Drittel von dem Anschlage eines Churfürsten zu entrichten; dagegen wurde aber das übrige lothringen als ein freies von Deutschland unabhängiges Herzogthum erkannt. Seit dieser Zeit hat das Haus lothringens unter dem Namen Nomeng im Reichsrathe wieder Sitz und Stimme geführt⁸⁾. Die burgundischen Erblande des östreichischen Hauses waren zwar schon unter Maximilian I. in einen der zehn Reichskreise verwandelt worden⁹⁾; aber Oestreich hatte wegen dieses Kreises noch nichts zu den Reichssteuern beitragen wollen. Allein auf dem Reichstage vom Jahre 1548 drangen die Reichsstände darauf, daß der Kaiser, als Besizer des burgundischen Kreises, den Reichssteuern sich gleichfalls unterwerfen sollte. Carl schloß deswegen den sogenannten burgundischen Vertrag mit dem Reiche, durch den seine Niederlande, als burgundischer Kreis, den Schutz des deutschen Reichs genießen, daß auch ihre Beherrscher auf den Reichstagen erscheinen, daß sie aber auch einen doppelten Churfürstenanschlag tragen, und bloß in diesem Punkte dem Ausspruche des Kammergerichts unterworfen seyn sollten¹⁰⁾. Wenn man den deutschen Orden in Preußen zu den Mitgliedern des deutschen Reichs rechnet, so ist die Zahl derselben in diesem Zeitraume allerdings vermindert worden. Im Grunde war es aber keine Verminderung der deutschen Macht, da ein Theil dieses Landes an einen deutschen Fürsten kam, da es in der Folge mit den Staaten des Hauses Brandenburg ganz vereinigt wurde.

Reichshof-
rath. Princ.
Hofgerichts-
ordnung.

13. In allen andern Puncten waren also Carls V. niederländische Provinzen von der Obergerichtbarkeit des deutschen Reichs befreit, und diese mußten dagegen von seinem Hofrathscollegium sich verklagen lassen¹¹⁾. Dieses hatte nemlich die Zeit, da das Kammergericht in Unthätigkeit schlummerte, zur Ausbreitung seiner

6) Häberlin, X, 530. XI, 318. XII, 350.
imgl. N. N. O. I, 428.

7) Häberlin, XII, 562.

8) Witters Entwicklung I, 459. Häberlin, XII, 379.

9) Band III, S. 306.

10) Häberlin N. N. O. I, 357. 444.

11) Band III, S. 301.

seiner Gerichtsbarkeit trefflich zu benutzen gewußt. Es hatte die Besorgung der sogenannten nachbringenden Sachen übernommen, und es kam dadurch allmählig so weit, daß, aller Widersprüche der Reichsstände ungeachtet, der kaiserliche Hofrath zum Reichshofrath sich erhob, daß er mit dem Kammergerichte einerley Obergerichtsbarkeit bekam ¹⁾. Deutschland, dessen Gerichtsverfassung unter Carln V. sich seiner gegenwärtigen Gestalt so mächtig näherte, erhielt endlich damals auch die berühmte peinliche Halsgerichtsordnung. Die Nothwendigkeit derselben war schon lange eingesehen worden, und Entwürfe zu derselben hatte man schon auf verschiednen Reichstagen vorgelegt. Es gab auch schon besondere Halsgerichtsordnungen. So hatte der Bischof Georg von Bamberg schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine peinliche Gerichtsordnung bekannt gemacht. Diese hatten die Markgrafen Cosimir und Georg von Brandenburg fast wörtlich angenommen, und höchst wahrscheinlich benutzte man sie auch bey der Halsgerichtsordnung, die auf dem regensburgischen Reichstage vom Jahr 1532 eingeführt wurde. Die Häuser Pfalz und Sachsen widersprachen aber der allgemeinen Einführung derselben; der Kaiser erklärte daher, daß sie den alten, wohlhergebrachten und rechtmäßigen Gebräuchen der Reichsstände nicht zum Nachtheile gereichen sollte. Eine solche Verordnung konnte freylich unmöglich für alle deutsche Länder passen. Fast alle Reichsstände, und unter diesen der Landgraf Philipp von Hessen zuerst, versahen daher ihr Land mit einer eignen peinlichen Gerichtsordnung ¹⁾.

(1507)

14. Daß zu einer Zeit, wo Deutschlands Verfassung auf allen Seiten Verbesserungen erhielt, die Polizen nicht übergangen wurde, das kann man leicht erwarten. Auch machte sie daher sehr oft einen Gegenstand der Reichstagsberatungen aus. So wurde auf dem Reichstage vom Jahr 1530 die alte Polizeienordnung von neuem durchgesehen und verbessert, und achtzehn Jahre hernach erhielt sie abermals manche Verbesserung und Abänderung ²⁾. Sie half aber im Ganzen betrachtet eben so wenig, als die Münzverordnungen, welche auf den Reichstagen gegeben wurden. Einen glücklichen Erfolg hatte das in diesem Zeitraume eingeführte Postwesen. Schon Maximilian I. bestellte Franz von Taxis zum Generalpostmeister erst in den Niederlanden, und hernach in seinen östreichischen Erblanden ³⁾. Dies war jedoch noch keine Reichspost. Doch schon im Jahr 1522 gab der Krieg mit dem türkischen Kaiser Solimann II. Gelegenheit, daß man von Nürnberg bis Wien eine Reichspost anlegte. Das Reichsregiment, das zu Nürnberg seinen Sitz hatte, wollte von den Unterhandlungen, die damals zu Wien gepflogen wurden, immer frühzeitige Nachrichten haben. Diese Anstalt dauerte jedoch nur kurze Zeit. Da aber Carl V., der sich bald in Deutschland, bald in Italien, und bald in den Niederlanden aufhielt, aus allen Gegenden von Europa immer eilig Nachrichten zu erhalten wünschte, so gab er der Postanstalt des Hauses Taxis eine größere Ausdehnung. Leonhard Taxis ⁴⁾ legte nun eine beständige reitende Post an, die aus den Niederlanden, durch das Bisthum Lüttich und das Erz-

Policey.
Uebrigens des
Reichspost-
wesens.

1548

1) Häberlin, XII, 500.

2) Häberlin, XI, 415.

3) Häberlin, XI, 284. M. N. G. I, 363.

4) Häberlin, X, 184.

5) Auf Franz von Taxis folgte sein Bruder Leonhard Johann Taxis. Von diesem war Leonhard ein Sohn. Pürkers Entwicklung II, 134.

1543 im Dec.

stift Erier, nach Speyer und Rheinhafen ging, und von da ihren Weg, durch Wirtemberg über Augsburg und durch Inrol nach Italien, fortsetzte. Carl V. der diese Anstalt mit den nöthigen Geldsummen unterstützte, ertheilte ihm als seinem niederländischen Oberpostmeister eine förmliche Bestallung, und wies ihm zugleich einen gewissen Gehalt an. Er machte ihn aber zu gleicher Zeit zum Oberpostmeister im Reiche¹⁾. Sein Oberpostmeisteramt wurde aber von den deutschen Reichsfürsten angefochten, denn zwanzig Jahre hernach wirkte Leonhard von Taxis vom Kaiser Ferdinand I. einen Befehl an alle Churfürsten und Fürsten aus, ihn in der Ausübung der ihm von Carl V. ertheilten Bestallung nicht zu hindern, und seinen Postboten bey Tag und bey Nacht offenen Durchgang zu gestatten¹⁾.

Kriegsverfassung.

15. Wir haben bisher manche Bemühung Carl V. und seiner Minister, Ruhe und Ordnung in Deutschland zu befördern, kennen gelernt, und dem noch erlebte unser Vaterland nicht leicht einen Zeitraum, wo es die traurigen Wirkungen des Krieges öfter empfinden mußte. Das größte Ungemach verursachten die Miethsoldaten, aus welchen damals der größte Theil der Heere bestand. Diese Leute rechneten darauf, daß ein Feldzug ihnen zur Beute und zum Plündern Gelegenheit verschaffen würde. Bekamen sie nun etwa ihren Sold nicht richtig ausgezahlt, so plünderten und verwüstheten sie selbst das Land des Feindes. Zucht und Ordnung ließ sich bey ihnen gar nicht einführen. Oft mochte man sie aber auch auf die Reichthümer des feindlichen Gebietes angewiesen haben; denn es gehörte, um einen ansehnlichen Haufen solcher Mannschaft zu erhalten, in der That eine große Casse dazu. Der Sold, den die Krieger damals erhielten, war nach Verhältnis weit größer als jetzt. Der zweymonatliche Sold von zehntausend Mann Fußvolk und zweytausend Reitern, welche die schmalcaldischen Bundesgenossen im Jahr 1535 in Dienst zu nehmen beschloffen, wurde zu hundert und drey und siebzigtausend meißnische Gulden berechnet. Auf diese Art würden tausend Mann jährlich sechs und achtzigtausend und fünfhundert Gulden gekostet haben¹⁾. Einen damaligen Gulden kann man aber immer für einen jetzigen Ducaten rechnen. Und dennoch rückte nicht nur

b) Die Bestallung lautete eigentlich über das Oberpostmeisteramt im Reiche und in des Kaisers Erblanden, auch was dem mehr anhängig ist. S. Berlin XII., 468. Leonhard von Taxis war doch wirklich schon Reichsoberpostmeister. Hr. Fischer (Gesch. des deutschen Handels II, 656.) behauptet das Gegentheil.

c) Pütter am a. O. S. 135.

f) Carl V. schloß im Jahr 1546 mit dem Markgrafen Albrecht einen Vertrag über 1000 Pferde und Reisse, die ihm derselbe stellen sollte. Der Vertrag wurde auf drey Monate geschlossen. Der Markgraf erhielt monatlich 600 Florenen Tafelgelber, und es wurden ihm 16 Trabanten, jeder mit 4 Hl., zur Getrahen. Er bekam sodann für jeden gemusterten Reisse den sogenannten Hauptmannsgulden; also wie

der 1000 fl.; für noch 10 Trabanten, auf je des hundert einen, 160 fl.; für 1 Knechtente, auf jedes tausend einen, 100 fl.; für jeden Reisse 14 fl.; für jeden andern Reisse, er mochte Episse oder Schisse sein, 12 fl. rheinisch. Also monatlich

Tafelgelber	600 Florenen
für 16 Trabanten	288
— 1 Knechtente	100
— 100 Reisse	1400
— 1900 Episse und Schisse	3200
— Troßpferde	1000
— Packwagen	1000

39,288 fl.

So viel kosteten also damals 1000 Reiter, den Etat noch nicht mitgerechnet. S. Berlin XII., T. II, S. V. in der Vor.

der Kaiser, sondern auch mancher deutsche Fürst, als ein Johann Friedrich, ein Philipp, ein Heinrich der Jüngere und ein Albrecht mit Heeren von zwanzigtausend Köpfen ins Feld. Diese Leute trugen auch zuweilen schon eine schöne Uniform³⁾. Daß überhaupt in diesem Zeitraume die deutsche Kriegeskunst große Fortschritte gemacht hat, das lehrt schon die Geschichte Maximilians I.⁴⁾. Die Schießgewehre näherten sich immer mehr ihrer jetzigen Gestalt. Die Halsbüchsen mit dem Rade sind wahrscheinlich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland erfunden worden⁵⁾. Die Pistolen, welche anfangs ebenfalls ein Rad hatten, scheinen früher von den Deutschen, als von den Franzosen gebraucht worden zu seyn. Der Ursprung ihres Namens ist ungewiß. Man glaubt, sie wären zu Pistola in Toscana erfunden worden. Den Namen der Musteten leitet man von dem französischen *mouchet* oder dem lateinischen *muscheus*, d. i. ein Sperber, her. Was nun auch eine Mustete mit einem Sperber für eine Aehnlichkeit haben mag, so ist diese Ableitung um so weniger unwahrscheinlich, da noch mehrere andre Schießgewehre, z. B. Falkonet, nach Raubthieren genannt worden sind. In Frankreich waren die Musteten schon unter Franz I. nicht mehr unbekant; in Deutschland blieben sie es gewiß auch nicht lange⁶⁾. Das Feuerschloß soll bereits im Geburtsjahre der Reformation zu Nürnberg erfunden worden seyn⁷⁾. Wahrscheinlich aber hatte es noch nicht die jetzige Einrichtung, die vermuthlich von Franzosen herrührt, und eben daher mag es auch den Namen des französischen Schlosses bekommen haben. Ob man gleich damals schon so vielerley Arten von Schießgewehre hatte, so war doch der Gebrauch derselben noch lange nicht so allgemein, als in unsern Zeiten. Der

1517

größte

g) In einer solchen erschien unter andern die Mannschafft Herzog Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, als er den Eustern Bamberg und Wirzburg und der Stadt Nürnberg im Jahr 1553 zu Hülfe zog. Die Abbildung eines gemeinen Fußknechts und eines Officiers liefert Hertel der Th. 1.

h) Band III, S. 350. u. f. f.

i) Beckmanns Beyträge zur Gesch. der Kriem. I, 362. Daß die Halsbüchsen selbst aber schon eher vorhanden waren, ist eben Band III, S. 201. bewiesen worden.

l) Das Schießgewehr, das der gemeine Landknecht in der obenwähnten Hertelerschen Abbildung auf der rechten Schulter trägt, sieht einer Mustete schon sehr ähnlich; sie ist auch, wenn ich nicht irre, mit einem Feuerschlosse versehen. Die ersten Musteten oder Halsbüchsen, Handröhre, wurden jedoch mit Lunten angelündet. Wenn man sie abschießen wollte, so schloßte das vor dem Zündloche um das Rohr besetzte breite Leder, daß man sich nicht Verletzt und Hand verbrannte. Nachher spannte man die Feuerschloßer mittelst eines

Rades. Das jetzige Feuerschloß wurde erst 1517 erfunden. v. Murr's Kunst- und Literaturjournal, V, 72.

l) So viel ist gewiß, daß es um diese Zeit vorzüglich geschickte Büchsen- und Feuerschloßmacher in Nürnberg gab. Beckmann, S. 365. Solche Künstler fand man aber auch zu Augsburg. Sie rühmten sich im Jahr 1553 sogar, daß ihre Arbeiten die nürnbergischen an Güte und Sauberkeit weit übertrafen. Sie setzten nicht nur ihr eignes Zeichen darauf, sondern sie wurden auch geschaut, und sowohl auf dem Rohe als Schloß mit dem Stadtpfe bezeichnet. v. Greten's Kunstgesch. S. 201. Doch schon um das Jahr 1479 verfertigte man zu Nürnberg Schminzbüchsen, Halsbüchsen, und Halsbüchsen. Gesch. Thüringens, V, 134. v. Murr V, 71. Die zu Nürnberg erfundenen Feuerschloßer wurden nicht gleich anfangs mit Feuersteinen, sondern mit Kies (Pyrites) zum Anschlag versehen. v. Murr, VI, 42. Der Nürnberger Wolf Dammr (fl. 1552) verbesserte das Ausbohren und Schmelzen der Büchsenrohre. v. Murr, V, 72.

Allgem. Weltk. 56. Th.

K

größte Theil der Mannschaft war noch immer mit langen bewaffnet, und ein Fährlein Hafenschützen machte einen wichtigen Theil des Fußvolks aus^m). In der Folge wurden die Hafenschützen oder Musketiere unter die Fährlein vertheilt. Nach und nach wurden der langen oder Piken immer weniger, so daß sie zuletzt nur für Officiere und Unterofficiere übrig blieben. Die Stärke der Fährlein oder der damaligen Compagnien war so wie in unsern Zeiten sehr verschieden. Da sie ehemals fünfshundert Köpfe stark waren, so hatte man sie in diesem Zeitraum auf vierhundert herabgesetzt, und auch diese Zahl war selten beyssammen, so daß ein Fährlein oft nur drey, oder gar nur zweyhundert Köpfe enthielt. Bey der Reiterey gab es gar Fährlein von hundert Reitern. Bey der deutschen Reiterey, die Carl V. den schmalkaldischen Bundesgenossen entgegenführte, bestanden die Fährlein aus einer gewissen Anzahl von Edelleuten, die fünf, sechs, acht, zehn, zwanzig und mehrere Reiter unter ihrer Aufsicht hatten. Mehrere Fährlein, sowohl bey der Reiterey als bey dem Fußvolk, standen unter einem Obersten; gewöhnlich zog man zehn, zuweilen aber auch elf, zwölf, dreyzehn und mehrere Fährlein in ein Regiment zusammen. Der Oberste hatte gewöhnlich seinen lieutenant. Der Stabsofficiere waren überhaupt damals lange nicht so viel als jetzt. Bey dem beynahe siebzigtausend Mann starken Heere Carls V., dessen er sich im schmalkaldischen Kriege bediente, waren nicht mehr als vier Generale, vierzehn Kriegsräthe, zwey Generalauditoren, ein Generalgewaltiger, zwey Generalkriegscommissarien u. s. w. Bey diesem großen Heere zählte man auch nicht mehr als vierzig Stück Geschützⁿ).

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Wissenschaften. Künste. Handlung. Münzwesen. Luxus.

I.

Ueber die Frage: ob die Reformation die Aufklärung befördert habe, läßt sich am Der Refor-
mation Ein-
fluß auf die
Wissenschaft-
ten.
richtigsten urtheilen, wenn man die Veränderungen, die sie in dem Zustande der Wissenschaften

m) Als z. B. Carl V. im Jahr 1546 den Markgrafen Albrecht zu seinem Obersten über 2000 Pferde und Reitsige, die er ihm zuführen wollte, bestellte, so wurde ausgemacht, daß sich unter jedem Hundert 75 Epießer, 5 Kürassier und 20 Schützen befinden sollten. Die Epießer sollten gerüstet seyn mit guten Helmen oder Hauptstücken, die wohlachtelnde Visier haben, und mit guten stählernen Ketten, Armzeugen, Rücken, und Knieen, Schurz, Kniebüßen oder Dielingen u. d. Schützen mit Schwelmspießen, Feuerbüchsen u. Säbellen am a. W.

n) Hortleder, Th. I, Buch III, Cap. 20. Bey dem 2000 Pferden, die Markgraf Al-

brecht dem Kaiser Carl V. stellte, bestanden sich 2 Komornmeister (Adjutanten?), 2 Quartiermeister, 2 Wachtmeister, 2 Proviantmeister, 1 Leibarzt und 2 Wundärzte. Sie hatten 4 Fohlen und 2 Schützenführer. Die 400 Schützen commandirten 4 Hauptleute. Der Rotmeister hatte 50 Reitsige unter sich. Es folgten auf einander: Kaplan, Fuierer, Schreib-ber, Trommeter, Heerpantler, Rittmeister, Fährnen, Fährnich, Schützenhauptmann, Rotmeister, Hufschmidt u. — Komornmeister, Quartiermeister, Wachtmeister, Proviantmeister, Leibarzt, Wundarzt, bekamen jeder monatlich 40 fl.; die übrigen nur doppelten Sold. Säbellen am a. W.

Wissenschaften hergebracht hat, näher betrachtet *). Den dieser Betrachtung müssen wir aber das, was ohne sie würde geschehen seyn, von dem, was ausgemacht eine Folge derselben ist, genau zu unterscheiden suchen. Unstreitig würden in diesem Zeitraume die Deutschen manche Fortschritte in den Wissenschaften gemacht haben, und wenn auch keine Reformation dazu gekommen wäre. Es waren ja unter der langen Regierung Friedrichs III. schon so große Vorbereitungen dazu gemacht worden. Deutschland bekam auch noch vor der Reformation zwei neue hohe Schulen, von welchen die eine, die Wittenbergische, auf die Beförderung der hohen Schule selbst so großen Einfluss gehabt hat. Die Errichtung derselben veranlasste die Kaiserliche Befehlshaber, die Churfürst Friedrich III. über den blühenden Zustand der hohen Schule zu Leipzig empfand. Sie wurde, nachdem er die kaiserliche Bestätigung darüber erhalten hatte, in seiner Gegenwart feierlich eingeweiht. Den ersten Rector derselben des Churfürsten gelehrter Leibarzt, D. Martin Pollich, von Mellerstadt in Franken, vor. Zum Muster der neuen hohen Schule wählte man die Tübinger, die in jenen Zeiten vorzüglich berühmt war. Es zogen auch verschiedene Lehrer von Tübingen nach Wittenberg. Friedrich rief jedoch auch einige berühmte Männer aus Italien herbei. Unter ihnen that sich besonders der Rechtsgelahrte Peter von Ravenna, als einer der ersten Lehrer des römischen Rechtes in Sachsen, hervor *). Aber nicht leicht beförderten Professoren den Wachsthum einer Universität stärker, als Luther und Melanchthon. Luther beförderte ihn, noch ehe er Reformator wurde, so lebhaft, daß er den Zufluß der Universität zu Frankfurt an der Oder, die gleichfalls um diese Zeit entstand, gar sehr verminderte. Schon der Churfürst Johann Cicero hatte den Voratz gefaßt, für die Mark Brandenburg eine eigne hohe Schule zu errichten; sein Nachfolger Joachim I. war es aber, der ihn erst ausführte. Er versah sich in dieser Absicht nicht nur mit kaiserlichen, sondern auch mit päpstlichen Freiheitsbriefen. Zum Kanzler derselben wurde der Bischof von Lebus ernannt, und die Gesetze der neuen hohen Schulen entlehnte man theils aus den Tübinger, theils aus den Leipziger Universitätsgesetzen. Die ersten Lehrer wurden gleichfalls theils von Leipzig, theils von Tübingen dahin berufen. Der erste Professor der Theologie war der bekannte Conrad Wimpina von Buchen in Franken, der eigentlich Koch hieß, und den Namen Wimpina von der schwäbischen Stadt Wimpfen, seinem Erziehungsorte, bekommen hatte. Er kam von Leipzig, so wie der erste Lehrer der philosophischen Facultät, Johann Kindholz, der zu Mänscheberg gebohren war. Auch der erste Lehrer der Rechte, Johann Blankensfeld, ein Berliner, war vorher zu Leipzig gewesen; er hatte aber seine eigentliche Bildung zu Bologna erlangt, wo er schon im dreizehnten Jahre seines Alters die juristische Doctorwürde erhielt. Die mit so guten Lehrern versehene neue hohe Schule erw

N 2

warb

*) Bekanntlich hat Herr Heseath Schmidt, durch Nisbeck, den Verfasser des reisenden Franzosen, zuerst auf den Gedanken gebracht, in zwei Capiteln seines ersten Bandes der Neuern Geschichte der Deutschen beweisen wollen, daß durch die Reformation wieder die Religion noch die Aufklärung gewonnen habe.

Herr Nath Reinhold hat die Ehrenrettung der Reformation über sich genommen. (Sie ist nicht nur im deutschen Mercur, sondern auch besonders abgedruckt.) Man vergl. Band III, S. 327. u. f. f.

*) Heinrichs sächs. Gesch. II, 15.

1506 warb sich sehr bald ein solches Zutrauen, daß Wimpina, ihr erster Rector Magnificus, sogleich auf tausend Studierende einzeichnete. Luthers Verfall zu Wittenberg schadete ihr aber so merklich, daß Wimpina eben deswegen gegen Luthern und seine Grundsätze einen unauslöschlichen Haß faßte. Es zogen aber nicht nur fast alle Studenten, sondern selbst manche Lehrer nach Wittenberg. Die hohe Schule zu Frankfurt gerieth dadurch so sehr in Verfall, daß ihr nur des Churfürsten Joachim's II. ernstliche Fürsorge wieder aufhelfen konnte. Das wichtigste Mittel, ihre Wiederherstellung zu befördern, war die Einführung der Reformation. Der Churfürst rief deswegen den Brandenburger Georg Sabinus, einen Schüler Melancthon's, nach Frankfurt. Er ließ auch seine beiden ältesten Söhne, nebst dem mecklenburgischen Prinzen Johann Albrecht, daselbst studiren, und endlich schenkte er der Universität ein verlassenes Carthäuserkloster *). Die hohe Schule zu Frankfurt war aber nicht die einzige, deren Zustand durch die Reformation eine große Erschütterung erlitt. Auch die Universität zu Erfurt hatte dieses Schicksal. Es

Verfall der
hohen Schule
zu Erfurt.

Ursprung der
hohen Schule
zu Jena.

entstand, der lutherischen Grundsätze wegen, unter ihren Lehrern eine solche Uneinigkeit, daß manche Facultäten völlig in Unthätigkeit geriethen; die juristische blieb vierzehn Jahre, und andre noch länger unbesetzt. Die theologische Facultät beschloß sich indessen bey den Lehren der alten Religion, und erst im Jahr 1566 wurde, auf Verlangen des Stadtraths, ein Professor der augsbургischen Confession angestellt *). So wie aber diese thüringische Universität durch die Reformation in Verfall gerieth, so hob sich durch eben dieselbe eine andre thüringische hohe Schule, die gegen das Ende der Regierung Karls V. zu Jena errichtet wurde. Der abgesetzte Churfürst Johann Friedrich hatte unter andern auch die Universität zu Wittenberg, die er so jährlieh liebte, verloren. Wahrscheinlich war es dieser Verlust, der ihn zur Errichtung einer neuen hohen Schule bewog. Noch im Gefängnisse gab er seinem ältesten Sohne den Auftrag, einigen gelehrten Männern die Stadt Jena zu ihrem Aufenthalte anzuweisen. Die kaiserliche Bestätigung und die feierliche Einweihung erfolgte zwar erst zehn Jahre hernach; weil man aber auf der neuen Universität seine Abneigung gegen das Interim sowohl mündlich als schriftlich mit der größten Freymüthigkeit äußern durfte, so lockte dies bald manchen Lehrer *) und manchen Schüler herbei. Als Johann Friedrich aus der Gefangenschaft in sein Land zurückkehrte, befanden sich unter den Schülern der neuen Universität bereits acht Grafen *). Die hohe Schule zu Jena hatte doch unstreitig der Reformation ihre Aufnahme zu danken; die Aufklärung, die sie in der gelehrten Welt verbreitet hat, und noch verbreitet, ist doch also unstreitig eine Folge der Reformation. Folge der Reformation war es aber auch, wenn so manches reiche Kloster, welches

ehedem

a) Buchholz, III, 281. 362.

c) Gesch. Thüringens, V, 140.

d) Unter die ersten Lehrer der Theologie zu Jena gehörten Eberhard und Glacius, die in der theologischen Welt so vielen Unfug veranlaßt haben. Einer der ersten Rechtslehrer dieser hohen Schule war der berühmte sursächsische Kanzler Brück, der zur Existenz derselben das

meiste bezeugt. Die ersten Rechtslehrer zu Jena waren überhaupt vorher erst fürstliche Rathes gewesen. Die Rechtswissenschaft lehrte zuerst der bekante Magister, des Churfürsten Johann Friedrichs Leibarzt, imgleichen Johann Schröder, der es dahin brachte, daß Ferdinand I. der theologischen Facultät die Promotionen gestattete. Gesch. Thüringens, V, 179. fgg.

e) Gesch. Thüringens, V, 25. 29.

ehedem mäßige und wohlbeleibte Mönche fütterte, sich in eine nützliche Schule verwandelte. So bestimmte der vortreffliche Churfürst Moriz drei Klöster zu Meissen, Pforte und Merseburg zu Fürstenschulen; so beschenkte er die Universität zu Leipzig mit dem dasigen Paulinerkloster, und die eingezogenen Einkünfte der Klöster seines Landes setzten ihn in den Stand, den Gehalt der leipziger Professoren sehr ansehnlich zu verbessern^{u)}. Auch in Thüringen, in Brandenburg, in Sachsen, in Hessen, in Württemberg^{v)} und in andern protestantischen Ländern wurden eingezogene Klöster und ihre Güter zu Unterweisungsanstalten angewendet. Forscht man überhaupt nach dem Ursprunge der besten Gymnasien und landeschulen in dem protestantischen Theile Deutschlands, so waren sie ehedem Klöster. Haben sie nun mehr in ihrem ehemaligen, als in ihrem jetzigen Zustande die Welt aufgeklärt?

2. Unleugbar ist also durch die Reformation die Zahl der guten deutschen Schulen vermehrt worden; unleugbar haben also dadurch die Protestanten zur Aus- Entstehung der Muttersprache. bildung ihres Verstandes und ihrer Seelenkräfte mehrere Gelegenheit bekommen. Die theologischen Streitigkeiten, die unter den Lehrern der protestantischen Universitäten so großen Term verursachten, zogen gleich einem heftigen Sturm eine Windstille nach sich, welche eine ruhigere Ausbreitung und Befestigung der neuen Lehren gestattete. Die christliche Religion hat von jeher das Schicksal gehabt, zu unseiner Zänkereyen die unschuldige Veranlassung zu geben; wenn also die Reformation dieses Schicksal mit ihr gemein hatte, so kann ihr dies bey denen, die billig denken, unmöglich zum Vorwurf gereichen. Etwas, worin die Reformation sich sehr wirksam bewiesen hat, ist doch unstreitig die größte Ausbildung der Muttersprache. Die in den churfürstlichen Landen durch Wissenschaft und Wohlstand bereicherte und verfeinerte oberdeutsche Mundart trat, seit den Zeiten der Reformation, in die Stelle der vernachlässigten alten, und ward nach und nach die Hoffsprache des ganzen gelehrten und gesitteten Deutschlands. Schon dadurch gewann unsere Muttersprache, daß Luther und seine Freunde, um das unwissende Volk zu unterrichten, mehr in deutscher Sprache schrieben und lehrten, als es bisher gewöhnlich gewesen war. Sie befielen anfangs die oberdeutsche, als die herrschende Mundart, bey. Luther hatte jedoch einen für sein Jahrhundert so feinen Geschmack, daß er das Rauhe und Harte dieser Mundart sehr bald einsehen mußte. Er suchte sie daher immer mehr durch die meißnische und oberächische zu verbessern; er bemühte sich die in der Sprache des gesellschaftlichen Lebens veralteten oberdeutschen Wörter und Ausdrücke durch allgemein verständliche zu ersetzen. Diese Bemühung sieht man den verschiedenen Ausgaben seiner Bibelübersetzung sehr deutlich an. Luther war auch zugleich der erste, der über die Sprache nachzudenken anfang, der sich nicht nur der bisher so sehr vernachlässigten grammatischen Reinigkeit und Nichtigkeit bewußt, sondern auch die Rechtschreibung, die nach der vollen und harten oberdeutschen Aussprache gebildet war, auf vernünftigeren Regeln zurückführte. Die Ausbildung der Sprache war jedoch für Luther nur Nebenwerk. Seiner Aufmerksamkeit sind daher noch viele Fehler und Unrichtigkeiten entgangen, von denen selbst seine Bibel-

N 3

über-

u) Heinrichs sächs. Gesch. II, 252.

als Herzog Ulrich von Württemberg. Band III, S. 546. Michaelis III, 354. fgg.

v) In seinem deutschen Lande handelte der Fürst in diesem Punkte leicht ungenügender,

übersehung nicht frey ist. Seinem Beispiele, die deutsche Sprache richtiger und feiner vorzutragen, ahmten seine Zeitgenossen nach; ihre Nachfolger aber verließen, in die bittersten und ärgerlichsten Streitigkeiten verwickelt, den Weg, den sie ihnen vorgezeichnet hatten, und ehrten das Latein auf Kosten ihrer Muttersprache. Der catholische Theil Deutschlands blieb, aus Haß gegen alles, was von Reformen herührte, seiner rauhen oberdeutschen Sprache getreu¹⁰⁾. Der schöne Anfang, den Luther und seine Freunde zur Ausbildung der Muttersprache machten, war daher auf Jahrhunderte hinaus weiter nichts als ein schöner Anfang. Indessen gab es doch außer den Reformatoren noch einige andre gute Köpfe in diesem Zeitraume, die in ihrer Muttersprache schrieben. An ihrer Spitze steht Maximilian I.¹¹⁾, der nicht nur Dichter und andre Schriftsteller der Alten, sondern auch der Deutschen liebte, der in der Sprache seines Vaterlandes Schriften verfertigte, die einen viel umfassenden und unermüdet thätigen Geist, die weitläufige Sach- und Sprachkenntnisse und einen für seine Zeiten edlen Geschmack verrathen. Nicht Er, sondern Melchior Pfinsing, sein geheimer Secretär, ist der Verfasser des berühmten Teuerdanke, einer moralischen Epopee, die bey hartem Stolz und gewöhnlichem Versbau, manche edle Gesinnung, manche politische Wahrheit, manchen artigen Einfall vorträgt. Auf eine ganz andre Art, mit satyrischer Heftigkeit und ausgemessener Scherze, bemühet sich Thomas Murner, den Maximilian I. selbst zum Dichter krönte, seinen Zeitgenossen derbe Wahrheiten zu sagen. Der bekannte Hans Sachs, ein nürnbergischer Schuhmacher, wor ohne Auenahme das würdigste Mitglied der alten Meisterfängerzunft. In seinen Gedichten herrscht, der vielen Reimflickerey und des gemeinen und unpoetischen Geschwäges ungeachtet, viel Neues, große Mannigfaltigkeit, und wahrer Ueberfluß des Genies. Auch einen sinnreichen und angenehmen Fabeldichter hatte schon das damalige Deutschland. Burkard Waldis, ein herumirrender Mönch, zeichnet sich durch leichtem und natürlichen Erzählungsston, durch Simplicität und satyrische Laune aus¹²⁾.

Cultur
der Wissenschaften über-
haupt.

3. Es vermehrte sich jetzt aber nicht allein die Zahl der deutschen Dichter; die Deutschen äußerten vielmehr in allen Fächern jetzt ungleich größere Thätigkeit, als in den vorigen Jahrhunderten. Hauptsächlich bemerkt man dies in Aufsehung des Fleißes, mit dem die Geschichtskunde von ihnen getrieben wurde. Einer der geschmackvollsten Geschichtschreiber dieses Zeitalters war Niklaß Pirckheimer, ein nürnbergischer Patricius, der unter andern die Geschichte des von Maximilian geführten Schweizerkrieges so schön erzählte, der den Zustand des damaligen Deutschlands so herrlich schilderte. Johann Cario, ein Mathematiker, schrieb den ersten Abriß der Universalhistorie, den selbst Melanchthon seiner weitem Bearbeitung und Verbesserung nicht für unwürdig hielt. Georg Spalatin, Hofprediger und Secretär am kurfürstlichen Hofe, hat uns eine treffliche Geschichte der Reformation hinterlassen. Einer der fleißigsten Geschichtschreiber dieser Zeit war Johann Sleidan, der sich um die Geschichte der großen Begebenheiten seines Jahrhunderts unsterbliches Verdienst erworben hat. Es gab auch damals schon Männer, welche den vortreflichen Einfall hatten, andre gute Geschichtsbücher in einer Sammlung heraus-

10) Abtelungs Lehgeb. Th. I, S. 61. u. f. f.

11) Band III, S. 333.

12) Characters deutscher Dichter und Prosaisten, V. I, S. 67. u. f. f.

herauszugeben. Ein solcher Mann war Johann Herweg, ein gelehrter Buchdrucker zu Basel, der sowohl deutsche Geschichtschreiber, als americanische Reisebeschreibungen herausgab. Auch andre mit der Geschichtskunde verwandte Wissenschaften wurden damals schon bearbeitet. So widmete sich Peter Apianus oder Bienenwisch, Professor der Mathematik zu Ingolstadt, der Cosmographie und Geographie, die er auch durch allgemeine und specielle Landkarten erläuterte. Martin Behaim, ein Nürnberger, vollendete im Jahr der Erfindung von America einen Erdglobus ¹⁾. Sebastian Münster, ein Heidelbergischer Professor, wagte sich bereits an eine allgemeine Weltbeschreibung, und Conrad Gesner, Professor zu Zürich, wurde unser erster Schriftsteller in der Naturgeschichte ²⁾. Unter den Männern, die, ohne Schriftsteller zu seyn, die Wissenschaften emsig beförderten, haben die ausburgischen Herren von Fugger eine erhabene Stelle. Vorzüglich schätzten sie mathematische und physikalische Kenntnisse. Raimund Fugger ließ sich von Martin Jurtzbach von Jüssen eine große und schöne Sphäre von stark vergoldetem Messing, welche das ptolemäische Weltssystem, das zu seinen Zeiten noch allein für wahr angenommen wurde, sehr künstlich und richtig vorstellte, verfertigen. Georg von Fugger, Raimunds Sohn, unterhielt mit dem berühmten Mathematiker Bienenwisch eine genaue Verbindung. Die Herren von Fugger legten auch eine Sammlung von alten Münzen und andern Kunsterwerken an. Sie folgten hierin unstreitig dem Beispiele ihres vortrefflichen Landsmannes, Conrad Peutingers, der alle in und um Augsburg befindliche Denkmäler römischer Kunst, besonders aber Münzen, sammlete. Auch Heinrich Herwart und Marx Welfer, zwei andre vornehme Augsburgur, legten solche Sammlungen von Alterthümern an ³⁾. Diese Männer haben zur Ausbreitung des guten Geschmacks und der Aufklärung humanistischer Kenntnisse doch unstreitig sehr viel beigetragen. Die Städte, hauptsächlich Augsburg und Nürnberg, haben die schnelleren Fortschritte der Wissenschaften auf ausgezeichnete Weise begünstigt. So kam schon sechs Jahre nach Carls V. Tod eine von dem berühmten Arznengelehrten Adolph Deco verfasste ausburgische Pharmacie heraus, den welcher er die Arbeit des Wirtembergischen Arztes, Valerius Cordus, die ein Verzeichniß der damals üblichen Pflanzen lieferte, benutzte. Schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte der Magistrat zu Augsburg verordnet, daß die Apotheken von Zeit zu Zeit besichtigt werden sollten, und einige Jahre hernach setzte er den Apotheken einen Tax, und verbot zugleich allen andern den Handel mit Arzneyen ⁴⁾. Dies beweiset doch, daß wenigstens die ausburgischen Aerzte ihre Kunst mit philosophischem Geiste zu treiben angingen. Doch herrschte zu eben der Zeit noch die Sterndeuterei, die der Ausbreitung der aufgeklärten Arzneywissenschaft den Weg noch sehr versperrten mußte. Wie sehr die Astrologie aber in jenen Zeiten geschätzt wurde, sieht man aus dem Inhalte der ersten Kalender, welche im sechzehnten Jahrhundert

1535

1507

¹⁾ Die Abbildung desselben findet man in v. Marrs Journal, Th. VI. Behaim machte sich durch seine cosmographischen Kenntnisse so bekannt, daß man ihn in Portugal mit auf die Flotte nahm, die im Jahr 1484 auf neue Entdeckungen in Afrika auslieferte. An der Un-

ternnehmung Colons hat er aber keinen Antheil gehabt. v. Marr, C. 37. 105. 121.

²⁾ Satterers Handb. Th. II, S. 37. u. f. f.

³⁾ v. Stettens Kunstgesch. Th. I, S. 165. 308.

⁴⁾ v. Stettens am a. O. S. 243.

hundert gedruckt wurden. Die ersten gedruckten Calender glichen den sogenannten immerwährenden Calendern; man konnte in ihnen auf einige Jahre voraus die goldne Zahl, die Heiligtage und den Mondwechsel so genau finden, als man es im gemeinen Leben zu wissen brauchte. Von einer Zeit zur andern kamen nun neue Ausgaben unter dem Titel: Almanach oder neuer Calender, heraus. Mit ihnen vereinigten in der Folge die Astrologen ihre Wahrsagungen, die sie mit dem Namen Practica belegten, und als man endlich besondere Calender für jedes Jahr zu drucken anfang, so hielt man diese sogenannte Calender Practica für einen unentbehrlichen Theil derselben, und Spuren dieses Geschmacks findet man selbst in Volkscalendern unseres Zeitalters. Ein berühmter Verfasser solcher Calender war M. Johann Königsberger. Auch Johann Hebenstreit, Professor der Medicin und Stadtphysicus zu Erfurt, erwarb sich damals durch seine Calender einen großen Ruhm. Je mehr die Lust zum Lesen unter unsern Vorfahren zunahm, je häufiger mußten die Calender abgehen, und es gab daher noch vor dem Ende der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Calender, die für Ein Jahr besonders gedruckt waren¹⁾. Ueberhaupt nahm in diesem Zeitraume die Menge der gedruckten Bücher schon sehr merklich zu. Hauptsächlich geschah dies zu der Zeit, als Buchdrucker und Buchhändler sich von einander absonderten. Anfangs druckten die Buchhändler die Bücher, die sie verkauften, selbst, oder vielmehr die ersten Buchdrucker waren zugleich Buchhändler. Da nun Papier und andre Materialien, da die Arbeiter in der Jugend der Kunst verhältnißmäßig sehr theuer waren, die Bücher aber, der hohen Preise und der wenigen Aufklärung wegen, noch nicht sehr zahlreiche Käufer fanden, so geschah es öfters, daß die vornehmsten Buchdrucker, bei aller ihrer Geschicklichkeit und Belehrtbarkeit, verarmten. Mit der Zeit theilte sich das Gewerbe, und es entstanden besondere Buchführer. Die ersten waren vermuthlich Buchdrucker, welche die Kunst aufgegeben, und den Verlag allein beibehalten hatten. Wenigstens gilt dies von einem der ersten bekannten Buchführer, Johann Raimann, der vorher Buchdrucker und Schriftgießer war, und sich in der Folge der deutschen Nation namhaftigsten Buchführer nannte. Er lebte zu Augsburg, wo der Buchhändler von verschiedenen vornehmen und reichen Personen sehr nachdrücklich unterstützt wurde. So gab Ulrich von Fugger dem gelehrten Buchdrucker Stephanus zu Paris einen Jahrgehalt, um die vielen Handschriften, die er aufkaufte, durch den Druck zu vervielfältigen. So entstand aus der Buchdruckerei ein neuer wichtiger Handel, der Buchhandel, der sich vornemlich nach Frankfurt am Main zog. Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, der die Messen zu Frankfurt besuchte, und einen überaus ansehnlichen Laden hatte, kam zuerst auf den Einfall, jede Messe ein Verzeichniß aller neuen Bücher drucken zu lassen, worin Format und Verleger angezeigt wurden. Sein Verspiel wurde bald von andern Buchhändlern nachgeahmt; das Willersche Bücherverzeichnis blieb indessen doch lange das vornehmste²⁾.

1554
 Höhere Aus-
 bildung der
 Künste.

4. Der Kupferstecher und der Holzschnitzer beieiferten sich jetzt immer mehr, die Schönheit der gedruckten Bücher zu vermehren. Die Kunst des erstern, welche

b) Gesch. Thüringens, V. 187. Beckmanns Gesch. der Erf. B. I, S. 109. u. f. f.

c) Beckmann am a. O. S. 239. u. f. f.

welche sehr wahrscheinlich gleichfalls eine deutsche Erfindung ist, hat ohne Zweifel einen Goldarbeiter zum Urheber gehabt ¹⁾. Der älteste bekannte Kupferstecher ist Martin Schön, oder der hübsche Martin, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Colmar lebte. Er stammte aus dem ansehnlichen ausburgischen Geschlechte der Schongauer. Man hat noch verschiedene Denkmäler seiner Geschicklichkeit, und dies sind auch die ältesten Kupferstiche, die man bisher entdeckt hat ²⁾. Auf ihn folgen die beiden Israel von Meckeln, Vater und Sohn, beide Goldarbeiter, zu Meckeln in Westphalen geboren, und zu Döckolt wohnhaft ³⁾. Die ersten ausburgischen Kupferstecher waren die Brüder Hopper, die schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ihre Kunst trieben ⁴⁾. Diese und noch andre Edkne des Jugendalters der Kunst übertraf bey weitem der berühmte Albrecht Dürer, ein (1470-1528) Nürnberger, einer der vortrefflichsten Köpfe seines Zeitalters, zugleich Mahler, Bildhauer, Kupferstecher und Baumeister. Er vereinigte fruchtbare Einbildungskraft, richtige Zeichnung und sorgfältige Ausführung; doch vermist man bey seinen Arbeiten ausgesuchtere Wahl der Gegenstände, und weniger harte und unangenehme Manier. Als Kupferstecher war er sowol im Grabstichel, als in der Nadirkunst, deren Erfindung man ihm zuschreibt, ein vollkommener Meister. Von ihm schreibt sich auch eine Gattung Kupferstecher her, die ins Kleine arbeiteten, und daher Kleinmeister genannt wurden ⁵⁾. Zu den deutschen Kupferstechern dieser Zeit gehörte auch Lucas Müller oder Eranach. Den letztern Namen hatte er von seinem Geburtsorte, dem bambergischen Städtchen Eranach, entlehnt. Das Zeichnen lehrte ihn sein Vater; in den Niederlanden, wo er sich in seiner Jugend aufhielt, bildete er vermuthlich seine Fähigkeiten weiter aus. Er starb, als des Churfürsten Johann Friedrichs Hofmaler, zu Weimar ⁶⁾. Die Mahler waren damals meistens auch Kupferstecher. Dies mußte den Fortgang der Kunst sehr befördern. Man brauchte sie bereits zur Beweissältigung der Landcharten. Schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebten zu Augsburg Landchartenstecher. Einer derselben stach für den ukrainischen Abt Johann von Gültlingen eine Charte vom gelobten Lande und einen Grundriß von der Stadt Jerusalem. Georg Seid, ein Silberarbeiter, vielleicht der erste Schriftsteller und Landchartenstecher zu Augsburg, versertigte schon im Jahr 1521 einen großen Grundriß von Augsburg ⁷⁾. Landcharten wurden aber um diese Zeit auch schon in Holz geschnitten, um sie gedruckten Büchern einzuwerfen. Zur Auszierung derselben wurde überhaupt die Holzschnidekunst häufig gebraucht. Diese Holzschnitte mögen den Chartenblättern völlig ähnlich gewesen seyn. Die Urheber derselben waren vermuthlich Buchdrucker. Sie erregten dadurch den

1553

f) Von den Italienern wird Maso Finiguerra, ein Silberstecher in Florenz, für den Erfinder dieser Kunst gehalten; er ersand jedoch im Jahr 1460 das, was schon einige und zwanzig Jahre früher in Deutschland bekannt war. v. Murres Journal, Th. II, S. 180. u. f. f. ff) v. Stetten, S. 376. Nach andern war er zu Eulmbach geboren und starb schon 1486.

g) v. Murr, S. 218.

h) v. Stetten, S. 377.

i) Goth. Hofscaender auf das J. 1790.

k) (E. C. Reimers) historisch-kritische Abhandlung über das Leben und die Kunstwerke des berühmten deutschen Malers Lucas Eranach.

l) v. Stetten, S. 45. u. f. f.

Brodtneid der Formscheider, und in Augsburg kam es so weit, daß die Buchdrucker keine in Holz geschnittene Anfangsbuchstaben oder andre Holzschnitte für ihre Bücher selbst verfertigen sollten. Da die Mahler auch der Holzschnidekunst sich annahmen, so wurden diese Kunstarbeiten immer besser. Von vorzüglicher Vortrefflichkeit lieferte sie besonders der Augsburger Hans Burgmaier, ein Zeitgenosse Albrecht Dürers, der hauptsächlich Titelblätter zu Büchern, nach dem Geschmack seiner Zeiten, mit vielen Figuren verfertigte, von dessen Kunst die Holzschnitte im weißen König zeugen ^m). Die mit dem Holzschneiden verwandte Kunst des Stempelschneidens betradete sich in diesem Zeitraume gleichfalls. Schon zu Maximilian I. Zeiten machte man wieder Versuche, die Prägschneidekunst zu Porträten und andern Abbildungen zu brauchen. Doch wurden die meisten großen Stücke dieser Art nicht geprägt, sondern gegossen ⁿ), und solche gegossene Stücke findet man bald nach dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nicht nur von Silber, sondern auch von Glas und von andern Materialien. Als die Stadt Augsburg von Carl V. die Erlaubniß, goldne und silberne Münzen prägen zu lassen, bekommen hatte, verfertigte Hans Seib, ein Goldschmidt, die Stempel dazu. Seine Arbeit lieferte aber eben so schlechte Münzstempel, als sie in jenen Zeiten gewöhnlich waren. Doch verfertigte Lorenz Rosenbaum, gleichfalls ein Goldschmidt, ein treffliches Schlußstück, welches Carl V. Willniß mit dem Barte vorstellt ^o). Zu Augsburg lebten damals auch geschickte Bildgießer. Einer derselben, Georg Köfler, verewigte sein Andenken durch achtundzwanzig metallne Bildsäulen der Fürsten aus dem habsburgischen Hause, die nach Inspruch kamen ^p). Eine von den Künsten, die in diesem Zeitalter große Fortschritte machte, war die Uhrmacherkunst, und sie machte sie besonders seit der Zeit, da sich eigne Künstler derselben widmeten. Vorher hatten Schlosser, Buchsenmacher, Bindenmacher, Ringmacher auch die Berechtigung, große und kleine Uhren zu verfertigen. Seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts machten aber die Uhrmacher eine eigne Profession aus ^q). Zu Carl V. Zeiten hatte man schon Schlaguhren. Sowol ihm, als dem König von Frankreich, Carl IX., wurden im Gedränge Uhren gestohlen, die durch ihr Schlagen den Dieb verriethen. Carl V. fand an den Uhren so viel Vergnügen, daß er, nach der Mittagsmahlzeit, sich an einen Tisch zu setzen pflegte, auf dem verschiedene Uhren lagen, und zwischen diesen künstlichen Werkzeugen stand seine Flasche. In den meisten ältern Uhren besaß sich anstatt der Kette eine Saite ^r). Von Erfindungen in Metallarbeiten gehören noch das Drathziehen, die Windbüchse und die Stecknadeln hierher. Das Drathziehen, das in Italien und Frankreich schon sehr fleißig getrieben wurde, brachte ein Augsburger, Andreas Schulz, mit nach Deutschland zurück; daher rechnete noch drei Jahre hernach die Reichspoliceordnung das Ungen (Dressen) Gold unter diejenigen Waaren, für welche große Summen aus Deutschland giengen. Nach

1545

m) Band III, S. 354. — v. Stetten, S. 269. u. f. f.

n) Um das Jahr 1550 soll das Balzwerk den Münzen erlunden worden seyn. Fischers Gesch. des deutsch. Handels, II, 645.

o) v. Stetten, S. 498. u. f. f.

p) v. Stetten, S. 232. Unter den münzbergischen Kunstgeßern dieser Zeit zeichnete sich Peter Wöhrer aus. v. Mürr, S. 67. 399.

q) v. Stetten, S. 283. v. Mürr, S. 177.

r) Beckmanns Gesch. der Kst. I, 313. u. f. f.

Mürnberg kam diese Kunst dreißig Jahre später; aber der Franzose Goutnier, der sie dahin brachte, machte eben so wenig Glück, als Schulz ¹⁾. Die Windbüchse erfand der Nürnberger Hans Jobfinger ²⁾. Die ersten Stecknadeln wurden im Jahr 1543 in England gemacht; wie bald diese Kunst nach Deutschland wanderte, daß ist, so viel ich weiß, noch nicht bekannt. Allein das Spinnrad, eine ungleich wichtigere Erfindung als die Stecknadeln, rührt von dem braunschweiger Bürger Jürgens her ³⁾. Die Schreinerkunst war damals schon sehr weit gekommen. Die größten Künstler dieser Art lebten zu Augsburg, die besonders sehr schöne eingelezte Arbeit von vielfärbigem Holze verfertigten. Sie ahmten dadurch die Malerlen nach; und sie lieferten nicht nur architectische und perspectivische Vorstellungen, sondern auch Prospective von Städten, imgleichen Blumenstücke, auch historische Vorstellungen, die ihnen aber weniger glückten. Ihre Arbeiten, unter welche sich wirkliche Kunstwerke befanden, wurden von den entferntesten Ausländern gesucht und theuer bezahlt. Selbst Carl V. und sein Sohn Philipp II. ließen sich zu Augsburg kostbare Schränke verfertigen ⁴⁾. Zu Augsburg, dem Sitz so mancher Künste, war auch die Baukunst in vorzüglicher Aufnahme. Die reichen Suggen, die Künste liebten und keinen Aufwand scheueten, baueten sich Palläste, wie sie wenige Fürsten bewohnen; aber Palläste, denen es noch am schönen und wahren Geschmacke fehlte. Ein augsbургischer Architect, Bernhard Zwiesel, bekam vom Herzog Ludwig von Bayern den Auftrag, ihm ein Residenzschloß zu Landshut zu bauen, und noch jetzt verdient dieses Schloß unter die prächtigsten Gebäude gezählt zu werden ⁵⁾. Die Zuger zu Augsburg hatten so vortreffliche Gärten, daß man sie den Gärten des Königs von Frankreich zu Tour und Blois vorzog. Man fand in denselben die vortrefflichsten ausländischen Gewächse; sie waren durch Lusthäuser und Götterbildsäulen von Erz geziert. Jacob Herbjot, ein eifriger Verehrer der künstlichen Verfassung, hatte einen so herrlichen Garten angelegt, daß ihm selbst wenige fürstliche Gärten gleichkamen; aber eben seine Anhänglichkeit an der alten Verfassung bewirkte, daß ihn Carl V. der Plünderung und Zerstörung preisgab. Heinrich Herwarts Garten verdient deswegen angeführt zu werden, weil in demselben die ersten Tulpen in Deutschland wuchsen, deren Zwiebel sein Besizer aus Constantinopel bekommen hatte ⁶⁾.

1500

1530

1557

5. Unter den Künsten, welche des Menschen glücklichen Lebensgenuss befördern, bildete sich besonders die Tonkunst in diesem Zeitraume vollkommener aus. Zu Augsburg hatte dieselbe an dem Cardinal lang und an Conrad Peutinger einen großen Stütze und Beförderer. Es kam hier schon im Jahr 1520 eine Sammlung von Canticen heraus, bey der man den Notendruck benutzte hatte ⁷⁾. Die Orgeln wurden nun immer in mehrern Kirchen eingeführt. Außer der Kirche brauchte man die Musik fast bloß zum Tanze. Die Instrumentalmusik bestand alsdenn

Fortschritte der Tonkunst und besonders des Kirchen-gesanges.

1) v. Stetten, S. 223.

2) v. Mure, Th. V. S. 72.

3) Beckmanns Technologie (1777.) S. 377. Imgl. S. 11.

4) v. Stetten, S. 113.

5) Es kostete 52,635 Gulden. Der Bau-

meister bekam wöchentlich 1 Gulden, und alle Quatember erst 20 und hernach 20 Gulden.

6) v. Stetten, S. 96.

7) v. Stetten, S. 121. u. f. f.

8) v. Stetten, S. 524. 536.

denn aus Pfeifen, Posauern, Trommeln u. dgl. Die Musici waren Spielleute. Einige derselben wurden von der Stadt besoldet, und dies waren die sogenannten Stadtpfeifer. Die Freyheit, Trompeter zu halten, hatte schon Kaiser Sigmund den Augsburgern ertheilt. Es hielten sich aber auch vornehme Herren und reiche Leute dergleichen Pfeifer. Eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit zogen aber damals die Meistersänger auf sich, die Hans Sachs wieder in Aufnahme brachte. Sie hatten zu Augsburg eine sogenannte gemeine Schule, deren Meister und Sänger (um 1534) den Rath ersuchte, daß ihnen erlaubt werden möchte, die seit einiger Zeit üblichen heidnischen Tzablen und Historien mit geistlichen Liedern zu vertauschen. Sie beriefen sich dabey auf eine alte Ordnung, die sie ehemals vom Rath erhalten hatten. Zugleich baten sie ihre Schulen an den Sonntagen vor den Abendpredigten halten zu dürfen. Man verstattete ihnen nicht nur dieses, sondern man räumte ihnen sogar eine Kirche zu ihren Versammlungen ein. Die Vorsteher derselben hießen Meister und Büchsenmeister. Jene mußten nicht nur auf die Beobachtung guter Zucht und Ordnung sehen; sie hatten auch die Pflicht, die Kunstgeschicklichkeit zu beurtheilen, und die Preise, die in Kronen bestanden, auszutheilen. Die Meister sangen nach besondern Melodien, die ihre eignen, oft possierlichen Namen hatten ¹⁾. Während dem Singen hing ihnen eine vergoldete Kette mit verschiedenen Schilden um den Hals. Gewöhnlich wurden die Schulen an hohen Festtagen gehalten, und man sang alldenn Lieder, die auf das Fest eine Beziehung hatten. An andern Sonntagen hatten die Sänger freye Wahl; doch mußten die Lieder jederzeit eine biblische Geschichte oder eine Glaubenslehre zum Gegenstande haben. Die Meistersänger waren aber auch zugleich Schauspieler. Im Jahr 1540 führten sie ihr erstes Stück: die fünf Betrachtungen, auf, woben der jüngste Meister die Frauensperson vorstellte. Seit der Reformation bekamen diese Meistersänger einen würdigeren Gegenstand, nemlich die Absingung geistlicher, den evangelisch-lutherschen Glaubenslehren angemessener Lieder, die zuweilen für werth gehalten wurden, unter die Kirchenlieder aufgenommen zu werden. Doch derjenige, dem man die Verbesserung des Kirchengefanges vorzüglich zu danken hat, ist Luther. Er bezieht zwar einige lateinische Hymnen bey; die meisten aber wurden, um sie auch den ungelehrten Christen verständlich zu machen, in deutsche Reime übersetzt. Eben so verdeutschte man viele Psalmen Davids. Luther dichtete jedoch auch neue Lieder, und munterte auch andre zur Ververtigung derselben auf. Wenn nun diese Lieder eine Kraft, einen Geist und ein Feuer athmen, die noch immer zu andächtigen Empfindungen hinreissen, so müssen sie damals Wunder der innigsten Nährung hervorgebracht haben. Diese große Wirkung halfen hauptsächlich die wegen ihrer ungekünstelten und doch erhabenen Schönheit so vortheilhaften Melodien dieser Kirchenlieder befördern. Auch unter den Ververtigern dieser Kirchenlieder hat Luther eine vorzügliche Stelle ²⁾. Doch öfters that er weiter nichts, als daß er alten, schon lange gebräuchlichen Me-

lobieen

1) J. D. die überaus Abendroth: Weiss, die Weber: Krähnen: Weiss, der kurze Kanzier, der Cupidinis Handbogenweiss, der vergessne Ton, der blaue Ton, der Frauenlobs: Leib: Ton u. a. m.

2) Den größten Antheil an denselben haben

unstreitig die sächsischen Gesangsmeister Conrad Rups und Johann Walter. Seit der Zeit, daß Lucas Costius sie richtig und genau herausgab, wurden sie in allen evangelischen Kirchen eingeführt.

lobte deutsche Worte unterlegte. Bald wurden diese Melodien nicht nur in der Kirche und bey Hausandachten gesungen; sondern die armen Schüler der öffentlichen Schulen erlangen sich auch durch dieselben vor den Thüren der wohlhabenden Bürger eine milde Gabe. Dies geschah in Augsburg seit dem Jahr 1535 ¹⁾).

6. So wie Augsburg in Ansehung der Künste um diese Zeit das Muster für die deutschen Städte war, so behauptete es auch in Rücksicht des Handels eine der ersten Stellen unter denselben. Der Portugiesen Schifffahrt nach Ostindien hatte auch dem deutschen Handel eine ganz andre Richtung gegeben. Die Portugiesen, die nun den unmittelbaren Weg nach Ostindien gefunden hatten, brachten jetzt den größten Theil der europäischen Waaren nach Europa. Erst setzten sie dieselben zu Lissabon ab; dann lieferten sie sie zum Stapel für alle europäischen Abenländer nach Antwerpen. Es gab aber Deutsche, die an diesem vortheilhaften Handel der Portugiesen unmittelbar Antheil zu nehmen wünschten. Die augsbургischen Kaufleute und einige Nürnbergcr rüsteten, in Gesellschaft von florentinischen und genuesischen Handelsleuten, drey Schiffe aus, die ihnen sechsundsiebzighundert Ducaten kosteten, und gesellen sie der nach Ostindien gehenden portugiesischen Flotte bey. Als diese Schiffe nach vier Jahren zurückkehrten, hatten sie auf jedes Hundert hundertundfünfundsiebzig gewonnen. Diese Unternehmung wurde hauptsächlich von den Herren Fuggern betrieben, welche nicht allein Linnenarbeiten und Wollenmanufacturen, sondern auch höchst ergiebige Erzadern bereichert hatten ²⁾. Sie unterhielten, des ostindischen Handels wegen, zu Antwerpen ihr eignes Handelshaus. Ihre Geschäfte erstreckten sich jedoch über alle Meere; nicht nur über das mittelländische, sondern auch über das baltische Meer. Einer dieser Herren war es, der, als er Carl V. bewirthete, das Caminsfeuer durch Zimtholz unterhielt, und die Hitze desselben durch die kaiserliche Schuldverschreibung für die vorgeschossenen Gelder zu der africanischen Seeunternehmung verstärkte. Als Anton Fugger starb, hinterließ er nicht nur eine Menge Juwelen und Kostbarkeiten, und große Besizungen in allen Theilen von Europa und in den beiden Indien, sondern auch noch einen baaren Gelbvorrath von mehr als sechs Millionen Goldkronen. Eben deswegen wird man es gar nicht unglaublich finden, daß Carl, als er den königlichen Schatz zu Paris besah, ganz kaltblütig ausrief: alles dieses kann ein Leineweber zu Augsburg mit Geld bezahlen! Die Kaufleute zu Augsburg, an deren Spitze die Fugger standen, schossen daher zu mancher Unternehmung Geld her. So brachten sie, nebst den Kaufleuten zu Nürnberg, Memmingen und Ravensburg im Jahr 1507 das Geld auf, das Kaiser Maximilian I. zum Römerzuge brauchte; daher erhielten sie das Recht, sich in Wien freye Niederlagen zu halten. Im Jahr 1516 schossen die Kaufleute von Augsburg zum joachimsthaler Bergbau das erforderliche Geld her. Einen vorzüglich lebhaften Verkehr unterhielten die oberländischen Städte mit Italien. Als daher Maximilian I., während dem Kriege mit Venedig, allen Deutschen den Handel und Verkehr mit diesem Frenskraate, aus Besorgniß, daß sie ihm Waffen und andre Kriegsbedürfnisse zuführen möchten, untersagte, so machten ihm die schwäbischen Städte

Bacherum
des oberdeut-
schen Han-
dels.

1505 | 1509

E 3

1) v. Etetten. — S. 336.

2) Band III, S. 354. Nur allein die Erzadern zu Schwaz in Tyrol brachten ihnen

jählich zweymalshundert Goldgulden reinen Gewinns ein.

städte dagegen sehr dringende Vorstellungen, so behaupteten sie, daß durch die strenge Beobachtung dieses Verbots die Deutschen noch mehr als die Italiener leiden würden. Damals gingen nemlich die meisten levantischen Waaren von Venedig über Tyrol nach Schwaben, von da sie in die übrigen Provinzen Deutschlands, imgleichen nach Ungern, Schlesien und Polen wanderten. Hätte nun die Sperrung des italienischen Handels lange gebauert, so würden diese Producte von den Venetianern nach den Niederlanden, oder anderswohin in größerer Menge verführt worden seyn, und Oberdeutschland hätte dabey seinen einträglichen Handel verlieren können. Diese Gründe schienen Maximilian so einleuchtend, daß er das Verbot wieder aufhob. Die Aufrechthaltung dieses Handelszweiges war aber für ihn selbst eine Angelegenheit, weil der Waarenzug desselben durch einen Theil seiner Länder ging. Die Waaren, welche die schwäbischen Städte aus Italien zogen, bestanden in indischen und levantischen Specereien, Seide, Baumwolle, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten. Dagegen führten sie Weine, Getränke, und kurze Waaren, als Naseln, Spiegel, Puppen u. s. w. aus. Eine Hauptniederlage befand sich damals zu Stuttgart. Die schwäbischen Handlungsgesellschaften hatten auf dergleichen Niederlage ihre Factore, die den Handel führten, ihrer Principalschaft nach dem Ablaufe des Jahres Rechnung ablegten, und die Dividende lieferten. Einen Hauptgegenstand ihrer Beschäftigung machten allerley Zeuge von leinengarn aus. Das gemeine Volk auf dem Lande kannte fast keine andre Beschäftigung, als spinnen und weben, und im Winter traf man nicht allein Mütter und Töchter, sondern auch Männer und Jünglinge über dem Spinnrocken oder am Webstuhl an. Sie verfertigten außer dem gewöhnlichen Barchend und Zwillich hauptsächlich eine Art von Atlasbarchend oder Damast. Nur allein zu Ulm wurden jährlich auf zweymalshunderttausend Stücke verfertigt. In Augsburg wurden alle Jahre über fünfhundertsechzigtausend Stücke Barchend zur obrigkeitlichen Schau gebracht, und über siebzigtausend Stücke keinewand auf die Bleiche gelegt. Auch die Stadt Nürnberg setzte damals noch eine große Menge von allerlei Waaren und Kunstfachen ab *).

Emporsteigen
des Handels
zu Leipzig.
[1507]

7. Unter den übrigen Städten im innern Deutchland brachte hauptsächlich Leipzig seinen Handel in immer größere Aufnahme. Ganz vorzüglich begünstigte dieselbe Kaiser Maximilian I. Dieser bestätigte ihr nicht nur ihre drey Jahrmärkte auf Jubilate, Michaelis und Neujahr; er gab ihr auch das Recht, eine solche Niederlage und einen solchen Stapel zu haben, daß rund um ihre Mauern, in einem Umfange von funfzehn Meilen, kein Jahrmarkt, keine Messe, keine Niederlage stattfinden sollte. Von der letztern Begnadigung, die Maximilian der Stadt Leipzig widerfahren ließ, fand sich besonders Erfurt sehr gekränkt. Erst acht Jahre vorher hatte Maximilian seine Messfreiheit bestätigt, und seine beiden Messen von Michaelis und Trinitatis auf das Pfingstfest und den Martinstag verlegt. Aber freylich hatte er ihr ausschließendes Stapelrecht, das sich sonst auf vier Meilen im Umfange erstreckte, auf zwey Meilen eingeschränkt. Doch Erfurt verlor im Grunde damals wenig dabey, weil es seine vortreflichen Handelsfreiheiten ohnedies nicht bedurfte. Es wendete auch, so viel man weiß, nichts darwider ein, als der Kaiser, der Stadt Leipzig zum Vortheile, alle ihr verliehene Privilegien wieder aufhob *).

Doch

b) Fiskals Handelsrech. II, 608:617.

c) Gesch. Thüringens, V, 137.

Doch mögen auch die zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft kurz darauf ausgebrochenen Händel Ursache gewesen seyn, daß die Erfurter ihr Recht nicht nachdrücklicher verfolgten ¹⁾. Deslo thätiger zeigte sich Naumburg, dem Handel der leipziger Eintrag zu thun. Es wollte, der leipziger Michaelmesse zum Nachtheile, seinen Ostermarkt auf acht Tage vor Dionysius verlegen. Schon war die kaiserliche Erlaubniß dazu ausgefertigt; sie wurde aber auf Vorstellung der leipziger wieder vernichtet. Weil indessen die letztern befürchteten, daß sich die Naumburger zur Verhauptung ihres Rechtes des geistlichen Schutzes bedienen würden, so ließen sie sich vom Pabst Leo X. eine Bestätigungsbulle über das kaiserliche Privilegium vom Jahr 1507 ertheilen. Die Aufnahme des Handels zu leipzig that hauptsächlich dem Gewerbe der Brandenburger vielen Schaden. Er hatte auch auf Breslau und Frankfurt ²⁾, die beiden Stapelstädte an der Ober, einen nachtheiligen Einfluß. Der ganze Handel dieser Gegend Deutschlands zog sich jetzt nach leipzig, das sowohl vom Reichsoberhaupt, als von seinen Landesherren so ausgezeichnet begünstigt wurde. Carl V. ertheilte ihm zweymal eine erweiterte Bestätigung der ihm von seinem Großvater verliehenen Privilegien. Zur Aufnahme des leipziger Gewerbes trug aber auch der durch die Grausamkeit der Spanier bewirkte Verfall der Stadt Antwerpen sehr viel bey. Geflüchtete Kaufleute und Manufacturisten dieser Stadt brachten nicht nur ihre Capitalien, sondern auch ihre Kunst mit nach leipzig ³⁾.

8. Während daß im obern und im innern Deutschland so manche neue Handelsstadt sich emporhob, näherte sich die ehemals so berühmte Hanse immer mehr ihrem Verfall. Der Umfang ihres Handels wurde auf allen Seiten eingeschränkt. Ihre Geschäfte mit Rußland und andern östlichen Ländern waren schon im vorigen Zeitraume gar sehr vermindert worden ¹⁾. Den größten Theil derselben rissen die Kriesländer an sich, und in der Folge holten die Engländer die russischen Waaren, die sie vormals von den Hansestädten empfangen, aus der ersten Hand ab ²⁾. So verlor die Hanse allmählig die Oberherrschaft über das baltische Meer. Sie ihr zu entziehen, gab sich aber besonders auch Dänemark alle Mühe. Der König Johann II. brachte es durch seine Siege endlich dahin, daß sowohl seine, als die holländischen Flotten die Küsten der Ostsee ungehindert beschiffen konnten. Christian II. erklärte Copenhagen, das er zum Mittelpuncte des Handels auf der Ostsee machen wollte, zur allgemeinen Stapelstadt nicht nur für sein Reich, sondern auch für alle auswärtige Staaten. Lübeck und die übrigen wendischen Seestädte geriethen hierüber in so große Bewegung, daß es zu einem langwierigen Kriege kam, bey dem die Hanse von Schweden unterstützt wurde. Hamburg nahm politischflug an demselben keinen Antheil, und unterhielt vielmehr mit Dänemark einen vorteilhaften Alleinhandel. Endlich verwickelte sie die Oberherrschaft über den Elbstrom gleichfalls mit dem König Christian in Krieg. Da nun allen hanseischen Waaren der Weg nach Dänemark versperrt war, so geriethen die Dänen, die ihrer noch nicht entbeh-

1514

Einschränkung des hanseatisch. Handels in Ost- und Nord-europa.
seit 1554

f) Fischer, S. 621. Gesch. Thüringens, S. 121. 139.

g) Den blühenden Zustande, in dem sich die Handlung Frankfurts an der Ober zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts befand, be-

weist der daseibst herrschende Luxus. Buchholz, III, 349.

h) Fischer, S. 619/624.

i) Band III, S. 205.

k) Fischer, S. 538. u. f. f.

- entbehren konnten, dadurch selbst in große Verlegenheit. Ihre Vorstellungen bewirkten, daß der König das Verbot der hanfsichen Waaren in seinen Staaten wieder aufhob, und gleich nach dieser Aufhebung kamen binnen zwey Tagen zweyhundert dänische Fährzeuge zu Lübeck an. Demungeachtet ließ Christian zwey Jahre hernach ein reichbeladenes lübeckisches Schiff auf dem Rückwege von Liefland wegnehmen, und zu Copenhagen aufbringen. Die Hanfa schickte dagegen seinem Nebenbuhler Gustav Wasa eine Flotte von vierundzwanzig Segeln, die nicht nur diefen auf dem schwedischen Thron besetigen, sondern auch Christiani aus seinem eignen Reiche vertreiben half. Christian klagte sein Schicksal seinem Schwager Carl V.; er munterte auch Luthern zu einer heftigen Schrift gegen die Hanfa auf. Die Lübecker wußten aber sehr gründlich darauf zu antworten. Der Beystand, den sie dem neuen König von Schweden geleistet hatten, verschaffte ihnen und den Danzigern herrliche Handelsvorrechte. Auch der neue König von Dänemark, Friedrich I., bestätigte und erweiterte ihre alten Handelsfreyheiten. Hauptsächlich genossen sie aber die Städte Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg, und dennoch waren sie so undankbar, daß sie, dem König Heinrich VIII. von England zu Gefallen, Christian III. vom dänischen Thron entfernen wollten ¹⁾. Die Lübecker wurden aber, ihrer ansehnlichen Flotte ungeachtet, bey Helsingburg geschlagen, und ein andres unglückliches Seetreffen vernichtete die ganze hanfsiche Seemacht. Durch den Vergleich mit dem König Friedrich II. erhielten zwar die obenerwähnten Städte die Erlaubniß, wieder durch den Sund zu schiffen; da aber der dänische Adel sich nunmehr selbst mit dem Handel beschäftigte, und Manusfacturen anlegte, so nahm der hanseatische Handel nach den dänischen Staaten immer stärker ab ^{m)}.

In England
und durch
Engländer.

9. Eben dieses Schicksal betraf ihn in England. Aber auch hier gaben die Hansestädter zum Verfall desselben selbst Gelegenheit. Ihre Handelsbedienten zu London machten sich durch ihre prächtige und üppige Lebensart bey den Engländern verhaßt, und diese benutzten diese Gelegenheit, die Geschäfte der Hanfa immer lebhafter einzuschränken. So nahm man z. B. von ihren Waaren jetzt zwanzig vom Hundert Zoll, da es ehemals nur Eins gegeben hatte. Heinrich VIII. gab die Verordnung, daß keine ungeschorne Lächer aus dem Reiche gehen sollten; eine Menge deutscher Tuchseerer wurde dadurch außer Nahrung gesetzt. Es sah für den hanfsichen Handel in England so gefährlich aus, daß Hamburg bereits den Rath erteilte, auf die Hinwegschaffung des baaren Geldvorraths und des Silbergeschirrs aus dem Stalhose zu London bedacht zu seyn. Durch Nachgiebigkeit und kluge Policenankalten wurde aber dem gänzlischen Umsturz des Handels nach England noch einige Zeitlang vorgebeugt. Eward VI. bestätigte der Hanfa wieder ihre alten Handelsfreyheiten. Vorzüglich günstig aber war ihr der Umstand, daß die Königin Marie sich mit Philipp II. vermählte. Der kaiserliche Hof konnte sich nun der Hanfa nachdrücklich annehmen. Marie schaffte nicht allein verschiedene drückende Abgaben ab; sie hob auch die von ihrem Vater verbotene Ausfuhr der ungewalkten und ungeschornen

1) Sie hatten eine Flotte von 35 Schiffen in der Offee, und darunter ein Schiff, das 180 Fuß lang und 40 breit war, und 700 Lasten tragen konnte.

m) Fischer, S. 332: 368.

nen Zeuge wieder auf. Dies gab zu heftigen Klagen ihrer Unterthanen Gelegenheit. Handel, Schifffahrt und Manufacturen ihrer Nation würden, wie sie behaupteten, durch die Hansa ganz vernichtet. Man fand diese Klagen gegründet, und der hanseatische Handel erfuhr nun immer größere Einschränkungen. Das größte Unglück aber begegnete ihm, als die Engländer die nordöstliche Fahrt nach dem weissen Meere entdeckten, als sie mit Rußland ein Handlungsbündniß errichtetenⁿ⁾.

10. Um eben diese Zeit befand sich aber der hanseatische Handel in den blühenden Niederlanden noch in der schönsten Blüthe. Zu Brügge lebte eine große Menge von Manufacturisten und Handwerkern, die, in achtundsechzig Zünfte getheilt, sehr viele halbsidene, seidene und baumwollene Zeuge, wollne Röcher und Teppiche verarbeiteten. Sie bekamen hierzu jährlich auf sechzigtausend Sacke spanische Wolle. Antwerpen hob sich besonders seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, seit der Zeit da Brügge und Gent in Verfall geriethen. Man fand zu Antwerpen Kaufleute von allen Nationen versammelt. Ihre Wechselbriefe gingen durch die ganze Welt, und unter andern auch nach Augsburg, Nürnberg und Frankfurt am Main. Die Portugiesen schafften ihre ostindischen Schätze, ihre Edelsteine, Specereien und Apothekewaren, zum Verkauf nach Antwerpen. Eben so setzten die Italiener ihre lebhaftesten Producte hier ab. Die Spanier vertauschten hier ihre americanische Waaren gegen niederländische Manufactur- und Fabrikwaaren. Die deutschen Hansestädte holten für meistens nordische Producte aus Niederdeutschland, Dänemark, Västmanland, Norwegen, Polen und Rußland; allerley ost- und westindische Producte, imgleichen niederländische Manufacturwaaren, ab. Man kann sich nun die Lebhaftigkeit des Gewerbes, das zu Antwerpen herrschte, leicht vorstellen. Man zählte daselbst auf hunderttausend Einwohner; kein Tag verstrich, an welchem nicht wenigstens fünfhundert Schiffe aus- und eingelaufen wären, und oft sah man zweihundertundfünfzig Schiffe auf einmal in dem Hafen. Täglich kamen gewöhnlich zweihundert Kutschen an, und der Frachtwagen zählte man in Einer Woche auf zwentausend. Zoll, Accise und Markttaggaben betrug alle Jahr eine Million, siebenhundertundsechszigtausend Gulden. Die Niederlande machten überhaupt damals das blühendste Handelsland in ganz Europa aus^{o)}.

11. Die Blüthe des niederländischen Handels begünstigten hauptsächlich die großen Handelsfreiheiten, welche die Niederländer und überhaupt die Hansa in Portugal, Spanien und Frankreich genoss. In Spanien erhielt die Hansa in den Jahren 1517 und 1528 die gollfreye Einfuhr von Gold, Silber, Getreide, Schiffebauholz, Masten, Lauen, Seegen, allerley Geschütz, Hanf, Werg u. d. m., wozu in der Folge selbst Lebensmittel und Kleidungsstücke kamen. Sie konnte auch die in den spanischen Staaten erhandelten Specereien und indischen Gewürze, ohne Entrichtung irgend eines Zolles, sogleich zu Schiffe bringen. In Portugal genoßen die Hansestädte gleichfalls große Zollfreiheiten. In Frankreich machten die deutschen Kaufleute, denen man eine ganze Reihe von Handelsfreiheiten zugestanden hatte, außerordentlich einträgliche Geschäfte. Man traf sie fast in allen französischen

n) Bilder, S. 569: 572.
Allgem. Weltk. 56. Th.

o) Bilder, S. 591: 600.
I

adrischen Städten, und besonders zu Lyon, an ¹⁾. In Venedig hatte man für die deutschen Handelsleute eine so große Hochachtung, daß man das sogenannte große deutsche Haus, während dem Kriege mit dem Kaiser Maximilian I., auf Kosten des Staates wieder aufbaute ²⁾. Die Hansa versah in diesem Zeitraume fast das ganze westliche Europa mit Getreide, Holzwerk, Metallen u. s. w. Dieser Zeitraum war aber auch der Gipfel ihres Handelsglückes, das sie, theils durch Eifersucht, theils durch Einmischen in die fremden Handel der Russen, Schweden und Dänen, am meisten vernichtete. Ihre ehemalige gemeinschaftliche Handelsverfassung trennte sich in besondere Handelsgesellschaften auf der See und auf dem Lande. Einige handelten jetzt bloß mit Tüchern und Zeugen, andre mit Fellen und Leder, und wieder andre mit Materialien, Gewürzen u. d. m. Da ein Theil der Hansastädte diese Handelsabsonderungen billigte, und der andre sie verwarf, sie unterdrücken wollte, so gab dies Gelegenheit zu Streitigkeiten und Absonderungen, so entstanden einander entgegengesetzte Verbindungen, die den Gegentheil schlechterdings von allem Handel zu entfernen suchten. Einige Städte wurden nun aus der Hansa herausgestoßen; andre verließen sie freiwillig ³⁾. Die Monopolien, die sich einige von den mächtigsten Handelsstädten anmaßten, gaben aber nicht allein ihren Schwärmern, sondern auch den übrigen Deutschen, zu lebhafter Unzufriedenheit Veranlassung. Sie zogen deswegen die Aufmerksamkeit der Reichsversammlungen auf sich, und auf dem augsburgischen Reichstage vom Jahr 1530 wurden die Monopolien mit Specereyen, wollenen Tüchern und andern dergleichen Waaren, auf das schärfste und bey angebotener Wegnahme, verboten. Man übertrug es den Obrigkeiten jedes Ortes, den Kaufleuten, die eine Theuerung der Waaren verursachen würden, Schranken zu setzen, und man machte es, in dem Falle, daß sie dieses unterlassen würden, dem Reichsfiscal zur Pflicht, sie erst zu erinnern, und dann, wenn auch diese Erinnerung in Zeit von einem Monat nicht befolgt werden sollte, sein fiscalisches Amt ohne weitem Aufschub zu verwalten ⁴⁾.

Geschichte des
Reichsmünz-
wesens.

12. Manche Reichsstände mußten sich aber aus der strengen Beobachtung dieser Reichstagsverordnung schon deswegen eine Gewissenssache machen, weil sie mit der Ausübung ihres Münzrechtes so eigennützig verfahren, und ihren Nebenmenschen zu geringhaltige Münzsorten in die Hände spielten. Die Reichsversammlungen machten sich ein wichtiges Geschäft daraus, diesen Münzunordnungen Einhalt zu thun; ihre Bemühungen blieben aber gewöhnlich fruchtlos. Auf dem nürnbergischen Reichstage vom Jahr 1523. machte man endlich ernstliche Anstalten, eine gleichmäßige, gute Reichsmünze einzuführen. Man verabredete deswegen, daß alle Münzstände ihre Wardeins, zu einer gemeinschaftlichen Berathschlagung, nach Nürnberg schicken sollten. Dies geschah, und das Resultat ihrer Berathschlagungen wurde von dem damaligen Reichsregimente zu Eßlingen, mit Zugiehung einiger Reichsstände und ihrer Münzmeister und Wardeine, untersucht. Aus dieser Untersuchung entstand die erste allgemeine Reichs-Münzordnung, die im Namen des Kaisers

1524

p) Kistner, S. 605, 607.

q) Kistner, S. 623. Dieses fondego da Tedeschi hatte 200 Kammern und Kammern, nebst einem großen Saale, worin alle die Kauf-

leute speiseten, die nicht mit eigener Wirtschaft versehen waren. Ebenb. S. 535.

r) Kistner, S. 531. u. f. f.

s) Häberlin, XI, 287.

Kaisers bekannt gemacht wurde. Diese gestattete nicht mehr als siebenetley gemeine Reichsmünzen von Silber. Außer diesen sollte kein Münzgenosß eine andre Münze, die kleinen Pfennige und Heller ausgenommen, bey Strafe von zwanzig Mark löthigen Goldes, prägen lassen. Die ausschreibenden Fürsten der Reichskreise bekamen den Auftrag, über die Beobachtung dieser Münzordnung zu wachen. Man verordnete auch, daß in jedem Kreise, in einer besonders dazu vorgeschriebenen Maßstadt, jährlich zwey Zusammenkünfte, oder sogenannte Probationstage, sollten angestellt werden, um den Gehalt der im Umlaufe befindlichen Münzen zu untersuchen, und die unechten abzusehen, auch alle übrige Mißbräuche im Münzwesen abzustellen ¹⁾. So vortreflich aber diese Münzverordnung für ihre Zeiten auch seyn mochte, so lagen doch schon in ihr selbst die Ursachen, warum sie nicht zur Vollziehung kam. Die meisten Reichsstände fanden es natürlich ihrem Vortheile gar nicht angemessen, ihre freye Ausübung des Münzrechtes einschränken zu lassen; so denn mißfiel ihnen auch ohne Zweifel die Vorchrift des künftigen Münzstempels, der, durch Einschlebung des Reichsadlers, ihre Bildnisse stillschweigend würde verdrängt haben. Genug, die Reichsstände prägten auch in Zukunft unter ihrem eignen Stempel, und die Unordnung und Verwirrung im Münzwesen dauerte immer fort. Fast auf jedem Reichstage erwähnte man der Abstellung derselben, und jedesmal verschob man die Ausführung auf eine andre Gelegenheit. Da nun die Einführung einer allgemeinen Münzordnung so große Schwierigkeiten fand, so waren einige Reichsfürsten und andre Stände selbst auf Anordnungen und Verbesserungen bedacht.

13. Carls V. Ehrgeiz arbeitete indessen fort, die eßlinger Münzordnung aufrecht zu erhalten. Reichsregiment, Reichstag, Conferenzen — alles mußte sich damit beschäftigen, und nach sechs Jahren that endlich die berühmte Reichssammlung zu Augsburg den Auspruch, daß zur Zeit wichtige Ursachen einen Schluß in Ansehung des Münzwesens verhindert hätten, und zwey Jahre hernach raubte der auf dem Reichstage zu Regensburg gemachte Abschied alle noch übrige Hoffnung, daß die eßlinger Münzordnung jemals zur Vollziehung kommen würde. Vermöge dieses Abschlusses wollte man sich nemlich indessen auf einige Jahre, nur wegen einer ziemlich erträglichen und beständig gleichmäßigen Münze, zu vergleichen suchen. Man erkennt hieraus die Schwierigkeiten, die der guten Sache im Wege standen. Eben diese Schwierigkeiten waren aber für eigennützigdenkende Münzstände ein Aufmunterungsmittel, den innern Gehalt ihrer Münzen unversäumt zu vermindern. Die Münzbetrügeren wagte sich jedoch sogar an den Stempel gerechter Münzfürsten. Diese hatten nun die Kränkung, äußerst geringhaltige Münzsorten, bezeichnet mit ihrem Namen, ihrem Wappen, und ihrem Bildnisse, im Umlaufe zu sehen, und der schlimmste Umstand dabey war noch der, daß diese Münzen aus der Münzstätte solcher Fürsten kamen, deren großes Ansehen jeden Vorwurf zurückschlechte. Die Beschwerden, welche die gekränkten Münzstände im Allgemeinen vorbrachten, hatten indessen doch die Wirkung, daß man in der peinlichen Halsgerichtsordnung auf falsche Münzen besondere Rücksicht nahm. Die auf dem regensburger Reichstage verabredete Münzconferenz wurde auch im folgenden Jahre zu Speyer wirklich

Schwierig:
Zeit einer
Reichsmünz:
ordnung.

1530

1533

Z 2

gefaßt

¹⁾ Häberlin, X, 526. 529. 638.

gehalten. Es versammelten sich die Gesandten der Chur, und einiger andern Fürsten, welche Bergwerke hatten, imgleichen die Repräsentanten der sechs alten Reichskreise. Weil aber nicht auch solche Münzstände, die keine eigne Bergwerke besaßen, eingeladen worden waren, so wollten sich die Gesandten der Churfürsten von Sachsen und von Bayern, imgleichen der Grafen von Mansfeld, in keine Unterhandlungen einlassen. Nun wollten zwar die übrigen die Verathschlagungen wirklich anfangen; allein sie wurden durch einen andern Umstand daran gehindert. Der Kaiser hatte die Versicherung gegeben, daß er, um die Münze seiner Niederlande mit der Reichsmünze in Gleichheit zu bringen, an dem speerischen Münztag gleichfalls Antheil nehmen wollte. Es erschien aber nun kein Gesandter von ihm. Auf diese Art konnte nicht einmal der Interimsmünzfuß berichtigt werden. Einige oberdeutsche Reichsstände, denen dieses sehr unangenehm war, hielten jedoch zu Ende dieses Jahres zu Augsburg eine freiwillige Conferenz, worin sie ausmachten, daß jeder Münzherr, so lange Kaiser und Reich weiter nichts entschieden, die Ausmünzung unterlassen, und weiter nichts als eine gewisse Zahl vorgeschriebener Kreuzer und anderer Scheidemünze prägen sollte. Die beiden Herzoge von Bayern, Wilhelm und Ludwig, welche zu dieser Münzvereinigung die vornehmste Veranlassung gegeben hatten, suchten immer mehrere Münzstände in dieselbe zu ziehen. Es ließen sich auch die Pfalzgrafen am Rhein, der Erzbischof zu Salzburg, die beiden Reichsstädte Ulm und Augsburg, und selbst der König Ferdinand, als Befizher der österreichischen Erblände, dazu bewegen. Die Münzvergleichung, die bey dieser Gelegenheit verabredet wurde, hatte aber den Fehler, daß man zwar ein gemeinschaftliches Korn, aber ein verwirrtes Gemisch des Schrotens, nach der wiener und nürnbergischen Mark, angenommen hatte. Die fränkischen Münzstände wollten ihr daher auch nicht beytreten, und sie errichteten vielmehr eine Gegenconvention. Ferdinand, der die ausburgische Münzconvention, für die er sich erklärte, zur allgemeinen Reichsmünzordnung zu erheben wünschte, war über den von den fränkischen Münzständen gethanen Schritt so aufgebracht, daß er sie darüber zur Rede stellte. Da sie aber ein besseres Münzkorn zur Entschuldigug hatten, so brauchten sie nur so weit nachzugeben, daß sie gewisse neue Münzgattungen nicht wollten prägen lassen. Sie blieben auch gegen alle Versuche Ferdinands, sie zur Anerkennung der ausburgischen Münzconvention zu bewegen, unerschütterlich. Da nun Ferdinand seine Mühe auf jede Art vereitelt sah, so verzweifelte er endlich an der fruchtbaren Ausdehnung der ausburger Convention, so gab er, wiewol unwillig, der Entschließung nach, die Münzangelegenheit der Reichsversammlung wieder zu überlassen. Dies geschah auf dem regensburger Reichstag von 1541. Es dauerte aber noch acht Jahre, ehe die Reichsversammlung zur Berichtigung dieses Geschäftes recht ernstliche Anstalten machte. Man bestimmte hierzu einen Münztag zu Speyer.

1549

Reichsmünzordnung vom Jahre 1551.

14. Auf diesem Münztage nahm man ganz vorzüglich auf die Bestimmung eines richtigen Verhältnisses zwischen Gold und Silber Rücksicht. Seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war eine Mark Gold zwölf bis dreyzehn Mark Silber gleichgeschätzt worden. Jetzt sollte sie, den meisten Stimmen zufolge, nur zehn Mark, vierzehn Loth und drey Quentchen werth seyn, weil man die Mark Silber, in eben dem Korne, zu zehn Gulden elfthalb Kreuzer ausprägen wollte.

Dieser

Dieser Veränderung widersehten sich aber die Reichsstädte mit der größten Lebhaftigkeit. Sie führten unter andern Gründen an, daß ein allsehr herabgesetzter Werth des Goldes gegen das Silber bewirken würde, daß der den Händen der Aufwechsler noch entzogene geringe Ueberrest der rheinischen Goldgülden auch noch aus Deutschland möchte vertrieben werden. Diese Besorgniß rechtfertigten sie dadurch, daß der König von Frankreich seine Goldkronen jede um eine Solis gesteigert habe, um sie nicht nur in dem Lande zu behalten, sondern auch die rheinischen Goldgülden hineinzuziehen. Demungeachtet siegte die Gegenpartei, und der regensburger Reichstag vom Jahr 1551 erzeugte endlich einen diese Sache betreffenden Reichsschluß, der in eine allgemeine Reichsmünzordnung verwandelt wurde *). Aber auch diese fand so wenig Eingang, daß fast gar nicht auf sie geachtet wurde, und daß man deswegen beynahe zweifeln muß, ob auch der ganze deutsche Staatskörper sie genehmigt habe, und ob nicht vielleicht Carls Uebermacht dabei durchgedrungen seyn möchte. Wenigstens scheint die Erfahrung diese Vermuthung zu rechtfertigen. So hatte die Vorchrift der eßlinger Münzordnung, welche das Adlergepräge betraf, niemand weiter, als der Churfürst Ludwig V. von der Pfalz angenommen. Erst richtete sich blos der Churfürst Joachim II. von Brandenburg nach der kaiserlichen Verordnung. Kein einziger seiner Mit-Churfürsten folgte ihm nach. Die meisten Beobachter desselben finden sich noch unter den geistlichen Fürsten. Die Söhne des gebohrnen Churfürsten Johann Friedrichs von Sachsen durften es freulich nicht wagen, sich der Befolgung der kaiserlichen Verordnung zu entziehen; auch ihr aus der Gefangenschaft zurückgekehrter Vater hatte hierzu noch nicht Muth genug. Die größte Zahl deutscher Stände betrachtete aber die neue Münzordnung als einen Beweis von der uneingeschränkten Macht, die sich Carl V. anmaßen wollte. Der mutthige Markgraf Albrecht von Brandenburg machte es dem Kaiser in seinem Manifeste öffentlich zum Vorwurfe, daß er es den Reichsfürsten verboten habe, ihre Bildniß auf die Münzen prägen zu lassen. Die allgemeine Münzordnung fand überhaupt so wenig Beifall, daß alle Bemühungen Ferdinands, ihre Einführung durchzusetzen, vergeblich waren. Unter andern wollte sich der Churfürst August zur Annahme derselben durchaus nicht bereben lassen. Eben so widerseßlich bezeugten sich die Herzoge von Braunschweig, welche sowol unter sich, als mit andern niedersächsischen Münzständen, neue Münzvergleiche errichteten *). Aus allem diesem folgt nun, daß eine Uebersicht des deutschen Münzwesens dieses Zeitraums überaus schwer ist.

§ 3

*) Vermöge derselben sollten aus einer kölnischen Mark fein Silber 10 Gulden und 12½ Kreuzer in Silber geprägt werden. Kleinere Münzsorten waren 36 Kreuzerstücke oder halbe Gulden, ferner 20, 12, 10 und 6 Kreuzerstücke. Zum Gepräge bestimmte Carl V. auf der einen Seite den zweifelhigen Reichsadler, auf dessen Brust den Reichsapfel, und in solchem durch den Ziffer-Ausdruck, jedes Stückes Werth, mit der Umschrift: Caroli V. Imp. P. F. Decreto. Auf die andre Seite sollte der Münzstand sein Wappen, mit der gewöhn-

lichen Unterschrift und der Jahrszahl können prägen lassen. Als Landmünzen des ober- und nieder-sächsischen und fränkischen Kreises gestattete man: 1) ganze Groschen, deren 21 Stück 60 Kreuzer galten, 200 Stück auf die raube kölnische Mark; 2) halbe Groschen, 42 Stück, 60 Kreuzer werth, 152 Stück auf die raube Mark; 3) kleine Groschen, 84 Stück so viel werth als 60 Kreuzer, 276 Stück auf die raube Mark.

v) Kleinsch. Chursächs. Münzgesch. Th. I, S. 319: 345.

(1484)

ist. Eine neue Münzgattung, welche in demselben zuerst geprägt wurde, verdient indessen hier genannt zu werden. Dieses war nemlich der Spieciethaler. Schon unter Kaiser Friedrich III. hatte der Erzherzog Siegmund von Oesterreich den Anfang gemacht, sogenannte Guldengroschen, von feinem Silber und zwey loth schwer, ausmünzen zu lassen. Diesem Beispiele folgten im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Grafen von Schlick, die Besitzer der ergiebigen Silbergruben zu Joachimsthal in Böhmen, und ließen sehr viele solche Gulden von zwey lothen ausprägen. Man nannte sie vom Orte ihres Ursprungs Joachimsthaler, auch Schlicker, und Löwenthaler *). Da sie dem rheinischen Goldgülden am Werthe gleich kamen, so wurden sie beynahe ein Jahrhundert hindurch Guldengroschen genannt *).

Deutschlands
Reichthum an
Silber 16.

15. Die Vermehrung der Münzsorten setzt einen größern Vorrath von den edlen Metallen, woraus sie geprägt werden, voraus. Unstreitig breiteten sich die Gold- und Silberschätze, die aus America flossen, auch nach Deutschland aus. Die Deutschen suchten aber demungeachtet noch immer fort, ihre vaterländischen Bergwerke mit Eifer zu bearbeiten. Die vier Hauptzechen des böhmischen Bergwerks zu Budweis lieferten vom Jahre 1548 bis auf das Jahr 1572. 95,481 Mark Silber. Die Ausbeute des Joachimsthaler betrug von 1516 bis 1602, nach Abzug des Berggehaltens, des Schlagshages und der Unkosten, 4,757,165 Thaler, die nach heutigem Gelde 21,882,959 Gulden ausmachen. Nach dem Joachimsthaler gab der Rattenberg die meiste Ausbeute. Er lieferte im Jahr 1523 auf 17690 Mark Silber; seit dem Jahre 1528 kam er aber sehr in Verfall. Die anabergischen Erzgruben brachten ihren Besitzern 1536 viertelhalb und 1537 drey Tonnen Goldes ein. Ueber alle Erwartung aber steigt der freybergische Bergschatz, dessen Silberertrag dieses Jahrhunderts auf einige Millionen Mark geschätzt wird. Jährlich lieferte er auf 80 Centner Silber und gegen 1000 Centner Kupfer. Die Ausbeute des schneebergischen Bergwerkes betrug bis zum Jahr 1550. 164,473 Tonnen Goldes. Und dies sind nur einige der vorzüglichern Beispiele von den Reichthümern, welche die deutschen Bergwerke dieses Zeitraums ihren Besitzern lieferten. Kurz, Deutschland hatte an allen Erzen, ausgenommen an Gold, einen Ueberfluß, und lange empfingen Italien, Frankreich und Spanien alles ihr Silber von deutschen Kaufleuten *). Einen großen Theil dieses Silbers trieb der deutsche Luxus ins Ausland. Nach Italien schickte man für Seide, Sammt, Ungergold, Lächer und andre Bedürfnisse der Ueppigkeit große Summen. Andre wanderten für Gewürze, Goldstoffe und Seidenzeuge nach Ostindien und andern asiatischen Ländern. Schon Luther klagte darüber; schon Luther behauptete, die Deutschen bereicherten durch ihr Gold und Silber die ganze Welt, während daß sie selbst arm blieben. Carls V. Gelderpressungen, die nach Entdigung des schmalkaldischen Kriegs erfolgten, zogen über achtzehn Tonnen deutsches Gold nach Spanien und Italien, und dennoch

*) Hübner, X, 124.

*) Einige leiten den Namen Thaler, der erst spät aufgefunden ist, von Taler her, weil sie so viel als ein Talent oder ein altes Schock werth waren. Alzog, S. 201. In Churfürstentum hat man auch schon um das

Jahr 1493 solche Zwettlohmünzen geprägt. Ebend. S. 204. In der Reichsmünzordnung vom Jahr 1551 wurde ihr Werth auf 63 Kreuzer gesetzt. Ebend. S. 333.

*) Fischer, S. 633, 643.

bennoch blieb das deutsche Gewerbe dieses ganze Jahrhundert im blühenden Zustande, und nur der dreißigjährige Krieg vermochte es zu vernichten. Ein sachkundiger Mann hat berechnet, daß der deutsche Geldvorrath, der sich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nur auf 737 Millionen Thaler belief, fünfzig Jahre später auf 45,914 Millionen gestiegen war ¹⁾. Die Preise der Lebensmittel wichen eben nicht sehr von einander ab, und der Mittelpreis des Getreides in Sachsen war in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zwischen zwölf und achtzehn Groschen ²⁾.

16. Die Heppigkeit war, wie schon aus dem angeführten erhellt, noch immer im Steigen. Der große Aufwand der fürstlichen Höfe bey Vermählungen und andern feierlichen Gelegenheiten dauerte noch immer fort. Hier sind einige Beispiele solcher Vermählungsfeste aus Sachsen. Als Herzog Georg der Bärtige von Sachsen zu Leipzig Hochzeit hielt, wurden 99 Kägel süßer Wein, 1300 Eimer anderer Wein, und 444 Faß allerley Bier getrunken. Das Fest dauerte vom Sonntage bis auf den Freytag, und es befanden sich unter den Gästen über 6000 Reiter. Die Zahl der eingeladenen Personen war bey solchen Feiertlichkeiten allezeit sehr groß. Zu dem zwenten Beylager des Herzog Johannis fanden sich 8 fürstliche Personen, 9 Grafen, 8 Aebte und Prälaten, 3 Capitularen, die Abgeordneten von zwey hohen Schulen, 59 von Adel, die Abgeordneten von 22 Städten, 23 gräfliche und adliche Weibspersonen, die dazu verschrieben waren, und 79 von Adel, denen man das Hofgewand zugesandt hatte, ein. Es wurden damals 3265 fremde Pferde gefüttert. Das Fest dauerte eine ganze Woche. Luststechen und lustrennen gehörten, außer der Tafel, noch immer unter die vornehmsten Lustbarkeiten. Es herrschte bey denselben zuweilen eine große Pracht. Zu dem Turniere, welches der Churfürst Friedrich der Weise und der Herzog Johann zu Erfurt hielten, wurden zehn Wochen hindurch Anstalten gemacht. Achtzehn geharnischte Fürsten und Grafen eröffneten paarweise mit langen langen den Kampf; brach die Lanze, oder konnte sie, weil die Ritter einander zu sehr auf den Leib gedrückt waren, nicht gebraucht werden, so zog man die Schwerdter, und nun hieben die Ritter, die der metallne Panzer hinlänglich sicherte, gewaltig auf einander los. Dabey wurden alle listige Mittel der Fechtkunst in Ausübung gebracht. Zuletzt sonderten Freunde und Gefährten die zu hiezig gewordenen Kämpfer von einander ab. Die Ritter, die bisher paarweise gefochten hatten, theilten sich nun in zwey Haufen, und rückten mit vorrger Heftigkeit gegen einander heran. Das Fest schloß ein Schmaus und ein Ball, auf welchem die Fürsten sich nicht zu vornehm dünkten, die Töchter der erfurterschen Rathsherren zum Tanze aufzufordern ³⁾. So wie aber Turniere eine Hauptlustbarkeit der Fürsten und Edelleute ausmachten, so gewährte ein feierliches Schießen mit Büchsen und andern Feuergewehr dem Bürger ein vorzügliches Vergnügen. Es trat in diesem Zeitraume an die Stelle des Armbrust-, und Bogenschießens, welches anfangs aber auch noch beybehalten wurde. So gab der Rath zu Augsburg dem Herzog Wilhelm von Bayern zu Ehren ein Schießen, bey welchem 544 Armbrust-

1) Ristler, S. 642.

2) Hungers Besch. der Abgaben in Sachsen, S. 35.

3) Besch. Thüringens, V, 202/204.

brust, und 919 Bogenschützen ihre Geschicklichkeit zeigten. Man fand dieses Schießen so herrlich und merkwürdig, daß man dem Stadtschreiber, dem berühmten Peutingen, eine umständliche Beschreibung desselben auftrag, welche noch vorhanden ist. Noch feierlicher aber war das Schießen, welches auf Befehl Kaiser Maximilians hier gegeben wurde ^{c)}.

1518

Luzus.

17. Kleiderlurus herrschte auch in diesem Zeitraume noch immer fort. Dies beweisen die Kleiderordnungen, welche die Fürsten dieses Zeitalters für nöthig hielten. Ein Fürst, der in diesem Punkte besonders streng dachte, war der Churfürst Joachim II. von Brandenburg. Er hatte ganz vorzüglich auf alle neue Moden einen großen Haß geworfen. Dies verrieth er einst auf eine sehr auffallende Art. Einige reiche Bürgersöhne zu Berlin, welche die neu aufkommen großen Plunderhosen zu tragen anfangen, hatten die Verwegenheit, in ihrem neuen Staate einen öffentlichen Aufzug um das Schloß herum zu machen, und sogar Musik vor sich hergehen zu lassen. Was that jedoch der aufgebrachte Churfürst? Er ließ sie öffentlich in einen großen Bauer sperren, und die Musikanten mußten ihnen einen ganzen Tag hindurch aufspielen. Ein andermal ließ er einigen Edelknechten die Plunderhosen am Bunde zerschneiden, so daß sie bis auf die Füße herabsielen, und die Herren auf einmal im Hemde da standen. Der gute Churfürst hatte zu dieser Strenge aber auch oft gerechte Ursache. Die Söhne der berlinischen Kaufleute wurden durch den Reichtum ihrer Väter zu mancherley Muthwillen verleitet. Sie spielten z. B. so hoch, daß sie drehhundert bis tausend Thaler auf einmal aufs Spiel setzten ^{d)}. Der Lurus, der in Deutschland herrschte, wurde durch die Entdeckung von America noch vermehrt. Die Deutschen lernten seitdem Taback rauchen, lernten Caffee, Chocolade und Thee trinken ^{e)}. Unstreitig aber tranken sie damals noch weit häufiger Brandwein, der erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts in allgemeinen Gebrauch gekommen zu seyn scheint. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war er jedoch schon so beliebt, daß die Landesfürsten den unmäßigen Genuß desselben durch Verordnungen einschränken mußten. Schon Landgraf Wilhelm II. von Hessen gebot, daß niemand Brandwein in seinem Hause, sondern außer demselben verkaufen sollte; an den heiligen Tagen sollte man ihn nicht vor den Kirchen feil haben. Landgraf Philipp sandt sich bewogen, das Schenken und Verkaufen des Brandweins durchaus zu verbieten. Lange Zeit brannte man dieses Getränke aus verdorbenem Weine, und er wurde eben deswegen auch gebrannter Wein genannt. In der Folge bediente man sich in eben dieser Absicht der Wein- und Bierhefen, und als man ihn aus Roggen, Weizen und Gersten zu destilliren anfang, so sah man dieses als einen unverant-

wort

c) v. Stetten, S. 198. 199.

d) Buchholz, S. 413.

e) Ob die Bekanntschaft mit America den Deutschen, so wie den übrigen Europäern, die verderbliche Lustsüchte zuführte, darüber streiten

seht gelehrte Aerzte; so viel aber ist ausgemacht, daß man schon im Jahre 1515 auf einem deutschen Reichstage öffentlich Klage führte, daß Deutschland mit venetianischen Kranken angefüllt wäre. Band III, S. 330.

worfflichen Mißbrauch des Getreides an, und in manchen Ländern ward das Brennen ausdrücklich nur aus Wein- und Bierhefen erlaubt ¹⁾. Die guten Biere, welche die Deutschen braueten, wurden in diesem Zeitraume noch durch eine neue Gattung vermehrt. Cord Broihan, ein Braumeister zu Hannover, erfand, als er Hamburger Bier brauen wollte, durch Zufall die Gattung von Bier, die den Namen ihres Erfinders trägt! Ein wirklich großes Verdienst zu einer Zeit, wo noch wenige Städte gutes Bier braueten; wo Bremer Ahtgrottenbier und braunschweigische Mumme noch nach beiden Indien gingen; wo Herzog Erich von Braunschweig dem Doctor Luther, nach überstandnem Verhör vor dem Reichstage zu Worms, eine Flasche Einbecker Bier schenkte; wo es noch gewöhnlich war, daß der churfürstliche Hof sechs Fuder Landwein an den herzoglich braunschweigischen Hof überschickte, der dafür der churfürstlichen Kellerei sechs Eimer Einbecker Bier übermachte. Die Biere sind schlechter geworden, seitdem der Deutsche in ausländischen Weinen sich berauscht, seitdem er bey arabischen, chineischen und americanischen Getränken verarmt und ungesund wird ²⁾.

1526

f) Beckmanns Technologie, S. 107.

g) Beckmann am a. O. S. 96.



Zehntes Buch.

Von Ferdinand I. bis auf den dreißigjährigen Krieg, 1558 bis 1618. = 60 J.

Erster Abschnitt.

Die Protestanten streiten sich nicht allein mit den Catholiken,
sondern auch unter sich selbst.

I.

Religiöse Freisitzten. Ferdinand I. befand sich, als er Deutschlands Regierung antrat, in einem Alter, wo bey den meisten Menschen die zur Ausführung großer Entwürfe nöthige Thätigkeit und Standhaftigkeit sich zu verlihren anfängt. Er war bereits fünf undfunfzig Jahre alt. Seine ganze kaiserliche Regierung dauerte auch nicht viel über sechs Jahre. Vorzüglich große und wichtige Begebenheiten kann man sich also so von Deutschlands Geschichte unter seiner Regierung nicht versprechen. Meistens waren es solche Vorfälle, welche die Verschiedenheit der Religion, wozu sich Deutschlands Bewohner nummehr bekenneten, veranlaßte. Schon auf dem regensburgischen Reichstage vom Jahr 1556 hatte man die Religionsvergleichung zu einem Hauptgegenstande der Berathschlagungen gemacht. Weil man jedoch bald einsah, daß die Zeit eines Reichstages hierzu zu kurz seyn würde, so beschloß man, in dieser Absicht ein neues Religionsgespräch zu veranstalten ^{1557 im Jun.}). Noch vor demselben stellten die evangelischen Fürsten zu Frankfurt am Main eine Zusammenkunft an, welcher unter andern der Churfürst Otto Heinrich von der Pfalz, sein Vetter der Pfalzgraf Friedrich zu Simmern, der landgraf Philipp von Hessen, und der Herzog Christoph von Württemberg in eigner Person bewohnten. Außerdem fanden sich noch viele Grafen und Herren, so wie die Gesandten von mehreren andern Fürsten, Grafen, Herren und Städten, ein. Hierzu kamen noch auf dreißig Theologen, unter welchen der regensburgische Superintendent, Nicolaus Gallus, eine Hauptperson vorstellte. Die Berathschlagungen dieser Zusammenkunft betrafen lauter Vorbereitungsanstalten zu dem künftigen Religionsgespräch. Die evangelischen Theilnehmer sollten z. B. die A. E. und deren Apologie zur Materie der Reli-

h) Sabelin, III, 133 fgg. Merkwürdig ist es, daß die evangelischen Stände auf eben diesem Reichstage einen Niederabschied ertheilten

ten, der sowohl das Religionsgespräch zu Worms, als ihr übriges Verfahren in Religionsfachen betraf. Ebd., S. 170—171.

Religionsdisputation gerade deswegen wählen, weil sie der Gegentheil seit vielen Jahren für ungöttlich und uncatholisch erklärt hatte. Sie sollten auch den Catholiken die in ihrer Kirche herrschenden Mißbräuche lebhaft vor Augen stellen¹⁾. Solche Vorbereitungen ließen auf den schlechten Erfolg des Religionsgespräches, welches zu Worms eröffnet wurde, mit Zuverlässigkeit rechnen. Es war in Ansehung der Theilnehmer das ansehnlichste, das man bisher noch gehabt hatte. Zum Präsidenten desselben war in dem regensburgischen Reichsabschiede der gelehrte Bischof Rudolf von Speyer, ein gebotener Herr von Frankenstein, verordnet worden; da ihn aber Krankheit von der Uebernahme dieses Amtes abhielt, so trug der König Ferdinand dem Bischof von Naumburg, Julius von Pflug, die Stelle des Präsidenten auf. Der Bischof von Merseburg, Michael Helding oder Eidonius, und der Reichsvicarius D. Seid, wurden ihm als Gehülfen zugegeben. Der Churfürst von Trier, der Erzbischof von Salzburg, der Churfürst von Sachsen und der Herzog von Württemberg waren zu Assessoren bestimmt; sie schickten aber ihre Bevollmächtigten. Eben so stellten sich auch von den sogenannten Auditoren nur die wenigsten persönlich ein. Unter den catholischen Colloquanten waren Eidonius und der Jesuit D. Peter Canisius die merkwürdigsten. An der Spitze der evangelischen stand Melancthon. Der jenaische Professor Matthias Flacius Illyricus, der vornehmste Urheber der Zänkeren unter den Protestanten, befand sich zwar nicht zu Worms; er setzte aber die zu Worms versammelten Theologen durch eine weitläufige Epistel, worin er sie zur Bekämpfung des Interims, imgleichen der Adiaphoristen, Opanbristen, und Majoristen, und zum lebhaften Widerstande gegen die Catholiken ermahnte, in Bewegung. Auch hatte er als Professor zu Jena auf die Instruction, welche die Herzoge von Sachsen ihren Gesandten ertheilten, Einfluß. Flacius gab sich überhaupt die größte Mühe, die protestantischen Theologen in Zänkeren zu verwickeln, und sie besonders gegen die hursächsischen Theologen in Eifer zu versetzen. Es entstanden darüber zwischen ihm und Melancthon, der sich auf Calvins Seite hinneigte, lebhaftest Streitigkeiten. Vergeblich ermahnten die weltlichen Räte der Fürsten die Theologen zur Einigkeit. Sie wollten ihre etwas anders denkenden Amtsbrüder durchaus verdammen, und sie setzten es endlich durch, daß sie ihre Verdamnungsgründe den Bevollmächtigten ihrer Fürsten übergeben durften. Als Herzog Johann Friedrich davon Nachricht bekam, ließ er seine vornehmsten Theologen, und besonders den Flacius, nach Weimar kommen, um über die Befehle, die er nach Worms könnte abgehen lassen, ein Bedenken auszustellen. Diese Synode erklärte nun, daß die herzoglich sächsischen Theologen mit denen, die sich öffentlich und heimlich abgesondert, die sich in Ansehung der A. E., imgleichen deren Apologie und der schmalkaldischen Artikel, von ihnen getrennt hätten, auch andre Secten und Irrthümer nicht verdammen wollten, in kein Religionsgespräch einlassen könnten. Eben dieselben durften auch, weil sie keine echten und rechtmäßigen Glieder der A. E. wären, an der Disputation wider die Catholiken keinen Antheil nehmen. Die strengen Lutheraner zählten hierauf eine Reihe von eifernen Keßern her. Diese mußten durchaus erst widerrufen, oder die herzoglichen Theologen sollten das ganze Colloquium durch eine Protestation verwerfen. Melancthon

im Aug.
Wormsches
Religionsge-
spräch.

U 2

und

1) Hüberlin, S. 256 — 270.

und andre churfürstliche Theologen wollten nicht nachgeben. Als nun die thüringischen und braunschweigischen Theologen die Einreichung ihrer Protestation für nöthig hielten, und die übrigen lutherischen Theologen ihnen dieses nicht gestatten wollten; so reiseten einige von jenen gar hinweg. Man kann sich die lebhafteste Freude, welche diese Zänkereyen der Protestanten den Catholiken machten, leicht vorstellen. Sie gaben ihnen den schönsten Vorwand, dem Religionsgespräch, das ihren Absichten so wenig angemessen war, auszuweichen. Sie fragten nemlich: wie die Protestanten mit den Catholiken über die Religion disputiren könnten, da sie untereinander selbst nicht einig wären? Dem regensburgischen Reichsabschiede nach sollten sie nur mit den Theologen der A. E. sich unterreden; sie mußten sich also vorher vergleichen. Wenn aber auch die Protestanten möglichst einig unter sich gewesen wären; so würde das wormsische Religionsgespräch dennoch keinen glücklichen Erfolg gehabt haben. Jeder von beiden Theilen hätte, um einander nahe zu kommen, sehr viel nachgeben müssen, und zum Nachgeben fühlte sich keine Partei geneigt, weil jede das meiste Recht zu haben glaubte. So erklärten die Catholiken die heilige Schrift für einen verdächtigen Richter in Glaubenssachen. Sie wünschten überhaupt das Religionsgespräch abgebrochen zu sehen. Selbst der König Ferdinand wurde beschuldigt, er habe heimlich Befehl gegeben, die Fortsetzung des Colloquiums auf eine schickliche Art zu verhindern; doch wollte Ferdinand diese Beschuldigung durchaus nicht eingestehen. Im Ganzen betrachtet bewirkte also das wormsische Religionsgespräch weiter nichts, als daß es die Erbitterung unter den Parteien nur noch größer machte. Jede bemühte sich nun, der andern die Schuld des abgebrochenen Colloquiums zuzuschreiben. Dies veranlaßte einen heftigen Schriftenwechsel. Die Streitigkeiten unter den Protestanten wurden seitdem nur noch lebhafter. Die herzoglich-sächsischen Theologen, die man, ihrer Meinung nach, von der Theilnahme am Religionsgespräch verdrungen hatte, dachten auf nichts, als auf Rache, und klagten es ihren Herzogen in den empfindlichsten Ausdrücken, daß sie sich ihrer Vertheidigung der reinen lehre wegen hätten müssen abweisen und verstoßen lassen. Die Fürsten glaubten es wirklich, daß ihren Theologen großes Unrecht widerfahren sei, und nahmen sich daher ihrer nicht nur an, sondern sie billigten auch wenigstens stillschweigend die heftigen Streitschriften, durch die jene ihrem Vorgeben nach die reine lehre und die Ehre Gottes vertheidigten. Hierdurch trennten sich die Mitglieder der evangelischen Kirche in drei Parteien. Erstlich hielt man diejenigen, die in dem Artikel vom h. Abendmahl der Meinung Calvins be stimmten, für abgesonderte Leute, welche es mit der A. E. nicht reblich meinten; zweitens erklärte man die churfürstlichen Kirchenlehrer, die man Ablassphoristen, Majoristen u. s. w. nannte, gleichfalls für solche, die nicht rechtgläubig wären. Weil aber diese die Universitäten Wittenberg und Leipzig, wie auch die oberdeutschen, psälischen, heßischen, anhaltischen und andre Kirchen auf ihrer Seite hatten, so konnten sie, besonders so lange Melancthon lebte, sich noch immer aufrecht erhalten. Die eifrigen Orthodoxen, die eigentlichen Urheber des Irrthums, waren die Flacianer, welche auf der neuen Universität zu Jena, imgleichen in Thüringen, Niederachsen, zu Regensburg und an andern Orten herrschten. Aus den letztern hat sich in der Folge die eckhardtsche Kirche gebildet; die zweite Partei wurde

wurde als eine cryptocalvinistische und abiaphoristische Secte völlig verworfen. Viele Mitglieder derselben schlugen sich zu der ersten Partey, aus welcher die sogenannte reformirte Kirche entstand ¹⁾. Alles dieses macht einen großen Theil der folgenden Geschichte aus.

2. Dies zeigt sich gleich in den Verhandlungen des ersten von Ferdinand 1559 im May den gehaltenen Reichstags zu Augsburg. Der wichtigste Gegenstand der Berathschlagungen desselben waren die noch fortbauenden Religionsstreitigkeiten und das zu Worms gehaltene Religionsgespräch. Es ereigneten sich über die Fortsetzung desselben zwischen Catholiken und Protestanten so viele Streitigkeiten, daß die Hoffnungen, die Religionsvereinigung auf dem Wege eines Religionsgesprächs zu finden, immer mehr verschwinden mußte. Selbst der Kaiser, der sich mit derselben so sehr geschmeichelt hatte, gab sie nun völlig auf. Er erklärte daher in der Versammlung der Reichsstände, daß er eine Kirchenversammlung aus allen Kräften zu befördern suchen wolle, und daß er hoffe und wünsche, die Evangelischen würden der Verordnung und Schlußes eines solchen Conciliums Beyfall und Nachdruck verleihen. Dies ließ sich jedoch nicht leicht hoffen und wünschen. Die augsbургischen Confessionsverwandten äußerten über ein allgemeines Concilium auch gleich solche Bedenklichkeiten; daß sich von demselben gar nichts erwarten ließ. Der Einfluß des Papstes und seiner Cardinale sollte, wie sie verlangten, durchaus entfernt bleiben; nur die heilige Schrift sollte die Richtschnur aller Entscheidungen seyn; jeder Christ sollte sein Bekenntniß freymüthig thun dürfen, und die augsbургischen Confessionsverwandten sollten so gut wie andre Mitglieder der Versammlung entscheidende Stimmen haben. Auf ein unter solchen Umständen veranstaltetes Concilium durfte man nun nicht rechnen; die Verwandten der augsburgischen Confession hegten daher die Meinung, daß die Berathschlagungen über diesen Gegenstand zu weiter nichts als zur unnöthigen Verlängerung des Reichstags, und zu weislaüfigen und verbißlichen Händeln Gelegenheit geben würden, und sie thaten deswegen den Vorschlag, daß man sich lieber einstweilen mit dem passauischen Vertrage begnügen sollte. Der größte Theil der Reichsversammlung hatte sich indessen für das Concilium erklärt, und Ferdinand verharrte standhaft bey dem Entschlusse, die Veranstaltung desselben zu befördern. Es blieb folglich den Protestanten weiter nichts übrig, als solche Bedingungen zu machen, deren Erfüllung sie so leicht nicht besuchten durften. Der Kaiser sollte z. B. das Concilium im Reiche deutscher Nation ausschreiben, und auf demselben weder einen Richter, noch einen Präsidenten, sondern nur eine Partey vorstellen. Die übrigen Bedingungen waren eben dieselben, die sie schon so oft gemacht hatten. Die Bewilligung derselben stand nicht einmal in des Kaisers Macht; er konnte also weiter nichts thun, als das Versprechen geben, daß jede mit Bescheidenheit vorgetragene Meinung gehört und in Ueberlegung genommen werden sollte. Dies Versprechen schien jedoch den Protestanten zu allgemein; sie verlangten daher, daß des Conciliums gar nicht im Reichsabschiede gedacht werden sollte, oder daß man zugleich die von ihnen gemachten Bedingungen hinzufügen möchte. Uebrigens stimmten sie mit dem Kaiser und den übrigen Reichsständen darin überein, daß es bey dem Passauer Vertrage und dem darauf erfolgten ewigen Religions- und Land-

1) Häberlin, S. 270 — 326.

frieden bleiben sollte. Dabei hegten sie aber die Hoffnung, daß der Kaiser alle Beschwerden, welche Nichtbeobachtung dieses Religionsfriedens veranlaßt hätte, abstellen würde.).

Religionsbe-
schwerden bei
der Parteyen.

3. Diese Beschwerden hatten die Verwandten der augsburgischen Con-
fession dem Kaiser in einer umständlichen Schrift übergeben. In dieser beklagten sie sich, daß sich die in ihrem Gebiete gelegenen Stifter, Klöster und Pfarren nicht wollten reformiren lassen; daß sie deswegen vom Reichskammergerichte mit Mandaten und Processen belästigt würden; daß man ihnen die ihren landsässigen und bereits reformirten Stiftern und Klöstern zugehörigen, aber in dem Gebiete und unter der Herrschaft andrer Religionsverwandten gelegene und fällige Renten, Zinsen, Zehnten und andre Einkünfte unter dem Vorwande sperrte, daß bloß weltliche Unterthanen in der ihnen im Religionsfrieden zugestandnen Reformationssreyheit begriffen wären; daß die Provincialen und andre Vorsteher ausländischer geistlicher Orden wider manche Verwandte der augsburgischen Confession, welche bereits vor einigen Jahren mit den ihrer Oberherrschaft unterworfenen Hospitälern und Klöstern eine Veränderung vorgenommen hätten, nicht nur bey dem Reichskammergerichte, sondern auch bey dem rathswäylischen Hofgerichte allerlei Rechtsbündel anbrachten; daß man die Evangelischen an solchen Orten, wo sie mit Catholiken in Gemeinschaft ständen, in der Einrichtung ihrer Kirchenverfassung zu hindern suche; daß man den Unterthanen, die sich zur evangelischen Religion bekenneten, den freyen Abzug mit Habe und Gütern verwehre, u. s. w. Zu diesen Beschwerden der Evangelischen mußte der Inhalt des Religionsfriedens ganz natürlich Anlaß geben. Die catholischen Reichsstände glaubten jedoch eben sowol als die evangelischen zur Unzufriedenheit Ursache zu haben. Die Evangelischen (sagten sie) sähen es ganz ruhig mit an, daß die catholische Religion und deren Bekenner von allerlei Privatpersonen in gedruckten Schriften angegriffen und gemißhandelt würden; die catholischen Unterthanen würden an Orten, die doch beiden Parteyen gemeinschaftlich zuständen, von allen öffentlichen Aemtern und von aller Gemeinschaft ausgeschlossen; man bringe den unter dem Schutze der evangelischen Stände sich befindenden Stiftern und Klöstern ungesittame Beamteten auf, und es würden sogar einige Dom- und andre Capitel genöthigt, solche Personen, welche der erforderlichen Eigenschaften entbehrten, unter ihre Zahl aufzunehmen; den catholischen Ständen, imgleichen ihren Capiteln und andern Geistlichen, die weder in Ansehung des Schutzes, noch in Ansehung andrer Ursachen, mit den Evangelischen Verbindung hätten, würden die ihnen eigenthümlich zustehenden Güter, Renten, Zinsen, Zehnten und andre Einkünfte, die sie im Gebiete der A. E. Verwandten besäßen, zurückgehalten und entzogen; es wären sogar einigen catholischen Stiftern und Klöstern ihre Dörfer, Höfe und Güter von den evangelischen Landesherren mit Gewalt abgenommen worden; die evangelischen Stände hätten auch die eingezogenen Güter und Einkünfte nicht sowol zum Besten der Kirchen und Schulen, als zu ihrem eignen Nutzen verwendet; sie hätten, dem deutlichen Buchstaben des Religionsfriedens zuwider, die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe auch in solchen Fällen, wo die lehre und Kirchenordnung der A. E. Verwandten nicht dadurch gekränkt würde, ausgeübt, und neue geistliche

liche Gerichtshöfe und Consistorien angeordnet; ja in vielen freyen und Reichs- Städten, wo bisher beide Religionen im Gebrauche gewesen wären, habe man die Ausübung des catholischen Gottesdienstes verboten, und die Ordenspersonen durch Stadtschreibe, Büttel und Schergen ausgewiesen. Dies sind aus der langen Reihe von Gegenbeschwerden, welche die Catholiken herzählten, nur die vornehmsten. Unstreitig waren auf beiden Seiten manche dieser Beschwerden übertrieben, manche aber auch gegründet. Vielleicht wurde dies vom Kaiser und seinen Ministern gleichfalls gefühlt; wenigstens gab er die vernünftigste Resolution, die er unter diesen Umständen geben konnte. Er erklärte nemlich, daß die übergebenen Beschwerden so weitläufig, und doch so unbestimmt, und nur im allgemeinen, angegeben wären, daß die Untersuchung und Abstellung derselben unmöglich einen Gegenstand der Reichstagsberatshlagungen ausmachen könnte; es bliebe folglich nichts übrig, als sie der Entscheidung des Reichskammergerichts, dem vermöge des ausgeburgischen Reichsabschiedes vom Jahr 1555 die Beobachtung und Vollziehung des Religionsfriedens aufgetragen worden wäre, zu überlassen. Mit dieser kaiserlichen Resolution waren jedoch die evangelischen Stände nicht zufrieden, und sie trugen vielmehr darauf an, daß die von beiden Theilen eingereichten Beschwerden auf dem nächsten Deputationstage zu Spener möchten abgestellt werden. Es wurde aber, wie es scheint, auf ihren Antrag keine Rücksicht genommen. Eben so wenig gelang den Evangelischen ihre wiederholte Bitte, daß der geistliche Vorbehalt möchte abgestellt werden. Sie führten zwar unter andern Gründen, wodurch sie diese Bitte zu rechtfertigen suchten, auch diesen an, daß es keiner Obrigkeit in der Welt zukomme, über die Gewissen zu herrschen, und daß sie folglich niemand von der Annahme der wahren Religion abhalten, und zur Abgötterey und zum Unglauben zwingen könne; der Kaiser gab ihnen aber darauf zur Antwort, daß Er und die catholischen Stände von der einmal gemachten Constitution nicht abgehen wollten, und daß sie die neuen von den Evangelischen erregten Streitigkeiten und Händel überhaupt als Mittel betrachteten, wodurch man den gänzlichen Untergang der catholischen Religion zu befördern suche; Er, der Kaiser, wäre der alten Religion, die er von seinen Eltern und Vorfahren geerbt, bey deren Ausübung das heilige Reich deutscher Nation sich so viele Jahrhunderte hindurch in Glück und Ansehn befunden hätte, treu geblieben, und er wäre auch entschlossen, bis an seinen Tod standhaft bey derselben zu verharren; er könne daher den geistlichen Vorbehalt nicht abschaffen, ohne seine eigne Religion für Abgötterey, für eine falsche Religion zu erklären. Kurz, alle Bemühungen der Evangelischen, den Kaiser zur Aufhebung des Vorbehalts zu bewegen, waren vergeblich, und er soll sogar gegen verschiedene Gesandten und Herren von Adel, welche die Sache mit vorzüglich lebhaftem Eifer betrieben, seine Unzufriedenheit geäußert haben. Unter solchen Umständen konnten die Evangelischen weiter nichts thun, als gegen die Beobachtung des Vorbehalts vorläufig zu protestiren, und es wurde also überhaupt in Ansehung der Religionshändel gar nichts ausgemacht^{m)}.

4. Daß eine Religionsvereinigung zwischen Catholiken und Evangelischen nunmehr unmöglich stattfinden konnte, das fiel jetzt immer sichtbar in die Augen. ^{Fortgesetzte} ^{Zantereien} Es waren jedoch der Glaubenssätze, worin die Protestanten untereinander selbst ^{der Protestanten} völlig ^{ten.}

m) S. Berlin am 2. D. — S. 41.

fl. 1560.

völlig übereinstimmen, auch nicht gar viele. Dies bewiesen die lebhaftesten Streitigkeiten, die bisher unter ihnen geherrscht hatten, und die nach Melanchthons Tode noch lebhafter unter ihnen ausbrachen. Das Ansehen dieses großen Lehrers der Deutschen, dem an ausgezeichneter Achtung seiner Zeitgenossen nicht leicht ein andrer Gelehrter gleichkam, hatte den völligen Ausbruch dieser unseligen Händel noch einigermaßen zurückgehalten. Jetzt lernten aber Glacius und seine Anhänger ärger als jemals. Jener verleitete den Herzog Johann Friedrich, nicht nur sein und seiner Brüder Glaubensbekenntniß, sondern auch eine sogenannte Widerlegung und Verdammlung einiger den symbolischen Büchern der lutheraner widersprechenden Punkte herauszugeben. Hauptsächlich betrafen diese Punkte die lehre vom freyen Willen und von der Erbsünde, in deren Ansehung einige unter den Lehrern der hohen Schule zu Jena abweichende Meinungen hatten. Diejenigen, die an der Spitze dieser Partey standen, waren M. Victorinus Strigel, Professor der Theologie, und M. Andreas Hügel, Senior der jena'schen Geistlichkeit *). Johann Friedrich, dem Glacius ihre Grundsätze als außerordentlich nachtheilig für die evangelische Religion vorstellte, ließ diese beiden Theologen, durch einen Haufen von dreihundert Mann und zur Nachtzeit, aus ihren Wohnungen abholen, und auf die Leuchtenburg bringen. Seine vorsichrigen Anstalten bewiesen, daß er sich vor einem Aufstande der Studenten fürchtete. Auf der Leuchtenburg mußten die beiden Theologen einige Monate gefangen sitzen, bis sie die verlangte Erklärung ausstellten. Durch dieses Mittel waren, wie man sich leicht vorstellen kann, die Streitigkeiten noch lange nicht geendigt. Strigel hatte, seitdem er aus dem Verhafte befreiet war, das Glück, den Herzog Johann Friedrich für seine Lehrsätze geneigter zu machen. Dieser ließ ihn und seinen Gegner Glacius in seiner Gegenwart disputiren. Dieses diente jedoch zu weiter nichts, als die Gemüther nur noch mehr zu erhitzen, und der Herzog glaubte endlich genöthigt zu seyn, dem Glacius und seinem Anhänger Wigand ihre Stellen zu nehmen *). Diese unseligen Streitigkeiten aber breiteten sich nicht allein zu Jena, sondern leider in der ganzen evangelischen Kirche aus. Herzog Johann Friedrich setzte auf sein Consultationsbuch einen so hohen Werth, daß er sich einbildete, alle evangelische Stände Deutschlands müßten sich bey der Annahme desselben glücklich schätzen. Wahrscheinlich schickte er es allen zu, aber die meisten, und besonders der Landgraf von Hessen, konnten die große Schätzbarkeit des Consultationsbuches gar nicht einsehen.

1559
im März

1561

1560
Naumburger
Zusammen-
kunft.

1561

5. Man brachte, größter Uebereinstimmung unter den Evangelischen zu bewirken, eine Generalsynode ihrer vornehmsten Theologen in Vorschlag; sie kam aber nicht zur Richtigkeit. Da es nun mit dieser nicht gelingen wollte, so bemühte man sich, wenigstens eine Zusammenkunft der Fürsten zu veranstalten. Am eifrigsten zeigte sich dabei der Herzog Christoph von Württemberg, und die verabredete Zusammenkunft ging im Januar des folgenden Jahres zu Naumburg wirklich vor sich. Die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen, der Herzog Johann Friedrich, der Pfalzgraf Wolfgang zu Zweibrücken, die beiden Herzoge Ernst und Philipp

n) Diese beiden Theologen wollten sich nicht sehen, und zu unterschreiben. Häberlin, IV, bequemen, das sogenannte Consultationsbuch als 298
ein symbolisches Buch von den Kanzeln abjuler o) Müllers schick. Annalen, S. 131. 132.

Philipp zu Braunschweig Grubenhagen, der Herzog Ulrich zu Mecklenburg, der Herzog Christoph zu Württemberg, der Markgraf Carl von Baden, und der Landgraf Philipp von Hessen waren die vornehmsten, die sich in Person einfanden. Es erschienen auch viele Grafen und Herren und die Gesandten vieler Fürsten. Man glaubte die Anstalten zu dieser Zusammenkunft so heimlich gemacht zu haben, daß niemand etwas davon erfahren könnte; aber man sah seine Erwartung getäuscht, als nicht nur vom Kaiser, sondern auch vom Pabst eine Gesandtschaft anlangte. Die Punkte, über die man sich bey dieser Zusammenkunft hauptsächlich zu berathschlagen beschloß, waren 1) eine neue Unterzeichnung der augsbürgischen Confession, und 2) die Untersuchung der Frage, ob man das vom Pabst von neuem ausgeschriebene Concilium beschicken oder verwerfen sollte? Die Entscheidung des ersten Punktes wurde durch den Umstand, daß es mehrere, geänderte Ausgaben der augsbürgischen Confession gab, erschwert. Endlich wurde man einig, die allererste augsbürgische Confession zu unterschreiben, und die Punkte, worin die neuern Ausgaben von derselben abweichen, in der Vorrede des neuen Abdrucks zu bemerken. Diese Unterschrift wurde auch von den anwesenden Fürsten persönlich vollzogen, und an der Stelle der abwesenden thaten es ihre Gesandten. Einige aber verweigerten sie standhaft. Diese waren die beiden Herzoge von Grubenhagen, die Gesandten der Herzoge Johann Albrechts von Mecklenburg, Franzens von Sachsen-Lauenburg und Adolfs von Holstein, vorzüglich aber die beiden Herzoge Johann Friedrich (der Ältere und der Jüngere) von Sachsen und Ulrich von Mecklenburg. Die letztern erklärten öffentlich ihre Unzufriedenheit über die Vorrede des neuen Abdrucks, weil in derselben die Irrthümer und Secten, welche in der Kirche herrschten, nicht namentlich angeführt und verdammt wären. Es wollte ihnen durchaus nicht gefallen, daß, wie es in dieser Vorrede lautete, in der evangelischen Kirche keine Streitigkeiten seyn sollten. Vergeblich ermahnten die andern Fürsten den Herzog Johann Friedrich die Eintracht und Ruhe durch seinen Widerspruch nicht zu stören, und den gemeinschaftlichen Feinden zu gerechten Vorwürfen keine Gelegenheit zu geben; der Herzog setzte ihre vernünftigen Gründe dem Rathe seiner streitsüchtigen Theologen *) nach, übergab seine Protestation schriftlich, und reisete, ohne Abschied zu nehmen, des Morgens ganz früh nach Weimar zurück. Die zu Naumburg befindlichen Fürsten geriethen über seine unvermuthete Abreise so sehr in Verlegenheit, daß sie durch eine eigne Deputation ihn zur gewünschten Unterschrift zu bewegen suchten. Zugleich verlangten sie von ihm, daß er den Schmähschriften der jenseitigen Theologen Einhalt thun möchte; aber alle ihre Bemühungen waren fruchtlos.

im Febr.

6. Aber eben so fruchtlos war auch das Bestreben der kaiserlichen und päpstlichen Gesandten, die evangelischen Fürsten zur Anerkennung des von neuem ausgeschriebenen Conciliums zu bewegen. Es war schon keine gute Vorbedeutung für ihre Bemühung, daß der Landgraf von Hessen der öffentlichen Audienz, welche die evangelischen Fürsten den päpstlichen Nuncien erteilten, nicht beywohnen wollte. Sie wurden von den vornehmsten fürstlichen Räten, in einem churfürstlichen Wagen, aus ihrer Wohnung abgeholt, und durch eine Compagnie von der churfürstlichen

Was die päpstl. Nuncien zu Naumburg aussprachen.

*) Diese waren Max. Wartin und Eißel. Allgem. Weltbist. 56. Th.

sächsischen Garde begleitet, um sie auf der Straße vor den Beleidigungen und Beschimpfungen des Pöbels zu sichern. Wie die Nuncien in den Versammlungssaal traten, standen zwar die Fürsten von ihren Sigen auf, sie reichten ihnen aber nicht die Hand, wie man sie damals einander nach alter deutscher Sitte zu bieten pflegte. Die Nuncien wollten ihren Antrag nicht schriftlich übergeben; die Fürsten ließen daher durch ihre Räte von den lateinischen Akten derselben so viel nachschreiben, als ihnen die Geschwindigkeit des Vortrags erlaubte. Als sie aber die ihnen übergebenen päpstlichen Breven genauer ansahen, so fanden sie zu ihrem Erstaunen in der Aufschrift die Worte: dilecto Filio, die man wegen der künftigen Einrichtung des Umschlags nicht gleich hatte bemerken können. Da sie nun durchaus keine geliebten Söhne des Papstes seyn wollten, so schickten sie die Breven unentseigelt wieder zurück. Die Antwort auf den Antrag der Nuncien wollten sie denselben nicht persönlich ertheilen; sie ließen sie ihnen vielmehr durch zehn von ihren Ministern überbringen. Sie lautete aber auch so bitter und so unhöflich, als man sie von dem damaligen Engländer nur erwarten durfte. Die deutschen Fürsten (sagten sie) könnten nicht begreifen, wie der Papst auf den Einfall gekommen wäre, Nuncien an sie zu schicken; er würde doch nicht etwa sich einbilden, daß sie ihre Religionsgesinnungen wieder ändern, und von der augsbургischen Confession abgehen wollten. Sie hätten sich der päpstlichen Gewalt und Dienstbarkeit aus dringenden Ursachen entzogen; sie hätten sich aus der Gemeinschaft mit den hoffärtigen Geistern, die nicht Christi Ehre, sondern nur ihre Macht und Hoheit zu erweitern suchten, herausgegeben. Es wäre sonderbar, daß sich der Papst zum Schiedsrichter der Kirchenirrungen aufwerfen wollte, da er doch der Urheber derselben wäre, daß er ein Richter der Wahrheit seyn wollte, da doch die Wahrheit von niemand mehr als von ihm gemißhandelt würde. — Und in diesem Tone lautete die Antwort noch lange fort. Die Nuncien empfingen diese Grobheiten der protestantischen Fürsten mit vieler Mäßigung; doch unterließen sie nicht, ihnen wegen der unter ihren Religionsverwandten herrschenden Uneinigkeit beßende Vorwürfe zu machen. Luther, (sagten sie) den die Evangelischen für den zweiten Paulus hielten, hätte fast in jedem Jahre seine Lehren und Meinungen geändert; seine Nachfolger trennten sich in mannigfaltige Glaubensparteyen, die bald Melanchthon, bald Decolampadius, bald Zwingli, bald Calvin an ihrer Spitze hielten; viele andre wären weder mit diesen, noch mit ihm einig; ja man fände in Deutschland keine Stadt, kein Dorf, kein Haus in der Religion übereinstimmend; die Weiber disputirten mit ihren Männern, die Kinder mit ihren Eltern, und jeder meinte, den rechten Glauben, den eigentlichen Verstand der Schrift zu haben; sogar in Versammlungen und bey Gastmählern disputirte man über Glaubenssachen, und selbst hier zu Naumburg müßten sie sich viele Mühe geben, die Leute von ihrer Einigkeit zu überzeugen. — Einige von den deputirten Ministern fanden zwar den Vortrag der Nuncien ziemlich verwegen und töhn; die übrigen sollen es inbessen doch gefühlt haben, daß sie die Wahrheit nicht ganz verfehlten. Die evangelischen Fürsten fanden überhaupt die Conciliensache so wichtig, daß sie deswegen noch eine besondre Conferenz zu Erfurt hielten, welcher im Namen der drei evangelischen Churfürsten, ingleichen des Pfalzgrafen Wolfgang, des Herzogs Christophs und des Landgrafen Philipps, einige Minister und Theologen begywo-

am April.

ten.

ten. Hier wurde nun abermals beschloffen, die päpstliche Einladung zum Concilium zu verwerfen, und diese Verwerfung durch eine gedruckte Recusationschrift bekannt zu machen.

7. So endigten sich die Zusammenkünfte zu Naumburg und zu Erfurt, Die Zänker reden der Protestanten dann immer fort. ohne daß sie im Grunde der evangelischen Kirche wirklichen Vortheil brachten. Man hatte in dem naumburger Abschied die Verabredung getroffen, daß ihn jeder Fürst, ernannt wurde, der ihn unterschrieben hatte, den benachbarten Ständen und Städten zuschicken sollte, um ihre Meinung und ihren Beifall darüber einzuholen. Dieser Beifall wurde aber, so viel einige Beispiele lehren, versagt. Dies erfuhr unter andern der Pfalzgraf Wolfgang, als er die beiden Städte Augsburg und Nürnberg dazzu aufforderte. Letztere erklärte, daß sie keine andre als die A. E. vom Jahr 1530 unterschreiben könnte, und daß sie blos die schmalcaldischen Artikel als eine Auslegung derselben betrachte. Die pommerischen Theologen behaupteten, die neue Vorrede der A. E. wäre so eingerichtet, daß sie Calvin und andre Sacramentirer ganz wohl annehmen könnten, weil man den rechten Streitpunct nicht ausgedrückt, sondern sich nur allgemeiner Redensarten bedient hätte. Die niedersächsischen Theologen hielten die Sache für so wichtig, daß sie deswegen zu Lüneburg einen Convent anstellten. D. Joachim Mörlin, Superintendent zu Braunschweig, setzte in ihrem Namen eine Schrift auf, die das Rejul at ihrer Verathschlagungen ausmachte. Durch diese wurde nun alles, was in der Zusammenkunft zu Naumburg ausgeprochen worden war, gänzlich von ihnen verworfen, und ihr Eifer ergoß sich über eine ganze Reihe von Ketzern, deren Irrlehren sie deutlich auseinander setzten. Sie hatten dabey die Freude, daß die niedersächsischen Kreisstände ihre Schrift öffentlich genehmigten, und ihre Genehmigung in dem sogenannten lüneburgischen Mandate besandt machten. Vermöge desselben sollte man 1) auf die Secte der Wiedertäufer aufmerksam seyn, und keine Winkelpredigten oder Conventikeln gestatten; 2) sollten alle Lehrer und Prediger, bey Strafe der Landesverweisung, angehalten werden, die lehre vom h. Abendmahl der h. Schrift, der augsburgischen Confession und der Apologie gemäß vorzutragen; 3) und 4) sollte alles Schimpfen auf der Kanzel oder in Schriften gänzlich verboten seyn. So sehr nun die niedersächsischen Theologen über die öffentliche Billigung der Kreisstände sich gefreuet hatten, so wenig gereichte ihnen doch der letzte Theil dieses Mandats zum Wohlgefallen. Es war ihnen höchst untraglich, daß sie in geistlichen Sachen von obrigkeitlichen Befehlen abhängen sollten, daß ihnen ihr Schimpfen auf der Kanzel oder in Schriften bey Strafe der Landesverweisung verboten wurde. Sie waren der Meinung, daß ihr Straftam durch keine Macht auf der Welt könnte eingeschränkt werden, und sie vereinigten sich daher, alle für Einen Mann, das lüneburgische Mandat durchaus nicht anzunehmen, und das Schelten auf den Kanzeln durchaus nicht zu unterlassen. Der braunschweigische Superintendent Mörlin erklärte, er wollte sich lieber hundertmal den Tod anstehen lassen, als das lüneburgische Mandat beobachten; er erklärte ohne weitere Umsstände das Verfahren der Fürsten, welche das, was Gottes und des heiligen Prebistamtes wäre, an sich ziehen wollten, für Räuberey und Ketzerey. Der D. Hefius zu Magdeburg zeigte sich noch unverschämter; er sprach sogar über den Stadt-

rath, welcher dem Unwesen steuern wollte, den Bann aus. Sein übertriebener Eifer bewirkte aber seine Entfernung. Die niedersächsischen Theologen waren in dessen doch so weit gebracht worden, daß sie dem Mandate in Ansehung gedruckter Schriften zu gehorchen versprachen. Aus der Verlegenheit, ihre Schmähschriften nicht selbst der Presse übergeben zu dürfen, wußten sie sich jedoch sehr gut zu helfen. Sie schickten das lüneburgische Mandat an Glacius nach Jena, der, in Verbindung mit dem regensburgerischen Theologen Gallus, eine Schrift herausgab, worin sie zu beweisen suchten, daß das lüneburgische Mandat nicht allein dem Worte Gottes und den alten kaiserlichen Rechten, sondern auch der A. E. und dem Reichsabſchiede zuwider sey. Aus ihrer in einer sehr verden Schreibart abgefaßten Schrift blickte überall ein luthersches Pöbſthum hervor, dessen Befestigung nur die standhaften Bemühungen der evangelischen Fürsten verhindern konnten¹⁾.

A. Johann
Friedrichs
Verfolgungs-
geiſt.

8. So weiſe die niedersächsischen Fürsten bey den Zänkeren ihrer Theologen sich benahmen, so wenig Einsicht und Klugheit verrieth der Herzog Johann Friedrich von Sachsen bey seinem Eifer für die luthersche Religion. Und dennoch blieb er den Grundſätzen luthers nicht einmal völig treu, indem er sie in verschiednen Punkten mit Strigels Meinungen vertauschte. Strigel gehörte nemlich unter die Theologen, die, um sich dem Interim zu nähern, dem Beſpiele Melancthons zuſolge, die Mitwirkung der Gnade und des freyen Willens bey der Befreyung des Menſchen behaupteten. Die eifrigen lutheraner belegten diesen Lehrſatz mit dem Namen des ſynergistiſchen Irrthums; aber Herzog Johann Friedrich gab ihm nicht nur seinen Beſall, ſondern er ließ sich auch von Strigeln und Johann Stöbſeln, einem Amtsbruder deſſelben, bereben, die Geiſtlichen ſeines Landes zur Unterſchreibung der ſtrigeliſchen Erklärung zu nöthigen. Die Männer, denen er die Ausſprechung ſeines ſo ungerechten Entſchlusses auftrug, waren, außer Stöbſeln, der Campler Brück und der coburgische Generalſuperintendent Mörlin. Doch Stöbſel hatte bey der deswegen veranſtalteten Viſitation den ſtärkſten Einfluß, und Brück unterſtützte ihn mit dem weltlichen Arme. Auf vierzig Pfarren, welche Strigels Erklärung nicht unterſchreiben wollten, hatten darüber das Schickſal, ihres Amtes entſetzt, und mit Weib und Kindern fortgejagt zu werden, und dieſes Schickſal hatten auch vier jeniſche Profeſſoren der Theologie, Wigand, Zuber, Muſſäus und Glacius, der Profeſſor der griechiſchen Sprache, Cbeſtinus, ſingleichem Winter, Egger und Hoſpinus, die Superintendenden zu Jena, Gotha und Weimar²⁾.

Religionsver-
änderung in
der Pfalz.

1559

9. Bey dem übertriebenen Eifer, den Johann Friedrich für die lutherschen Grundſätze äußerte, kränkte ihn nichts inniger, als daß ſein Schwiegervater, der neue Churfürſt von der Pfalz, Friedrich III., in Anſehung der Lehre vom Abendmahle ſich von den lutheranern entfernte. Der Pfalzgraf Friedrich von der ſimmerſchen Linie hatte nach dem Tode ſeines Vatters, des Churfürſten Otto Heinrichs, mit dem ſich die Reihe der alten Churfürſten von der Pfalz ſchloß, die Länderey und Rechte eines Churfürſten von der Pfalz geerbt. Zugleich erbte er aber auch die Streitigkeiten, welche über den Genuß des Leibes Chriſti bey dem heiligen Abendmahle, unter einigen Lehrern der Univerſität zu Heidelberg, und vornemlich zwischen Tileman Heßhus und Wilhelm Elckſig, entſtanden waren. Friedrich,

der

1) Mörlin, IV, 295 — 377.

2) Geſch. Thüringens, V, 49. 50.

der diese Streitigkeiten zu heben wünschte, fragte die wittenbergischen Theologen, und besonders Melanchthon, um Rath, und diese ermahnten ihn, den Urheber der Streitigkeiten ihren Abschied zu geben. Friedrich folgte nicht nur diesem Rath, sondern ging noch weiter. Er machte die streitige Lehre vom Abendmahl zum Gegenstande einer Unterredung, die er zwischen seinen und einigen auswärtigen, besonders thüringischen, Theologen veranstaltete. Er wohnte dieser Unterredung in eigener Person bei, und nachdem er beider Meinung der heiligen Schrift gemäß sorgfältig geprüft hatte, so hielt er endlich diejenige für die richtigste, welche den körperlichen Genuss des Leibes Christi leugnete¹⁾. Eben deswegen fand er auch Bedenken, das deutsche Exemplar der augsbургischen Confession in Ansehung der Lehre vom h. Abendmahl zu unterschreiben. Er glaubte nemlich, die Worte: „daß wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftiglich unter Gestalt Brods und Weins im Abendmahl gegenwärtig sey, und da ausgeheilt und genommen werde,“ wären zu papistisch ausgedrückt, und räumten gleichsam die Transsubstantiation ein, welche die Evangelischen durchaus nicht einräumen dürften. Das lateinische Exemplar der A. C. wollte er aber in diesem Puncte, der darin allgemeiner ausgedrückt ist, ohne Bedenken unterschreiben. Den Artikel von der Beibehaltung der Messe weigerte er sich gleichfalls zu unterschreiben, weil in der Pfalz alle Messen abgeschafft, und weder Lichter noch Messgewand, noch andre papistische Ceremonien zu sehen oder zu hören wären. Uebrigens legte er in der naumburger Versammlung sein Glaubensbekenntniß vom h. Abendmahl so entschlossen und so deutlich ab, daß bloß sein Schwiegervater, Herzog Johann Friedrich, nicht damit zufrieden war²⁾. Dieser hielt ihn nun einmal für einen Calvinisten, und freilich rechtfertigte der Erfolg die Meinung, die er von ihm gehabt hatte. Friedrich nahm in Ansehung der Kirchengebäude und Kirchenfeierlichkeiten seines Landes allerley Veränderungen vor, welche seine Neigung für Calvinus Grundsätze deutlich verriethen. Er schaffte z. B. alle Bilder und alle Lauffteine aus den Kirchen heraus, vertauschte die Hostie beim Abendmahl mit Semmeln, und die Kelche mit gewöhnlichen Bechern, befahl zur Communion bey den Kranken noch andre Personen zu ziehen u. d. m. Er versah auch sowohl die Universität zu Heidelberg, als die Kirchen im Lande mit Lehrern, welche mit seiner Denkart übereinstimmten³⁾. Seine Theologen zu Heidelberg bekamen von ihm den Auftrag, aus den cantonischen Büchern der h. Schrift einen Catechismus herauszugeben, der im Jahr 1563 zum erstenmal gedruckt wurde, und nach dem alle Kirchen- und Schullehrer seines Landes sich richten mußten. Eben dieser Catechismus wurde in der Folge in Holland und fast in allen reformirten Kirchen und Schulen eingeführt⁴⁾. Die orthodoxen lutherischen Theologen geriethen über diese Veränderungen, die in der Pfalz vorgingen, in den größten Eifer, und ob ihnen gleich ihre Landesherren alles Schimpfen und Schmähen in Schriften verboten hatten, so schimpften und schmäheten sie doch jetzt so arg, als sie es jemals gethan hatten.

10. Wie war es nun möglich, die unter sich so uneinigen Evangelischen Des Papstes mit der catholischen Kirche in Uebereinstimmung zu bringen? Und diese Absicht Demüthigung sollte gen, den Pro-

X 3

1) Michaelis II, 40.

2) Häberlin, S. 316. 327. 345.

3) Häberlin, S. 369.

4) Michaelis, am a. O.

restanten das sollte doch auf dem vom Papst so eifrig betriebenen Concilium zu Trident durchge-
 Concilium an setzt werden. Seine Nuncien, durch die er die zu Raumburg versammelten Für-
 24 nemlich sten zur Besuchung derselben zu bereben suchte, ließen sich durch den schlechten Er-
 folg, den ihre Bemühungen gehabt hatten, gar nicht abschrecken, ihr Bestreben,
 die deutschen Fürsten zu gewinnen, weiter fortzusetzen. Commendonì durchreiste
 deswegen Nieder- und Delfin Oberdeutschland. Jener wendete sich zuerst an den
 Hof des Churfürsten von Brandenburg, der durch seine Gesandten auf dem voris-
 gen Concilium zu Trident gegen den Papst sehr gehandelt hatte. Jetzt wollte er sich
 aber ohne Einstimmung aller A. E. Verwandten durchaus in keine besondere Unter-
 handlungen einlassen. Eben so standhaft bewies sich sein Bruder der Markgraf
 Johann zu Cöln. Des Churfürsten Sohn, Siegmund, Erzbischof zu Magde-
 burg und Bischof zu Halberstadt, versprach aber, nicht allein nach Trident, sondern
 auch nach Rom zu kommen. Commendonì genoß überhaupt zu Berlin so viele
 Achtung, und der noch immer für einige catholische Grundsätze eingenommene Chur-
 fürst fand in seinem Umgange so viel Angenehmes, und unterhielt sich mit ihm so
 viel vom Concilium, daß er sehr zufrieden weiter reiste. Mit seiner Aufnahme zu
 Wolfenbüttel hatte er Ursache noch vergnügter zu seyn. Der Herzog Heinrich der
 Jüngere, der von jeher so vielen Eifer für die catholische Religion bezeugte, äußerte
 über die Fortsetzung des unterbrochnen Conciliums eine große Freude, behauptete,
 sein Vetter Ernst und dessen Brüder hätten die protestantische Religion mehr aus
 Mürftigkeit als aus Bosheit angenommen, und wollte Nachricht haben, daß der
 Churfürst von Sachsen, um wieder catholisch zu werden, weiter nichts, als das
 Abendmahl unter beiderley Gestalten verlangte. Alles dieses beförderte aber im
 Grunde des Papstes Absicht wenig. Commendonì begab sich hierauf auch zu einis-
 gen Bischöfen. Die Bischöfe von Raumburg und von Paderborn versprachen zu
 erscheinen; der Bischof von Münster erklärte aber, daß er sich wegen der Nachbars-
 chaft der Keger und wegen der Untreue seiner Unterthanen zu nichts verbindlich
 machen könne. Durch ähnliche Gründe suchte auch der Churfürst von Trier die
 Entfernung von seinem Erzstifte als nachtheilig vorzustellen; der Churfürst zu Eöln
 und die Stadt Eöln zeigten sich bereitwilliger, die Wünsche des Papstes zu erfüllen.
 Hierauf langte aber Commendonì bei dem Herzog Wilhelm von Jülich an, der sei-
 ne Neigung für die protestantische Religion auf allerley Art zu erkennen gab. Er
 schügte in seinem Lande, nicht weit von Eöln einen Magister, der gegen fünfshundert
 Schüler in der evangelischen Religion unterrichtete; er duldete und schügte sogar in
 seiner eignen Residenz einen lutherischen Prediger; er bestand sehr eifrig auf den Kelch
 am h. Abendmahl und auf die Priesterehe, welche bereits seit fünfshundmanzig Jah-
 ren in seinem Lande eingeführt waren. Commendonì verschwendete vergeblich alle seine
 Beredsamkeit, seine Gedanken umzustimmen; kurz seine ganze Reise war recht eigent-
 lich betrachtet ohne Nutzen. Eben so wenig richtete sein Amtsbruder Delfin auf seiner
 Wanderschaft durch Oberdeutschland aus. Zu Nürnberg, zu Frankfurt, zu Augsburg
 — überall hieß es, daß man sich allein mit dem Concilium nicht einlassen könne. Hierauf
 gab sich der Kaiser nochmals Mühe, die evangelischen Reichsstände zu bereben,
 daß sie das Concilium zu Trident entweder persönlich, oder doch wenigstens durch Ges-
 sande

sandten, besuchen möchten; sie stellten ihm aber ihre Verweigerungsgründe, die sie schon mehrmals geäußert hatten, in einer weitläufigen Entschuldigungsschrift dar, welche unter die vortrefflichsten Arbeiten der damaligen Theologen gehört ¹⁾. Glaciuz und seine Anhänger hielten sie demungeachtet nicht für hinreichend; sie versfertigten deswegen eine Schrift, in welcher sie das tridentinische Concilium, und dessen Urheber, den Pabst, den sie den römischen Antichrist nannten, auf das schimpflichste abmahnten, und dabei sehr unpolitisch auch der Streitigkeiten, welche die Mitglie der evangelischen Kirche trennten, nicht vergaßen ²⁾.

11. Das Concilium zu Trident nahm indessen seinen Anfang, ohne daß Protestanten oder ihre Theologen und Gesandten dabei erschienen. Da jedoch der Kaiser recht ernstlich wünschte, daß sie an den Verhandlungen desselben Antheil nehmen möchten, so bemühte er sich alles das, was sie davon abhalten konnte, zu entfernen. Auf dem vorigen Concilium zu Trident waren ihre Grundsätze völlig verworfen worden. Sollten sie also zu dem neuen einiges Zutrauen haben, so durfte es durchaus als keine Fortsetzung des vorigen angekündigt werden. Die kaiserlichen Gesandten verlangten daher von den päpstlichen legaten, daß man sich des Wortes Fortsetzung, und alles desjenigen, was dahin gehörte, sorgfältig enthalten möchte. Die Schonung der Protestanten hatten auch die übrigen Forderungen, welche des Kaisers Gesandten vortrugen, zur Absicht. Man sollte nemlich die Untersuchung der lehrtartikel noch auf einige Zeit aufschieben; man sollte die ausburgische Confession ja nicht mit in das Verzeichniß der verbotenen Bücher bringen; man sollte ein sicheres Geleit für die Protestanten ausfertigen ³⁾. Die legaten zeigten sich zwar bereitwillig, diese Forderungen des Kaisers zu erfüllen; des Kaisers emsiges Bestreben, die Protestanten an der Kirchenversammlung Antheil nehmen zu lassen, schien ihnen indessen so bedenklich, daß sie davon an den Pabst Bericht abstatteten, und sich Verhaltungsregeln darüber ausbaten. Bald traten aber des Kaisers Gesandten mit neuen Anträgen auf, die sie in Verlegenheit setzten. Hauptsächlich fiel es ihnen auf, daß man die Protestanten in einer öffentlichen Schrift zum Concilium einladen sollte ⁴⁾. In noch größere Verlegenheit aber geriethen die legaten, als der Kaiser auf die Erfüllung seiner Forderungen mit ausgezeichnete Standhaftigkeit drang. Man wollte, den Wünschen der spanischen Bischöfe gemäß, das jetzige Concilium für eine Fortsetzung des vorigen erklären, als die kaiserlichen Gesandten der Versammlung meldeten, daß sie und die kaiserlichen Bischöfe auf diesen Fall Trident sogleich verlassen, oder wenigstens an allen künftigen Unterhandlungen durchaus keinen Antheil nehmen würden. Der Pabst mußte auch endlich seine Einwilligung dazu geben, daß man fürs erste von keiner Fortsetzung reden sollte. Im Grunde war es ganz einerley, ob man es Fortsetzung oder neues Concilium nannte; denn zur Wiedervereinigung der Protestanten mit der catholischen Kirche trug es und konnte es durchaus nichts beitragen. Des Pabstes Einfluß auf die Verhandlungen

Renouet's
Concilium zu
Trident.

1) Häberlin, V, 101 — 113. Hortles der, Th. I, S. 640 — 774. Sie bekam herv nach in der sogenannten Circulationschrift einen noch weitläufigern Umfang. Häberlin — S. 121.

2) Häberlin — S. 124.

3) Häberlin, S. 141.

4) Häberlin, S. 149.

gen desselben war viel zu entscheidend, als daß man auf eine der Hierarchie nachtheilige Reformation hätte rechnen dürfen. Der Papst hatte auf dreßsig bis vierzig Bischöfe in seinem Sold, und selbst die Präsidenten der Versammlungen mußten den Gang der Unterhandlungen hauptsächlich nach seinem Willen einrichten. Die Mitglieder des Conciliums klagten über die Clavieren, in der sie der Hof zu Rom zu halten suchte, klagten, daß der Papst alle Verhandlungen und alle Schlüsse nach seinen Absichten lenkte. Man pflegte damals sowohl zu Trident als an andern Orten zu sagen: der von den Vätern des Conciliums so gepriesene heilige Geist würde von Rom im Gefleisse hergebracht, und wenn die Etsch und andre Flüsse übertreten sollten, so könnte der römische heilige Geist nicht eher herüberkommen, als bis das Wasser wieder gefallen wäre. Der französische Gesandte führte darüber selbst zu Rom öffentliche Klage *).

Erfolg des
Kriegs.

12. Von den Verhandlungen des Conciliums selbst verbieten hier nur diejenigen angeführt zu werden, welche für Deutschlands Wohl nicht gleichgültig waren. Man hoffte z. B. daß die so drückenden Annaten würden abgeschafft werden; es schien auch, als wenn sie die Schlüsse des Conciliums aufheben wollten; als man aber die Sache genauer betrachtete, so blieb in Ansehung der römischen Kirche alles in der alten Verfassung, und wenn auch einige Mißbräuche abgeschafft waren, so waren es blos Mißbräuche andrer Kirchen. Und eben dieser Fall trat bei allen den Punkten ein, deren Abschaffung dem hierarchischen Systeme nachtheilig gewesen wäre. Der Kaiser und die catholischen Stände Deutschlands nahmen zwar die Decrete dieser Kirchenversammlung allmählig an, und befohlen ihren Unterthanen die Beobachtung derselben; die Protestanten glaubten sie aber um so eher verwerfen zu müssen, weil sie blos eine Befräftigung der von ihnen angefochtenen Lehren und Mißbräuche enthielten. Am meisten tabelten sie die Decrete der letzten Session. Sie glaubten, die Materie vom Fegfeuer wäre viel zu kurz berührt worden, und die Worte, deren man sich bei der Unterbindung der Lebre von der Messe bedient hätte, daß nemlich durch das Opfer den Seelen der Verstorbenen geholfen würde, wären einer doppelten Auslegung fähig, und eine solche Zweideutigkeit sollte man doch von einer Kirchenversammlung, die so viele Glaubensartikel untersucht, und so viele Streitigkeiten abgehandelt hätte, nicht erwarten. Eben so eifertig und unordentlich waren, der Meinung der Protestanten zufolge, auch die Decrete von der Anrufung der Heiligen, und von der Verehrung ihrer Bilder und Reliquien, abgefaßt worden. Mit dem Decrete von dem Ablasse waren sie am wenigsten zufrieden. Sie glaubten, das Concilium hätte sich über diesen Punkt, als über die erste Ursache aller Religionspaltungen am deutlichsten erklären, die Väter hätten nicht so über alles hinhüpfen, und alles in Zweifel und Ungevißheit lassen müssen. Die Hauptabsicht, die der Kaiser und das deutsche Reich bei dieser Kirchenversammlung zu erreichen suchten, nemlich der Protestanten Wiedervereinigung mit der catholischen Kirche, blieb also nicht nur unerreicht, sondern wurde durch die Decrete des tridentinischen Conciliums gleichsam unmöglich gemacht. Daß aber selbst die Catholiken mit diesem Ausgange eines Conciliums, von dem sie so viel erwartet hatten, nicht zufrieden waren, das beweisen ihre und des Kaisers Bemühungen,

hungen, dem Papst zu beweisen, daß er die Verminderung der Fast- und Festtage, das Abendmahl unter beiden Gestalten, die Priesterehe und noch mehrere Aenderungen in Religionsfachen gestatten möchte ¹⁾. Aber leider muß das catholische Deutschland noch jetzt unter dem Joche seufzen, das ihm das tridentinische Concilium aufgelegt hat. Sonst hätten Gelehrte unter den Catholiken über manchen Glaubenspunkt disputiren können, ohne gerade unter die Reihe der Heterodoxen versetzt zu werden. Jetzt wurden aber nach dem Gutachten der Ordenstheologen, welche eigentl. die gelehrte Seele des Conciliums ausmachten, scharfe Gränzlinien gezogen, welche alle Neuerungen in Glaubensfachen höchst gefährlich machten ²⁾.

13. Da die Catholiken überhaupt jetzt immer mehr überzeugt wurden, daß die Protestanten nie wieder in den Schooß der catholischen Kirche zurückkehren würden, so machten sie es sich zur desto angelegentlicheren Bemühung, auf Mittel zu denken, welche die alte Kirche gegen ihren Verfall, gegen ihren Untergang retten könnte. Die wirksamsten Mittel dieser Art waren Bücherzensur, Inquisition und neue Mönchsorden. Schon Alexander VI. hatte Bücherensoren angestellt, aber ganze Verzeichnisse von Büchern, die man entweder gar nicht, oder nur unter der warnenden Vormundschaft der Kirche lesen sollte, machte erst Paul IV. bekannt. Er ließ durch eine Gesellschaft von gelehrten Männern ein solches Verzeichniß bis auf das Jahr 1559 verfertigen. Es war in drei Classen abgetheilt, und es enthielt unter andern eine Reihe von zweyhundsechzig Buchdruckern, deren Bücher, ohne weitere Rücksicht auf ihren Inhalt, einmal für allemal verboten waren. Dieser Index schien dem Papst Pius IV., oder seinen Rathgebern, doch nicht zweckmäßig genug. Er trug daher der Kirchenversammlung zu Trident das Geschäfte auf, ein neues und verbessertes Verzeichniß der verbotenen Bücher zu verfertigen ³⁾. Als die versammelten Väter sich darüber berathschlugen, so waren die Meinungen sehr verschieden. Einige, und zwar Günstlinge Pius IV., hielten eine Aenderung und Verbesserung für unnöthig; endlich aber wurde sie dennoch genehmigt, und einer Deputation von achtzehn Vätern aufgetragen. Der spanischen Inquisition wollte es zwar nicht gelingen, in Deutschland ihren fürchterlichen Richterstuhl aufzuschlagen; aber oft versuhren Bischöfe und Landesfürsten gegen sogenannte Ketzer so grausam, als wenn sie beweisen wollten, wie überflüssig in ihrem Gebiete eine spanische Inquisition sey ⁴⁾. So mußten z. B. die Protestanten in den östreichischen Erbländern manches harte Schicksal erfahren, ehe sie das Abendmahl unter beiden Gestalten genießen durften ⁵⁾. Weit mächtiger als Bücherzensur und Verfolgungsgeist erhielten aber neue Mönchsorden die alte Religion aufrecht. Schon im vorigen Zeitraum

Der Catholiken Mittel, ihre Religion aufrecht zu erhalten.

c) Der Kaiser brachte es auch, in Verbindung mit dem Herzog Albrecht von Bayern, dahin, daß Pius IV. sowohl ihnen als einigen andern Reichsfürsten, für sich und ihre Unterthanen den Gebrauch des Kelchs im h. Abendmahl verstatete; in Ansehung der Priesterehe aber blieb er unerbittlich. Ueberhaupt war der vom Papst bewilligte Genuß des Abendmahlskelchs noch lange nicht alles das, was die Protestan-

ten in den östreichischen Erbländern wünschten, und auch dieser wurde am Ende des sechzehnten Jahrhunderts wieder abgeschafft. Häberlin, VI, 67. fgg.

d) Epistlers Kirchengesch. S. 412.

e) Häberlin, IV, 137.

f) Epistler, S. 404.

g) Michaelis, I, 205.

Allgem. Weltbist. 56. Th.

Y

gesellten sich zu den zahlreichen Mönchsschwärmen noch Capuziner, Theatiner und Jesuiten, welche jedoch zum Theil erst jetzt ihren Einfluß auf das Wohl der Deutschen merklich äußerten. Ein italienischer Franciscaner, Matthäus von Bossi, machte die Entdeckung, daß der h. Franz von Assisi ¹⁾ kein Scapulier, sondern eine spitze Capuze getragen habe, daß auch sein Bart anders zugeschnitten gewesen sey, als es der damalige Gebrauch der Franciscaner erforderte. Ueber die Wiedereinführung der alten Capuzen und der alten Bartform, entstand nun zwischen den Mitgliedern des Franciscanerordens ein großer innerlicher Krieg, der mit der heftigsten Bitterkeit, und nicht ohne Blutvergießen, geführt wurde. Der Papst willigte zu (1528) Ehren der Capuze in die Stiftung eines neuen Ordens, dessen Name schon die (1524) Veranlassung seines Ursprungs zeigt. Den Bettelorden der Theatiner stiftete Paul IV, als er noch Johann Peter Carassa hieß, als er noch Bischof zu Theate war. Alle die bisherigen kleinern und größern, ältern und neuern Orden wurden aber bald durch die von einem Spanier gestiftete Gesellschaft Jesu verbunkelt.

Ue: (1521)
sorgung der Je-
suiten.

14. In eben dem Jahre, da Luther zu Worms verhört wurde, verunglückte bey der Belagerung von Pampelona ein dürftiger spanischer Edelmann, Don Inigo (Ignatius) Loyola. Sein geschmettertcs Bein konnte nicht so bald wieder hergestellt werden. Die lange Weile sich zu vertreiben, las er einen alten frommen Roman (Flores Sanctorum) und seine ohnbedies zur Schwärmeren geneigte Einbildungskraft wurde dadurch so angesteckt, daß er sich entschloß, ein frommer Abenteurer zu werden. Anfangs wollte sich mit dem halbverrückten Menschen niemand einlassen; doch zu Paris, wo er erst in seinem siebenunddrenzigsten Jahre das lateinische zu lernen anfang, gelang es ihm, einige verdorbene Studenten ¹⁾ zu gewinnen, und durch Fasten und Bußübungen unterdrückte er alle vernünftige Ueberlegung seiner Schüler so sehr, daß sie ihm an frommer Raserey völlig gleichkamen. Wer hätte sich einbilden sollen, daß das Besuch dieses Menschen, einen neuen Orden zu stiften, vom Papst würde gebilligt werden? Allein die Untersuchung seines Plans gerieth zu Rom in die Hände einer Gesellschaft politischer Theologen, welche die nützlichen Wendungen, die sich dem blinden Eifer geben ließen, schlaue voraussahen. Man schuf ein Gemische von Weltgeistlichen und Ordensleuten, von Bettelorden und andern Mönchsorden, eine Gesellschaft Jesu ¹⁾. Anfangs genehmigte der Papst nur eine Anzahl von vierzig Mitgliedern; schon drey Jahre hernach hatte sich aber die neue Ordensgesellschaft bey dem Papst in solches Ansehn gesetzt, daß er ihr eine uneingeschränkte Bestätigung ertheilte, und noch vor dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts vermehrten sich diese Gesellschafter Jesu oder diese Jesuiten bis auf zehn tausend Köpfe, unter denen es schon eine Menge Deutsche gab. Von dem Einflusse, den die Jesuiten in deutsche Angelegenheiten hatten, finden sich sehr frühzeitige Spuren. Als im Jahr 1540 zu Worms ein Religionsgespräch gehalten werden sollte, ward dem kaiserlichen Agenten Peter Drtig der Jesuit Peter Faber als

¹⁾ Band II, S. 55.

¹⁾ Eigentlich neun Männer von verschiedenen Nationen: Peter Faber, Jacob Laynes, Claudius Jajus, Paschasius Droet, Franz Xavier, Alfonso Salmeron, Simon Rodrich, Johann

Eoburi und Nicolaus von Bobadilla. — Laynes wurde nach Loyolas 1556 erfolgtem Tode Ordensgeneral.

¹⁾ Epistler, S. 407.

geheimer Geschäftsträger des Papstes bengeordnet. Dem Cardinal Moronus, den der Papst an den Kaiser schickte, wurden die beiden Jesuiten Jajus und Bobadilla mitgegeben, und der letztere wußte sich zu Innsbruck und Wien am Hofe eine gute Aufnahme zu verschaffen. Jaber kam im Jahr 1541 abermals nach Deutschland, wo er ben den Bischöfen zu Speyer und Worms, und besonders bey dem Churfürsten zu Mainz, sich große Gunst erwarb. Hier lockte er unter andern auch den Peter Canisius, den ersten Jesuitenprovincial in Deutschland, den Verfasser eines höchstberühmten Catechismus der Catholiken, in den Orden. Zu Ende des vorigen Zeitraumes gab es schon fünf deutsche Jesuitencollegia ¹⁾).

15. Zur Ausbreitung derselben trug die so blendend scheinende Einrichtung des neuen Ordens sehr viel bey. Die Jesuiten übernahmen überall den Unterricht der Jugend, ohne eine besondere Belohnung dafür zu verlangen. Ihre Lehrart war in ihrer Art neu; ihre Zöglinge schienen und glaubten etwas zu wissen, und schon dieses empfahl sie den Eltern. Wie trefflich setzte aber eben dieser Zugenbung terriert die schlaunen Jesuiten in den Stand, vom Fürsten bis zum Handwerksmann alles den Absichten ihres Systems gemäß zu bilden. Ihr feines Betragen, ihr reiner Anzug, der Anschein von Eitsamskeit, Bescheidenheit und strenger Zugenbliebe, den sie sich so meisterhaft zu geben wußten, verschaffte ihnen ganz natürlich bey Höfen und in großen Städten, bey erhabenen, reichen und angesehenen Personen beiderley Geschlechts, vor allen andern Geistlichen den allgemeinsten Zugang. Es vergingen wenig Jahre, so hatten sie die Kanzeln in den meisten und wichtigsten Kirchen, so hatten sie die Reichstühle großer Herren und vornehmer Personen fast gänglich an sich gezogen, so mußten ihnen die Ordensleute, die diesen Vorgang sonst genossen, Platz machen. Dabey wußten sie die Mönchskunstgriffe, das gemeine Volk mit Wundererzählungen und Andächtelenen zu unterhalten, zu ihrem Vortheile recht gut zu benutzen. Das Gelübde der Armuth, das sie, nebst dem Gelübde des Gehorsams und des ehelosen Standes, mit andern Orden gemein hatten, gestattete zwar einzelnen Jesuiten nicht, auf Reichthümer zu denken; aber die ganze Gesellschaft, aber jedes Collegium konnte Güter besitzen und Einkünfte haben, die vorzüglich auf prächtige Gebäude, kostbare Kirchengeräthe, Büchersammlungen, Gärten, oder auf andre Dinge, welche die Obern billigten, konnten verwendet werden. In solcher Absicht waren ihnen Schenkungen und milde Stiftungen gar sehr willkommen, und ein reiches und vornehmes Mitglied war ihnen daher oft eben so angenehm, als ein sähiger Kopf. Hatten Wittwen oder andre Personen von großem Vermögen keine oder nur entfernte Erben, da war ihnen kein Mittel zu schwer, oder zu bedentlich, ihre fromme Mildthätigkeit in Bewegung zu setzen. Kein Mit-

Geist dieses Ordens.

Y 2

1) Das erste wurde 1552 in Wien gestiftet; hierzu kamen 1555 Prag; 1556 Ingolstadt, Löwen, Antwerpen; 1559 München; 1560 Maynz; 1563 Bilsingen, 1567 Würzburg; 1571 Jülich und Speyer, 1574 Heiligenstadt u. a. m. Eine ganz vorzügliche Aufnahme fanden die Jesuiten in Bayern, wo schon im Jahr 1543 Claudius Jajus des Professor Lats zu Ingolstadt Nachfolger im Amte wurde. Zu

ihnen gesellen sich Salmeron und Canisius, Westenrieder, D. II. E. 511. Kaiser Ferdinand I. ertheilte 1563 dem Jesuitenorden eine sogenannte goldne Bulle. Sägerlin, V, 391. Die Jesuiten machten sich aber bey den Bayern sehr verhasst, als sie den vom Papst bewilligten Genuß des Abendmahls nicht zu hindern suchten. Sägerlin am a. O. VI, 71.

tel von dieser Art hatte jedoch einen glücklichen Erfolg, als dasjenige, wozu ein viertes Gelübde ihnen Anlaß gab, als die übernommene Verbindlichkeit, zu allen Missionen in auswärtige Länder und andre Erdtheile, auf Befehl des Papstes, und zum Vortheile der römischen Kirche, sich brauchen zu lassen, ohne dabei auf irgend einen päpstlichen Geldbeitrag zu rechnen. Dafür mußte und konnte man ihnen nun freudlich die Erlaubniß zugesuchen, zur Unterhaltung der Missionarien bey entfernten Völkern, an deren Befehrung sie arbeiteten, Waaren umsetzen zu dürfen. Das gab der Gesellschaft frühzeitig Gelegenheit, in Ost- und Westindien einen vortheilhaften Handel zu treiben, der ihnen allmählig eine Quelle unermesslicher Reichthümer öffnete.

Innere Einrichtung desselben.

16. Die innere Einrichtung der Gesellschaft hätte für ihre Absichten nicht vortheilhafter ausgedacht werden können. Niemand wurde eher als im dreißigsten dreyßigsten Jahre seines Alters, und nach einem dreyzehnjährigen Novitiate, und folglich nach hinlänglicher Prüfung, zur Profession gelassen. Sodann fand unter den Mitgliedern selbst noch ein großer Unterschied Statt. Es wurde immer einer mehr oder weniger in den wahren Geheimnissen des Ordens eingeweiht. Dabey herrschte eine so strenge Unterwürfigkeit, daß der eigne Wille dem uneingeschränkten Gehorsam gegen die Obren nachstehen mußte. Stufenweise stand jeder Jesuit unter seinem Rector, der Rector unter dem Provincial, und der Provincial unter dem General des ganzen Ordens, der zu Rom seinen Sitz hatte, und von einigen Mitgliedern unterstützt wurde. Der General bekam zu bestimmten Zeiten, oder so oft er es verlangte, schriftliche Berichte aus allen Provinzen, worin sowohl der innere Zustand der Gesellschaft und ihrer Mitglieder, als andre die Gesellschaft interessirende Personen und Vorfälle mit der größten Genauigkeit geschildert wurden. Die Nachrichten aus allen Ländern und Erdtheilen, die der General dadurch erhielt, setzten ihn in den Stand, die Einflüsse des Ordens überall geltend zu machen. So hatte dieser Orden, ehe man sich versah, die Herrschaft der Welt an sich gezogen; kein Cabinet war ihm undurchdringlich, keine Angelegenheit zu groß, oder zu klein, wo er sich nicht Zugang und Einfluß zu verschaffen wußte. Dabey lehnte sich der Orden immer an den päpstlichen Stuhl, da er unter dem Schutze der päpstlichen Hierarchie seine herrschaftlichen Absichten so trefflich erreichen konnte. Eben deswegen ließen sich auch die Mitglieder desselben äußerst angelegen seyn, die Hoheit desselben zu verteidigen und aufrecht zu erhalten. Das Heil der Kirche und der Wille des sichtbaren Oberhauptes mußte ihren Unternehmungen überall zum Schilde dienen; aber der eigentliche Zweck, worauf alles abzielte, bestand in der Wohlfahrt und der immer größern Aufnahme der Gesellschaft. In der Ausübung einer allgemeinen Herrschaft über die ganze Welt, oder auch nur über ganz Europa, stand dem Orden nur Ein Hinderniß im Wege. Dies fand sich in den Ländern und Staaten, die seit kühnere Zeiten dem römischen Stuhle und allen damit in Verbindung stehenden Ordensgesellschaften den Gehorsam aufgekündigt hatten. Dem ganzen Systeme der Jesuiten war überhaupt nichts so sehr entgegen, als das evangelische Religionswesen, das sich gegen die päpstliche Hierarchie so feindselig zeigte, und zugleich Aufklärung und Freymüthigkeit verbreitete. Eben deswegen machten sich auch die Jesuiten und ihre ganze Gesellschaft zur angelegentlichsten Pflicht, die Protestanten und

und ihre Lehre nicht nur aus allen Kräften zu verfolgen, und dem weitem Fortgang der Reformation entgegen zu arbeiten ^{m)}, sondern wo möglich ganze Länder durch eine Gegeneformation wieder zur catholischen Kirche zu bringen. Diese Behauptung wird die ganze folgende Geschichte mehr als überzeugend darstellen ⁿ⁾.

D r e y t e r A b s c h n i t t.

Maximilians II. Bemühungen, die Religionsseinigkeit unter den Deutschen wieder herzustellen.

I.

Der mächtige Einfluß der Jesuiten in deutsche Angelegenheiten zeigte sich aber weder unter der damaligen, noch unter der folgenden Regierung so merklich, als er in der Folge erschien. Kaiser Ferdinand I. hatte bringenbe Ursache, die Reichsstände zu schonen, und sein Nachfolger Maximilian II. dachte zu edel und zu menschlich freundlich, als daß er dem Verfolgungsgeiste Gehör geben sollte. Seine Wahl zum römischen König war eben Ursache, daß sich sein Vater Ferdinand so sorgfältig hüten mußte, dem buchstäblichen Inhalte des Religionsfriedens entgegen zu handeln. Er fing die Unterhandlungen, Maximilians Wahl zum römischen Könige zu befördern, schon im Jahre 1561 an, und er brachte es auch noch in eben demselben so weit, daß die meisten Churfürsten für die Person Maximilians, der bereits König von Böhmen war, sich günstig erklärten. Hierzu bestimmten sie besonders die listigen Bemühungen des spanischen Hofes, der durch den Rheingrafen und durch andre Emissarien besonders den Churfürsten von der Pfalz von der österreichischen Partei abzuziehen suchte. Auch ließen Maximilians duldsame Religionsgesinnungen die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg sehr viel Gutes für die Aufnahme der evangelischen Religion hoffen. Beide, so wie Herzog Christoph von Württemberg, gaben sich daher viele Mühe, den Churfürsten von der Pfalz für Maximilians Wahl geneigt zu machen, aber dieser blieb bey der Meinung, daß zur Zeit von einem künftigen Reichsoberhaupte noch gar nicht die Rede seyn dürfte, und daß man erst den Erlebigungsfall abwarten müsse. Zum Vorwande diente ihm die Besorgniß, daß man den neuen römischen König aus der Stände Beutel würde erhalten müssen, und daß dabey der Türkensteuern und andrer dergleichen Hülfe kein Ende seyn würde. Der Kaiser rechnete indessen darauf, daß sein Widerspruch doch noch würde zu heben seyn, und er wendete sich in dieser Absicht an den Herzog von Württemberg, der aus eigner Antriebe, aber freylich wegen der Vortheile, die er für die evangelische Religion hoffte, zur Gewinnung des Churfürsten von der Pfalz, seines Freundes und Nachbarn, schon so viel gethan hatte. Ferdinand trug es dem Gesandten, die er an den Herzog schickte, ganz besonders auf, den Vorwand we-

Ferdinands Bemühungen, seinem Sohne die R. Würde zu verschaffen.

V 3

m) Schon auf dem Concilium zu Trident arbeiteten der Jesuitengeneral Raynez und der Jesuit Colmeron den Bemühungen des Kaisers, den Abendmahlsleib, die Prießterthe u. d. m.

zu erhalten, aus allen Kräften entgegen. *S. Berlin, VI, 71.*

n) *Pütter's hist. Entwicklung, I, 433/447.*

gen der Unterhaltung des römischen Königs, und wegen der unaufhörlichen Türkensteuern und anderer Abgaben, zu widerlegen. Er könne (ließ er dem Herzog sagen) der Wahrheit gemäß behaupten, daß der Kaiser und seine Familie, wenn sie von den Einkünften des Reichsoberhauptes leben sollten, sich in sehr schlechten Umständen befinden würden; der Kaiser könne beweisen, den geringsten Pfennig, den er während seiner königlichen und kaiserlichen Regierung eingenommen habe, zur eigentlichen Bestimmung verwendet zu haben; die zumweilen bewilligten Reichssteuern wären auch überdies langsam und unrichtig, und zum Theil noch gar nicht, eingegangen, und die besten Gelegenheiten, gegen den Feind etwas auszurichten, wären darüßer versäumt worden, und seine Länder wären dadurch oft in große Gefahr gerathen; er hätte auch, weil die bewilligten Reichshülffen so spät eingegangen wären, öfters ansehnliche Summen vorschießen müssen; die Unterhaltung des Kriegsvolks an den türkischen Gränzen, und die Befestigung und Besetzung der Gränzörter koste ihm jährlich über eine Million Gulden; da aber der Türke ein gemeinschaftlicher Feind der Christenheit sey, der alle Nationen sich unterwürfig zu machen wünsche, so könne jeder Reichsstand leicht einsehen, daß er jede Hülfe, die er dem Kaiser bewillige, eigentlich sich selbst leiste, und würde man endlich den Kaiser oder den römischen König aus einem andern, als aus dem östreichischen Hause wählen, so könnte schon der Erzherzog von Oestreich, als ein Nachbar des Königreichs Ungern, und als ein Glied und Stand des deutschen Reichs, auf dessen Bestand Anspruch machen. Diese Gründe, durch welche der Kaiser die Bedenklichkeiten des Churfürsten von der Pfalz zu heben suchte, waren in der That sehr gut ausgesucht, und die Bemühungen des Herzog Christophs hatten auch einen so guten Erfolg, daß Friedrich sich wirklich zur Wahlversammlung einstellte. Außer ihm waren noch die Churfürsten von Mainz, von Trier, von Sachsen und von Brandenburg gegenwärtig; den Churfürsten von Eöln hielt Krankheit von der Versammlung zurück; er schickte jedoch seinen Gesandten. Den siebenten Churfürsten, den König von Böhmen, stellte der Throncandidat Maximilian selbst vor, und er wurde von den übrigen Churfürsten förmlich zur Wahlversammlung eingeladen. Als der Churfürst von Eöln nicht lange nach dem Anfange der Wahlsessionen sein Leben beschloß, so thaten die Churfürsten dem eölnischen Domcapitel den Antrag, in Zeit von vierzehn Tagen einen neuen Erzbischof zu wählen, der der Wahlversammlung entweder selbst, oder durch Bevollmächtigte beywohnen könnte; das Domcapitel bequimte sich auch zur Erfüllung dieses Antrags, und sechzehn Tage hernach war der Graf Friedrich von Wied zum neuen Erzbischof und Churfürsten von Eöln gewählt.

1562
im Oct.

am 3. Nov.

am 19ten.

Maximilian II.
Wahl und
Krönung.

2. Indessen hatten die Churfürsten den vierundzwanzigsten November zum Wahltag angefest. Vorher verlangten sie vom Stadtrathe zu Frankfurt, daß er, vermöge der ihm in der goldenen Bulle aufgelegten Pflicht, die bey der Wahl unnöthigen Fürsten und Botschafter aus der Stadt entfernen möchte; der Stadtrath behauptete aber, daß er diese Pflicht nur während einer völligen Erlebigung des Thrones auf sich habe; daß die Ausübung derselben zu einer Zeit, wo man von einem Reichsoberhaupt alle Schutz erwarten könne, sehr unschicklich sey; daß er endlich auch, und wenn es wirklich seine Pflicht wäre, die große Anzahl von vornehmen Fremden und ihren Gesandten zur Verlassung ihrer Mauern unmöglich würde

nöthig

nöthigen können. Der Kaiser fand die Gründe der Frankfurter so einleuchtend, daß er sie von der Erfüllung ihrer Obliegenheit für diesmal freisprach; die Churfürsten hielten sich aber dadurch beleidigt, daß sich der Frankfurter Stadtrath unmittelbar an den Kaiser gewendet hatte, und beharrten in einer an den letztern gerichteten Schrift auf der Meinung, daß die Frankfurter, bey der von der S. D. verordneten Strafe, müßten angehalten werden, die Erfüllung ihrer Pflicht zu beschwören. Der Kaiser hatte nun auch weiter nichts dagegen einzuwenden, und der Magistrat mußte den verlangten Eid wirklich ablegen, und die Churfürsten glaubten auch noch recht viel nachzulassen, daß sie, wegen der Kürze der Zeit, nicht die ganze Bürgerschaft schwören ließen. Ob man nun bey der Erfüllung dieses Eides auf den buchstäblichen Sinn gesehen hat, daran läßt sich noch zweifeln; indessen hatte doch der Gesandte des Großfürsten Solymans an eben dem Tage, da dieser Eid geschworen wurde, das Schicksal, daß er, bis der Kaiser und die Churfürsten seine Einlassung bewilligten, vor dem Thore warten mußte. Den Rathschlagsungen über die anzustellende Wahl durfte der König von Böhmen nicht beywohnen, ob er gleich in Frankfurt gegenwärtig war. Ein altes Herkommen ließ ihn nemlich blos bey der Wahlhandlung selbst zu. Diese wurde übrigens mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten vorgenommen, und die Wahlcapitulation, die Maximilian beschwören mußte, ist in Ansehung des Hauptinhalts von der carolinischen auch nicht sehr verschied. Die Krönung des neuen römischen Königs wurde sechs Tage hernach gleichfalls zu Frankfurt vorgenommen. Nachen, die privilegierte Krönungsstadt, that deswegen Vorstellungen, die jedoch weiter nichts als die Versicherung bewirkten, daß die jesuige zu Frankfurt vorgenommene Krönung ihren hergebrachten Rechten nicht zum Nachtheile gereichen sollte, und daß das Domcapitel und der Rath gewisse Geschenke erhielt *).

3. Deutschland hatte also nun gleichsam zwey Reichsoberhäupter, einen Ferdinandus I. Kaiser und einen römischen König; der eine derselben, Ferdinand I., trat aber bald vom irdischen Schauplatze ab. Man kann diesem Kaiser verschiedene gute Eigenschaften allerdings nicht absprechen. Von seinen Regierungseinsichten wird man durch die Geschichte dieser Zeit allerdings überzeugt. Die Pflichten eines Regenten übte er mit solchem Eifer aus, daß er ihnen alle Ergölichkeiten nachsetzte. Die genaueste Ordnung, und die pünktlichste Stundeneintheilung erhielt seine so weitausläufigen Regierungsgeschäfte im ununterbrochenen Gange. Dabey wurde er jedoch von einer beträchtlichen Zahl von Ministern, die er sehr glücklich zu wählen mußte, unterstützt. In seinen jüngern Jahren trieb er zwar den Eifer für die catholische Religion bis zur Ungerechtigkeit; im reifern Alter aber, wo ihn Ueberlegung und eignes Studium von den in seiner Kirche herrschenden Mißbräuchen überzeugt hatte, gab er sich die größte Mühe, eine Reformation in Haupt und Gliedern zu befördern, suchte er wenigstens zwischen den Catholiken und Protestanten eine Religionsvereinigung zu stiften. Unter diesen Bemühungen aber überraschte ihn der Tod *). Er war ein Vater von funfzehn Kindern, von welchen ihn drey Söhne und zehn Töchter überlebten. Seine theilten, der väterlichen Verordnung gemäß, das Land ihres Hauses dergestalt, daß Maximilian II. Ungern, Böhmen und Oestreich, Ferdinand

(1564 am
25ten Jul.)
Tod und Cha-
racter.

Erzol

a) Häberlin, IV, 467. 636. Imgl, V, 1. 99.

b) Häberlin, VI, 79. 81.

Tyrol und die vorberdstreichischen Lande, und Carl Steyermarck, Kärnten, Krain nebst der Grafschaft Obzr erhielt *).

Maximilian II.
Händel mit
dem Papst.

4. Maximilians II. Regierung, die auf vierzehn Jahre dauerte, zeichnete sich durch mancherley Streitigkeiten, Unruhen und Kriege aus. Gleich anfangs wurde er mit dem Papst in Händel verwickelt. Maximilian fühlte sich gar nicht geneigt, um die Bestätigung seiner römischen Königswahl bey dem Papst anzuhalten, oder ihm die gewöhnliche Obedienz zu leisten. Er glaubte die protestantischen Reichsfürsten dadurch zu beleidigen. Der Papst bestand jedoch auf dem, was, wie er sagte, alle andern Kaiser dem apostolischen Stuhle geleistet hatten. Jetzt erklärte aber Maximilian mit aller Freymüthigkeit, daß jene Kaiser sich geirret hätten, und daß er niemals etwas bewilligen würde, was seinen Nachfolgern zum Nachtheil gereichen könnte. Sein Gesandter zu Rom durfte auch dem Papst weiter nichts, als alle Ehrerbietung, Ergebenheit und Willfährung, und allen Eifer für die Erhaltung und Ausbreitung der catholischen Religion versprechen. Diese Erklärung war jedoch dem Papst und den Cardinälen nicht hinlänglich, und sie fingen nun an, die Rechtmäßigkeit der Wahl Maximilians selbst in Zweifel zu ziehen. Es hätten, sagten sie unter andern, in diese Wahl eigentlich nur zwey Churfürsten gewilligt, nemlich Mainz und Trier; denn der neuernwählte Erzbischof und Churfürst von Cöln wäre, zur Zeit der Wahl, vom Papste noch nicht bestätigt gewesen, und die drey weltlichen Churfürsten hätten als Keker gar kein Wahlrecht ausüben können: überhaupt hätten die Churfürsten, ohne Einwilligung des Papstes, gar nicht das Recht, beyzuwohnen eines Kaisers, seinen Nachfolger zu wählen; sie könnten ihm bloß einen Coadjutor an die Seite setzen. Alle diese und noch andre Gründe, wodurch der päpstliche Hof Maximilians Wahl für ungültig erklären wollte, mußten den deutschen Churfürsten höchst lächerlich vorkommen. Der Papst wünschte freylich keinen Kaiser, der seine Neigung für die protestantische Religion so deutlich verrieth. Allein alle seine Bemühungen vermochten Maximilians Standhaftigkeit nicht zu erschüttern, und Pius IV. mußte es zuletzt Maximilianen selbst überlassen, den Ausgang dieses Handels zu entscheiden. Der letztere Gesandte, der Graf Georg von Helfenstein, der dem Papst das Notificationsschreiben überbrachte, durfte weder um Bestätigung anhalten, noch die Obedienz leisten; der Papst und seine Cardinäle setzten aber beides voraus, und ertheilten dem Gesandten zur Antwort, daß Se. Heiligkeit die Wahl des Königs bestätigten, daß sie alle bey derselben vorgefallne Mängel und Unrichtigkeiten ergänzen und verbessern, und die Obedienz des Königs annehmen wollten. So gut wußte sich der Papst aus der Verlegenheit herauszureißen *).

1564
im Febr.

Maximilians
dubelmäe Re-
ligionsgefin-
nungen.

1560

5. Daß übrigens Pius IV. an Maximilians Eifer für die catholische Religion zweifelte, dazu hatte er allerdings gegründete Ursachen. Er äußerte noch als Erzherzog seine Neigung für die protestantische Religion so deutlich, daß er sich einige Zeit hindurch einen evangelischen Hofprediger hielt. Sein Vater wurde darüber so aufgebracht, daß er ihn mit der Fortjagung bedrohte; wenigstens bat sich Maximilian bey dem Churfürsten Friedrich III. auf diesen Fall eine Zuflucht aus. Er mag es aber wol für gut gefunden haben, seine Religionsgefinnungen sorgfältiger zu verbergen, indem er auch nach seines Vaters Tode bey der Gemeinschaft mit der römischen

catholi-

*) Michaelis, I, 106.

*) Häberlin, VI, 35991.

catholischen Kirche verharrete, und durch eine Aufforderung des Churfürsten von der Pfalz, die Reformation in Religionsfachen zu befördern, sich nicht wankend machen ließ. Unstreitig hatten ihm seine Rathgeber den Gedanken beigebracht, daß man das catholische Religionswesen schon so weit verbessern könne, daß man dessen gänzliche Abschaffung nicht nöthig habe. Er glaubte, der Genuß des Abendmahls selbst und die Verstattung der Priesterche wären in dieser Rücksicht sehr wichtig, und es verdroß ihn daher außerordentlich, daß der Pabst den Geistlichen das Heirathen nicht erlauben wollte. Er ersuchte deswegen den Pabst noch einmal, den Priestern seiner Erbländer, imgleichen Deutschlands, die Ehe zu erlauben; er ersuchte ihn darum auf die nachdrucksvollste Art, und versicherte ihm, daß seine Weigerung die Wunden der Kirche nur noch vergrößern würde, und als ihm der Pabst dennoch keine gewünschte Antwort darauf ertheilte, so ließ er sich dadurch nicht abhalten, seine Bitte im folgenden Jahre zu wiederholen. Allein sein Bittter, Philipp II. und die römische Geistlichkeit suchten alle vernünftigen Gründe, die er vorbrachte, durch ihre Vorstellungen zu widerlegen, und dieses gelang ihnen um so leichter, da die nachtheiligen Folgen, welche der verheirathete Stand der Priester für die päpstliche Hierarchie haben mußte, sogleich in die Augen fielen. Maximilian erhielt daher vom Pabst erst spät eine Antwort, und zwar eine solche, die ihm weiter nichts als vergebliche Hoffnung machte. Er konnte jetzt unmöglich länger daran zweifeln, daß von Rom durchaus keine Reformation zu erwarten sey; er beschloß daher auf dem Wege fortzugehen, den bereits sein Vater eingeschlagen hatte. Dieser hatte sich mit der Meinung geschmeichelt, daß die zwischen den Catholiken und Protestanten streitigen Artikel vielleicht durch friedliche Unterredungen können beigelegt werden. Er lud in dieser Absicht zwey der berühmtesten unter den damaligen catholischen Theologen, den Georg Wicelius zu Mannz und den Georg Cassander zu Duisburg, nach Wien ein, und da sich diese theils mit ihrem hohen Alter, theils mit ihrer Kränklichkeit entschuldigten, so trug er es jedem von ihnen besonders auf, in einer eignen Schrift es gründlich auszuführen, in welchen Punkten Einigkeit oder Uneinigkeit zwischen dem catholischen und dem protestantischen Glauben herrsche, und worin man nachgeben könne. Wicelius unternahm die Ausführung des ehrenvollen Auftrages so emsig, daß er seine Schrift nach Wien schickte, ohne von Jerbinands Tod unterrichtet zu seyn. Auch Cassander schickte die seinige endlich ein. Sie war zur vollkommenen Zufriedenheit des Kaisers ausgefallen. Alle diese schonen Vorbereitungen blieben aber ohne Wirkung. Man weiß nicht, ob der päpstliche Legat, der sich um diese Zeit in Wien einfand, oder der Türkenkrieg, der in Ungern und Siebenbürgen ausbrach, den Fortgang dieser Unterhandlungen hemmte; aber so viel ist ausgemacht, daß sie so wenig wie andre, die in dieser Absicht schon so oft veranstaltet worden waren, ihren Endzweck würden erreicht haben. Denn Protestanten gaben die Vergleichsstifter doch immer nicht genug nach, und ihren Glaubensbrüdern konnten sie leicht so viel nachzugeben scheinen, daß sie nicht mehr für echte Catholiken von denselben gehalten wurden ¹⁾.

1565

6. Daß

1) Hübner, S. 91. — 96.

Relationsver-
handlungen
auf dem
Reichstage
vom J. 1566.

6. Daß Catholiken und Protestanten, ja daß Protestanten unter sich selbst schwer zu vereinigen waren, das lehrt auch die Geschichte des ausgeburgischen Reichstages, der zu Anfang des folgenden Jahres gehalten wurde. Die nächste Veranlassung zu demselben gab die Gefahr von einem Kriege mit den Türken, gegen welche der Kaiser vom Reiche Unterstützung wünschte. Einer der vornehmsten Gegenstände, worüber man sich auf diesem Reichstage berathschlugte, war die Begleitung der Religionsstreitigkeiten und die Entfernung der verführerischen Secten. Bey der Berathschlagung über den Religionspunct theilten sich die Reichstände in zwey Corpora oder Rürthe; den einen machten die A. E. Verwandten, den andern die Catholiken aus. Jene übergaben dem Kaiser eine weitläufige Schrift, in welcher sie eine lange Reihe von Religionsbeschwerden erzählten, die zum Theil schon mehrmals vorgekommen waren. So beklagten sie sich z. B. noch immer über Verurtheile des Kammergerichts und Reichshofrathes; so klagten sie noch immer über Verfolgung und Mishandlung derjenigen, die sich zur evangelischen Religion bekenneten; so drangen sie noch immer auf die Abschaffung des ihnen so verhassten geistlichen Vorsehalts. Dabey ließen sie sich von ihrem Religionseifer verleiten; die Religion und den Gottesdienst der Catholiken für Blindheit und ärgerlichen Streul, ja sogar für eine Heidenische, dem Worte Gottes widersprechende Abgötterey, so wie die Gewalt der Kirche und der Concilien für Tyrannen zu erklären. Solche Ausdrücke konnten nun unmöglich die Wirkung haben, die Catholiken zu einer Religionsvereinigung einzuladen. Letztere stellten auch in einer Gegenschrift, die sie begm Kaiser einreichten, ganz gegründet vor, daß der Kaiser nicht wohlthun würde, sich, nach dem, was auf der eben geendigten tridentinischen Kirchenversammlung vorgefallen wäre, in neue Vergleichsunterhandlungen und Religionsgespräche oder in ein Nationalconcilium einzulassen, indem sie, wie ihn die Erfahrung schon gelehrt hätte, zur Religionsvereinigung gar nichts beizutragen, sondern die Uneinigkeit vielmehr noch immer lebhafter zu machen pflegten. Gegen die Beschwerden der Protestanten stellten die Catholiken eine andre Reihe auf, und dem unparteyischen Urtheiler muß es sicherlich einleuchten, daß keiner von beiden Theilen völlig Recht hatte. Unter andern machten die Catholiken den Protestanten den Vorwurf, daß es ihnen nur darum zu thun schiene, den noch übrigen Rest der Kirchen, Stifter und Äbster und deren Güter an sich zu reißen; daß sie den Catholiken auch den Besitz desjenigen zu entziehen suchten, was ihnen doch der Religionsfriede gesichert hätte. Die gewalthätige Strenge der Obrigkeiten entschuldigten sie dadurch, daß man unruhigen, ungehorsamen und untreuen Unterthanen, daß man Wiedertäufern, Sacramentirern und andern bergleichen Sectirern nicht erlauben könne, Aufruhr zu erregen und Unruhen anzufangen, daß man ihnen ihre Trennung nicht lassen könne. Zuletzt legten sie es den Protestanten noch ans Herz, daß die vielen neuen Secten, welche seit einiger Zeit eingerissen waren, den Namen und den Schutz der A. E. Verwandten zur Verdeckung ihrer sectirischen Irthümer mißbrauchten. Der Kaiser theilte, als er beide Schriften miteinander verglichen hatte, die Resolution, daß der Kürze der Zeit wegen in Ansehung der Religionsache jetzt nichts ausgemacht werden könnte, daß er aber, so viel es ihm seine übrigen dringenden Angelegenheiten erlaubten, ferner darauf Bedacht nehmen wollte. Dabey ermahnte er

die

die Stände, ihm noch vor Ausgang dieses Jahres ihr Gutachten darüber mündlich oder schriftlich mitzutheilen. In Ansehung des geistlichen Vorbehalts erklärte er, daß dieser so viele Stimmen der Reichsstände für sich hätte, daß sich an dessen Aufhebung nicht wohl denken ließe. Wegen der Folgen, die der geistliche Vorbehalt veranlaßte, ist übrigens der Inhalt einer Schrift, welche die wetterauischen und andern Grafen dem Kaiser übergaben, vorzüglich merkwürdig. Die Stifter (sagen sie unter andern in derselben) wären in alten Zeiten nicht allein zur Ehre Gottes, sondern auch zur Versorgung fürstlicher, gräflicher und adelicher Personen gestiftet, und von Kaisern, Königen, Fürsten, Grafen und Herren reichlich ausgestattet worden; auch hätten seither Fürsten, Grafen und Herren von Adel in demselben ihren guten Unterhalt gefunden; seit der Religionsstrennung wäre aber die Sache dahin geblieben, daß Fürsten, Grafen, Herren und Celleute, welche sich zur A. E. bekenneten, ihre Kinder und Verwandten, ohne Gewissensunruhe, den Stiftern nicht mehr anvertrauen könnten, weil sie Pflichten, Eide und Statuten beobachtet sollten, die mit ihren Grundsätzen gar zu wenig übereinstimmten; dies würde die traurige Folge haben, daß die Stifter, wie die Erfahrung bey Eöln und Straßburg es schon gelehrt hätte, wegen Mangels an tauglichen und qualificirten Personen aus dem Fürsten-, Grafen- und Herrenstande, gänzlich in Abgang gerathen, daß fürstliche, gräfliche und edele Häuser, deren nachgebohrne Söhne in den Stiftern weiter keine Versorgung finden könnten, durch häufige Theilungen geschwächt werden und in Verfall gerathen würden. — Diese Stelle, dünkt mich, verbreitet sehr vieles Licht über den Einfluß, den die Einziehung der Kirchengüter auf den deutschen Adel hatte.

7. So wenig nun dieser Reichstag zur Religionsvereinigung der Catholiken und Protestanten bestrug, so sehr mißlang der Versuch, die Einigkeit unter den Protestanten selbst wieder herzustellen. Der Vorwurf, den die Catholiken den Protestanten wegen der so häufig einreisenden Secten machten, diente den letztern zum Vorwande, den Churfürsten von der Pfalz wegen seiner calvinischen Religionsgesinnungen zur Rechenschaft zu ziehen. Sie thaten dies in einer besondern Schrift, die der Churfürst von Sachsen, auf Antrieb des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken und des Herzog Christophs von Württemberg, dem Churfürsten von der Pfalz überreichen mußte. In derselben bemüheten sie sich nun, der pfälzischen Theologen lehre vom Abendmahl zu widerlegen, und ihre Nichtübereinstimmung mit der augsburgischen Confession zu beweisen, zugleich sagten sie dem Churfürsten, wenn er sich nicht anders erklären würde, alle Verbindung auf. Außer diesem ernstlichen Angriffe von Seiten der Protestanten, hatte aber der Churfürst von der Pfalz noch einen Sturm von Seiten des Kaisers auszuhalten. Nachdem sich nemlich Maximilian, seiner Veränderungen in Religions- und Kirchensachen wegen, mit den Churfürsten und Fürsten beider Religionen berathschlagt hatte, ließ er dem Churfürsten Friedrich ein Decret bekannt machen, worin demselben nicht nur die Restitution der Stifter und Klöster, imgleichen die Abstellung der eingeführten Neuerungen in Kirchen und Schulen ernstlich anbefohlen, sondern ihm auch zugleich anbefohlen wurde, alles, was er von dem verführerischen Calvinismus, dem Religionsfrieden zuwider, angenommen und eingeführt habe, vermöge des gedachte

Der Churf. von der Pfalz befindet sich der Religion wegen im Verdränge.

ten Friedens, wieder zu ändern und abzuschaffen. Die Erklärung, die der Churfürst darauf erteilte, war eben so vernünftig, als standhaft. In Gewissens- und Glaubenssachen (sagte er), von denen die Seligkeit abhängt, erkenne er nur Einen Herrn, einen Herrn aller Herrn, und einen König aller Könige; auf das Wohl seiner Seele Rücksicht zu nehmen, wäre seine wichtigste Pflicht; nur Gott, der sie erschaffen habe, und nicht der Kaiser, könne über dieselbe gebieten; die Gerechtigkeiteliebe des Kaisers lasse ihn auch nicht befürchten, daß er von der Execution anfangen werde, und da er Calvins Bücher nie gelesen habe; so könne er um so weniger wissen, inwiefern seine und Calvins Grundsätze miteinander übereinstimmen; er erbiete sich aber gegen jedermann, die Richtigkeit der seinigen aus der Bibel zu beweisen. — Diese Erklärung schien dem Kaiser noch nicht hinreichend, oder er wollte vielmehr wissen, was ihr des Churfürsten Glaubensgenossen für einen Werth belegten. Er verlangte daher von ihnen zu erfahren, ob sie dafür hielten, daß der Churfürst von der Pfalz unter die ausburgischen Confessionsverwandten zu rechnen sey, oder ob er einer besondern Secte anhänge? Nachdem sich nun die übrigen protestantischen Fürsten über diesen bedenklichen Antrag berathschlagt hatten, so faßten sie den Schluß, daß man den Churfürsten von der Pfalz, seiner besondern Meinung von der Abendmahlstheorie wegen, doch nicht ausschließen oder verdammen könne, weil man dadurch seine Glaubensbrüder in Frankreich, in der Schweiz, in den Niederlanden und in England der Inquisition preisgeben würde. Einige unter den A. E. Verwandten hegten indessen strengere Gesinnungen. Der Pfalzgraf Wolfgang, der die Stimmen von Meßlenburg und Württemberg für sich hatte, bestand darauf, daß man in der Antwort an den Kaiser seine Glaubensmeinung vom h. Abendmahl deutlich anzeigen, und von den Grundsätzen des Churfürsten von der Pfalz unterscheiden sollte. Der churfürstliche Gesandte, D. Lindemann, widersprach ihm darin, und dies gab zu einem so lebhaften Wortwechsel Gelegenheit, daß sich die ganze Versammlung darüber trennte. Der harte Pfalzgraf blieb nehmlich dabei, daß der Kaiser seinem Vetter durch ein besondres Decret befehlen sollte, von seiner bisherigen Lehre abzustehen, und seine jetzigen Predicanten abzuschaffen, und daß er ihm beym Weigerungsfalle mit der Ausübung seines kaiserlichen Amtes drohen sollte. Auch andre waren dieser Meinung; die meisten hielten aber dafür, daß man die Antwort mit mehr Mäßigung und Bescheidenheit erteilen möchte. Diese Partey drang endlich auch durch. Die A. E. Verwandten erklärten gegen den Kaiser, daß sie den Churfürsten von der Pfalz, sowol in Ansehung des Hauptartikels von der allein seligmachenden Rechtfertigung, als in Ansehung andrer Artikel, mit der A. E. übereinstimmend erkannten, daß sie ihm aber in Ansehung des Abendmahls diese Uebereinstimmung nicht zugesprochen könnten, indessen hätte er sich zu einer Zusammenkunft, in welcher man ihn durch Gottes Wort zu rechtweisen wollte, verstanden, und diese Zusammenkunft sollte noch auf dem gegenwärtigen Reichstage gehalten werden; übrigens möchte der Kaiser versichert seyn, daß sie keiner Secte, selbst der zwinglischen und calvinischen, in ihrem Lande Eingang gestatten würden. Die A. E. Verwandten hatten dieser Antwort die ausdrückliche Erklärung hinzugefügt, daß es gar nicht ihre Meinung wäre, den Churfürsten von der Pfalz, oder andre, die in Ansehung einiger Puncte nicht mit ihnen übere-

übereinstimmten, vom Genuße des Religionsfriedens auszuschließen, oder die Ver-
 folgungen und Bedrückungen derselben zu billigen. Mit dieser Erklärung aber war
 der Kaiser durchaus nicht zufrieden, sondern behauptete, daß sie dem Religions-
 frieden widerspräche, denn dieser wäre allein zwischen den Ständen der alten Reli-
 gion und den Verwandten der A. E. aufgerichtet worden, und man hätte alle die-
 jenigen, welche weder der einen noch der andern anhängig wären, ausdrücklich von
 demselben ausgeschlossen.

8. Des Kaisers Standhaftigkeit setzte die A. E. Verwandten in Verles- Friedrich
 genheit. Sie wußten sich jetzt weiter nicht zu helfen, als den Churfürsten von der Standhaftig-
 Pfalz zu bitten, daß er seine Meinung von der Abendmahlslehre den Grundfätzen keit siegt.
 der A. E. gemäß ändern möchte. Friedrich erinnerte sie, daß er bei jeder Gelegen-
 heit seine Anhänglichkeit für die A. E. bezeugt habe; dabey wollte er durchaus nicht
 eingestehen, daß dasjenige, was er in Ansehung des Artikels vom Abendmahle in
 seinem Lande vorgenommen hatte, dem eigentlichen Sinne der A. E. widerspreche.
 Er wollte es endlich noch immer darauf ankommen lassen, daß man ihn vom Ge-
 gentheile aus der h. Schrift überzeugen würde. Den Kaiser aber verdroß schon der
 Verzug, den die Veranstaltung einer solchen Ueberzeugung veranlassen würde. Er
 bestand mit allem Ernste auf die Beobachtung des von den Fürsten beider Religio-
 nen genehmigten Decrets, welches des Churfürsten von der Pfalz Religionsänder-
 ung betraf. Die A. E. Verwandten drangen jetzt mehr als jemals in den Chur-
 fürsten Friedrich, seine Meinung vom h. Abendmahle nach den Grundfätzen der A.
 E. umzustimmen. Friedrich gerieth dadurch in eine bedenkliche Lage, wie um so be-
 denklicher wurde, weil die Bischöfe von Worms und Speyer und verschiedene andre
 Nachbarn desselben über seine Religionsbetrachtungen Klage führten, weil die
 anwesenden lutherischen Theologen den Religionsseifer ihrer Herren gefühlloslich aus-
 klammerten, und weil der päpstliche Nuncius den Kaiser, diese Gelegenheit zur Aus-
 rottung der calvinischen Lehre zu benutzen, mächtig aufforderte. Allein Friedrich
 überstand die ihm drohende Gefahr zu seinem Ruhme. Seine unerschrockene Ver-
 stehung, die er durch das Ansehn der h. Schrift unterstützte, erwarb ihm selbst
 den Beifall der ecklutherischen Reichsfürsten. Der Churfürst von Sachsen aber,
 der die Folgen einer Trennung zu vermeiden wünschte, gab sich alle Mühe, die bö-
 sen Anschläge, die man gegen Friedrichen entworfen hatte, zu vereiteln. Der Kai-
 ser selbst gab seiner Hochachtung für Friedrichen williger Gehör, als den Rathschlä-
 gen derer, die ihn zur strengen Ausübung seines Amtes aufforderten. Dies be-
 wirkte, daß der Punct der Religionsstreitigkeiten auch auf diesem Reichstage eigent-
 lich unentschieden blieb. Es hieß zwar im Abschiede, der Kaiser wäre mit den
 Reichsständen darin übereingekommen, daß keine Secten, deren Grundfätze der al-
 ten Religion und der augsbургischen Confession zuwider wären, gebildet, sondern
 vielmehr gänzlich ausgerottet werden sollten; dabey wurde aber zugleich festgesetzt,
 daß, ohne alle Rücksicht auf eine künftige Religionsvereinigung, der Religionsfrie-
 de seine Gültigkeit unverletzt behaupten, und sowohl vom Kaiser als vom Reichskam-
 mergerichte geschützt werden sollte. Religions-einigkeit war also im Grunde nunmehr
 unnötig¹⁾.

1) Hübner, S. 231 — 232.

1563

9. So wenig aber die Deutschen dieses Zeitalters zur Einigkeit in Religionsfachen Neigung hatten, so wenig fühlte sich zum Theil der Adel zur Beobachtung des Landfriedens geneigt, und es waren seit einigen Jahren allerley Unruhen vorgefallen, die den Verordnungen desselben gänzlich widersprachen. Ein auffallendes Beispiel eines Landfriedensbruchs hatte der Herzog Erich II. oder der Jüngere zu Braunschweig, Calenberg gegeben. Dieser muntre und kriegerische Fürst konnte nicht lange ohne Beschäftigung bleiben. Kaum war er also aus Spanien in sein Erbland zurückgekehrt, als er schon wieder auf einen neuen Feldzug dachte. Er glaubte, der König von Dänemark oder von Schweden würde ihm dazu Gelegenheit verschaffen; als diese Hoffnung ihn aber täuschte, gerieth er auf den Einfall, sich wegen einer alten Beleidigung an seinem Nachbar dem Bischof von Münster zu rächen. Einmal hatte er doch eine beträchtliche Anzahl von Reitern und Fußvolf (viertausend Knechte und sechs Schwadronen Reiteren) in Sold genommen, und diese wollten bezahlt seyn. Kurz, er verlangte von den münsterschen Landständen Schadloshaltung wegen einer Hülfe, die sie ihm versprochen, aber nicht geleistet hätten. Eine abschlägliche Antwort, die er erhielt, gab ihm, wie er sich einbildete, das Recht, ins Hochstift Münster einzurücken, die Stadt Wahrenborn wegzunehmen, das ganze Land zu durchstreifen, und eine Brandschatzung von zweunndbrechsigtausend Golbgulden zu erzwingen. Von da wendete er sich mit seiner Kriegsschaar durch das Lüneburgische an die Elbe, über die er bey Boizenburg setzte. Hiervon zog er durch Brandenburg und Pommern bis nach Preußen. Er hatte zwar die benachbarten Fürsten schriftlich gebeten, ihm einen unschädlichen Durchzug zu erlauben; allein diese traueten ihm so wenig, daß sie vielmehr in aller Geschwindigkeit seine Mannschaft zusammenzogen, und als er durch Pommern wieder in sein Land zurückkehren wollte, fand er den Weg so versperrt, daß er seine Mannschaft mußte auseinander gehen lassen *). Die Stände des westphälischen Kreises wollten aber bemungachtet das, was er im Hochstifte Münster verübt hatte, so wenig vergessen, daß sie vielmehr auf dem augsbургischen Reichstage deswegen Klage führten. Man nahm auch auf dieselbe so viele Rücksicht, daß man den Schluß faßte, der Kaiser sollte dem Herzog Erich nicht eher die Beilehnung ertheilen, als bis er sich wegen des begangnen Landfriedensbruchs persönlich würde verantwortet haben **). Ein Landfriedensbruch von einer ganz andern Wichtigkeit aber war Grumbachs Befehdung der Stadt Würzburg, welche die grumbachischen Handel veranlaßte.

Dritter Abschnitt.

Geschichte der grumbachischen Handel.

I.

Ursprung der Unreinigkeit
grumbach
Wilhelm von Grumbach, der Urheber derselben, stammte aus einem alten adelichen Geschlechte in Franken. Er war ein Vasall des Hochstifts Würzburg. Der Besizer desselben konnte ihm daher nicht gleichgültig seyn. Nun hatte nach dem Tode

n) Hübner, V, 599.

v) Hübner, VI, 240.

Tode des Bischofs Conrad von Thüngen der Domdechant Melchior von Zobel die 1540) und größte Hoffnung, dessen Nachfolger zu werden; allein Grumbach brachte es, viel leicht aus Familienhaß oder auch durch heimliche Verabredungen bewogen; dahin, dem B. von Würzburg. daß der Domprobst, Conrad von Wibra, zum Bischof gewählt wurde. Der neue Bischof bewies Grumbachen seine Dankbarkeit, indem er nicht nur die Streitigkeiten; in welche dessen Familie mit dem Hochstifte verwickelt war, durch einen Vertrag endigte, sondern ihn auch zu seinem Hofmarschall annahm, und ihm eine Summe von zehntausend Goldgulden schenkte. Der Sönnner Grumbachs starb aber schon nach einigen Jahren. Jetzt ersuchte Melchior von Zobel Grumbachen um seine Unterstützung, die bischöfliche Würde zu erlangen. Dafür versprach er ihm nicht nur die geschlossenen Verträge zu bestätigen, sondern die Bedingungen derselben noch zu verbessern. Grumbach that das Seinige, und Melchior von Zobel wurde Bischof. Das Gefühl der vorigen Kränkung war aber bey ihm stärker, als die Dankbarkeit, auf welche Grumbach Anspruch machen konnte. Letzterer mußte daher die zehntausend Goldgulden, die ihm der vorige Bischof geschenkt hatte; wieder herausgeben. Dies machte ihm den Hof des neuen Bischofs so verhaßt, daß er seine Hofmarschallstelle niederlegte, und sich entfernte. Als hierauf der schmalkalbische Krieg ausbrach, ließ sich Grumbach durch den Markgrafen Albrecht bereden, in des Kaisers Dienste zu treten, und dem Grafen von Bären zu folgen. Bey dieser Gelegenheit leistete er nun, seiner Behauptung nach, dem Hochstift Würzburg einen doppelten Dienst; nämlich wendete er des Grafen von Bären Durchzug durch dessen Gebiet ab; so dem wog er den Markgrafen Albrecht, seine Reiter in das Hochstift zu verlegen, wodurch die schmalkalbischen Bundeshäupter verhindert wurden, den Rückzug durch dasselbe anzutreten. Für die Dienste, die er im schmalkalbischen Kriege Carol V. geleistet hatte, überließ ihm dieser gewisse Güter *), die er dem Markgrafen Albrecht für hunderttausend Gulden abtrat. Er wollte hierauf mit dem Markgrafen nach Preußen ziehen. Jetzt kündigte ihm der Bischof, unter dem Vorwande, daß er nicht zugleich ihm und dem Markgrafen dienen könnte, seine Dienste gänzlich auf. Er fing auch neue Streitigkeiten mit ihm an, und Grumbach mußte auf verschiedene Rechte, die seine Voreltern seit Jahrhunderten in ruhigem und ungestörtem Besitze gehabt hatten, Verzicht leisten. Grumbach, den seine ganze Geschichte als einen raschen, die Vorzüge seines Standes lebhaft fühlenden Mann schildert, empfand das Unrecht, das ihm hier widerfuhr, mit der stärksten Innigkeit. Er dachte sich jetzt in dem Bischof weiter nichts, als seinen Erzfeind, dem er sogar die Absicht, ihn ermorden zu lassen, zutraute. Vermuthlich, er beschuldigte ihn, sein Sohn hätte auf Befehl desselben sollen erschossen werden, und er kam deswegen in Verhaft; die Fürbitte der bischöflichen Minister verschaffte ihm aber seine Freiheit wieder. Jetzt war ihm das Vaterland so verhaßt, oder die Nähe bey dem Bischof schien ihm vielmehr so gefährlich, daß er die Güter seinem Sohne übergab, und bey dem Markgrafen Albrecht als Statthalter seines Landes in Dienst trat.

1544

1551

2. Wald

m) Was waren dies für Güter, und mit welchem Rechte konnte sie Carl V. vergeben? Die Antwortung dieser Frage würde über diese Stelle der Geschichte vieles Licht verbreiten.

Des D. un-
gerechtes Ver-
fahren gegen
denselben.

1552

2. Bald darauf, als Markgraf Albrecht seine Nachbarn in Franken be-
sehrte, hatte Grumbach Gelegenheit genug, an seinem ungerechten Lehnsherrn sich
zu rächen. Dieser wagte es aber demungeachtet, gerade zu ihm seine Zuflucht zu
nehmen. Er bat ihn, den vom Markgrafen gedrohten Ueberfall seines Hochstif-
tes abzuwenden zu helfen. Dafür versprach er ihm die Güter des Klosters Mann-
bronn, welche bisher den vorzüglichsten Gegenstand der Streitigkeiten zwischen
Grumbach und dem Hochstifte ausgemacht hatten, erblich zu überlassen, und ihm
noch überdies die siebentaufend Goldgülden, die er noch nicht bezahlt hatte, zu schen-
ken. Grumbach ruhte es hierauf auch so einzuleiten, daß der Markgraf das Hoch-
stift Würzburg mit einem Ueberzuge verschonte. Bei dem Vertrage, den der Mark-
graf mit dem Bischof schloß, machte sich Grumbach abermals um den letztern ver-
dient. Albrecht bestand durchaus auf die Eindrückung des Amtes Maynburg, und
der Bischof wünschte es zu behalten. Endlich erlaubte ihm Grumbach, die sechzig-
tausend Goldgülden, die ihm der Markgraf schuldig geblieben war, denselben dafür
abzutreten. Natürlich mußte der Bischof Grumbach für die abgetretene Forder-
ung schadlos halten; er räumte ihm daher allerley Güter und Rechte ein, und ver-
wandte alle seine würzburgischen Lehnsgüter in Erbgut. Alles dieses wurde völlig
rechtskräftig gemacht. Zum Unglück für Grumbach hob aber der Kaiser des Bi-
schofs Vergleich mit dem Markgrafen wieder auf. Der Bischof glaubte sich nun
berechtigt, von Grumbach zu verlangen, daß er das Eingeräumte wieder heraus-
geben, und seine Güter wieder für lehnbar erklären möchte, und er ließ ihm weiter
nichts, als die siebentaufend Goldgülden, die das Stift noch an ihn zu fordern ge-
habt hatte. Grumbach, der auf eine ungleich größere Dankbarkeit seines Lehns-
herrn glaubte Anspruch machen zu können, fand sich dadurch so empfindlich gekränkt,
daß er Rache auszuüben wünschte. Er munterte daher des Markgrafen hinterlas-
sene Statthalter und Räte zu einem feindlichen Einfall in die Hochstifter Bam-
berg und Würzburg auf. Sowol dieses pflichtwidrige Betragen eines Lehnmanns,
als der Umstand, daß Grumbach Albrechts, eines Reichsächters, Anhänger war,
diente dem Bischof zum Vorwande, ihm während der Belagerung von Schwein-
furt alle seine würzburgischen Güter wegzunehmen, und Grumbach büßte dadurch
nicht nur ein jährliches Einkommen von siebentausend Goldgülden ein, sondern es
war ihm auch noch durch Plündern und Verwüsten für neununddreißigtausend
Goldgülden Schaden zugefügt worden. Doch man hatte nicht einmal seiner Ge-
mahlin ihren Wittwenlohn gelassen.

1553

Er wird von
Grumbachs
Ratte ermor-
det.

1556

3. Der Bischof suchte sein Verfahren durch Grumbachs fortgesetzte An-
hänglichkeit für den Markgrafen zu rechtfertigen; allein Grumbach wollte diese Ver-
schuldigung nicht eingestehen, und er behauptete vom Markgrafen seinen Abschied
zu haben; er behauptete, er hätte sich bloß auf Befehl einiger Fürsten zu demselben
nach Frankreich begeben, um daselbst die friedlichen Unterhandlungen zu befördern.
Die Verschuldigung, seiner Lehnspflicht zuwider gehandelt zu haben, schien er also
nicht von sich ablehnen zu wollen. Wenigstens stellte er bloß aus dem ersten Grun-
de bei dem Reichskammergerichte eine Restitutionsklage wider den Bischof an, und
erlangte auch ein Mandat, vermöge dessen er in seine Güter wieder eingesetzt wer-
den sollte, welches aber nicht befolgt wurde. Denn einige Jahre hernach fand sich Grum-

Grumbach bewogen, eine offene, abgedrungene Klagschrift ausgehen zu lassen, worin er sich über die Gewaltthatigkeiten, welche die Bischöfe zu Bamberg und Würzburg, wie auch die Stadt Nürnberg, an ihm und seiner Familie ausgeübt hätten, öffentlich beschwerte; allein sie bewirkte weiter nichts, als daß der Bischof von Würzburg in einer Eogenschrift die grumbachische Klagschrift für ein leichtfertiges Schandbuch erklärte. Grumbach wendete sich endlich an den Kaiser Ferdinand, welcher auch dem Bischof von Würzburg selbst den Rath erteilte, sich mit demselben zu vergleichen. Allein auch diese Ermahnung verbesserte Grumbachs Schicksal nicht. In der Verzweiflung faßte er nun den Entschluß, den Bischof aufheben zu lassen. In dieser Absicht wollte er zuerst des Bischofs große Neigung zur Jagd benützen, und seine Leute hatten demselben deswegen schon manchmal aufgelauert; sie fanden ihn aber jedesmal von zuvielen Reitern umringt, und zu sehr geschützt. Doch der Bischof pflegte, oft nur von vier Reitern begleitet, aus seiner Residenz Marienberg nach der Canzlen in die Stadt zu reiten. Bei dieser Gelegenheit konnte man sich seiner Person mit glücklicherm Erfolge bemächtigen. Man wartete überdies noch die Zeit ab, da das gewöhnliche frankfurter Messegeleite des Bischofs Reiter entsetzte, und da man also die Thäter nicht sogleich verfolgen konnte. Grumbachs Rotte, welche die Ausführung dieses Plans für zweitausend Goldgulden übernommen hatte, kam unter dem Namen reisender Messekaute nach Würzburg, und suchte, allen Verdacht zu vermeiden, in verschiedenen Wirthshäusern ein. Sie bestand aus vier Personen zu Pferde, und vier Knechten zu Fuß, die zum Rundschaften gebraucht wurden. Schon am folgenden Tage nach ihrer Ankunft führten sie ihren Anschlag aus. Der Bischof wollte von nicht mehr als zwölf Personen begleitet, welche blos mit ihm, am 15. April reitend bewehrt versehen waren, aus der Stadt auf sein Schloß zurückreiten. Bei einem auf diesem Wege liegenden Wirthshause thaten seine Mörder den Angriff auf denselben. Sie wollten ihn eigentlich nur gefangennehmen, oder wenn sie ihn nicht fortbringen könnten, todt-schießen. Das letzte muß ihnen aber hernach das Rathsamste geschehen haben; denn als sie den Bischof überfielen, zog einer derselben sogleich eine unter dem Mantel verborgene bereits gespannte Büchse hervor, setzte sie dem Bischof auf die Brust, schrie ihn fürchterlich an: Pfaff, du mußt sterben, drückte los, so daß die Kugel die linke Schulter desselben zerschmetterte, gab ihm hierauf mit der Büchse noch einige Schläge auf den Kopf und den andern Arm, und tief seinen Gefährden zu, ja keinen entweichen zu lassen. Letztethaten auch auf den fliehenden Bischof und seine Leute noch einige Schüsse, die zweier derselben tödtlich trafen. Der Bischof selbst verchied noch ehe er sein Schloß erreichte. Die Mörder retteten sich glücklich mit der Flucht. Auf dem Wege begegnete ihnen des ermordeten Bischofs Vetter, Hans von Zobel, von zwey Dienern begleitet. Auch dieser wurde von ihnen gefährlich verwundet, und sodenn geraubt, und nun zerstreuten sich die Mörder in verschiedener Herren Länder.

4. Man kann sich den Schrecken und die Verwirrung, die die Nachricht von dem Schicksale des Bischofs unter den Einwohnern Würzburgs verursachen mußte, leicht vorstellen. Der eigentliche Mörder desselben, Kreyer, blieb indessen nicht lange unbekandt; man bekam ihn zwar in Verhaft, er hängte sich aber, im Gefängnisse auf; doch hatte er vorher alle Mitthäter angegeben. Grumbach

Allgem. Weisheit. 56. Th.

11

Grumbach wird beym Kaiser verurtheilt.

selbst eilte nach Frankreich, um Kriegsvolk anzuwerben, mit welchem er seine entzogenen Güter wieder in Besitz nehmen, und sich Vergeltung verschaffen konnte. Schon war er mit seiner Mannschaft bis nach Lothringen gekommen; die vier rheinischen Churfürsten ermahnten ihn aber, Reiter und Knechte wieder auseinander gehen zu lassen. Zugleich versprachen sie ihm mit dem neuen Bischof von Würzburg, einem Herrn von Wirberg, zu vergleichen. Grumbach folgte ihrem Rath; allein der Verdacht, daß er an der Ermordung des Bischofs Antheil hätte, war zu stark, als daß er ihm keine weitere Verfolgung zuziehen sollte. Seine eignen Reden und Schreiben rechtfertigten diesen Verdacht¹⁾. Das Domcapitel zu Würzburg berichtete die Sache an den Kaiser, und dieser schickte allen benachbarten Reichsständen eine schriftliche Ermahnung zu, die Ausforschung und Verhaftnehmung der Thäter mit aller Sorgfalt zu befördern. Dennoch hatte Grumbach Kühnheit genug, auf erhaltenes sicheres Geleit, auf dem augsbургischen Reichstag des Jahres 1559 zu erscheinen, und mit dem neuen Bischof von Würzburg seiner entzogenen Güter wegen in Unterhandlungen zu treten. Man unterstützte ihn von allen Seiten her mit Fürbitten, und die zu diesen Vergleichsunterhandlungen verordneten kaiserlichen Commissarien und churfürstlichen Minister bemüheten sich eifrig, die Sache zur Richtigkeit zu bringen. Allein die Gesandten des Bischofs, welche zur Annehmung eines Vorschlags der Güter schlechterdings nicht bevollmächtigt waren, erklärten standhaft, daß Grumbach als der eigentliche Anstifter der Ermordung ihres vorigen Bischofs durchaus keine Gnade verdiene, durchaus in keinem Lande gebuldet werden dürfe²⁾.

4. Johann
Friedrich
wird Grum-
bachs Schw-
ner.

5. Grumbach, der auf diese Art den Besitz seiner Güter nicht wieder erlangen konnte, kehrte anfangs wieder nach Frankreich zurück. Er versuchte seinem Vorgeben nach alle Mittel, den Bischof von Würzburg zu mildern Gesinnungen für sich umzustimmen; der König von Frankreich, der Kaiser, die Churfürsten nahmen sich seiner Sache gleichfalls nachdrücklich an, aber alles war vergeblich. Selbst auf Grumbachs Anerbieten, den Handel durch rechtlichen oder compromissirischen Ausspruch entscheiden zu lassen, wurde nicht geachtet. Da so viele Fürsten Grumbachs Besuch unterstützten, so mußten sie von seinem Antheile an der Ermordung des Bischofs noch keine völlige Ueberzeugung gehabt haben. Er selbst betrachtete sich als einen, dem man unrechtmäßiger Weise seine Güter entzogen habe, und der daher berechtigt sei, in den Besitz des ihm entzogenen sich mit Gewalt zu setzen, und noch überdieses Schadloshaltung zu verlangen. In dieser Absicht kehrte er nach Deutschland zurück. Da er während der Fehde des Markgrafen Albrecht mit vielen Abenteurern seiner Zeit bekannt geworden war, so brachte er in kurzer Zeit einen zahlreichen Anhang von Edelleuten zusammen, unter welchen Wilhelm von Stein, Albrecht von Rosenbergs, Ernst von Mandelsloß und Joß von Jedowitz die vornehmsten waren. Der Schutz eines angesehenen Reichsfürsten schien ihm bey der Ausführung seines Entwurfs besonders wichtig. Als er sich nach einem solchen Fürsten umsah, konnte ihm der Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen nicht lange unbekant bleiben. Johann Friedrich war der Sohn eines unglücklichen Vaters, dem sein Religionseifer die sächsische Churwürde und den größ-

ten

1) Göberrlin, III, 491 — 509.

2) Göberrlin IV, 152.

ten Theil seines Landes gekostet hatte; dieser wichtige Verlust trübte den Sohn noch aufs innigste. Wenn nun jemand seine vönnhin sehr reichere Phantasie mit der Hoffnung schmeichelte, daß er, durch Unterstützung des deutschen Adels, zum Wiederbesitze des Entzogenen sehr leicht gelangen könne; wenn es unter seinen Ministern noch Männer gab, welche die unselige Schmeichelei für die größte Wahrheit scheinlichkeit erklärten, so wird es höchst begreiflich, wie Johann Friedrich ein so warmer Vönnner Grumbachs werden konnte. Auf welche Art Grumbach Johann Friedrichs Befandtschaft erlangte, ist uns nicht bekannt; aber soviel wissen wir, daß er an dessen Kanzler Brück einen eifrigen Freund hatte, und daß sich Johann Friedrich gar nicht lange bedachte, ihm sein ganzes Vertrauen zu schenken. Dieser suchte zwar auch seinen Bruder, den Herzog Johann Wilhelm, zu gewinnen; aber die Vorsichtigkeit desselben vereitelte alle seine Absichten, und Grumbach war nun boshaft genug, seinen eignen Bruder gegen ihn zu feindseligen Gefinnungen zu reizen.

6. Johann Friedrichs Schuß munterte jetzt Grumbachen zur Ausführung eines eben so sonderbaren als kühnen Vorhabens auf. Da er ihm in dem im Amte ^{Grumbach} überfällt die Königsberg in der Pflege Coburg gelegenen Schlosse Hellingen einen freien Aufenthalt gestattete, so benutzte er diese Gelegenheit, sich in der Stille zu einer Fehde gegen die Stadt Wirzburg zu rüsten. Er kündigte diese durch ein Ausschreiben an, worin er über unrechtmäßige Verfolgungen, die er leiden mußte, Klage führte. Zur Ausführung wählte er eine Zeit, da der Bischof verreist war. Mit acht hundert Reitern, die seine Anhänger bey Eilsfeld im Coburgischen zusammengebracht hatten, gelang es ihm, die Stadt Wirzburg zu überraschen, und die Bürgerschaft zur Huldigung zu zwingen. Stadtrath und Domcapitel wußten nicht, wie sie sich diesen Ueberfall erklären sollten, als ihnen Grumbach ankündigte, daß sie sich, der ihm entzogenen Güter wegen, entweder mit ihm vergleichen, oder die Plünderung und Verwüstung ihrer Stadt erwarten sollten. Es wären, setzte er noch hinzu, zwei mächtige Herren (vermuthlich Erich und Johann Friedrich) bereit, ihn mit zwölf Tausend Mann und dreystausend Reitern zu unterstützen. Die Verlegenheit des Domcapitels wurde jetzt sehr groß. Sie zogen des Bischofs Statthalter und Minister, die sich auf dem Schlosse Frauenberg befanden, darüber zu Rath. Diese versprachen, die von Grumbachen gemachten Bedingungen sogleich an ihren Herrn zu berichten; sie baten sich aber, weil sie den Ort seines Aufenthalts nicht wußten, zwei Tage aus. Grumbach vermuthete ganz natürlich, daß man nur Zeit zu gewinnen suchte; er wollte also in keinen Stillstand willigen. Indessen versprach er doch, mit seinen Mitobersten, Rittmeistern und Junkern darüber zu sprechen. Es sollte indessen, wozu er sich verbindlich gemacht hatte, von seinen treuen durchaus nicht geändert werden. Allein dieses unterblieb so wenig, daß sogar die Zimmer des fürstlichen Hofes aufgebrochen, die Selber weggenommen, und die Briefschaften zerstreut wurden, und da, wie Grumbach versichert, seine Mitobersten, Rittmeister und Junker den Stillstand durchaus verwarfen, so drohete er von neuem, daß man die Stadt durch Plündern, Brennen und Morden verwüsten, daß man durch das ganze Land, so weit es reichte, ein Kreuz machen würde. Der Herzog Erich und der Graf von Oldenburg waren auch schon im Anzuge begriffen;

Na 2

einer

einer von seinen Hülfsheeren wolle auch durchaus den calvinischen Glauben in Wirzburg einführen; man möchte also den schlimmen Folgen, die daraus entstehen könnten, auszuweichen suchen. Lange konnte er aber auf eine entscheidende Entschliessung nicht warten, weil er sehr wohl wußte, daß man dem Stifte zu Hülfe kommen würde; sein Geld und Gut wären alsdenn verloren, und er und seine Gefellen hätten, jeder, nicht mehr als eine Hand voll Blutes im Busen, und das gedächten sie auch, wenn sie ihr Vorhaben nicht erreichen sollten, darüber aufzuopfern.

Des Kaisers
Aufmerksamkeit
auf diesen
Handel.

7. Das in ängstliche Verlegenheit versetzte Domcapitel ließ hierauf den bischöflichen Statthalter und die übrigen Minister dringend bitten, einen Vergleich zu vermitteln; welcher auch sogleich zur Richtheit kam. Wilhelm von Grumbach erhielt seine väterlichen Erbgüter zurück, und die übrigen Ansprüche, die er machte, sollten auf die Entscheidung des Churfürsten Daniels von Mainz, des Herzogs Johann Friedrichs von Sachsen, und des Landgrafen Philipps von Hessen, ankommen. Ernst von Mandelslooe bedung sich sechstausend, und Wilhelm von Stein zehntausend Thaler aus. Für ihr Kriegsvolk, welches sogleich abziehen sollte, wurden ihnen und Grumbachen fünfundswanzigtausend Thaler bewilligt. Grumbach und Mandelslooe nannten sich in der Unterschrift ihrer königl. Maj. von Frankreich Oberster. Grumbach zog nun mit seinem Kriegsvolk aus Wirzburg wieder ab, und ließ es auseinander gehen. Der Bischof, der kurz darauf zurückkehrte, ließ sich durch die Vorstellungen des Domcapitels zur Bestätigung des mit Grumbachen geschlossenen Vergleiches bewegen. Grumbach genoß also nunmehr des Vergnügens, sein Vorhaben ausgeführt zu sehen; aber dieses Vergnügen mußte er, in der Folge theuer bezahlen. Seine Unternehmung erregte in ganz Deutschland großes Aufsehen. Der Kaiser, der sich damals zu Preßburg befand, schrieb sogleich an den Bischof von Wirzburg, und verlangte, daß er ihm von dem ganzen Vorfalle nähern Bericht abstatte möchte. Er überschickte ihm zu gleicher Zeit ein offenes Generalmandat, wodurch Grumbach und seine Anhänger, als Aufrehrer und Landfriedensbrecher, sollten in die Acht erklärt werden. Der Bischof aber mußte dieser Achteklärung seine große Wirkung zugetrauet haben; denn er bat den Kaiser inständigst, das Mandat zurückzubehalten, und zu dem mit Grumbachen geschlossenen Vergleich seine Einwilligung zu geben. Er befürchtete nemlich, Grumbach möchte, wenn er den Vergleich nicht erfüllte, sein Land durch Plündern und Abbrennen verwüsten, und sodann in Frankreich seine Zuflucht suchen. Allein der Kaiser nahm auf seine Gründe keine Rücksicht. Er vernichtete aus kaiserlicher Machtvollkommenheit den geschlossenen Vertrag, und ließ die Achteklärung gegen Grumbach und seine Anhänger von neuem bekannt machen. Da es ihm auch nicht unbekannt blieb, daß der Herzog Johann Friedrich Grumbachen noch immer einen freien Aufenthalt in seinem Lande gestattete, so untersagte er ihm dasselbe durch ein besonderes Mandat, welches er einige Zeit hernach in schärfern Ausdrücken, und mit Bedrohung schwerer Ungnade und hoher Strafe, wiederholte. Jetzt hätte Johann Friedrich die Gefahr, der er entgegen reichte, allerdings fühlen sollen; aber er hatte das Schicksal so mancher mit weniger Ueberlegungskraft versehenen Menschen, die sich von geschwägigen Betrügnern hintergehen ließen. Der Schutz des ganzen deut-

am 8. Oct.

564 im Jan.

im Febr.

schen Adels, zu welchem ihm Grumbach die schmeichelpasteste Hoffnung machte, schien ihm sicher genug, um aller Macht, welche der Kaiser gegen ihn in Bewegung setzen würde, Trost bieten zu können. Er fand es in diesem süßen Wahne nicht einmal für nöthig, sich bey dem Kaiser zu entschuldigen; er achtete nicht der ernstlichen Warnungen, welche sein Schwiegervater, der Churfürst von der Pfalz, deswegen an ihn ergehen ließ ¹⁾. Der Kaiser machte indeß zu Bestrafung Grumbachs und seiner Anhänger ernstliche Anstalten. Er übertrug es dem Churfürsten von Mainz, der Executionsordnung gemäß, einen Reichsdeputationstag nach Worms zu veranstalten. Als Grumbach davon Nachricht bekam, hatte er die Kühnheit, sich durch ein Schreiben bey denselben zu rechtfertigen. In denselben wollte er die Beschuldigung, den vorigen Bischof von Würzburg ermordet zu haben, durchaus nicht eingestehen, und er behauptete seine Unschuld auf dem ausburgischen Reichstage vom Jahr 1559 ausführlich dargethan zu haben; er stand überhaupt in der Meinung, daß er dem Landfrieden durchaus nicht zuwidergehandelt hätte. So wenig konnte sich noch der deutsche Ritter der Denkart seiner Vorfahren entschlagen; so fest glaubte er noch gegen unrechtmäßiges Verfahren Gewalt brauchen zu können! Auf ähnliche Art suchten sich Grumbachs Anhänger, von Mandelsloe und von Etzin, bey ihren Oheimen, Vettern, Schwägern und Freunden zu rechtfertigen. Das letzte hatte auch die Wirkung, daß die freye Ritterschaft der sechs Orte in Franken beym Kaiser eine Fürbitte für sie eingab. Allein der Bischof von Würzburg schickte auf Grumbachs Schreiben an den Reichsdeputationstag eine sehr nachdrückliche und ausführliche Antwort ein, in welcher er den Handel von einer ganz andern Seite darstellte, als ihn Grumbach erzählt hatte. Dies hatte die Wirkung, daß die Deputation auf ernstliche Anstalten dachte, den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Zwar wurde Grumbachs und seines Anhangs im Abschiede nicht namentlich erwähnt; alle übrigen Umstände aber sagten es deutlich, daß eben sie den vornehmsten Gegenstand dieser Anstalten ausmachten. Man hatte unter andern beschlossen, funfzehnhundert Reiter auf Reichskosten anzuwerben; tausend derselben sollte der Churfürst von Sachsen und fünfhundert der Herzog von Jülich unter seinen Befehl bekommen, um die obersten Handhaber und Beschirmer des gemeinen Friedens in Ober- und Niederdeutschland abzugeben, und die grumbach'sche Rotte und ihre Anhänger von fernern gewaltsamen Unternehmungen sogleich abzuhalten.

8. So ernstliche Veranstaltungen hätten den Herzog Johann Friedrich, Grumbachs Öhnnner, doch allerdings aufmerksam machen sollen; allein Johann Friedrich schien von Grumbachen gleichsam bezaubert. Ihn konnten drey zu verschiedenen malen an ihn ergangne und immer mehr geschärfte, ernstliche Befehle des Kaisers, ihn konnten keine Warnungen seines Schwiegervaters, und der mit ihm in Erbeinigung stehenden Fürsten, welche der Kaiser, ihn möglichst zu schonen, dazu aufgefordert hatte, zur Besinnung bringen. Er duldete Grumbachen nicht nur in seinem Lande; er ernannte ihn nicht nur zu seinem Minister; er rußete auch nicht eher, als bis der Churfürst von Brandenburg sich bereuen ließ, beym Kaiser für Grumbachen eine Fürbitte einzulegen ²⁾. Grumbachs Rath hatte aber auch auf eine Veränderung, die in der Verfassung der sächsischen Herzoge damals vorging,

Na 3

Einfluß.

1) Häberlin, V, 609 — 638.

2) Häberlin, VI, 1 — 64.

Grumbach
erwirbt sich
Johann Fried-
richs Zu-
trauen immer
mehr.

1565

Einfluß. Herzog Johann Friedrich der Mittlere hatte, mit Bewilligung seiner beiden jüngern Brüder, die Regierung bisher allein geführt. Sie traten ihm dieselbe zweymal auf vier Jahre ab. Nach Verfließung der zwenten vier Jahre fühlten sie sich aber zur Theilnahme an der Regierung mehr geneigt, und es wurde ausgemacht, daß in Zukunft eine gemeinschaftliche Staatsverwaltung stattfinden sollte. Der Tod Johann Friedrichs des Jüngern brachte aber noch in eben diesem Jahre eine Aenderung hervor. Johann Wilhelm wünschte mit seinem ältern Bruder nicht fern in Gemeinschaft zu stehen; aber diese Gemeinschaft war schwer aufzugeben, da eine väterliche Verordnung die völliye Landestheilung unterlagte hatte. Der Churfürst von der Pfalz schlug seinen beiden Schwiegersöhnen endlich einen Ausweg vor. Er rieth ihnen ihr Land auf sechs Jahre in zwey gleiche Theile abzusondern, und in der Regierung derselben von drey zu drey Jahren abzuwechseln. Sein Vorschlag

1566 im Febr.

wurde gebilligt. Man trennte nun das Land in den weimarschen und in den coburgischen Theil. Johann Friedrich übernahm zuerst die Regierung des weimarschen oder thüringischen Theils. Er war bereits vor anderthalb Jahren von Weimar nach Gotha gezogen, weil der feste Zustand dieser Stadt den Entwürfen, die er damals im Sinne hatte, angemessen schien; aber wie weit klüger hätte er gehandelt, wenn er zu Weimar geblieben wäre *)!

Maximilian
an II. nimmt
sich der Sache
eifrig an.
im May

9. Der vorige Kaiser hatte seiner Kränklichkeit wegen diesem Handel nicht seine ganze Aufmerksamkeit widmen können; der muntre und rasche Maximilian machte sich aber die Begleitung desselben zur angelegentlichsten Pflicht. Auf dem ausburgischen Reichstage dieses Jahres erneuerte und schärfte er die wider die Anstifter und Hauptausführer des wirzburgischen Ueberfalls ergangene Reichsacht und Executionsmandate. Zugleich wiederholte er das ernstliche Verbot, ihnen Schutz und Beystand angedeihen zu lassen, zugleich befahl er, ihm die Geächteten zur Bestrafung auszuliefern. Die vier Reichstheile, Ober- und Niedersachsen, Franken und Westphalen, bekamen auch den Auftrag, die nöthige Execution unverweigerlich zu vollziehen. Der Eifer, diese Achtvollziehung gewiß zu bewirken, ging so weit, daß man dem Kaiser zwölfhundert gerüstete Pferde, um sie neben der Kreishälfte brauchen zu können, auf drey Jahre noch besonders bewilligte ^{c)}. Von allen diesen Anstalten gab der Kaiser dem Herzog Johann Friedrich selbst Nachricht. Dabey warnte er ihn in den stärksten Ausdrücken, der Befehl, die ihm drohete, sich noch zu rechter Zeit zu entziehen. Auch die auf dem Reichstage versammelten Stände ließen ihm durch besondere Abgeordnete dringende Vorstellungen thun. Auch der Churfürst von Sachsen warnte ihn auf die freundschaftlichste Art. Selbst seine Gesandten auf dem Reichstage, denen er die Bemühung, für Grumbachs und seinen Anhang die kaiserliche Gnade auszuwirken, auftrug, baten ihn flehendlich, die Reichsächter in der größten Geschwindigkeit zu entfernen ^{d)}.

Grumbachs
Fändel mit
dem Churfür-
sten von Sach-
sen.

10. Das war doch in der That genug, um dem Herzog Johann Friedrich die Decke von den Augen zu ziehen. Aber er verachtete nicht allein die Warnungen, sondern er wollte auch zum Theil, daß selbst diejenigen, die ihn warnten, andre

b) Gesch. Thüringens, V, 38. 52, 54. Hds.
berlin, VI, 119—121.

c) Haderlin am a. O. 241 — 244.
d) Gesch. Thüringens am a. O. S. 60. 61.

andre Gesinnungen von Grumbachen bekommen, daß sie ihm sogar Unterstützung angedeihen lassen möchten. So that man sogar dem Churfürsten von Sachsen den Antrag, an dem gefährlichen Handel Theil zu nehmen, und als dieser geradezu erklärte, daß er mit Mördern und Räubern niemals etwas zu thun haben wollte, so gab sich Grumbach und sein Anhang alle Mühe, den Herzog zu feindseligen Anschlägen wider den Churfürsten anzureizen. Diesen Anreizungen folgte Johann Friedrich um so williger, weil er den großen Verlust der ernestinischen Linie seines Hauses, welcher der albertinischen so sehr zum Vortheile gereichte, noch innigst fühlte. Aber auch den ganzen Adel suchten Grumbach und seine Freunde gegen den Churfürsten von Sachsen zu erbittern. Sie schilderten ihm denselben als einen Verfolger ihres Standes, der ihm seine Vorrechte und Freiheiten zu entziehen sich bemühe. Der Grimmenstein, das Schloß bey Gotha, war der Aufenthalt aller der Edelleute, die sonst keine Sicherheit fanden. Man schloß hiernächst mit verschiedenen Obersten und Rittmeistern, die im Rufe standen, Reiter und Fußknechte im Nothfalle zusammenbringen zu können, eine Verbindung. Hierzu gesellten sich noch manche, die, wie man damals zu sagen pflegte, vom Stegreife lebten, die sich der Landpläcereien und Räuberereyen befleißten, die Schulden, Mord und andre Verbrechen aus des Churfürsten Gebiete vertrieben hatten. Von solchen leuten umringt konnte Johann Friedrich, der sich immer mehr von Leidenschaft als von Ueberlegung lenken ließ, unmöglich vernünftige Rathschläge fassen. Er gestattete, daß man von Gotha aus ins churfürstliche Land streifte, daß man ihm auf allerlei Weise Schaden zufügte. Einige Zeit hindurch rächte sich der Churfürst wegen dieser Verleumdungen so wenig, daß er weiter nichts that, als seinen Vetter Johann Friedrich zu ermahnen und zu bitten, daß er doch die große Gefahr, die ihm die fernere Unterstützung Grumbachs und seiner Anhänger zuziehen würde, bedenken möchte. Seine Ermahnungen hatten den Erfolg, daß Grumbach sogar das Leben des Churfürsten zum Gegenstande seiner feindseligen Anschläge machte. Er war dabei so unvorsichtig, daß er gegen einen der vornehmsten Lehnsleute des Churfürsten seine Gesinnungen ganz deutlich äußerte. Graf Günther von Schwarzburg glaubte sich vermöge seiner Lehnspflicht verbunden, bey dem Churfürsten anzeigen zu müssen, daß Grumbach, zu Gehren vor dem Thüringerwalde, zu ihm gesagt hätte, weil der Churfürst ihm (Grumbachen) und seinen Freunden ungerechter Weise nach Leib und Leben trachte, so würde er dem Churfürsten gleichfalls nach dem Haupt, Leib und Leben trachten, und er sollte ihm zwischen hier und Weihnachten gewis nicht entgehen. Diese Rede brachte den Churfürsten zu dem Entschlusse, Grumbachen durch einige Abgeordnete, in Gegenwart Herzog Johann Friedrichs, darüber befragen zu lassen. Grumbach leugnete jedoch alles ab, und verlangte Beweis. Bis her hatte man ihm den Urheber der Anzeige noch nicht genannt. Einige Zeit hernach meldete aber der Churfürst dem Herzog in einem Schreiben, er hätte diese Nachricht von dem Grafen Günther von Schwarzburg erhalten, und dieser hätte seine Anzeige Grumbachen durch Ersten von Mandelslohe und Aischen von Holle unlängst bekräftigt machen lassen; der Herzog konnte also daraus sehen, daß Grumbach

156; im Nov.

1566 im Febr.

im April

bach leicht zu übergangen sey¹⁾. Joh. von Friedrich setzte aber sein Vertrauen zu demselben demungeachtet noch so lebhaft fort, daß er ihn durch ein Schreiben an den Churfürsten vertheidigte. Grumbach selbst konnte indessen nicht leugnen, daß er mit dem Grafen zwischen Gotha und Arnstadt eine Zusammenkunft gehalten, daß der Graf dem Herzog in Gotha persönlich, und in seiner Gegenwart, seine Aufwartung gemacht, daß er Warnungen, die er aber ohne Erlaubniß des Herzogs nicht näher anzeigen dürfe, vorgebracht habe, und daß er hierauf bey dem Grafen zu Arnstadt und zu Sehren gewesen sey. Die Gelegenheit, die erwähnte Rede gesäußert zu haben, konnte also Grumbach nicht ableugnen, sich derselben bedient zu haben, wollte er aber durchaus nicht eingestehen. Allein der Graf von Schwarzburg blieb standhaft bey seiner Anzeige. Dies hätte doch bey dem Herzog Verdacht erregen sollen; es erregte ihn aber so wenig, daß er über den Churfürsten vielmehr unzufrieden war, als er sich durch die von Grumbachen angeführten Gründe nicht wollte überzeugen lassen. Auf Grumbachs Vorstellung lud er auch den Grafen von Schwarzburg nach Grimmenstein ein, um sich von ihm, in Grumbachs Gegenwart, verhören zu lassen. Der Graf weigerte sich aber, sich mit Grumbach, als einem geächteten Person, in dieser Sache einzulassen; übrigens wiederholte er seine Aussage, und er versprach sie vor Kaiser, Churfürsten und Reichsständen überzeugend zu beweisen.

Aussagen gegen Grumbachen.

11. Einem Manne von dem Stande des Grafen Hünthers hätte man allerdings auf sein Wort glauben sollen. Daß Grumbach eine so unvorsichtige Rede gegen ihn gesäußert haben mochte, war überhaupt so unwahrscheinlich nicht. Allein es traten noch andre Zeugen auf. Ein zu Dresden in Verhaft sitzender Dieb, Hans Böhm, bekannte (dem Vorgeben nach) ganz freiwillig und unbefragt, Grumbach habe ihn gedungen, den Churfürsten, wenn er, unbedachtsamer Weise und ohne Begleitung, das Wild zu weit verfolgen würde, zu erschießen, und er habe ihn zu diesem Mordelnde mit einem besondern Püschprober versehen. Dieser Aussage blieb er auch, selbst wie er auch peinlich befragt und hingerichtet wurde, beständig getreu²⁾. Nicht lange hernach legte ein berühmter Straßenräuber, Philipp Blas, bey seinem Verhöre ein ähnliches Geständniß ab. Er sagte nemlich aus, Grumbach habe ihm eine ansehnliche Belohnung versprochen, wenn er ihm zur Ermordung des Churfürsten behülflich seyn würde³⁾. Sowol Böhm als Blas behaupteten sogar mit dem Herzog selbst gesprochen zu haben; dieser leugnete aber alle Bekanntschaft mit ihnen völlig ab; überhaupt erklärte er ihre Aussagen für solche, die durch die Furcht vor den Martern wären erzwungen worden, für Aussagen, die man durch unschuldige, zur Sache gar nicht gehörende Nebenfragen erst herausgelockt habe⁴⁾. Grumbach, und Wilhelm von Stein, der sich dabey gleichfalls

f) Eigentlich folgte daraus weiter nichts, als daß man so etwas Grumbachen gerade unter das Gesicht zu sagen, sich geraute.

g) Die genaueren Umstände dieses Verhörs, in welchem Böhm auch einen Vergiftungsantrag aus sagte; findet man bey Häberlin, S. 553 — 557.

h) Häberlin, S. 557 fgg.

i) Auch zu Regensburg hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man das Grumbachen betreffende Geständniß erzwungen habe. Wirklich wollte man dem Churfürsten, der sich damals auf dem Reichstage zu Augsburg befand, einen Gefallen

falls geschäftig bewiesen haben sollte, erboten sich zu einer eiblichen Versicherung, Böhmern nie geschehen zu haben. Jetzt trat aber ein Mann ihres Standes, der Oberste Christoph von Jedwitz, als Zeuge gegen sie auf. Diesem Edelmann, der sich in Herzog Johann Friedrichs Dienste befand, hatte Grumbach gleichfalls den Anschlag gethan, dem Churfürsten auf der Jagd das Leben zu rauben, oder ihn an der Spitze eines Haufens von Reitern zu überfallen. Der Urheber dieser Anzeige ließ ein Notariatsinstrument darüber verfertigen. Alle diese Beweise konnten den für Grumbach und seine Anhänger so eingenommenen Johann Friedrich nicht bewegen, ihnen sein Vertrauen zu entziehen. Er äußerte in seinem Antwortschreiben an den Churfürsten vielmehr den Wunsch, Grumbach und dessen Freunde, deren Aufrichtigkeit und Treue er große lobsprüche beylegte, länger bey sich zu behalten. Indessen scheint er doch die schlimmen Folgen dieses Handelns einigermaßen geahndet zu haben, und es scheint ihm eine Angelegenheit gewesen zu seyn, zu Grumbachs und seiner Freunde fernern Aufenthalt an seinem Hofe nur einen schicklichen Vorwand zu finden; wenigstens erbot er sich in seinem Antwortschreiben an den Churfürsten, Grumbach zu entfernen, wenn es die richtigen Umstände desselben erlauben würden. Johann Friedrich war jetzt auf dem Wege, wieder zur Besinnung zu kommen; es scheint aber nicht, als wenn der Churfürst ihn auf diesem Wege habe wollen lange fortgehen lassen. Der Herzog bekam kein Antwortschreiben, sondern es wurde dem reitenden Boten, der es überbrachte, zu Stolpen, wo sich der Churfürst am 26. Jul. damals aufhielt, bloß ein Bescheid aus der churfürstlichen Kanzlei zugestellt, der im Grunde betrachtet weiter nichts sagte, als daß der Churfürst mit des Herzogs Antwort unzufrieden war, und als Johann Friedrich noch einmal an seinen Vetter, den Churfürsten, schrieb, so wurde sein Bote bloß mit einem Empfangschein wieder am 23. Aug. abgefertigt *). Eine solche Begegnung mußte seinen Verdacht gegen den Churfürsten gar sehr vermehren, und seine Rathgeber benutzten diesen Umstand unstreitig so trefflich, daß bloß sie die seines ganzen Zutrauens würdigen Personen scheinen mußten.

12. Doch wenn auch Johann Friedrich in seinen Vetter, den Churfürsten, ein Mißtrauen setzte, so hätte ihn doch reifliche Ueberlegung leicht überzeugen können, daß der Weg, auf dem er sich befand, zu seinem Verderben führte; so hätte er doch eben deswegen, weil er dem Churfürsten nicht traute, demselben zur Ausföhrung feindseliger Anschläge nicht Gelegenheit geben; so hätte er doch die geringe Macht, die er ausbieten konnte, besser erwägen sollen. Man ließ ihm zu solchen Erwägungen von Seiten des Reichsoberhauptes doch wahrlich Zeit genug. Der Kaiser, der ihn von seinem irrigen Wahne so gern zurückzubringen wünschte, versäumte in der That nichts, was diese Absicht befördern konnte! Er schickte noch während dem augsbургischen Reichstage einen besondern Courier mit einem Schreiben an ihn ab, worin er ihm von den Grumbachen und seine Anhänger betreffenden Reichstagsgeschlüssen Nachricht gab, und deren Entfernung ihm zugleich auf das dringendste an das Herz legte. Ja man fertigte von der Reichsversammlung eine besondr

Joh. Friedr.
Mißtrauen gegen
den Churfür-
sten.

im May

len erweisen. Hüberlin, S. 376. und 390.
391. 612.

Hüberlin — S. 623.

sondre Deputation an den Herzog ab, um ihn auf die Folgen seines Verfahrens aufmerksam zu machen. Aber auch dieses Mittel bewirkte weiter nichts, als eine abermalige weitläufige Antwort, durch die er sich und Grumbach zu rechtfertigen, durch die er den fernern Schuß, den er demselben angedeihen ließ, zu entschuldigen suchte. Zugleich äußerte er in derselben seine lebhafteste Unzufriedenheit über den Churfürsten, den er als den vornehmsten Urheber des ganzen Mißprocesses betrachtete. Eben diese argwöhnische Unzufriedenheit verrieth er noch deutlicher in einem Schreiben, welches er an die Reichsfürsten erließ. Er sagte es nemlich in demselben gerade heraus, daß sein Vetter August, wie ihm viele glaubwürdige Personen gemeldet hätten, allerley feindselige Anschläge wider ihn und die Seinigen gemacht, und daß er durch allerley falsches Vorgeben den Kaiser zur Ungnade gegen ihn zu reizen gesucht habe. Er wäre daher der Meinung, sein Vetter gebe sich alle Mühe, mit ihm in Handel zu gerathen, um Gelegenheit zu bekommen, das wenigste Land, was Moriz seinem Hause übrig gelassen hätte, gleichfalls noch an sich zu ziehen. Da Herzog Johann Friedrich diese Verschuldigungen durch öffentlichen Druck bekandt machte, so sah sich der Churfürst genöthigt, darauf zu antworten, und er that dieses in einer weitläufigen Schrift, worin er ihm gleichfalls bittere Vorwürfe machte. Unter diese Vorwürfe gehörte, daß er seinen Theologen erlaubt hätte, seine Kirchen- und Schulverfassung in gedruckten Schriften anzugreifen, um ihn bey seinen Unterthanen verhaßt zu machen; ja der D. Monner zu Jena habe in einer ehrenrührigen Isterschrift auch die politische Verfassung des Churfürstenthums zum Gegenstande seines Spottes gemacht, und der Herzog habe ihm nicht nur die Strafe geschenkt, sondern auch noch fernere Gnade und Unterstützung angedeihen lassen; überhaupt habe damals bey dem Herzog niemand mehr in Gunst gestanden, als wer von dem Churfürsten in verächtlichen Ausdrücken gesprochen oder geschrieben hätte, und sollten es auch Schalksnarren gewesen seyn, und da man endlich gesehen habe, daß durch die bestellten Schreier nichts auszurichten sey, so wäre Herzog Johann Friedrich auf andre Mittel bedacht gewesen, so habe er das, was man durch Bücherschreiben nicht hätte bewirken können, durch Mord und Blutvergießen durchzuführen gesucht; des Herzogs Residenzstadt und Festung Gotha wäre daher seit einigen Jahren eine Herberge der Mörder und Räuber, und ein Zufluchtsort aller schlechten Leute.

Johann Friedrich wird in die Reichsacht erklärt.

am 12. Aug.

13. Der Christenwechsel schlug, wie man hieraus sieht, gar nicht zum Vortheile des Herzogs aus. Doch wenn es nur noch beim Christenwechsel geblieben wäre. Allein des Kaisers Anstalten, den Herzog Johann Friedrich für seinen Ungehorsam zu züchtigen, wurden jetzt immer ernstlicher. Johann Friedrich bekam jetzt einen neuen geschärften Befehl des Kaisers, den vorigen Verordnungen wegen Grumbachs und seiner Anhänger Entfernung Folge zu leisten. Allein Johann Friedrich ließ sich von seinem falschen Wahne so sehr beherrschen, daß alle Vorstellungen und alle Drohungen keinen Eindruck mehr bey ihm machten. So verstrichen auf vier Monate, ohne daß er sich bemühet, den schlimmen Folgen des höchstgesährlichen Handels vorzubeugen. Er machte vielmehr Anstalten, um sich wegen eines bevorstehenden Krieges in Bereitschaft zu setzen. Er ließ alles, was zur Befestigung des Schlosses Grimmenstein und der Stadt Gotha dienen konnte, sorgfältig

fältig herbeyschaffen. Er bewarb sich bey dem reichsritterschaftlichen Adel in Franken, der eben damals zu Schweinfurt versammelt war, um Beystand. Da nun der Kaiser immer mehr überzeugt wurde, daß sich der Herzog auf dem Wege, der ihn zum Abgrunde führte, nicht wollte aufhalten lassen, so trug er nicht länger Bedenken, die schon vormals beschlossene Acht jetzt namentlich auch auf ihn auszusprechen. Er schickte ihm die Achteerklärung durch einen Herold zu. Johann Friedrich empfing ihn mit Ausdrücken, die das, was in seiner Seele vorging, deutlich machten. Ich habe (sprach er) den Kaiser mein ganzes Leben hindurch nie beleidigt, sondern ihm vielmehr allen schuldigen Gehorsam geleistet; die angekündigte Ungnade desselben bestreidet mich daher außerordentlich; indessen kann ich den Urheber derselben leicht errathen; auch bin ich überzeugt, daß ich dem Kaiser eben so gut als der stolze Meißner dienen kann. Noch ehe der kaiserliche Herold sich wieder entfernte, langte ein anderer von einem Trompeter begleitet von dem Churfürsten August an, der dem Herzog die Nachricht gab, daß ihm der Kaiser die Vollziehung der wider ihn ergangnen Achteerklärung aufgetragen habe. Johann Friedrich schien über diese Nachricht eben nicht sehr bestürzt; denn er beschenkte jeden der beiden Herolde mit einigen neugeprägten goldnen Münzen, die mit den Churfürstenthümern und dem Titel: geborne Churfürst, prangten.

im Dec.

14. Doch Johann Friedrich hätte, wenn ihn die angekündigte Achteerklärung auch wirklich erschröcke, nun keine Zeit mehr gehabt, die Vollziehung derselben zu verhindern; denn gleich am Tage hernach, als sie ihm überreicht wurde, ließ der Churfürst August eine Schwadron Reiter und eine Fahne Fußvold vor sich rücken. Kurz vorher waren die Unterthanen des Herzogs durch den Reichsherold von ihrer Pflicht gegen Johann Friedrich losgesprochen, und an seinen Bruder, den Herzog Johann Wilhelm, gewiesen worden. Johann Friedrich schrieb deswegen einen in empfindlichen Ausdrücken abgefaßten Brief an seinen Bruder, worin er den Churfürsten beschuldigte, daß er nicht nur seinem Vater die Churwürde und die Ehrlande habe abdringen helfen, sondern daß er auch den Anfang der Feindseligkeiten gemacht habe, ohne ihm auf die sonst gewöhnliche Weise den Krieg anzukündigen. Er erklärte zugleich, er würde sich niemals vor ihm demüthigen, sondern auf seine gerechte Sache und auf den Beystand Gottes sich verlassen. Den letztern hatte er um so nöthiger, da ihm der Beystand der Menschen so sehr erschwert wurde. Man ergriff alle Mittel, das Vermögen zum Widerstande ihm zu benehmen. Man erklärte den zu Salsfeld versammelten Landständen, daß sie in Zukunft nicht mehr den Herzog Johann Friedrich, sondern blos seinen Bruder, den Herzog Johann Wilhelm, als ihren Landesherrn betrachten sollten. Das Ermahnungsschreiben, worin Johann Friedrich die Vasallen an ihre Pflicht erinnerte, kam daher zu spät, und sie konnten daher weiter nichts thun, als ihm ihre äußerste Bestürzung zu melden, als ihn flehendlichst zu bitten, das Unglück, das sie sich durch ihren Ungehorsam zuziehen würden, abzuwenden. Johann Friedrich ließ aber demungachtet ein allgemeines Aufgebot an seine Ritterschaft ergehen, worin er ihr mit ihrer besten Unterstützung zu erscheinen befahl, worin er die Lehnsleute, die ihm nicht gehorchen würden, mit der Einziehung ihrer Güter bedrohte. Da aber die meisten unter ihnen diese Drohungen für nichts weniger als fürchterlich erkannten, so stellten

Joh. Friedr.
drucks Ver-
theiligung:
ankaltete.
am 14. Dec.

1567 im Jan.

sich nicht mehr als ungefähr zwanzig von ihnen ein. Johann Friedrich, der sich also fast allein überlassen war, ließ sich dadurch doch nicht abhalten, sich so gut im Vertheidigungsstand zu setzen, als es ihm die Umstände erlaubten. Auf seinen Befehl wurden von den benachbarten Dörfern alle Lebensmittel in die Stadt geschafft, und die Bürger mußten nicht nur ihr Getreide, sondern auch ihr Silberwerk, ihr baares Geld, ihre Kleider und ihr Hausgeräthe abliefern. Johann Friedrich ließ sogar durch sechzig Reiter und zweihundert Bürger die Lebensmittel aus dem erbsürstlichen Gebiete wegholen. Dagegen aber kam Ernst von Mandelsloze, der verschiedene Obersten und Rittmeister im churfürstlichen Lande, die ihre Dienste versprochen hatten, aufbieten sollte, nicht wieder zurück. Johann Friedrich mußte sich also auf andre Weise mit Kriegsvolk versehen. Er zog dreitausend Mann Landvolk in die Stadt und Festung. Ihnen Muth zu machen, hielt er eine kleine Anrede an dieselben, worin er ihnen sagte, daß dieser Krieg aus keiner andern Ursache entstanden sey, als weil der Churfürst sein noch übriges Land gleichfalls zu haben wünsche, und weil man die wahre Religion zu unterdrücken suche. Das hintergangne Volk glaubte das, was man ihm vortrug, und verpflichtete sich eidlich zu einem zweymonatlichen Dienste.

Gotha und
Grimmen-
stein werden
belagert.

am 1. Jan.

15. Man hatte Johann Friedrichen hierzu auf zehn Tage Zeit gelassen; denn erst am vierten Januar rückten noch sieben Fahnen Fußvolk und ungefähr zweytausend Reiter heran. Zugleich brachte ein kaiserlicher Eelltnabe als Herold dem Herzog einen Absagebrief. Eben so ein Schreiben wurde ihm im Namen des Churfürsten überreicht. Der kaiserliche Herold bekam funfzig, und der churfürstliche zwanzig Goldgulden. Das Kriegsvolk des letztern bewies sich nicht so großmüthig, wie Herzog Johann Friedrich; es plünderte die Einwohner der benachbarten Dörfer, und schonte selbst der Kirchen nicht. Die Ankunft des Churfürsten und des Herzogs Johann Wilhelm that seinem Muthwillen etwas Einhalt. Indessen rückte auch die übrige zur Belagerung der Festung Grimmenstein und der Stadt Gotha bestimmte Mannschaft herbei. Sie bestand nicht allein aus churfürstlichen, sondern auch aus Reichs- und Kreistruppen. Ihre ganze Zahl betrug nicht viel über achtzehntausend Mann¹⁾. Dieses Heer rückte in der Mitte des Winters zusammen; das mit dieser Jahreszeit verbundene Ungemach erlaubte ihm folglich noch keine ernstliche Belagerungsanstalten zu machen, und man wartete damit bis in die

1) Sie bestand 1) aus 9 Fahnen churfürstlicher Reiter, welche zusammen 3074 Mann ausmachten, und bey welchen sich die Fahne des Grafen Günthers von Schwarzburg, unter welcher allein elf bis zwölf Grafen dienten, noch nicht befand; ferner aus 9 Fahnen anderer Reiter, als 360 thüringischen Landknechte, 700 Magdeburger, 80 Braunschweigern, 40 Mecklenburgern, 300 Brandenburgern, 900 Franken, 400 aus dem niederländischen Kreise; zusammen 5540 Pferde; 2) aus 10 Fahnen churfürstlichen Fußvolks und 10 Fahnen Reichstruppen, worzu noch 9 Fahnen Braunschweiger,

Meklenburger, imgleichen aus dem niederländischen und aus dem fränkischen Kreise kamen; also zusammen 27 Fahnen, die 12480 Mann betrug. Die gezählte Mannschaft belief sich demnach nur auf 18020 Mann, und die war zur Eroberung Grimmensteins und Gothas auch sicher hinreichend. Rudolfi Gotha dipl. I. Nach Müllers sächsischen Annalen soll aber der Zusatz an Freymilligen so groß gewesen seyn, daß man auf 30000 Reiter und auf 40000 Mann Fußvolk gezählt habe. Gösch, des Herzogth.

Gotha, I, 190 fgg.

die achte Woche. Hierdurch gewann Herzog Johann Friedrich Zeit, die Festung und die Stadt in bessern Vertheidigungsstand zu setzen. Die Vorstädte wurden abgerissen, und zur Ausbesserung der Festungswerke dienten die Bäume, die sich nahe um die Stadt befanden. Alle Einwohner der Stadt, Männer und Weiber, Alte und Junge, mußten Tag und Nacht daran arbeiten. Die Mannschaft, die in der Stadt lag, wurde außer ihren Wachen, mit aller Strenge angehalten, mancherley Arten von Mählen in Bewegung zu setzen. Von solchen beschwerlichen Arbeiten war zwar das auf der Festung liegende Kriegsvolk befreit, es hatte aber da gegen mit andern Ungemächlichkeiten zu kämpfen, indem es bey der rauhen Witterung des Winters im sogenannten Zwingergarten in elenden Hütten liegen mußte. Unbequemlichkeiten dieser Art erregten sehr bald Unzufriedenheit; es wagte es hier und da einer, den eigentlichen Ursachen dieser Belagerung nachzuforschen, und der Ausbruch einer Empörung war so nah als möglich. Aus dieser Verlegenheit half ein Rath der grumbach'schen Partey den Herzog noch auf einige Zeit heraus. Das ganze Kriegsvolk mußte sich vor dem Schlosse versammeln. Nachdem es in zehn am 5. Jan. Kreise eingetheilt war, ritt der Herzog, von Grumbach und dem Cangler Brück begleitet, von einem Kreise zum andern, und suchte es ungefähr durch eben die Gründe, deren er sich bey der ersten Anrede an dasselbe bedient hatte, zur fernern Beobachtung seiner Pflicht zu ermahnen. Eben dieses that Grumbach, und der Aufstand wurde noch auf einige Zeit verhindert. Zu den bisherigen Unbequemlichkeiten der Belagerten gesellte sich aber kurz darauf noch der Wassermangel, indem die Belagerer, zwen Tage nach der Ankunft des Churfürsten, der Stadt das Wasser abschnitten. Nun erst erfolgte eine förmliche Aufforderung zur Uebergabe, welche nicht nur von dem Churfürsten, sondern auch von den beiden Commissarien, die ihm der Kaiser zugeordnet hatte, von dem Grafen Otto von Eberstein und Christopphen von Carlowitz, unterschrieben war. Es wurden sehr viele Sätze mit Erde *) herbeigeschafft, die zur Ausfüllung des Grabens dienen sollten. Man wartete hierauf wieder zehn Tage, ehe man zur Belagerung näher rückte. Sowol Herzog Johann Wilhelm als der Churfürst schickten zweymal Aufforderungsschreiben in die Stadt, durch die sie die Ritterschaft, die Befehlshaber, den Stadtrath und die Bürgerschaft ermahnten, die Vertheidigung einer so bösen Sache aufzugeben. Grumbach's Partey unterdrückte sie aber, und als dies nicht länger anging, setzte der Cangler Brück eine Antwort auf, die der Ritterschaft, den Hauptleuten, dem Stadtrathe und einigen von der Gemeine vorgelesen, und auch von ihnen unterzeichnet wurde; man schickte sie aber nicht fort. Endlich glückte es den Belagerern denn noch, den Belagerten die Abmahnungsschrift in die Hände zu liefern, und letztere erfuhren nun, daß ihnen die fernere Vertheidigung Herzog Johann Friedrichs und der grumbach'schen Partey Güter und Leben kosten würde. Der ganze in der Festung befindliche Adel ersuchte hierauf in einem Witschreiben den Herzog in den wehmüthigsten Ausdrücken, die schlimme Unternehmung nicht weiter zu treiben; er würde sich sonst seiner eignen Sicherheit wegen zur Niederlegung der Waffen genöthigt sehen. Selbst einige von des Herzogs Rätthen ließen es nicht an treuen Worten.

Bb 3

Stellum

m) Die 19,009,656 Sätze, die Müller C. 142. angiebt, sind doch ganz gewiß eine übertriebene Zahl!

stellungen und Warnungen fehlen; doch Johann Friedrich glaubte sich, durch Verblendung der grumbachischen Partey, noch weit von dem Abgrunde, dem er schon so nahe war, und von lauter täuschenden Hoffnungen verleitet erwartete er einen ganz andern Ausgang der Sache, als den, den jeder Unbefangene voraussetzte.

Joh. Friedr.
ich kommt
ins Geringe.

16. Der Herzog und die grumbachische Partey waren fest entschlossen, die Vertheidigung der Festung mit aller Standhaftigkeit fortzusetzen. Man brauchte das große Geschütz, um das nähere Anrücken der Feinde zu verhindern. Bey dieser Gelegenheit sprang eine große fünfzig bis sechzig Pfund schießende Kanone, die zum Andenken der Stadt Bremen, die sie dem Churfürsten Johann Friedrich geschenkt hatte, die Breeme genannt wurde. Ohne Zweifel war es Zufall, daß die Stüße der herspringenden Kanone gerade in den Zimmern des Herzogs und Grumbachs alle Fenster einschlugen; viele von der Besatzung sahen diesen Zufall aber als eine schlimme Vorbedeutung an, welche ihren Muth freylich nicht erhöhen konnte. Aber noch mehr vermindert wurde er durch den Umstand, daß die fremde Hülfe, worauf der Herzog gerechnet hatte, sich nicht einfand. Ernst von Mandelsloe, der eine Anzahl Reiter herbezuführen sollte, kam nicht wieder zurück, weil es ihm zur Erfüllung seines Auftrages an Gelde fehlte. Seinen Anzug zu beschleunigen, wurde ein einspänniger Reiter nebst zwey andern jungen Leuten an ihn abgesendet. Diese hatten viertaufend Goldklippen bey sich, die etwas leichter als die rheinischen Goldgulden waren, und sich durch die Churfürstlichen und den Titel: gebotener Churfürst, auszeichneten. Man hatte ihnen überdies einige mit Ziffern geschriebene Briefe und verschiedene Reiterfahnen mitgegeben. Allein die Ueberbringer gerietzen den Belagerten in die Hände, und da sich der Schlüssel zu den Ziffern der Briefe in kurzer Zeit fand, so erfuhr man nicht nur die Namen aller Obersten und Rittmeister, die dem Herzog ihre Dienste versprochen hatten, sondern man wurde auch mit den Anschlägen, die Johann Friedrich und Grumbach zur Vertheidigung der Stadt und Festung gemacht hatten, genau bekannt. Grumbach war unverschämt genug, Ernst von Mandelsloe zu versichern, daß die protestantischen Religionenverwandten in Frankreich, ja selbst der König, entschlossen wären, ihnen mit Geld und Kriegsvolk beizustehen; daß die Belagerten sich tapfer wehrten, und daß der Kaiser für den Einbruch, durch den er den Verlust seiner Krone und Würde verdient hätte, dereinst auf das empfindlichste würde büßen müssen. Der Reiter, der die Ueberbringer begleitete, fand Gelegenheit zu entweichen, und durch ihn erfuhr der Herzog den unangenehmen Vorfall. Die grumbachische Partey suchte das Befandwerden desselben zwar aus allen Kräften zu verhindern; aber ein Herr von Wangenheim, der sich unter den Belagerten befand, überschickte durch eine Weibsperson Grumbachs Briefe, nebst einer Erläuterung derselben, an einen Herrn von Utterodt in die Stadt. Dieser theilte sie dem Adel, den Hauptleuten, und den Vorstehern der Bürgerschaft mit. Die verderblichen Anschläge der grumbachischen Partey wurden nun auf einmal in der ganzen Stadt bekannt. Man rieth den Mitgliebern derselben, sich durch die Flucht zu retten; aber die bedenkliche Lage, in der sie sich befanden, erzeugte bey ihnen Unentschlossenheit, und am Ende wählten sie das Schlimmste, nemlich das äußerste Schicksal abzuwarten.

17. Die

17. Dieser verzweifelte Entschluß der grumbachischen Partey war dem Das belagerte überlegungsfähigeren Theile der Belagerten natürlich höchst unangenehm. Der re Kriegsvolk Stadtrath hielt es nun für seine Pflicht, auf seine und seiner Bürger-schaft Sicherheit selbst bedacht zu seyn. Da er nun erfuhr, daß Gesandten einiger Fürsten mit Unzufrieden- Vergleichsaufträgen im Lager angekommen wären, so beschloß er, sich in einem heit immer Schreiben an die Oberhäupter der Belagerer zu wenden, und in Unterhandlungen zu treten. Er ließ das Schreiben durch zwey Rathskämmerer dem Cansler Brück überreichen, um sich seine Meinung darüber auszubitten. Brück äußerte gegen die Abgeordneten nicht nur lebhaften Unwillen, sondern er machte auch, daß der Herzog den Stadtrath auf das Schloß fordern ließ, wo er es ihm in den ernstlichsten Ausdrücken verwies, daß er zu voreilig klug seyn, und den Fürsten seine Pflicht lehren wollte. Zugleich untersagte er es ihm bey hoher Strafe, nicht das geringste in dieser Sache weiter zu unternehmen. Der Vernünftige konnte jetzt weiter nichts thun, als des Herzogs Verblendung und sein Schicksal bedauern. Dieses Schicksal wurde jetzt aber immer bedenklicher, da die Belagerer zur Einnahme der Stadt im März eifrigere Anstalten machten, da sie, der tapfern Gegenwehre der Belagerten ungeachtet, der Erreichung ihrer Absicht immer näher rückten. Schon hatte die Belagerung oder vielmehr Einschließung funfzehn Wochen gebauert, und der von der grumbachischen Partey versprochene Entsatz erschien noch immer nicht. Der Vorrath von Getreide und andern Lebensmitteln hatte bereits so weit abgenommen, daß er nur noch auf einige Wochen hinreichte. Verschiedene Ausfälle der Belagerten liefen überdies unglücklich ab. Ein Haufe Fußvolf von zweyhundert Mann, der bey der Eroberung eines feindlichen Blochhauses nicht gehörig unterstützt wurde, hatte das traurige Schicksal niedergehauen zu werden, und der Oberste von Brandenstein, dem man darüber Vorwürfe machte, antwortete noch überdies mit grausamen Spotte: solcher Kriegsleute (es waren meistens Bauern) könnte man bey Mollen und Buttermilch viele aufziehen. Dies hatte die natürliche Folge, daß die grumbachische Partey bey den Kriegsleuten immer verhasster wurde, und daß sich dieser Haß in lauten Aeußerungen des Unwillens zeigte. Jetzt durfte in der That nur wenig hinzukommen, um diesen Unwillen bis zum Ausbruche zu treiben. Die eigentlichen Ursachen des Krieges blieben jetzt nicht weiter verborgen. Die Belagerer riefen den Belagerten von den Schanzen zu: ihr Thoren, was wollt ihr euch der schlimmen Sache der Gedächten annehmen? Gebt uns Grumbachen und seine Anhänger heraus, so wollen wir wieder abziehen. Die gemeinen Kriegsleute erfuhren nun auch, daß Herzog Johann Wilhelm gleichfalls vor der Stadt läge, und alle Kriegsmannschaft abgefordert hätte. Da wankte bey manchen der Muth immer mehr. Hierzu kam nun noch, daß die Belagerer mit ihren Schanzen schon so nahe gedacht waren, daß sie mit denen, die auf dem Walle standen, reden konnten, und daß man von diesen Schanzen, welche den Stadtwall an Höhe übertrafen, die Stadt gewaltig heunruhigte; daß die grumbachische Partey, die zur besse- ren Vertheidigung des Schlosses schon verschiedene Häuser und Scheunen hatte abbrechen lassen, im äußersten Nothfall die ganze Stadt anzuzünden Willens war. Unter solchen Umständen ließ sich erwarten, das Kriegsvolk würde nach Verstärkung der beyden Monate, auf die es sich verbindlich gemacht hatte, nicht wieder schweben

schweben wollen, und dieses geschah auch. Der Herzog versuchte alles, um es zum neuen Schwure zu bereuen. Er forderte erst den Adel zu sich, und ließ ihn Mann am 3. April für Mann in sein Gemach kommen; alle seine und Grumbachs Ueberredungskünste aber waren umsonst. Es war fast Eine Antwort aller: daß Grumbach und seine Anhänger, die Urheber dieser Belagerung, sie nichts angingen, und daß sie es ihrer Ehre und ihrem Gewissen zuwider hielten, ihnen ihre Familie, ihre Güter, ja selbst ihr Leben, und die Pflicht, die sie dem Kaiser und dem Herzog Johann Wilhelm schuldig wären, aufzuopfern; wenn aber der Herzog die Bedachten von sich entfernte, so wollten sie ihm übrigens allen Gehorsam erweisen. Der Herzog wurde darüber so ausgebracht, daß er einige derselben mit den Worten anfuhr: er merkte wol, daß man ihn eben so wie seinen Vater verrathen wolle; er würde doch Grumbachen nicht verlassen, und wenn es ihm auch sein Leben kosten sollte.

Das belagerte Kriegs-volk empört sich.

18. So sehr des Herzogs Entschluß Grumbachen und seinen Freunden schmeicheln mußte, so bestürzt waren sie doch über die unerhoffte Antwort, die der Adel dem Herzog ertheilt hatte. Einige Hauptleute gaben jetzt den Rath, allem Vorrath von Lebensmitteln und andern Dingen, die noch in der Stadt vorhanden waren, so wie die beste Mannschaft auf das Schloß zu nehmen, das andre Volk hinauszujaugen, und so denn die Stadt an vier Ecken anzuzünden. Vor der Ausführung dieses fürchterlichen Plans wollte man jedoch noch einen Versuch machen, ob man die Kriegsleute in beiden Festungen bereuen könnte, auf längere Zeit zu schweben. Jeder Hauptmann versammelte daher am folgenden Morgen seine Fahne. Die Fahnen in der Stadt erklärten sich aber eben so wie der Adel. Vergessens erinnerte sie der Oberstlieutenant Bayer an die Pflichten, die sie dem Herzog schuldig waren. Endlich befahl er ihnen im Namen des Herzogs die Ursachen ihrer Unzufriedenheit anzugeben. Sie sollten sie daher ihren Rottmeistern, diese ihren Hauptleuten, und letztere ihm eröffnen. Die Kriegsleute meldeten ihm hierauf durch einige Abgeordnete, daß sie es völlig überdrüssig wären, alle die bisherigen Schwierigkeiten, Grumbachs und seiner Anhänger wegen, länger zu erdulden, und der Gefahr des äußersten Unglücks sich auszusetzen; sie verlangten daher alle Urheber dieses Krieges in ihre Hände, um sie den Belagerern zu übergeben, und das durch ihr Vermögen und ihr Leben zu retten, und sie drohten im Falle, daß dieses nicht geschehen würde, mit Gewalt. Von den Fahnen in der Stadt konnten sich also der Herzog und Grumbach gar nichts mehr versprechen. Indessen dachten sie aber noch die vier Fahnen auf dem Schlosse zu gewinnen; allein da taufchte sie ihre Hoffnung noch ärger. Schon war es ein schlimmes Zeichen, daß die zu denselben gehörigen Leute mit dem Obersten Brandenstein sich nicht einzeln einlassen wollten, sondern nach Kriegsgebrauch angetrodet zu werden verlangten. Man stellte sie also auf dem Schlosshofe in einen Kreis. Der Herzog ritt hinein, ermahnte sie, ihm noch auf zwei Monate zu schweben, und versprach in Zukunft für ihren Unterhalt und ihre Verpflegung auf das Beste zu sorgen; allein sie stimmten in Answerung ihrer Antwort mit dem Adel und dem Kriegsvolk in der Stadt völlig überein. Daben beschwerten sie sich noch besonders darüber, daß man seither nicht, wie gewöhnlich, Kriegsrath gehalten, und sie von allen Unterhandlungen ausgeschlossen habe. Endlich baten sie, man möchte ihnen erlauben, sich durch Abgeordnete nach dem

dem Entschlusse ihrer Kameraden in der Stadt erkundigen zu lassen. Der Herzog setzte sich zwar aus allen Kräften entgegen, und ersuchte sie, die Sache nur noch einen halben Tag — nur noch zwei Stunden — nur noch eine anstehen zu lassen; er konnte es aber nicht verhindern, und noch weniger der ungestüme Brandenstein, der sie Spitzbuben schalt, die alles mögliche Unglück verdient hätten; der sie in den Zwinger einzusperrten, und mit Schwefel und Pech zu verbrennen drohete. — Dies soll dir wol der Teufel verbieten, schrie der Hause des Kriegsvolks, und verrammelte zugleich die Thür des Zwingers, und ermahnte einander treu zu bleiben. Man wählte hierauf einige aus, um sie an die Fahren in der Stadt zu schicken. Der Ausgang aus der Festung konnte ihnen nicht lange verwehrt werden, und es blieb dem Herzog jetzt weiter nichts übrig, als durch einige von den Seinigen, die er ihnen nachschickte, dem Stadtrathe und den Hauptleuten befehlen zu lassen, daß sie dem Aufreure Einhalt thun möchten. Dies war jedoch unmöglich, da das Kriegsvolk in der Stadt standhaft erklärte, daß es dem Verrath der Schloßbesatzung folgen würde. Diese rief hierauf jene herbei, um Grumbach gefangen zu nehmen. Einige derselben eilten, von verschiedenen Bürgern begleitet, nun auf das Schloß, wo sich jetzt sehr lermende Austritte ereigneten. Alles drängte sich nach Grumbachs Zimmern hin. Vergeblich bat der Herzog, ihm nur noch eine kurze Frist zu gestatten; vergeblich ermahnte Brandenstein zur Ruhe und zum Gehorsam. Man bemächtigte sich der Person des letztern, und führte ihn, unter einer Bedeckung von hundert Hakenschilden, in die Stadt, und auf das Rathhaus. Als er sich entfernte, sagte er zum Herzog: wenn Er noch vor zehn Tagen einem guten Rathe Gehör gegeben hätte, so dürfte er eine solche Beschimpfung jetzt nicht ertragen. Kurz darauf bekamen die lermenden Kriegsleute Grumbachs Bedienten, Hännel Tausendschön, in ihre Hände. Eben das Schicksal hatte der Cansler Brück. Der Hauptacteur dieses Dramas, Grumbach, hatte seine Zuflucht in einem Schieberbette gesucht; aber einige Frauenzimmer verriethen ihn. Man holte ihn aus seinem Schlupfwinkel hervor, setzte den alten, podagraischen Mann auf einige zusammengestopfene Büchsen, und brachte ihn nun gleichfalls aufs Rathhaus. Hans Bayer, Wilhelm von Stein, Jobst von Jedwitz, Michael Feistel, und Moriz, Grumbachs Schreiber, wurden hierauf gleichfalls in Verhaft genommen, und der Term, der von acht Uhr des Morgens bis in die Nacht gedauert hatte, erreichte hiermit sein Ende. Alles, was der Herzog während der Zeit thun konnte, war, daß er bat und flehete; aber er bat und flehete vergeblich. Er stand nunmehr in dem Wahne, der Zorn des Kriegsvolks würde gedämpft seyn, und er glaubte daher verlangen zu können, daß man ihm neuen Gehorsam schwören, und zum Zeichen desselben zwei Finger in die Höhe richten möchte; es zeigten sich aber nur wenige in die Höhe gerichtete Finger.

19. Johann Friedrich war im Begriffe gewesen, nicht nur sich und seine Familie, sondern auch Diener und Unterthanen unglücklich zu machen. Man wollte unter des Canslers Papiere sogar ein Verzeichniß von sechzig zum Tode bestimmten Personen gefunden haben. Allem diesem Unheile war man nun durch die Gefangennehmung der Mitglieder der grumbachischen Partey zuvorgekommen, und nun vereinigten sich Adel, Hauptleute und Bürgerschaft, den ganzen Vorgang an

Allgem. Weltkist. 56. Th.

E c

am 5ten

Gotha und
Grimmen:
stein werden
übergeben.

die

die Oberhäupter der Belagerer zu berichten, und sich, der Unterhandlungen wegen, einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen auszubitten. Der Herzog gab nicht nur seine Einwilligung dazu; sondern er bat sich gleichfalls so lange Waffenstillstand aus, um während der Zeit den Rath seiner Verwandten einholen zu können. Die Unterhandlungen wurden aber nicht eher als acht Tage hernach angefangen²⁰⁾. Bald hätte sie Johann Friedrich wieder gestört. Kurz vor dem Anfange derselben erhielten die Oberhäupter der Belagerung von ihm ein Schreiben, worin er sich noch immer einen gebohrnen Churfürsten nannte. Man konnte ihm die kleine Freude im Grunde gönnen; allein man ruhte nicht eher, als bis er dem leeren Titel entsagte. Die Unterhandlungen selbst dauerten nicht länger als zwei Stunden. Ihr Ausgang war, daß die Reichsächter ausgeliefert, und die Festung übergeben werden sollte. Alle Bitten und alle Vorstellungen waren nicht vermögend, eine längere Frist als bis neun Uhr des andern Morgens auszuwirken. Der äußerst betrübte Herzog mußte in alles einwilligen, und es kam am folgenden Tage der völlige Vergleich zur Wirklichkeit. Das Kriegsvolk sollte schon innerhalb einiger Stunden mit seiner ganzen Ausrüstung, aber ohne Fahnen, abziehen. Dem Stadtrath und der Bürgerschaft wurde auferlegt, durch acht Personen aus seinen Mitgliedern knieende Abbitte zu thun, und dem Kaiser neuen Gehorsam anzugeloben, dem Herzog Johann Wilhelm auch von neuem zu huldigen. Endlich wurde dem Herzog Johann Friedrich und allen seinen Nachkommen der Besitz des Landes völlig abgesprochen. Das in beiden Festungen befindliche Kriegsvolk verlangte zwar seinen noch rückständigen Sold mit vielem Ungestüm; es wurde aber genöthigt, die Stadt zu verlassen. Noch an eben dem Tage begab sich der Churfürst, nebst dem Herzog Johann Wilhelm und den kaiserlichen Commissarien, hinein. Zwei Bürgermeister wollten dem Herzog Johann Wilhelm die Schlüssel der Stadthore zustellen; er befahl ihnen aber, sie dem Churfürsten zu überreichen. Der unglückliche Johann Friedrich, der, als der Churfürst zum Schloßthore hineinritt, ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen wünschte, erfuhr die Kränkung, daß ihn sein Vetter nicht einmal eines Blickes würdigte. Er ritt, ohne abzustiegen, durch den Schloßhof wieder ins Lager; die kaiserlichen Commissarien kündigten indessen dem Herzog den Verhaft an. Am folgenden Tage zog der Churfürst, nebst den übrigen Oberhäuptern der Belagerung und dem ganzen Heere, in die Stadt ein. Bei dieser Gelegenheit erfolgte die feierliche Abbitte der Bürgerschaft, die auch zugleich dem Herzog Johann Wilhelm huldigte. Den Tag hernach wurde der gefangne Herzog weggeführt. Er saß in einem schwarzbekleideten Wagen, den vier Schimmel mit rothgefarbten Mähnen und Schwänzen zogen. Die Bedeckung bestand aus zwei Schwadronen Reiter und eben so viel Fahnen Fußvolk, und der Zug ging über Langensalz und Leipzig nach Dresden, wo der Herzog auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhute auf dem Kopfe, einziehen mußte.

20. An eben dem Tage, da der Herzog fortgeschafft wurde, nahm das peinliche Verhör der Geächteten, imgleichen des Canzlers und Johann Beyers, seinen Anfang. Diejenigen, denen man es übertragen hatte, waren Graf Günther von Schwarzbürg, und der churfürstliche Rath D. Krakov. Das Amt der Protocollanten

Bestrafung
der Reichschöp-
ter.

n) Man mußte des Churfürsten und des Herzogs Johann Wilhelms Zurückkunft von Cösel abwarten.

tocollisten versehen zwey Notarien. Der Churfürst, der Herzog Johann Wilhelm und der Herzog von Hollstein wohnten dem Verhöre hinter einem Vorhange bey. Zuerst wurde Grumbach in der Güte, noch am Abend eben des Tages aber peinlich befragt. Er bekannte unter andern, Hānsel Taufendschön, der sogenannte Engelsseher, der von seinem Schreiber Moriz die Zauberey erlernt haben sollte, habe ihm einen Becher mit rothem Weine gebracht, den er mit dem Herzog und seiner Gemahlin ausgetrunken hätte; vielleicht hätte dieser Wein die Wirkung gehabt, daß der Herzog und seine Gemahlin in allem hätten mit ihm übereinstimmen müssen. Als er auf die Leiter gespannt wurde, klagte er den Canzler Brück als den vornehmsten Urheber seines Unglücks an. Man brachte ihn herbey. Alch D. Brück (sagte er zu demselben) ihr wißet, daß ich und meine Freunde uns von Gotha wegbegeben hatten, daß wir schon auf der Reise nach Frankreich begriffen waren, daß ihr uns aber durch das Versprechen, unsere Sache vor dem ganzen Reiche auszuführen, wieder zurückgebracht habt. Brück wußte auf diese Beschuldigung so wenig zu antworten, daß er den Grafen Günther auf den Knien ersuchte, es bey dem Churfürsten dahin zu bringen, daß ihm das Leben geschenkt werden möchte; könnte dieses aber nicht geschehen, so flehete er nur ihn mit der Tortur und mit der Strafe des Rades zu verschonen. Doch Graf Günther war gerade derjenige, der die wenigste Neigung bey sich fühlte, zur Erleichterung seines Schicksals etwas beizutragen. Es wird dir, Bösewicht, (sprach er zu demselben) so viel Gnade widerfahren, als du verdient hast. Du wirst dich übrigens erinnern, daß es dir ein Vergnügen würde gemacht haben, mich um Land und Leute zu bringen. — Brück wendete sich nach dieser heftigen Antwort zum D. Krakov, der bey ihm, als er noch Professor zu Wittenberg gewesen war, juristische Vorlesungen gehört hatte; aber vergebens erinnerte er ihn an ihre ehemaligen Verhältnisse; vergebens brach er, als alles nichts helfen wollte, in einen Strom von Thränen aus. Weder Bitten noch Vorstellungen waren vermögend, dem alten Manne die Schmerzen der Folter zu ersparen. Grumbach gestand endlich ein, daß er die Ermordung des Bischofs von Würzburg veranlaßt, daß er auf das Leben des Churfürsten von Sachsen einen Preis gesetzt habe. Er bekannte überdies, daß es seine Absicht gewesen sey, die deutschen Grafen und Herren zum Aufstande zu bewegen, den Churfürsten von Sachsen aus seinem Lande zu jagen, und den Herzog Johann Friedrich nicht allein zum Churfürsten von Sachsen, sondern sogar zum Kaiser zu erheben. Alles dieses gestand er ein, oder mußte er eingestehen, weil man diese Geständnisse durchaus von ihm herauspressen wollte, weil sich der alte Mann die Schmerzen der Marterwerkzeuge dadurch ersparen wollte. Brück mußte auch eingestehen, daß er verschiedene Schmähschriften auf den Kaiser, den Churfürsten von Sachsen, und den Herzog Johann Wilhelm verfertigt habe, daß er überhaupt derjenige wäre, der Grumbachen zu dem uneingeschränkten Zutrauen seines Fürsten den Weg gebahnt, der die gefährlichen Anschläge desselben durch seinen Rath unterstützt, der das Unglück seines Herrn folglich am meisten befördert habe. Wilhelm von Stein, Hieronymus von Brandenstein, David Baumgärtner und Hans Bayer, wurden auf eben diese Art überführt, daß sie an Grumbachs boshaften Entwürfen Antheil genommen hätten. Eine zum Theil comische Rolle bey diesem Trauerspiele stellte Hānsel Taufendschön,

der Engelseher, vor. Durch ihn wurden Geister in diese Geschichte mit eingeflochten. Sein eigentlicher Name war Hans Müller der Jüngere, und er war von Sundhausen bey Gotba gebürtig. Durch den Unterricht von Grumbachs Schreiber Moriz war er, seiner Behauptung nach, so weit gekommen, daß er sich mit Engeln unterhalten konnte. Vier derselben, die ihm in der Größe dreijähriger Kinder, in afscharbigem Gewand, mit schwarzen Hüten und weißen Stäben erschienen, entdeckten ihm, daß in einem Garten seines Geburtsdorfes ein Schatz von lauterm Golde vergraben sey, der von einem Kaiser herrühre, und diesen Schatz könnte niemand, als Herzog Johann Friedrich, und zwar nur durch seine Hülfe, heben. Der Engelseher blieb auch, der Marter ungeachtet, seiner ersten Aussage von seinen Unterredungen mit den Engeln treu. Der Schmerz der Marterinstrumente mag seine erhabte Phantasie freylich nicht abgekühlt haben. Die ganze peinliche Untersuchung erreichte am

am 18ten zwenten Tage bereits ihr Ende, und schon am vierten wurden die dadurch bewirkten Urtheile vollzogen. Den Schauplatz zu diesem Justiztrauerspiele gab ein Gerüste auf dem Markte zu Gotba ab. Zuerst wurde Grumbach hervorgeführt. Ein Henker riß ihm das Herz heraus, und warf es ihm mit den Worten: da siehe Grumbach dein falsches Herz! um den Mund. Hierauf wurde er von unten an geviertheilt. Eben das schreckliche Schicksal hatte Brück. Wilhelm von Stein wurde vorher enthauptet. Baumgärtner wurde durch das Schwert und Beyer durch den Strang gerichtet. Einige Tage hernach starben auch Brandenstein und Tausende schon unter den Händen des Scharfrichters.

am 22ten

Ende der
grumbachs-
schen Gänzel.

21. So wurden diejenigen bestraft, die an dem Unglücke Johann Friedrichs am meisten Schuld waren. Aber die Verfolgung derselben kostete mehr als sechstaufend Menschen ihr Leben¹⁾, und der Belagerungsaufwand betrug über sieben hunderttausend Gulden. Das Schloß Grimmenstein wurde, aller Bitten Herzog Johann Wilhelms ungeachtet, niedergerissen, und dieses geschah auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, welcher dem Churfürsten auflegte, von diesem Aufstuhlsorte, von dieser Herberge der Nchter, der Landfriedensbrecher, der Straßenräuber und Mörder, keinen Stein auf dem andren zu lassen. Die Festungswerke der Stadt wurden gleichfalls geschleift, und die sämmtlich darauf verwendeten Kosten beliefen sich auf neunundfünfzigtausend und sechshundert Gulden, die man dem Churfürsten vermöge eines Schlußes des oberächsischen Kreistages vergütete²⁾.

Für

a) Vor der Stadt sollen 4500, und in der Stadt 2000 umgekommen seyn. Letztere starben größtentheils an einer ansteckenden Krankheit, die eine Folge der Einschließung und des Mangels war. Der der ersten Zahl muß man das Ungemach der rauhen Witterung mit in Rechnung bringen.

b) Da man die Vergütung des Kostenaufwandes auf dem Reichstage zu Regensburg nicht zur Dichtigkeit bringen konnte, so stellte man deswegen im Aufsat zu Erfurt eine allgemeine Zusammenkunft aller Obersten und Zugeordneten der Reichsteile an. Der Churfürst von Sachsen und die Kreise, die an der Execution Antheil

genommen hatten, berechneten die Kosten zu 953,634 fl. 17 Gr. und 73 Pf. Die Auslagen des Churfürsten betrug allein 747,635 fl. 10 Gr. und 11 Pf., die jedes in der obigen Hauptsumme der ganzen Kriegskosten schon begriffen waren. Diese sollte nun auf die sämmtlichen Reichslände vertheilt werden. Hierzu hatten die wenigsten Kreisdeputirten aber Aufsat 1200 bekommen. Endlich wurden zehn einflußreiche Römerröthane dazu vermögelt, und die Reichslände, die ihre Beiträge zurückhalten widerstanden, sollten in die Strafe der Acht verfallen. Söberlin, VII, 300. 318—346.

Für den übrigen Aufwand, den die Vollziehung der Achteklärung dem Churfürsten verursacht hatte, wurden ihm die vier Ämter Wenda, Aenshaug, Ziegenrück und Sachsenburg vom Herzog Johann Wilhelm zum Unterpfande eingeräumt, und die Churlinie des Hauses Sachsen hat diese sogenannten assureirten Ämter noch jetzt im Besiz. Für das ohnedies schon sehr verkleinerte Land der herzoglichen Linie war dieses aber kein geringer Verlust. Der Churfürst bekam auch einen großen Theil des Geschützes und der übrigen ansehnlichen Vorräthe. Er ließ, zum Andenken der glücklichen Versorgung des ihm vom Kaiser aufgetragenen Geschäftes, eine Schaumünze prägen *). Sein unglücklicher Vetter Johann Friedrich war in dessen von Dresden nach Wienerischneustadt in Oestreich gebracht worden. Seine bedauernswürdige Gemahlin erfüllte alle Pflichten einer jährlichen Gattin. Sie strich den Kaiser zu wiederholten malen um die loslassung ihres Gemahles an; sie bat ihn in den rührendsten Ausdrücken, denselben in seinem Gefängnisse mehr Bequemlichkeiten zu verschaffen. Sie suchte sein Betragen unter andern auch dadurch zu entschuldigen, daß man ihrem Gemahle, der allgemeinen Sage nach, einen Trank beigebracht hätte, dessen Wirkung von seiner Nachgiebigkeit die vornehmste Ursache gewesen wäre. Doch weder diese, noch die inständigsten Bitten vieler angesehenen Reichsfürsten waren vermögend, die Gefinnungen des Kaisers, oder derer, die bey dieser Sache den meisten Einfluß hatten, umzustimmen. Johann Friedrich blieb den ganzen Ueberrest seines Lebens hindurch, blieb noch achtundzwanzig Jahre hindurch, ein Gefangener. Seine Gemahlin theilte mit ihm die freudenlosen und kummervollen Tage seines Gefängnisses, und selbst diesen Trost gestand ihr der Kaiser erst nach einigen Jahren zu. So sehr übrigens Johann Friedrichs Gefangenschaft der Bequemlichkeiten entbehrte, so ansehnliche Summen kostete sie doch seinem Lande. Der Kaiser verlangte jährlich funfzehntausend Thaler, und nur aus Gnade und Freundschaft für den Herzog Johann Wilhelm entschloß er sich, dreystausend fallen zu lassen. Da nun Herzog Johann Friedrich achtundzwanzig Jahre in der Gefangenschaft lebte, so kostete sie dem Lande ungefähr dreyßighundert und sechsunddrenßigtausend Thaler. Johann Friedrich hatte ein Jahr vor seinem Tode noch das traurige Gefühl, seine jährliche Gemahlin sterben zu sehen. Er bat den Kaiser wehmüthig, ihm zu erlauben, daß er dem Leichnam derselben nach Coburg folgen, daß er den kurzen Ueberrest seiner Tage im Vaterlande und bey den Seinigen zubringen dürfte; aber seine Bitten vermochten nicht den Kaiser zu rühren. Wahrscheinlich beschleunigte die Krankheit, die ihm die Versagung dieses letzten Trostes verursachte, das Ende seines traurigen Lebens. Er starb fünfundsechzig Jahre alt zu Steyer, einer kleinen Stadt im Lande ob der Enß, wohin er seit einem Jahre war gebracht worden *).

Ec 3

Vierter

*) Diese Münze hat die Aufschrift: MDLXVII Gotha capta, supplicio de imperii honoribus sumto, coeterisque fugatis Augustus D. Sax. elect. F. F. — Die Rückseite

enthält die Worte: Tandem bona causa triumphat.

*) Hübner, VII — 346. Gesch. Thüringens, Th. V. Gesch. des Herz. Gotha Th. I.

Vierter Abschnitt.

Geschichte der unter Maximilians II. Regierung vorgefallenen Religionshändel.

I.

Reichsanstalten gegen die Türken.

Maximilian II. genoß bey dem glücklichen Ausgange der grumbachischen Executionssache das Vergnügen, sein reichsoberhauptliches Ansehen auf eine ausgezeichnete Weise behauptet zu haben. Weniger glücklich aber war er in dem Kriege gegen die Türken, wozu ihm der ausburgische Reichstag des vorigen Jahres gleichfalls Unterstützung zusicherte. Anfangs machten die Reichsstände wegen derselben ziemlich große Schwierigkeiten. Der Kaiser verlangte nemlich von ihnen eine ansehnliche eilende Hülfe, die sie, mehrerer Nichtigkeitkeit wegen, in Gelde leisten sollten, da mit dafür eine beträchtliche Anzahl Kriegsvolk zu Pferd und zu Fuß könnte angeworben werden. Die Reichsstände stellten aber vor, daß es ihnen, bey dem äußerst erschöpften Zustande ihrer Kammergüter und den dürftigen durch allerlei Unglücksfälle und Landplagen verursachten Umständen ihrer Untertanen fast unmöglich wäre, eine neue Steuer zu bewilligen; indessen wollten sie doch zum Solde für das gegen die Türken verlangte Kriegsvolk, auf das gegenwärtige Jahr, acht dresfache Monate entrichten. Dieses Anerbieten gereichte zwar dem Kaiser zum Wohlgefallen; allein er wünschte nicht bloß auf Ein Jahr, er wünschte auf längere Zeit gegen die Türken Verstand zu haben. Auch dieser Wunsch wurde ihm gewährt, und die Reichsstände machten sich verbindlich, drey Jahre lang, und zwar jedes Jahr, acht Monate zu entrichten; sie setzten jedoch die Bedingung hinzu, daß dieses Geld allein gegen die Türken, und zwar nur im Nothfalle, gebraucht werden sollte. Diese Türkensteuer konnten sie aber um so leichter bewilligen, da sie zugleich das Recht erhielten, ihre Untertanen, sie möchten geistlich oder weltlich, exempt oder nicht exempt, gestrent oder nicht gestrent seyn, dieser Türkensteuer wegen mit neuen Abgaben zu belegen. Auf die richtige Bezahlung derselben durften sie um so eher rechnen, da diejenigen von ihren Untertanen, welche zur gesetzten Zeit ihre Anlage nicht abtragen würden, sie zur Strafe doppelt erlegen, und deswegen von ihnen beym Kammergerichte verklagt werden sollten. Dagegen bestimmte man aber auch den Reichsständen, die sich in der Entrichtung ihrer Anlage säumig oder ungehorsam beweisen würden, die Strafe der Reichsacht. So ernstlich nun die menschlichen Anstalten waren, die man gegen die Türken machte, so trauete man ihnen doch nicht allein alles zu. Man suchte sich vielmehr auch des göttlichen Verstandes zu versichern, und es wurde daher im Reichsabschiede ausgemacht, daß alle Pfarrer und Prediger von den Kanzeln herab das Volk zur Buße und Besserung, und zum ewigen Gebete ermahnen, daß die Bewohner der Städte, Flecken, Märkte und Dörfer zur Zeit der Mittagsstunde durch das Anschlagen einer Glocke hiezu aufgefodert werden sollten ¹⁾.

2. Der

1) Häberlin, VI, 250 — 264.

2. Der Kaiser erreichte aber seinen Wunsch, gegen die Türken einen recht nachdrücklichen Beistand zu bekommen, nicht allein in Deutschland, sondern auch in Ungern und in seinen Erblanden. Der ungersche Adel erklärte sich zum Aufzuge bereit, wenn der Kaiser selbst zu Felde ziehen würde, und die österreichischen Landstände erbieten sich nicht nur zu einer ansehnlichen Geldhilfe, sondern auch zu einem Aufgebote des dreißigsten, zehnten oder wol gar des fünften Mannes. Auch der Papst schickte dem Kaiser funfzigtausend Ducaten, um sie gegen den Erbfeind des christlichen Namens zu brauchen. Die italienischen Fürsten bewiesen überhaupt vielen Eifer, die Türken bekriegen zu helfen. Der Herzog von Savoyen ließ sechs-
hundert Büchsen schüßen zu Pferde, und der Herzog von Toscana drehtausend Fußknechte nach Deutschland ziehen. Die Herzöge von Ferrara und Mantua führten ihre Mannschaft in eigener Person herbei. Auf diese Art konnte es Maximilianen nicht mehr schwer werden, ein sehr ansehnliches Kriegsheer aufzustellen. Seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, übertrug er die Oberaufsicht über dasselbe. Den Grafen Günther von Schwarzburg ernannte er zu dessen Oberflieutenant, und den Herzog Johann Friedrich von Pommern zum obersten Fähnrich. Der Kaiser rückte jedoch selbst mit dem Heere von Wien aus. Bei Comorn in Ungern ließ noch ein Heer zu ihm, das den Grafen von Salm zum Oberbefehlshaber hatte. Seine ganze Kriegsmacht war nunmehr auf achtzigtausend Mann stark. Mit diesem Heere, das er dem türkischen Kaiser so bald als möglich entgegenstellen sollte, verschlangte er sich bei Raab, um den Angriff desselben abzuwarten. Allein Soliman ließ ihn hier ruhig stehen, und eroberte indessen Ogula und Sigeth. Drei Tage vor der Eroberung des letztern endigte ein Schlagfluß Solimans Leben; sein Großvater wußte zwar den Tod desselben so lange geheim zu halten, bis der neue Kaiser Selim II. von Constantinopel angekommen war, allein Maximilian erfuhr ihn dennoch, aber er glaubte die Nachricht nicht eher, als bis sie ein Schreiben der Republik Venedig bestätigte. Indessen war die Zeit, eine glückliche Unternehmung auszuführen, abermals verfloßen. Es fielen seitdem nur kleine Gefechte vor, und so bald sich die türkische Hauptarmee nach Belgrad zurückgezogen hatte, so dankte der Kaiser den größten Theil seiner Kriegsmacht wieder ab, und ließ bloß in den Grenzfestungen Raab, Odenburg, Comiska u. a. m. hinreichende Besatzungen zurück, um den Streisereien der Türken Einhalt thun zu können¹⁾. Dies war also der ganze Erfolg, den Maximilian und des deutschen Reichs große Zuthaltungen gegen die Türken bewirkt hatten! Maximilian rechnete es indessen den Reichsständen schon hoch an, daß man die Türken von den Grenzen Deutschlands abgehalten hatte. Er glaubte daher auf einem neuen Reichstage, den er nach Regensburg ausschrieb, von 1567 im März den Reichsständen verlangen zu können, daß sie die zu Augsburg versprochene dreißigjährige Hilfe in einer kürzern Zeit leisten möchten. Die Reichsstände waren auch gutmüthig genug, die Bezahlung der vierundzwanzig einfachen Monate, die sie auf drei Jahre übernommen hatten, in zwei Jahren zu versprechen²⁾. Dieser nachdrücklichen Unterstützung ungeachtet, hielt es aber Maximilian dennoch für das ratsamste, mit dem neuen türkischen Kaiser in Friedensunterhandlungen sich einzulassen. Er that dies gerade zu der Zeit, wie sein Feldherr, Lazarus von Schwendi, eine glückliche

Erfolg des
Türkenfeld-
zugs.

im Aug.

im Sept.

im Oct.

1568 im May

glückliche Unternehmung nach der andern ausführte. Der Friede oder Stillstand, der acht Jahre dauern sollte, wurde erst im folgenden Jahre geschlossen. Jeder Theil erhielt, was er während dem Kriege erobert hatte. Hierdurch wurde des Kaisers Gebiet auf beiden Seiten der Theis ansehnlich erweitert; dagegen mußte er aber die Entrichtung des jährlichen Tributs von dreßigtausend Ducaten, die sein Vater versprochen hatte, auch für die Zukunft angeloben. Maximilian versprach hierauf die ungerschen Grenzfestungen laute: deutschen Besatzhabern an; er gab überhaupt dem Kriegswesen an den Grenzen Ungerns eine so gute Verfassung, daß sich die benachbarten Deutschen vor den Einfällen der Türken nicht mehr so leicht zu fürchten brauchten *).

Der Türkenkrieg verschafft den Oestreichern Religionsfreiheit.

3. Doch die Furcht vor den Türken wurde durch die Religionsfreiheit, die der Krieg mit denselben den Oestreichern verschaffte, reichlich ersetzt. Die ansehnlichen Geldsummen, die er dem Kaiser kostete, nöthigten ihn, den den Landständen seiner deutschen Erblande öfters um Beistände anzuhalten. Schon am Ende des ersten Feldzuges gegen die Türken, verlangte er von ihnen dreymalshunderttausend Gulden. Maximilian erwartete, daß man sie ihm ohne Umstände bewilligen würde. Die Landstände übergingen aber in ihrer Antwort diesen Punkt ganz mit Stillschweigen, und wiederholten dagegen ihre schon zweimal vergeblich vorgetragene Bitte, daß ihnen die freye Religionsübung, nach der Vorschrift der A. E., erlaubt werden möchte. Den Kaiser verdroß ihr Benehmen so sehr, daß er ihnen sagen ließ, er habe sie nicht der Religion, sondern der Peststeuer zum Türkenkriege wegen, nach Wien berufen. Seine Entschlossenheit machte bey ihnen solchen Eindruck, daß sie sofort einen jährlichen Beitrag von hundertundachtunddreßigtausend Goldgulden, und noch überdies dreßigtausend Goldgulden zur Wiederherstellung der Festung Raab bewilligten. Sie hofften durch ihre Bereitwilligkeit die Erreichung ihrer Absicht zu befördern, und sie wagten es in dieser angenehmen Erwartung, ihre Bitte zu erneuern. Allein nachdem sie der Antwort lange Zeit vergeblich entgegengeesehen hatten, so lautete sie endlich höchst niederschlagend folgendermaßen: Da der Kaiser nicht gesinnt wäre, jemand Bewissenszwang anzuthun, so sollte es allen denen, welche Bedenken trügen, in der Religion, zu der Er sich öffentlich bekannte, zu leben, verstattet seyn, ihre Güter zu verkaufen, und aus dem Lande zu ziehen **). Diese harte Resolution machte bey der Stadt Wien, die bisher mit den beiden übrigen Ständen gemeinschaftliche Bemühungen angewendet hatte, so tiefen Eindruck, daß sie sich von denselben absonderte, und alle Hoffnung zur jemaligen Erlangung der Bewissensfreiheit aufgab. Die übrigen Landstände befielen aber ihre evangelischen Prediger noch immer bey, indem sie darauf rechneten, daß der gutmüthige Kaiser ihre Bitten endlich doch noch erhören würde. Ihre Hoffnung täuschte sie auch nicht. Der Kaiser befand sich am Ende des Türkenkrieges von einer solchen Schuldenlast gedrückt, daß er sie allein nicht zu heben vermochte. Sie belief sich auf vierzig, oder weit wahrscheinlicher nur auf zwanzig Tonnens Goldes. Diese wünschte nun Maximilian von seinen niederösterreichischen Landständen begahlt zu sehen. Sie weigerten sich zwar nicht, allein sie wiederholten bey dieser schädlichen Gelegenheit ihre Bitte wegen der freyen Religionsübung

1568

*) Häberlin, VII, 229 fgg.

v) Häberlin, C. 365 fgg.

w) Häberlin, VI, 434-435.

so bringen; daß ihnen Maximilian die Erhöhung derselben nicht wohl länger ver-
sagen konnte. Er erklärte demnach, daß die beiden Stände der Herren und der
Ritterschaft des Erzherzogthums Oestreich unter der Ens die Erlaubniß haben soll-
ten, in ihren Städten, Schloßern und Dörfern, so wie in allen Kirchen, wo sie
das Patronatrecht hätten, ihre lehren und Kirchengebräuche dem Inhalte des Wor-
tes Gottes und der Schriften der Apostel, wie er in der A. E. kurz zusammenge-
faßt wäre, anzupassen.

4. Das Anpassen glaubte Maximilian den evangelischen Predigern, wel-
che schon in Oestreich waren, nicht füglich anvertrauen zu können; denn die Stän-
de hatten in Ermangelung andrer manchen wegen seiner Streitsucht abgesehen Pre-
diger annehmen müssen, und diese Leute erhoben nun auch in Oestreich einen Iern
über gleichgültige Dinge, welcher eine Verschiedenheit in den äußerlichen Kirchenge-
bräuchen, welcher Unruhen, die einer bedrückten Kirche nachtheilig seyn konnten,
hervorbringen mußte. Die Vereinigung dieser Prediger war also eine wichtige An-
gelegenheit. Man glaubte dieselbe am besten zu bewirken, wenn man die in den
sächsischen Kirchen eingeführte lehrart und Kirchenordnung zum Grunde legte. Der
Kaiser schlug in dieser Absicht die Berufung von zwölf frommen und angesehenen
Lehrern vor, die er zur Hälfte selbst ernennen wollte. Unter diesen sollten sich zwei
sächsische Theologen befinden. Maximilian wählte die beiden kaiserr Professoren,
Joachim Camerarius und D. Nicolaus Selneccer, dazu. Da aber der letzte diese
Ehre verbat, so erklärten sich die Stände auf ihrer Seite für den vortreflichen ro-
stockischen Theologen Eychträu, dem auch der Kaiser, auf Empfehlung des Reichs-
Vicecancellers D. Josius, seine Stimme gab. Camerarius und Eychträu wurden
nun eingeladen, nach Wien zu kommen, um über das Vereinigungsgeheäfte die
Aufsicht zu führen, und der Kaiser schrieb an beide eigenhändig. Camerarius fand
sich zuerst ein; Eychträu aber blieb desto länger aus, und ohne diesen wollte man
doch nichts wichtiges vornehmen. Es scheint überhaupt, als wenn die östreichischen
Theologen in den Camerarius ein Misstrauen gesetzt hätten. Camerarius war ei-
gentlich Criticus und litterator, der die Theologie nur als ein Nebenwerk trieb; er
hatte, als der allervertrauteste Freund Melancthon's, allen seinen Grundsätzen,
und besonders dem Abiaphorismus, lauten Beyfall gegeben; er schien daher dem
Kaiser vielleicht brauchbar, die Ausübung der evangelischen Religionsfreiheit mit
mehrern catholischen Kirchengebräuchen zu verbinden. Kurz, Camerarius reiste,
nachdem er über drey Monate auf den Eychträu vergeblich gewartet hatte, wieder
nach Hause.

5. Während der Zeit bemühte sich der Pabst Pius V. Maximilians men-
schenfreundliche Absichten zu verhindern. Er hatte von seinen Religionsunterhandlung
mit den östreichischen Ständen nicht sobald Nachricht bekommen; als er
nicht nur durch seinen Nuncius zu Wien dem Kaiser ein scharfes Breve überreichen
ließ, sondern auch dem befannten Cardinal Commendoni Befehl gab, sich sogleich
nach Wien zu verfügen. Maximilian ließ den Cardinal ersuchen, seine Reise ein-
zustellen; aber dieser setzte sie demungeachtet bis nach Innsbruck fort, wo der Erz-
herzog Ferdinand seinen Wohnsitz hatte. Eben befanden sich der Erzbischof Jo-
seph Algem. Weltkist. 56. Th.

D

hann

Hann Jacob von Salzburg und der Herzog Albrecht von Bayern an seinem Hofe. Commendonì bewog diese beide Herren, sich seiner Sache anzunehmen, und dem Kaiser deswegen nachdrückliche Vorstellungen zu thun. Er kam hierauf selbst nach Wien. Maximilian hielt es für nöthig, sein Verfahren durch die besten Gründe zu rechtfertigen. Er hätte (sagte er unter andern) weiter nichts gethan, als was sich schon seine Vorfahren erlaubt hätten; er hätte den vielen irigen Meinungen, die in Oestreich herrschten, zuvorkommen, und aus mehreren Uebeln das kleinste wählen wollen; denn bey der Zulassung der A. E. wäre für die catholische Religion immer am wenigsten zu befürchten, indem dieselbe in vielen Stücken mit der römischen Kirche übereinstimme, und indem auf diese Weise die lutheraner, besonders wenn sie die catholischen Kirchengebräuche größtentheils behalten sollten, mit der Kirche wieder vereinigt werden könnten. Commendonì fand diese Gründe aber freylich nicht einleuchtend. Er war der Meinung, die lutheraner wären eben so verdammenswürdige Keger, als andre; seine Unterthanen (führte er unter andern an) hätten sich öffentlich gerühmt, für zwey Millionen Goldgulden die Religionsfreyheit von ihm gekauft zu haben; endlich sey es ihm gar nicht zu verzeihen, daß er sich in Religionsachen eine Gewalt anmaßen wolle, die nur allein dem Pabst zukomme. Doch weder durch diese, noch durch andre Vorstellungen wollte sich Maximilian bewegen lassen, sein den niederösterreichischen Ständen gegebenes Wort wieder zurückzunehmen. Der schlaue Cardinal wendete sich daher an die Gesandten verschiedener auswärtigen Höfe, und besonders an den spanischen, dessen Herr, wie die damaligen Unruhen in den Niederlanden bewiesen, ein so erklärter Feind aller uncatholischen Religionssecten war. Philipp II. wollte sich eben um diese Zeit mit der kaiserlichen Prinzessin Anna vermählen. Da sie seine Schwestertochter war, so konnte des Pabstes Einwilligung zu dieser Verbindung nicht entbehrt werden. Nun stellte der spanische Gesandte dem Kaiser vor, daß diese Einwilligung, so lange er den Oestreichern die Religionsfreyheit verstaten würde, niemals von dem Pabst zu erwarten sey. Aus dieser Verlegenheit half sich Maximilian jedoch ganz gut heraus. Er erklärte gegen den Cardinal, daß er in Ansehung der A. E. nichts neues verstaten wollte. Um auch seiner Erklärung mehr Glaubwürdigkeit zu geben, besahl er den Ständen, die sich dieser Angelegenheit wegen zu Wien versammelt hatten, wieder nach Hause zu gehen. Alles dieses wurde nun ganz geschwind und eilig an den Pabst berichtet, und Pius V. eilte, dem Kaiser sein besondres Wohlgefallen darüber zu äußern, und ihn zur Standhaftigkeit in seinen Besinnungen aufzufordern.

Maximilian
sieht aber seine
Religions-
cultusfreiheit
dennoch fort.

6. Das letzte war um so nöthiger, da Maximilian dem Pabst eigensich nicht aber seine
weiter nichts zu Gefallen that, als daß er die Ausführung seines Vorhabens nur noch einige Zeit weiter hinauschoß. Denn gerade damals, als Commendonì sich zu Wien befand, dauerten die Berathschlagungen der evangelischen Stände über das Religionswesen nicht nur heimlich fort, sondern der Kaiser bewilligte um eben diese Zeit auch den Oberösterreichern die Religionsfreyheit, die er den Niederösterreichern verließen hatte. Neue ersuchten hierum auf einem oberösterreichischen landtage, der zu Linz gehalten wurde, und Maximilian gewährte ihnen die Eröffnung ihrer

im Dec.

Bitte

Bitte in den gnädigsten Ausdrücken. Chyträus beschäftigte sich indeffen auf dem Schlosse Kirchberg in dem Städtchen Epiz, wo er sich in der größten Stille aufhalten mußte, mit der Verfertigung einer östreichischen Kirchenagende und andrer Schriften, die ihm aufgetragen waren. Er hatte diese Arbeit in Zeit von zwey ^{1569 im Febr.} Monaten geendigt. Die Schriften wurden nun dem Kaiser von den Ständen zur Bestätigung übergeben. Nun äußerte zwar Maximilian mehr als einmal mündlich, daß er sowohl ihre Kirchenagende, als auch ihr zu errichtendes Consistorium und ihren anzustellenden Superintendenten bestätigen wollte; aber diese Erklärung weigerte er sich immer schriftlich zu geben. Die Sache kam ihm mit Recht so wichtig vor, daß er erst das Gutachten seiner geheimen Råthe darüber verlangte, und diese stimmten auf eine längere und ernstlichere Ueberlegung derselben. Als nun die evangelischen Stände, wie der Kaiser nach Ungern gehen wollte, auf die Beschleunigung dieser Angelegenheit drungen, so hieß es, ihre Kirchenagende müßte, wenn sie der Kaiser bestätigen sollte, vorher an manchen Stellen geändert werden. Maximilian ernannte einige Råthe, die mit den Deputirten der Stände deswegen in Unterhandlungen treten sollten. Allein verschiedene Kirchengebräuche bey der Austheilung des h. Abendmahls, als das Messgewand, die lichter, die Elevation, hauptsächlich aber der Punct der bischöflichen Berichtbarkeit über die evangelischen Geistlichen, machten, daß diese Unterhandlungen ziemlich fruchtlos abließen. Es dauerte überhaupt noch beynähe anderthalb Jahre, ehe die schriftliche kaiserliche Bestätigung ausgefertigt wurde. Maximilian versicherte aber den evangelischen Landständen die freye Religionsübung nicht nur für sich, sondern auch für seine Erben und Nachfolger. Freylich mußten ihm die Stände abermals neunmahlhunderttausend rheinische Goldgulden erlegen. Ein Consistorium und ein Superintendent wurde ihnen zwar nicht öffentlich erlaubt; der Kaiser ertheilte ihnen aber heimlich die Erlaubniß dazu, doch sollte das Consistorium nur den Namen einer Religionsdevotation führen. Dies war doch gewiß alles, was Maximilian thun konnte, ohne die ganze catholische Welt in Bewegung zu setzen! Die von Chyträus verfertigte Kirchenagende zog die Aufmerksamkeit der Catholischen ohnedies auf sich. Doch noch größern term erregte sie unter den Protestanten, und selbst unter den östreichischen Prebignern, und dieser hörte nicht eher auf, als bis ihm Maximilian durch ein scharfes Edict Einsalt that. Konnte nun da wol die unter den Protestanten herrschende Uneinigkeit einen catholischen Landesfürsten zur Begünstigung derselben auffordern?

im Aug.

1571 im Jan.

1574

7. Größere Uneinigkeit unter den Protestanten herrschte aber nirgends mehr als in Sachsen, dem Vaterlande der Reformation, als zwischen den meißnischen Religiosen und thüringischen Theologen. Der unglückliche Herzog Johann Friedrich von Sachsen hatte diese Streitigkeiten in politischer Rücksicht zu benutzen gesucht. Er bemühte sich nemlich den Churfürsten von Sachsen in den Verdacht zu bringen, als wenn er, unter dem Schelne der ihm vom Kaiser und Reiche aufgetragenen Achzeuvollziehung, die evangelische Religion auszurotten gedanke. Seit seiner Befangennehmung entbehrten aber die thüringischen Theologen einer mächtigen Unterstützung.

Dd 2

führung. Churfürst August und Herzog Johann Wilhelm, die mit einander im
 freundschaftlichen Verhältnisse standen, dachten recht ernstlich darauf, das Ende
 der Zänkereien ihrer Theologen zu befördern. Sie ließen zur Verathschlagung über
 dieses Geschäft einige von ihren Räten zu Weimar zusammenkommen. Diese
 wurden einig, daß jeder Theil sechs Theologen, nebst drey weltlichen Räten und ei-
 nem Notarius, zu einer gemeinschaftlichen Zusammenkunft verordnen möchte. Die
 Theologen sollten sich, in Gegenwart der Räte, über die streitigen Artikel, freunds-
 chaftlich und dem Worte Gottes gemäß unterreden, den Inhalt der darüber her-
 ausgekommenen Bücher genau untersuchen, die Parteyen abhören und zurechtwei-
 sen, und sich über eine christliche Uebereinstimmung, jedoch ohne Verdamnung der
 Personen, vergleichen; bis zu dieser Vergleichung sollten sich aber die Theologen ab-
 les Schimpfens und Schmähens enthalten. Herzog Johann Wilhelm hob auch
 noch vor dieser Conferenz die strigelsche Declaration, die so viele Unruhen erregt
 hatte, durch ein offenes Ausschreiben wieder auf, und berief die ihrentwegen ver-
 triebenen Geistlichen wieder zurück. Zum Orte der Vereinigungconferenz wählte
 man Altenburg. Herzog Johann Wilhelm ermahnte die versammelten Theologen
 selbst, das Religionsgespräch mit wahrer Gottesfurcht und Mäßigung zu halten,
 und vor allen Dingen auf die Beförderung der Ehre Gottes und der Wahrheit zu
 sehen. Demungeachtet war aber der Streit zwischen den disputirenden Theologen
 so lebhaft und weiltäufig, daß man nur allein über eine einzige Lebensart in dem
 Artikel von der Rechtfertigung fünf Monate lang disputierte, daß man mit der Ab-
 lesung eines Aufsatzes, in welchem die thüringischen Theologen die Irrthümer ihres
 meißnischen Amtsbrüder hererzählten, acht Stunden Vor- und Nachmittags zu-
 brachte, und Herzog Johann Wilhelm hatte die Geduld, dieser Vorlesung vom
 Anfang bis zum Ende beizuwohnen. Die bitteren Vorwürfe, welche die thüringi-
 schen Theologen den meißnischen machten, erregten aber den Unwillen der letztern
 endlich so lebhaft, daß sie ganz unerwartet die ersten zu Altenburg allein ließen.
 Vergeblich protestirten diese wider ihre Abreise. Die Meißner wollten zwar die
 Disputation schriftlich fortsetzen; hierzu fühlten sich aber die Thüringer nicht ge-
 stimmt. So hatte also das altenburgische Religionsgespräch, auf welches nicht nur
 die meisten deutschen Fürsten, sondern selbst der Kaiser, aufmerksam gewesen wa-
 ren, einen Ausgang, wie dergleichen Unterredungen ihn von jeher zu haben pfleg-
 ten. Es vermehrte nur die Uneinigkeit und das Schimpfen. Die churfürstlichen
 Theologen griffen nun, aus Neigung sich zu rächen, die jenaischen Theologen auch
 sehr lebhaft an, und als die letztern, ohne Einwilligung des Gegentheils, die Verhand-
 lungen der altenburgischen Religionsunterredung durch den Druck bekannt machten,
 so wurde der Streit immer hitziger. Der Churfürst von Sachsen hatte zwar in
 den ernstlichsten Ausdrücken von dem Herzog Johann Wilhelm verlangt, daß der
 Druck der Acten unterbleiben möchte; allein Johann Wilhelm schob, auf den Rath
 seiner Theologen, die Antwort an den Churfürsten so lange auf, bis der Druck
 völlig gendigt war. Sie kamen noch zu Ende dieses Jahres in deutscher, und im
 folgenden Jahre in lateinischer Sprache heraus, und dreißig Exemplare derselben
 wurden vom Herzog Johann Wilhelm selbst verschickt. Jetzt wußten sich die meiß-
 nischen Theologen nicht anders zu helfen, als daß sie eine Ausgabe der Acten nach
 ihren

ihren Absichten besorgten. Beide Theile beschuldigten nun einander, die Acten verfälscht zu haben ¹⁾.

8. Da nun das altenburgische Religionsgespräch die Einigkeit in der protestantischen Kirche so wenig befördert hatte, so hofften einige andre deutsche Fürsten, als der Herzog Christoph von Württemberg, der Landgraf Wilhelm von Hessencafel, und der Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, in ihren Bemühungen, diese lobenswürdige Absicht zu begünstigen, vielleicht mehr Glück zu haben. Sie übertrugen es dem württembergischen Theologen D. Jacob Andreä, sich an verschiedene Höfe, so wie auch in einige Städte, zu begeben, und ihre und ihrer Theologen Gesinnungen darüber auszuforschen. Andreä wendete sich aus dem Braunschweigischen, wo er die Einführung der Reformation befördern half, nach Anhalt, wo ihn die Fürsten Bernhard und Joachim Ernst sehr gnädig aufnahmen. Man verabredete hier ein neues Religionsgespräch, das man zu Zerbst halten wollte. Die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg ließen sich den Vorschlag gefallen, und selbst der Kaiser bezeugte darüber seine Zufriedenheit. Desto weniger aber hatte die herbstliche Synode des Herzog Johann Wilhelm, er erlaubte vielmehr seinem Theologen Heshusius, öffentlich darwider zu reden. Die Synode hatte aber demungeachtet ihren Fortgang. Es kamen wirklich einundzwanzig Theologen, nebst einigen weltlichen Räten, zu Zerbst zusammen. Fünf, unter welchen Andreä das Wort führte, verworfen nun durch einen einmütigen Schluß, alle alten und neuen Lehren, welche mit der heiligen Schrift, so denn mit den drei Glaubensbekenntnissen (dem apostolischen, nicäischen und athenaischen), mit der A. E., und deren Apologie, insgleichen mit den schmalkaldischen Artikeln und kürzeren Catechismus, nicht übereinstimmten. Sie nannten diesen Schluß ihren Consens. Da aber bei dieser Synode die oberländischen Theologen gefehlt hatten, und von den schwäbischen weiter niemand als Andreä gegenwärtig gewesen war, so wurden auch diese zur Annahme des Consensus aufgefordert, und nur die Geistlichen zu Lindau verweigerten sie. Man rechnete sie daher zu den wittenbergischen, leipziger und märkischen Sectirern. Mit den Wittenbergern ließ sich die herbstliche Synode in Unterhandlungen ein, und sie schickte deswegen mehrere Abgeordnete nach Wittenberg. Allein die wittenbergischen und die mit ihnen übereinstimmenden churfürstlichen Theologen waren nach der Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche gar nicht begierig. Andreä hielt es daher, zur Aufrechthaltung seines guten Rufes und seines Ansehns, für nöthig, eine umständliche und genaue Darstellung der ganzen Sache dem Kaiser und den Reichsfürsten, die eben damals zu Speyer versammelt waren, zu übergeben. Die thüringischen Theologen hegten aber von dem Vereinigungsgeschäfte eine so geringe Meinung, daß sie es in öffentlichen Schriften zum Gegenstande ihres Tadelts machten. Sie schimpften dabei auch noch immer fort auf die churfürstlichen Kirchen- und Universitätslehrer und auf ihre irrigen Meinungen. Einige um diese Zeit zu Heidelberg versammelte Fürsten schickten deswegen einen eignen Gesandten an den Herzog Johann Wilhelm, und ließen ihn ermahnen, die flacianischen Theologen zu entfernen, oder ihren muthwilligen Angriffen auf die meißnischen Lehrer Einhalt zu thun. Sie sagten ihm im Weigerungsfalle

Synode zu
Zerbst.

1569

1570

Ab 3

alle

alle Hülfe und allen Beistand auf. Weder Ermahnungen noch Drohungen vermochten aber Johann Wilhelms Standhaftigkeit zu erschüttern. Er und die Seinigen (sagte er) wären keine Flacianer, noch weniger Sacramentirer oder Interimisten, sondern gute Christen; auch könnte er die notwendige Widerlegung falscher Lehren und Irrthümer unmöglich verbieten!).

Heimlicher
Calvinismus
in Chursäch-
sen.

1571

9. Freilich äußerten auch die wittenbergischen Theologen manche Meinungen, die mehr mit Calvins, als Luthers Grundsätzen übereinstimmten. Dies bewies unter andern der Inhalt eines neuen Catechismus, der zu Anfang des folgenden Jahres zu Wittenberg gedruckt wurde, und unter den lutherischen Theologen großes Aufsehen erregte. Es entstanden neue und zwar überaus heftige Streitigkeiten darüber. Diese bewogen den Churfürsten von Sachsen, eine Versammlung seiner vornehmsten Theologen nach Dresden zu veranstalten. Sie sollten hier nicht nur die wider sie geführten Klagen von sich ablehnen, sondern auch ein deutliches und bestimmtes Bekenntniß ihrer Lehre vom h. Abendmahl und andern dazu gehörigen Artikeln übergeben. Auf diese Art entstand der sogenannte dresdensche Consens, der sich aber von den Grundsätzen der Wittenberger Theologen eigentlich gar nicht entfernte. Auch hatten die zu Dresden versammelten Superintendeten und andre Theologen den Wittenbergern, die das ganze Geschäfte lenkten, nachgeben müssen. Kurz, der dresdensche Consens machte das Feuer der Uneinigkeit nur von neuem an. Viele evangelische Kirchenlehrer, besonders aber die niedersächsischen, die jenaischen und einige württembergische, beiziferten sich jezt um die Wette, die calvinischen Grundsätze des dresdenschen Consensus in öffentlichen Schriften zu zeigen. Der gute Churfürst August sah sich darüber in der verdrießlichsten Verlegenheit. Es war ihm so unangenehm, für keinen echten Lutheraner gehalten zu werden, daß er mehr als einmal versicherte, er wolle zwanzig, ja wol hunderttausend Goldgulden darum geben, wenn der dresdensche Consens und andre damals zu Wittenberg verfertigte Schriften nicht herausgekommen wären. Sein Unwillen äußerte sich auch so ernstlich, daß er den Gebrauch des neuen Catechismus und anderer Bücher dieser Art, wie auch die Herausgabe solcher Schriften, strenglich verbot, daß er den wittenbergischen Theologen die Pflicht auflegte, sich von dem Verdachte des heimlichen Calvinismus durch öffentliche Widerlegung desselben zu reinigen. Hierzu fühlten sie sich aber nicht gestimmt; und sie hatten an dem churfürstlichen Leibargte, D. Peucer, einen Gönner, der sich ihrer bey Hofe eifrig annahm *). So schlich sich der heimliche Calvinismus natürlich immer mehr unter die Bewohner Chursachsens ein. Von dem Churfürsten erregte dies die lebhafteste Sorge und Unruhe, welche die Vorstellungen auswärtiger Könige, Fürsten und Herren gar sehr vermehrten. Der gute Churfürst, den auf allen Seiten heimliche Calvinisten umringten, wußte sich nicht zu helfen. Sein Verdruß ersieg die höchste Stufe, als das berüchtigte Buch, Exegesis, sich ins Publicum verbreitete; als dieses Buch alles, was man seit einiger Zeit wider die Wittenberger geschrieben hatte, widerlegte, und die Grundsätze der letztern rechtfertigen sollte. Eben der erwähnte D. Peucer war einer der vornehmsten Urheber desselben, und der wittenbergische Professor Rüttinger, ein Schwiegersohn des berühmten Camerarius, hatte

1574

b) Häberlin, VIII, 156 — 171.

a) Häberlin am a. O. S. 665 — 673.

haben die Feder geführt. Man hatte dem Werke, um seinen Geburtsort zu betheiligen, eine völlig ausländische Gestalt gegeben. Papier, Lettern, Format — alles war nach französischer Sitte eingerichtet. Indessen blieb es doch nicht verborgen, daß das Buch zu Wittenberg verfertigt worden war.

10. Churfürst August erstaunte über die Kühnheit, mit der man sich in seinem Lande, auf seinen hohen Schulen und unter seinen Augen, die calvinischen Meinungen auszubreiten bemühte. Er trug die Sache dem gerade damals zu Dresden versammelten Ausschusse seiner Landstände vor. Die eifrigen Stände riefen nun zwar zum unverweilten Gebrauche scharfer Mittel; der gutmüthige Churfürst hielt es aber doch für besser, den Weg der Gelindigkeit vorher zu wählen. Er schickte in dieser Absicht einige seiner vornehmsten Räte nach Wittenberg, welche wegen des berüchtigten Buches nähere Erkundigung einziehen, und die Professoren zur Umdänderung ihrer Gesinnungen ermahnen sollten. Die letztern suchten zwar den Verdacht, an der Ausarbeitung desselben Antheil zu haben, auf alle Weise von sich abzulehnen; man fand jedoch in den Buchläden zu Wittenberg nicht nur einige Exemplare von der verhassten Eregese, sondern man sah auch aus dem vorhandenen Vorrathe vieler calvinischen Bücher, daß sie unter den Professoren und Studenten ihre Käufer finden mußten. Man brachte endlich auch soviel heraus, daß M. Ernst Wigelstein, ein gelehrter Buchdrucker zu Leipzig, die Eregese der Presse übergeben hatte. Er wurde darüber in Verhaft genommen; den eigentlichen Verfasser wollte er aber immer nicht angeben. Allein genauere Untersuchungen, die man deswegen anstellte, ließen endlich den Churfürsten die vornehmsten Beförderer des Calvinismus in eben den Männern finden, denen er bisher das größte Zutrauen geschenkt hatte. Es geriethen ihm sogar die eigenhändigen Briefe derselben, die den überzeugendsten Beweis abgaben, in die Hände. Jetzt beschloß der durch diese Täuschung äußerst aufgebrachte Churfürst, die Ausrottung der heimlichen Calvinisten mit aller Strenge zu betreiben. Er befahl daher seinen Superintendenten zu Dresden, Meissen und Torgau, wie auch seinem Oberhofprediger, und dem Consistorialpräsidenten zu Meissen, D. Paul Crellen, gewisse scharfe bejahende und verneinende Sätze abzufassen. Diese sollten allen Theologen zur Prüfung und Unterschrift vorgelegt werden, und man hoffte auf diese Art zur Bekandtschaft mit den heimlichen Calvinisten am aller sichersten zu kommen. Doch des Churfürsten Eifer ging so weit, daß er dieser Sache wegen einen Landtag nach Torgau ausschrieb, daß er sechzehn unverdächtige Theologen zusammenberief, welche eine genaue Untersuchung dieser Sache anstellen sollten. Man legte ihnen besonders die Briefe der verdächtigen und in Verhaft genommenen Personen vor. Auch unterschrieben sie zuerst die oben erwähnten Sätze, welche unter andern die Fragen enthielten: ob man die sacramentirerischen Irthümer von Herzen verwerfe? ob man bey Luther lehren und dessen Streitschriften wider die Sacramentirer bleiben wolle? ob man die Eregese als ein schändliches Buch verdamme? Einer von den verdächtigen Theologen nach dem andern wurde nun gefragt, ob er diese Sätze unterschreiben wolle. Einige bequemen sich zur Unterschrift; andre aber verweigerten sie standhaft. Letztre hatten das Schicksal, daß man ihnen Verhaft ankündigte, und sie wurden, als sie bey ihrer Weigerung verharteten, nach Leipzig auf die Pleißenburg gebracht. Nach einigen Wochen

Des Churfürsten eifrige Verfolgung derselben.

im März

im May
Ursprung der torgauer
schen Artikel.
im Jun.

Wochen versprochen sie unter gewissen Bedingungen zu unterschreiben. Diese Bedingungen oder Einschränkungen zeigten im Grunde wenig Entfernung von ihren vorigen Gesinnungen an; demungeachtet ließ man sie nach Wittenberg zurückkehren; und sie durften weiter nichts versprechen, als daß sie, ohne Bewilligung des Churfürsten, vom Abendmahlsstreite weder reden, noch predigen und schreiben wollten. Allein, nachdem die gedachten Schöze, oder die sogenannten Torgauer Artikel, nicht nur von den andern Professoren zu Wittenberg und Leipzig, sondern auch von den Partnern im Chur- und meißnischen Kreise waren unterschrieben worden, nahm man sowohl zu Wittenberg als am Hofe eine große Veränderung vor. Die vier in Verhaft gewesenen wittenbergischen Theologen bekamen ihren Abschied, und einige Zeit hernach den Befehl, das Land zu verlassen. Sie gingen hierauf öffentlich zu den Calvinisten über. Eben das Schicksal, verabschiedet und aus dem Lande gejagt zu werden, hatten noch mehrere heimliche Calvinisten. Deurer mußte zwölf Jahre im Gefängnisse schmachten. Dieses Verfahren veranlaßte übrigens bey den Auswärtigen manche zum Theil ungünstige Urtheile, die dem Churfürsten nichts weniger als gleichgültig waren. Er glaubte sie am besten zu widerlegen, wenn er durch einen öffentlichen Anschlag zu Wittenberg bekandt machen ließ, daß nicht Irrthümer und Irrlehren, sondern verübte Betrügereyen und Bosheiten, die Bestrafung jener Leute bewirkt hätten. August veranstaltete auch noch in eben dem Jahre eine allgemeine Kirchenvisitation, um die Reinigkeit und Uebereinstimmung der Lehre wödlig wieder herzustellen.

1575

Torgauiſche
Concordien-
formel.

11. Diese Absicht sollten nun die torgauiſchen Artikel hauptsächlich befördern; allein eben diese Artikel wurden bey einer schärfen Untersuchung nicht ganz für tadelſrey erkannt. Heimlicher Calvinismus schlich auch noch immer in Churfürſen umher, und die neuen Professoren zu Wittenberg dachten nicht viel weniger calvinistisch als ihre Vorgänger ¹⁾. Der Churfürst und seine Rathgeber bildeten sich ein, daß ein Innbegriff der vornehmsten Religionswahrheiten, die man für echt lutherisch erkannte, das wirksamste Mittel seyn würde, das Ende der unſeligen Streitigkeiten zu befördern. Dieser Innbegriff oder dieses symbolische Buch sollte nun durch gemeinschaftliche Berathschlagung der Theologen und weltlichen Räte mehrerer Fürsten entstehen. Noch vorher aber wollte man zu Torgau eine beträchtliche Anzahl von Theologen versammeln, welche den Inhalt des symbolischen Buches in reife Ueberlegung ziehen sollten. Diese Vorbereitungsversammlung wurde auch bald nach dem Anfange des Jahres 1576 veranstaltet. Zwölf Theologen versammelten sich 1576 im Feb. auf dem Schlosse Lichtenburg an der Elbe. Diese thaten nun den Vorschlag, bloß die prophetischen und apostolischen Schriften, sodann die drey allgemeinen in der ganzen Christenheit anerkannten Glaubensbekenntnisse, ferner die erste, ungedruckte A. C., und deren Apologie, imgleichen luthers kleinen und großen Catechismus und die schmalkaldischen Artikel, auch allenfalls luthers Erklärung des Briefes Pauli an die Galater, wegen der lehre von der Rechtfertigung der Menschen vor Gott, zur einzigen Richtschnur des Glaubens anzunehmen. Zur Vollenbung dieser Concordien oder Eintrachtssache sollte man von einigen friedlichgesinnten und unverdächtigen Theologen, unter welchen sich auch einige auswärtige befinden könnten, allenfalls

(1574)

im März

lich

in Gegenwart des Churfürsten, und andrer Fürsten und Herren, alle Artikel der A. E. nach einander wieder durchgehen, und ihrem eigentlichen Verstande nachher klären lassen. Diese Vorbereitungsanstalten waren aber dem eifrigen Churfürsten noch nicht genug. Da noch verschiedene andre deutsche Fürsten um diese Zeit Versuche gemacht hatten, ähnliche Glaubensbücher oder Concordienformeln in ihrem Lande einzuführen, so wollte er auch deren Bemühungen benutzen. Die merkwürdigsten Versuche dieser Art waren der schwäbisch-niederländische und der maulbronnische. Jener hatte den großen Eiferer Andrea zum Urheber. Dieser setzte elf bei jahende und eben so viel verneinende Artikel auf, welche gleichsam die erste Grundlage der Concordienformel ausmachten. Er theilte sie den niederländischen Theologen mit, und nachdem diese einige derselben abgeändert hatten, so entstand daraus die sogenannte schwäbisch-niederländische Concordienformel. Ungerachtet sie aber die schwäbische genannt wurde, so veranstaltete doch der Herzog von Württemberg, auf Veranlassung des Fürsten Georg Ernst von Henneberg, eine andre Einigkeitseformel, welche bey einer theologischen Zusammenkunft im Kloster Maulbronn entstand, und daher die maulbronnische genannt wurde. Sowol diese als die schwäbisch-niederländische glaubte Churfürst August bey seiner Concordienformel zu Rathe ziehen zu müssen. Zugleich ersuchte er den Herzog von Württemberg, ihm den in den Geschäften dieser Art schon so geübten D. Andrea so lange zu überlassen, bis das Einigkeitswerk in den Kirchen und Schulen seines Landes völlig zur Nichtigkeit gebracht wäre. Andrea hatte auch Muth genug, sich an eine mit so vielen Schwierigkeiten verknüpfte Unternehmung zu wagen. Er trug darauf an, daß man die beiden gedachten Formeln in ein Ganzes vereinigen möchte. Dies waren nun die Vorbereitungen zu der großen Theologen-Versammlung, welche auf dem Schlosse Hartenfels bey Torgau die Concordienformel ausarbeiten sollte. Eigentlich waren zu derselben zwanzig Theologen verschrieben worden; zwey derselben fanden sich aber nicht ein. Die achtzehn Theologen hielten nun für gut, bey der neuen Vereinigungsschrift, welche die evangelische Welt ihnen zu danken haben sollte, die schwäbisch-niederländische Formel als die weitläufigste zum Grunde zu legen, und die maulbronnische zur Verbesserung derselben zu gebrauchen. Sie wollten dabey die streitigen Artikel in eben der Ordnung, wie sie in der A. E. stehen, der reinen evangelischen lehre gemäß erklären, und die denselben widersprechenden Irrthümer, jedoch ohne Benennung und ohne Ansehn der Personen, kurz und gründ-

a) Das Verzeichniß dieser achtzehn Theologen kann vielleicht zu lehrreichen Betrachtungen Anlaß geben. Folgende acht befanden sich besonders unter den unverdächtigen Männern, welche bey der Versammlung der heimlichen Calvinisten in Chursachsen gebraucht wurden: der churfürstliche erste Hofprediger, D. Martin Mirus, der Konsistorialpräsident zu Meißen, D. Paul Erck, der Doctor Harber von Leipzig, der brandenburgische Superintendent Greiser, der churfürstliche Hofprediger Ephraim, die Superintendenten Jägerkeus zu Annaberg

und Cornicius zu Großenhayn, und der dresdensche Stadtprediger Moser. Zu Lichtenburg kamen Mörlin, Superintendent zu Coburg, Seucker, Professor der Theologie zu Leipzig, und Schütz oder Cogittarius, Superintendent zu Annaberg hinzu. Zu diesen elfen geistlichen Setzen noch sieben andre meistens auswärtige Gehilfen, nemlich: Wukulus und Cornarus von Frankfurt an der Oder, Andrea von Tübingen, Chyträus von Rostock, Chemnitz und Zanger von Braunschwieg, und Heydenreich von Torgau.

Allgem. Weltbist. 56. Th.

Er

sich widerlegen; sie wollten alles so deutlich und faßlich vortragen, daß sowohl Gelehrte als Ungelehrte, die diese Schrift läsen, das Wahre sogleich erkennen und annehmen sich finden möchten.

Schicksal der:
selben.

12. Auf diese Art entstand das torgauische Buch, und die Versammlung, die es erzeugte, ist schon deswegen merkwürdig, daß die Mitglieder derselben in Frieden und Einigkeit von einander schieden. Jetzt kam es nur noch darauf an, daß durch das torgauische Buch Friede und Einigkeit auch in der ganzen evangelischen Kirche möchte befördert werden. Die Urheber trugen daher selbst darauf an, daß man ihr Werk der freien Prüfung und Beurtheilung der Fürsten und ihrer Theologen übergeben sollte. Es wurden daher Abschriften derselben an verschiedene Höfe geschickt. Eine solche Vereinigungsformel war schon lange der Gegenstand des Wunsches und zum Theil des Bestrebens der übrigen evangelischen Fürsten gewesen. Man empfing daher das torgauische Buch mit der angeläutlichsten Aufmerksamkeit; man ließ es hier und da durch Theologenversammlungen prüfen und beurtheilen, und diese Prüfungen und Beurtheilungen fielen größtentheils zum Vortheile dieses Werkes aus. Der Churfürst von Brandenburg, der ohnedies unter die größten Beförderer des Vereinigungswerkes gehörte, ließ das torgauische Buch sogleich durch seine Theologen untersuchen, und es fand beynahe völlig ihren Beifall. Eben dieses Schicksal hatte es in Brandenburg-Anspach. Der Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher um die Befestigung der evangelischen Kirche sich unsterbliche Verdienste erworben hat, schenkte, ungeachtet er für sein Land bereits ein eignes Glaubensbuch hatte bekannt machen lassen, dem torgauischen Buche dennoch alle Aufmerksamkeit. Eben dieses geschah in Hessen; doch machte man einige Erinnerungen, die allerdings heimliche Neigung für Glaubenssätze, welche mit der A. E. nicht so ganz übereinstimmten, verriethen. In Ansehung des Churfürsten von der Pfalz, der mit seinem zweyten Sohne, Johann Casimir, der calvinischen oder reformirten Religion ergeben war, befand man sich in großer Verlegenheit. Man hatte zu Torgau die Frage aufgeworfen, ob der Churfürst von der Pfalz auf den Genuß des Religionsfriedens Anspruch machen könne. Die Theologen beantworteten die Frage geradezu mit Nein, ohne sich um die schlimmen Folgen, die daraus entstehen könnten, zu bekümmern. Sie sahen bloß darauf, daß man dem Kaiser und den catholischen Ständen die wegen der A. E. Verwandten verlangte Erklärung geben sollte. Die Fürsten und ihre weltlichen Räte hielten es aber nicht für gut, dem Eifer ihrer Theologen Gehör zu geben, und die Erklärung über diese Frage wurde daher fürs erste aufgeschoben. Um so angenehmer mußte es den eifrigen Theologen seyn, als der Churfürst Friedrich III. nicht lange hernach starb, und sein Nachfolger Ludwig die lutherischen Grundsätze wieder einführte, die Beobachtung der A. E. angelobte, und dem torgauischen Buche alle Aufmerksamkeit versprach. Diese Aufmerksamkeit widmeten ihm aber besonders seine Vettern, die Pfalzgrafen, und sie bewiesen sie durch mehrere Erinnerungen, die sie über dieselbe machten. Der Herzog von Württemberg konnte mit dem torgauischen Concordienbuche um so leichter zufrieden seyn, da es mit der schwäbisch-sächsischen und der mainbronnißigen Concordienformel übereinstimmte. Desto weniger machte die torgauische Concordienformel in Hollstein ihr Glück. Der Generalsuperintendent,

dent, D. Paul von Eiken, ein berühmter Theologe, und ein eifriger Anhänger Melanchthons, glaubte sich beleidigt, daß man ihn bey dem wichtigen Concordienwerke nicht zu Rathe gezogen hatte. Er brachte es deswegen dahin, daß die hollsteinische Geistlichkeit ein sehr hartes Urtheil über dieselbe fällte, daß es die Verfertigung derselben für ganz unnöthig und überflüssig erklärte. In Mecklenburg nahm man das torgauische Concordienbuch mit desto größerer Bereitwilligkeit an. Auch die drey Hansestädte, Lübeck, Hamburg und Lüneburg, und noch mehrere andre niedersächsischen Städte, versagten ihm ihren Beyfall nicht. Im Erzfürstenthum Magdeburg aber wurde dessen Annahme gleichfalls verweigert. Die pommerischen Theologen verwarfen es, weil ihr Generalsuperintendent Rungius für Melanchthons Grundsätze eingenommen war, und weil man ihn bey der Verfertigung desselben nicht gebraucht hatte. Der Fall war also hier gerade so wie in Holfstein. Die anhaltischen Theologen wollten dem torgauischen Buche gleichfalls keinen Werth belegen. Dieses Werk wurde der Berathschlagungsgegenstand einer Menge von Theologenversammlungen, und es kamen daher in kurzer Zeit auf fünfundzwanzig Vedenken und Censuren über dasselbe heraus. Eine genaue Vergleichung derselben beweiset doch immer eine merkwürdige Uebereinstimmung der lutherschen Kirchenlehrer, und die Erinnerungen, welche sich die meisten erlaubten, betreffen im Grunde keine wichtige Dinge *).

13. Eine genaue Prüfung und Vergleichung der eingelaufenen Censuren und Vedenken übertrug der Churfürst August den drey angesehenen Theologen, Chemnitz, Andreae und Senecker, die in dieser Absicht im Kloster Bergen bey formel. Magdeburg zusammenkamen, und dem Verlangen des Churfürsten gemäß verschiedene Stellen des torgauer Buches in Hinsicht auf die eingelaufenen Critiken zwar umarbeiteten, aber doch in den Hauptsachen keine Aenderungen vornahmen. Zu ihnen gesellten sich einige Zeit hernach noch drey andre Theologen, nemlich Musculus und Corner, die der Churfürst von Brandenburg abschickte, und Chyträus, der im Namen des Herzogs von Mecklenburg erschien. Durch die vereinigte Arbeit dieser sechs Theologen entstand nun die bergische Concordienformel, die von der torgauischen nicht allein in Worten und Ausdrücken, sondern auch in den Sachen selbst, jedoch nicht in den Hauptsachen, verschieden ist. Es sollte bey dieser Arbeit zwar auf die Mehrheit der Stimmen ankommen; aber gewöhnlich wurden die Stimmen von Andreae gelenkt. Dies mußte die übrigen Mitglieder dieser Versammlung natürlich verdrießen, und Chyträus, einer derselben, äußerte seine Unzufriedenheit sowohl in Unterredungen, als in Schriften. Diese sechs Theologen mußten übrigens die Art, wie die Concordiensache bis zur Vollendung gebracht werden könnte, genauer bestimmen. Ein Generalconvent schien ihnen in dieser Absicht am wenigsten rathsam, weil sie die eingeschickten Censuren, sowohl von Seiten der Fürsten als der Theologen, großen Widerspruch befürchten ließen. Sie thaten deswegen einen Vorschlag, bey dessen Ausführung man am wenigsten besorgt seyn durfte. Es rietzen nemlich, sogleich zur Unterschreibung der Formel zu schreiten, und mit dieser Unterschrift bey den Theologen und Predigern derjenigen Reichsstände, die in ihren Vedenken und Beurtheilungen reine und echte Grundsätze geäußert, und sich für

Geschichte der
bergischen
Concordien-
formel.
1577 in Magd.

im May

Et 2.

*) Hübner, IX, 614 — 662.

für das Concordienwerk überhaupt günstig erklärt hätten, den Anfang zu machen. Hätten diese erst unterschrieben, so könnte man auch die übrigen Reichsstände zur Unterzeichnung einladen; man müßte ihnen, die Sache recht zu überlegen, nur gehörige Zeit lassen, und sie würden sich am Ende gewiß besinnen. Alle spitze und beißende Anmerkungen zu vermeiden, sollte niemand weiter etwas, als seinen Namen und Zunamen, nebst der Kirche oder Schule, an welcher er zu der Zeit angestellt wäre, unterschreiben. Diesen Vorschlägen gemäß wurde nun die Vollziehung der Unterzeichnung vorgenommen. Den Anfang machten die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg. In Chursachsen führten Andrea, Selmecker, und Lesker, der neue Generalsuperintendent zu Wittenberg, die Aufsicht darüber. Man ließ die Geistlichen jedes Ortes und Bezirkes zusammenkommen, las ihnen das Werk vor, schilderte ihnen die Nothwendigkeit und Vortreflichkeit desselben mit hinreißender Beredsamkeit, und ermahnte auf die eindringendste Art zur Unterschrift. Da bey erlaubte man jedoch einem jeden Geistlichen, Fragen und Erinnerungen zu thun; man beantwortete diese Fragen und Erinnerungen mit so vieler Gründlichkeit und Sanftmuth, daß von allen chursächsischen Geistlichen nur zwei die Unterzeichnung verweigerten. In dem Lande der sächsischen Herzoge, über welche der Churfürst damals die Vormundschaft führte, wollte nur ein einziger, nemlich ein Schulmann zu Salsfeld, nicht unterschreiben. Eben so ruhig wurde das Geschäfte der Unterschrift im Brandenburgischen ausgeführt. Man drang, wie man aus dieser Erzählung sieht, die Unterzeichnung niemand mit Gewalt ab; auch hat sich selbst von denen, welche in der Folge zu den Reformirten übergingen, keiner über Zwang beklagt. Die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg hatten indeß auch andre evangelische Fürsten und Reichsstände, von deren Zufriedenheit mit der Concordienformel man überzeugt war, zur Vollziehung der Unterzeichnung aufgefordert, und ihnen zu dieser Absicht Abschriften von dem verbesserten Exemplare zugesandt. Ihrer Aufforderung wurde auch überall, Churfürst ausgenommen, Genüge geleistet. Der Churfürst von der Pfalz, der bisher der Sache so günstig gesonnen hatte, machte anfangs einige Einwendungen gegen diese Unterschrift. Um-so mehr mußte man sie bey den Landgrafen von Hessen erwarten, die sich ohnedies für diese Sache nicht günstig erklärt hatten. Sie ließen sie indeß, auf Ansuchen des Churfürsten von Sachsen, in einer Versammlung ihrer Theologen prüfen; allein diese konnten sich darüber nicht vereinigen. Die niederhessischen Theologen wollten der bergischen Concordienformel ihren Beifall durchaus nicht völlig schenken; die oberhessischen waren hingegen vollkommen mit ihr zufrieden. Die Fürsten selbst aber bezeugten eine große Abneigung gegen das Concordienwerk. In Anhalt und Hollstein wurde die neue Concordienformel völlig verworfen. Nürnberg versagte seine Unterschrift, so sehr man sich auch um dieselbe bewarb. Die Geistlichkeit zu Magdeburg stellte ein scharfes Bedenken darüber aus. Der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken wollte gar nichts mit der Sache zu thun haben; der Pfalzgraf Johann Casimir arbeitete ihr sogar entgegen. Er veranstaltete deswegen eine Zusammenkunft von Abgeordneten aus England und von den übrigen auswärtigen reformirten Kirchen. Die Königin Elisabeth von England hegte ohnedies keine gütliche Meinung von der Concordienformel. Die calvinischen Kirchen in Frankreich, Polen, Ungern und andern Ländern

ländern fanden sich durch die Verdammung ihrer Grundsätze sehr beleidigt. Eben so dachten Calvins Verehrer in Deutschland¹⁾. Es wurde daher mehr als Ein vereinblicher Convent angesetzt. Kurz, die meisten Protestanten hielten eine Concordienformel für schädlich, oder wenigstens für überflüssig. Desto eifriger nahm sich der Churfürst von Sachsen derselben an. Er führte sie auf einem landtage zu Torgau als ein landesgesetz ein. Außer ihm nahmen sie noch die Churfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, zweyundzwanzig Fürsten, zweyundzwanzig Grafen, vier Freyherrn und fünfunddreßzig Städte an. Die Anzahl der Geistlichen und Schullehrer, die sie unterschrieben hatten, belief sich auf achtausend. Der Churfürst von Sachsen, der die Eintrachtssache mit so ausgezeichnete Emsigkeit betrieb, verdiente es allerdings, daß man ihm die Ehre gönnte, die Concordienformel in seinem und der mit ihm vereinigten Reichsstände Namen öffentlich bekannt zu machen. Sie wurde zu Dresden gedruckt und ist im Jahr 1580 vollendet. Man ließ die drey alten Glaubensbekenntnisse, die augsbургische Confession und deren Apologie, die schmalkaldischen Artikel, und den kleinen und großen Catechismus tuzers mit derselben zusammenbringen, und diese ganze Sammlung von symbolischen Schriften hat seitdem den Namen des Concordienbuches bekommen. Die A. E. wünschte man in möglichster Nichtigkeit zu haben. Der Churfürst von Sachsen ließ daher die in den Archiven der ersten Verehrer der lutherischen Grundsätze befindlichen Exemplare derselben mit der Carl V. übergebenen Urschrift, die in dem Reichsarchive zu Wapnz aufbewahrt wird, genau vergleichen. Zur öffentlichen Bekanntmachung des Concordienbuches bestimmte der Churfürst August den Tag, an welchem vor funfzig Jahren die A. E. Carl V. war übergeben worden. An diesem Tage überschickte nemlich der Churfürst eingebundene Exemplare des gedruckten Werkes an die Fürsten, welche an der Entstehung derselben Antheil genommen hatten. Eben diese Fürsten und Reichsstände ließen hierauf das gedruckte Concordienbuch in ihrem Lande nochmals bekannt machen und einführen, und es von ihrer Geistlichkeit aufs neue unterschreiben. Durch diese Unterschrift sollten sie die treue und unverrückliche Beobachtung derselben angeloben. Man befolgte dabey den Vorschlag der Theologen, die vor drey Jahren im Kloster Bergen zur Revision der Concordienformel versammelt gewesen waren. Kein Consistorium sollte künftig einem ein Kirchen- oder Schulamt anvertrauen, wenn er nicht vorher über die Artikel des Concordienbuches gehörig geprüft worden wäre, und dieselben sodann eigenhändig unterschreiben hätte. So wurde das Concordienbuch das Werk, welches künftighin die echten Luthreraner von den Reformirten genau unterschreiben sollte¹⁾.

14. Indem die Grenzen der evangelisch-lutherischen Kirche ihrer genaueren Bestimmung immer näher rückten, so erweiterte sich zugleich der Umfang derselben durch verschiedene Hochstifter, welche erst damals in lutherische Hände kamen, oder mehrere Bisthümer noch ferner darin blieben. Dieser Fall ereignete sich besonders mit einigen sächsischen und westphälischen Erz- und Hochstiftern. In Magdeburg war der Churbrandenburgische

Er 3

den

1) Hüberlin, X, 582 — 640.

1) Hüberlin, XI, 333 — 352. Der Churfürst August soll auf die Concordienformel ein

Tonne Goldes verwendet haben. Heinrichs sächs. Gesch. II, 173. Dem Herzog Julius von Braunschweig folgte sie vierzigtausend Thaler, Michaelis, I, 105.

1579

1580

am 25. Jun.

- 1566

Halberstadt

denburgische Prinz Siegmund der erste lutherische Erzbischof gewesen. Unter dessen Regierung hatte man auch den Anfang gemacht, die evangelische Religion an den Orten, wo sie noch nicht herrschte, gleichfalls einzuführen, und die noch übrigen katholischen Klöster zu reformiren. Die Aufsicht über dieses Geschäfte vertraute man dem braunschweigischen Chennig an. Der Erzbischof Siegmund starb jedoch noch vor der Vollendung desselben. An seine Stelle postulierte das evangelische Domcapitel den Prinzen Joachim Friedrich, den ältesten Sohn seines Bruders Johann Georg, der bereits die Bisthümer Havelberg und Lebus verwaltete, zum Administrator des Erzstifts. Dabei mußte er aber eine Capitulation beschwören, und unter andern darin versprechen, daß er sich, der Nachfolge im Erzstifte wegen, mit niemand, ohne Bewilligung des Domcapitels, einlassen, daß er, wenn er dereinst Churfürst werden sollte, allen Rechten und Ansprüchen auf das Erzstift sogleich entsagen wollte. Diese Bedingungen schienen dem hurburgischen Hause seine Absicht, das schöne Erzstift Magdeburg allmählig zu erwerben, zu erschweren; sie schienen aber nur so. Man konnte es voraussehen, daß Magdeburg künftig nicht leicht einen Erzbischof, der ein Catholik und kein Brandenburger wäre, bekommen würde. Und dennoch versprach Kaiser Maximilian II, den brandenburgischen Prinzen mit den Regalien zu belehnen. Der neue Administrator setzte indessen die Reformation im Erzstifte eifrig fort, und das Erzstift Magdeburg, welches seit der Zeit lauter evangelische Administratoren bekam, wurde den Catholiken also ganz entzogen. In dem Hochstifte Halberstadt, welches der Prinz Siegmund gleichfalls besessen hatte, waren die meisten Domherren noch zu eifrig catholisch gesinnt; sie fühlten sich daher nicht geneigt, mit dem magdeburgischen Domcapitel, welches größtentheils aus Lutheranern bestand, noch länger unter Einem Oberhaupt vereinigt zu bleiben. Sie wollten sich lieber wieder mit einem eignen, catholischen Bischof versehen, und sie dachten sich zur Beförderung ihrer Absicht einen sinnreichen Plan aus. Der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, Wolfenbüttel, dieser bekandte eifrige Gönner der catholischen Religion, hatte von seinem Erbprinzen Julius einen zweijährigen Sohn, Heinrich Julius. Wahrscheinlich hatte der alte Herzog Heinrich dem Domcapitel versprochen, daß sein Enkel in der catholischen Religion sollte erzogen werden. Er ließ sich auch gefallen, die Landesregierung und die Beziehung der Staatseinkünfte dem Domcapitel, welches die auf seinem Stifte haftende Schuldenlast gern tilgen wollte, auf zwölf Jahre zu überlassen, und der junge Administrator sollte so lange weiter nichts, als einen Jahresgehalt von tausend Joachimsthalern bekommen. Das Domcapitel glaubte nun alle mögliche Vorsicht gebraucht zu haben; allein es fiel den Mitgliedern desselben nicht ein, daß der alte Herzog Heinrich nicht lange mehr leben könnte, und daß der künftige Herzog Julius, der Vater ihres kleinen Administrators, seinen Sohn ganz gewiß in der evangelischen Religion würde erziehen lassen; es dachte nicht daran, dem Jüngling, daß ihr Administrator die catholische Religion verwerfen und sich verheirathen würde, durch eine Capitulation vorzubeugen. Desto vorsichtiger aber war der damalige Papst Pius V. Dieser wollte die Postulation eines Kindes durchaus nicht gestatten; er verlangte vom Domcapitel, daß es in Zeit von drei Monaten eine andere taugliche Person zum Bischof wählen oder postuliren sollte, und er drohte im

Halberstadt

Falle des Ungehorsams das Hochstift selbst mit einem Bischof zu versehen. Man achtete zwar dieser Drohungen nicht, und sie wurden auch nicht erfüllt; indessen hatten sie doch die Wirkung, daß der Kaiser Maximilian II. den Prinzen Heinrich Julius nur auf zwei Jahre lang, und zwar unter der Bedingung, daß er die päpstliche Bestätigung erlangen würde, zum weltlichen Administrator des Hochstiftes Halberstadt erklärte. Der Kaiser verlängerte aber in der Folge die Administrationszeit, und gab dem jungen Bischof, als er das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, Erlaubniß, selbst zu regieren. An der päpstlichen Bestätigung war ihm aber so viel gelegen, daß er nebst seinen beiden jüngern Brüdern die erste Konzur annahm. Der Papst änderte aber seine Gesinnungen demungeachtet nicht; die Annahme der Konzur bewirkte daher weiter nichts, als daß sich der junge Bischof von Seiten der protestantischen Fürsten und Theologen großen Tadel zuzog. Er behauptete sich übrigens bis an seinen Tod bei dem Besitze des Hochstiftes Halberstadt, und dieses kehrte seitdem nie wieder, wenigstens nicht auf eine beständige Art, in catholische Hände zurück.

1576

1578

15. Das Hochstift Naumburg hatte schon seit mehreren Jahren den evangelischen Herzog Christoph von Mecklenburg zum Administrator gehabt; in der Domkirche zu Naumburg war aber der catholische Gottesdienst noch immer begehret worden. Im Jahr 1566 hörte jedoch auch dieser auf, und dieses geschah hauptsächlich auf Anrathen und Betrieb des Domprobstes. Das Hochstift blieb auch seitdem beständig in evangelischen Händen. Dies war das Schicksal aller niedersächsischen Hochstifter. Der Herzog Georg von Braunschweig, Wolfenbüttel, ein Bruder Herzog Heinrichs des Jüngern, verwaltete nicht allein das Erzstift Bremen, sondern auch die Hochstifter Minden und Verden. Minden hatte er durch die Resignation seines Brudersohnes, des Prinzen Julius, erhalten; in Bremen und Verden aber folgte er seinem ältesten Bruder Christoph. Nun war er zwar gleich seinen Brüdern ein eifriger Anhänger der catholischen Religion; dies bewog ihn aber demungeachtet nicht, die Ausbreitung der evangelischen Glaubenslehren in seinen Stiftern zu verbieten. Seine meisten Diener waren lutherisch; einer derselben beredete ihn, die A. E. mit Aufmerksamkeit zu lesen. Dies that die Wirkung, daß er nun selbst das bremische Domeapitel zur Einführung der Reformation aufforderte. Er mußte aber die Ausführung dieses Entwurfs seinem Nachfolger, dem Herzog Heinrich von Sachsenlaueburg, überlassen, unter dessen Regierung die evangelische Religion sich immer weiter in dem Erzstifte ausbreitete. Der Papst wollte ihm daher auch durchaus die Bestätigung nicht ertheilen. Er konnte sie jedoch eben so gut wie der Bischof von Halberstadt entbehren; da der Kaiser die Erlaubniß der Verwallung ihm von einer Zeit zur andern verlängerte; und da ihm auf Reichstagen niemand die Stelle eines geistlichen Fürsten streitig machte. Seitdem hat auch das Erzstift Bremen keinen catholischen Herrn wieder zum Bischof bekommen. In dem Hochstifte Verden hatte der Erzbischof Georg den Bischof von Lübeck, Eberhard von Holle, zum Nachfolger. Dieser reformirte in Verden eben so, wie er es in Lübeck gethan hatte. Und dennoch erhielt er nicht nur die kaiserliche Belehnung, sondern auch die päpstliche Bestätigung. Auf ihn folgte der wolffenbüttelsche Prinz Philipp Siegmund, der, ungeachtet ihm der Papst die Be-

Niederländische
sche und west-
pfälische Stif-
ter.

stätigung

- stätigung versagte, das Hochstift Werden dennoch bis an seinen Tod behauptete. Um das Hochstift Minden bewarb sich der Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen für seinen ältesten noch nicht vierjährigen Sohn Friedrich; der Graf Otto von Schaumburg überbot aber ihn und alle übrige Mitbewerber so sehr, daß sein Sohn Hermann zum Bischof postuliert wurde. Da nun dieser, dem Verspielen seines Vaters zufolge, der evangelischen Religion ergeben war, und die Reformirten oder Calvinisten duldeten, so wollte ihn der Papst durchaus nicht bestätigen; er übte aber demungeachtet die Reichslandschaft und das Stimmrecht unter den geistlichen Fürsten aus. In der Folge bewogen ihn einige Streitigkeiten mit dem Domcapitel und den Landständen die Verwaltung des Hochstifts freywillig niederzulegen; das Domcapitel postulierte hierauf den Bischof Heinrich Julius von Halberstadt zu seinem Bischof. Es machte aber dabey die Bedingung, daß er, im Verhältniß, falls, seiner Würde entsagen sollte. Dieser Fall trat einige Jahre hernach wirklich ein. Heinrich Julius hoffte seinen jüngern Bruder Philipp Siegmund zum Nachfolger zu bekommen; der Vater desselben, der Herzog Julius, konnte aber der Bedingungen wegen mit dem Domcapitel nicht einig werden. Es versicherte hierüber Targ und Zug; da wirkte der Bischof Ernst von Eölln, als Metropolit, bey dem Papst die Erlaubniß aus, das Hochstift, vermöge des Devolutionsrechtes, mit einem Bischof versehen zu dürfen. Er ernannte auch den Grafen Anton von Schaumburg, bisherigen Domdechanten zu Eölln und Domproben zu Hildesheim, zum Bischof von Minden, und das Domcapitel mußte ihn aller Weigerung ungeachtet endlich dennoch dafür erkennen. Er wurde auch, ob er gleich der evangelischen Religion ergeben war, vom Kaiser befehnt. Die päpstliche Bestätigung hat er, so viel man weiß, nicht erlangt. Es ist doch allerdings merkwürdig, daß die protestantischen Besitzer von Hochstiftern die Verbindung mit dem Papst, die ihren Religionsgrundsätzen doch unmöglich angemessen seyn konnte, immer noch beizubehalten wünschten, und daß der Papst die gewünschte Bestätigung einigen von ihnen erteilte und andern versagte. So hielt z. B. die Abtissin Anne zu Quedlinburg, eine geborene Gräfin von Stolberg, um die Erlaubniß an, ihre Schwestertochter zur Coadjutorin annehmen zu dürfen. Nun waren beide, sowohl die Abtissin, als die Coadjutorin, öffentliche Verehrerinnen der evangelischen Religion, und dennoch erhielten sie durch den Cardinal Commendoni die verlangte Bestätigung.

Die lutherischen Bischöfe und Domherren sangen an sich zu verheirathen.

16. Doch meistens war der Papst schon zufrieden, wenn nur in der auferstlichen Kirchenverfassung keine gar zu auffallende Veränderungen vorgenommen wurden, wenn nur die Geistlichen nicht etwa sich Gattinnen zulegten. Das letzte hatte sich seit den Zeiten des Interims besonders im Hochstifte Münster ereignet. Das Heirathen war unter den Priestern und Geistlichen desselben so gewöhnlich geworden, daß sogar die Domherren den ehelosen Stand, welchen das Tridentiner Concilium ihnen doch von neuem zur Pflicht machte, aufgaben, und verheirathete Domprobstinnen, Domdechantinnen, Domcantorinnen, Domküsterinnen u. s. w. schufen. Als jedoch Pius V. davon Nachricht bekam, erließ er an den Bischof Bernhard, einen geborenen Herrn von Raesfeld, ein sehr nachdrückliches Breve, worin er ihn zur Hemmung des Unfugs auf das ernstlichste ermahnte. Der Bischof machte hierauf die päpstliche Verordnung seiner Geistlichkeit bekannt, und drang

drang auf Gehorsam. Sich von den Weibern sogleich wieder scheiden zu lassen, das war auf alle Fälle sehr hart. Der Bischof selbst hatte zwar keine Gemahlin, aber verschiedene Concubinen. Kurz, es entstanden darüber zwischen dem Domcapitel und dem Bischof so viele Zänkereien, daß letzterer der Verwaltung des Hochstifts entsagte. Das Domcapitel postulierte hierauf den Bischof Johann von Dinsbrück, einen Grafen von Hoya, zum Bischof ¹⁾. Bisher hatten sich doch nur noch Domherren verheirathet, wie erstaunte aber nicht der Pabst, als einige Jahre hernach sogar ein Erzbischof, der Administrator von Magdeburg, Prinz Joachim Friedrich von Brandenburg, sich eine Gemahlin zulegte! Das Domcapitel gab nicht nur seine Einwilligung dazu; die Domherren ahmten auch dem Beshpiele ihres Erzbischofs nach. Allein Pius V. gerieth darüber so sehr in Zorn, daß er den Administrator durchaus von dem Erzstifte zu entfernen suchte, daß er sich alle Mühe gab, den Kaiser zur Absetzung desselben zu bewegen. Der weise Maximilian hielt es aber nicht für rathsam, sich in dieser Sache zu übereilen. Die catholischen geistlichen Fürsten und Prälaten waren jedoch sehr unzufrieden, daß ein so schönes Erzstift, dem geistlichen Vorbehalt zuwider, in protestantische Hände gerathen sollte; sie machten daher dem Administrator Joachim Friedrich das Sitz- und Stimmrecht auf dem Reichstage streitig, und selbst der Kaiser wollte ihn endlich nicht mehr für einen Administrator des Erzstifts Magdeburg erkennen. Joachim Friedrich beschloß sich aber bey der Verwaltung desselben dennoch so lange, bis er Churfürst von Brandenburg wurde ²⁾.

1570

17. So sehr auch die Protestanten die Aenderungen, die sie hier vor- ^{Gegegenrefo-} nahmen, ihren Grundsätzen gemäß für recht und billig hielten, so wenig konnten sie ^{mationen der} doch die Rechtmäßigkeit und Billigkeit derselben ihren catholischen Landesleuten bei- ^{Catholiken.} greiflich machen. Diese glaubten sich vielmehr dadurch zu Gegenreformationen be- rechtigt, und die Jesuiten unterstützten sie dabei nicht nur mit ihren Rathschlägen, sondern auch mit ihrer Thätigkeit. Beshpiele der dadurch bewirkten Gegenreformation kommen seitdem immer häufiger vor. Eins der ersten Beshpiele dieser Art ereignete sich zu Fulda. Hier hatte der größte Theil der Bürgerschaft sich zur evangelischen Religion gewendet, und bereits unter sechs Aebten freye Religionsübung genossen. Der siebente Abt, Balthasar, war aber wieder sehr eifrig für die catholische Religion gesinnt. Er führte, seinen Eifer zu beweisen, die Jesuiten in sein Hochstift ein, und errichtete ihnen zu Fulda ein Collegium. Jetzt war der Plan gemacht, die evangelische Bürgerschaft wieder zur catholischen Religion zurückzuführen. Wahrscheinlich geschah es auf Anstiften der Jesuiten, daß der bisherige lutherische Pfarrer den Gottesdienst wieder auf catholische Art verrichtete. Vergeblich hielt der Stadtrath beym Abt um die Erlaubniß an, sich mit einem andern Prediger versehen zu dürfen; vergeblich ermahnten die benachbarten Landgrafen von Hessen, als alte Schutzherrn der Stadt Fulda, den Abt, die Jesuiten wieder fortzuschaffen, und seinen Unterthanen auch in Zukunft freye Religionsübung zu gestatten. Der Abt ließ aber nicht allein der Bürgerschaft zu Fulda, sondern auch seiner Ritterschaft allerley Religionsbedrückungen widerfahren. Er hatte auf den Gütern ^{einiger}

g) Häberlin, VI, 438 — 455.

h) Häberlin, VIII, 145 — 147.

einiger Edelleute die catholische Religion mit Gewalt wieder eingeführt, und die evangelischen Prediger abgesetzt. Seine ganze Stifteritterschaft überreichte ihm deswegen eine Vorstellung, worin sie ihn hauptsächlich an den Inhalt des Religionsfriedens erinnerte. Der Abt glaubte sich aber zu seinem Verfahren so berechtigt, daß er ihr in seiner Antwort die Freiheit ließ, sich des vom Kaiser vorgeschriebenen Weges zu bedienen, und das Domcapitel rechtfertigte dasselbe durch die Behauptung, daß jeder Reichsstand vollkommne Macht und Gewalt habe, eine von den beiden zugelassenen Religionen in seinem Lande einzuführen, und diese Einführung durch allerlei Anordnungen zu befördern. Es gründete aber diese Behauptung sowohl auf Beispiele, die sich unter beiden Religionsparteyen ereignet hatten, als auf Aussprüche des Reichskammergerichte. Der Abt mußte auch seine Sache dem Kaiser von einer so guten Seite vorzustellen, daß die Bürgerschaft zu Sulda von demselben eine Verordnung erhielt, den Anordnungen ihres Landesherrn sich nicht fernet zu widersetzen, und ihm vielmehr den schuldigen Gehorsam zu erweisen ¹⁾. Das Beispiel des Abtes von Sulda wurde von dem ersten geistlichen Fürsten Deutschlands nachgeahmt. Der Churfürst von Mainz hatte auf dem Eichsfelde erst in den Städten, und hernach auch bey der Ritterschaft, allerlei Veränderungen in Religionsfachen vorgenommen, und die evangelischen Pfarrer mit Jesuiten vertauscht. Auf die Vorstellung der Ritterschaft ertheilte der Churfürst weiter keine Antwort, als daß man die Gewissen der Ritterschaft frey und unbeschränkt zu lassen gedente. Jesuiten und Gewissensfreiheit konnten aber unendlich neben einander bestehen. Die eichsfeldische Ritterschaft wendete sich daher an den Landgrafen Wilhelm von Hessen, um sich ihrer auf dem Churfürstentage, der nächsten gehalten werden sollte, anzunehmen. Eben diese Bitte trug die sülzbische Ritterschaft ihm vor. Der Landgraf bemühte sich auch, die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen auf die gefährlichen Folgen dieser Segenreformationen aufmerksam zu machen. Diese Aufmerksamkeit war auch um so nöthiger, weil die Beispiele von dergleichen Segenreformationen immer häufiger vorkamen. So führte der damalige Administrator des Hochstiftes Hildesheim, gleichfalls wider Willen seiner Unterthanen, die Jesuiten in sein Stift ein, und schaffte dagegen die Ausübung der A. E. ab. So wurden in manchen Städten, als zu Speyer und zu Worms, die zahlreichen Protestanten in kleine enge Kirchen zusammengedrängt ²⁾. So hatte der Rath der Reichsstadt Schwäbischgönd sich das Recht angemast, seine evangelische Bürger fortzujaugen ³⁾. Auch zu Vöberich und zu Eöln hatte man sich Gewaltthätigkeiten dieser Art erlaubt; auch der Erzherzog Ferdinand hatte die Herren von Ungerhausen, die in der landvogten Schwaben Besitzungen hatten, der Religion wegen bedrängt. Der Herzog Albrecht V. von Bayern behandelte endlich aus Eifer für die catholische Religion ⁴⁾ den Grafen von Ortenburg auf eine sehr eigenmächtige

1) Häberlin, IX, 140.

2) Häberlin, X, 242.

3) Häberlin, IX, 324.

4) Weit ging es weit, daß er die lutherischen Einwohner der Grafschaft Hohenlohegau, die

ihm um diese Zeit zuflücht, nöthigte, die catholische Religion wieder anzunehmen, oder aus dem Lande zu gehen. Er ließ ihnen auch die lutherischen Bücher wegnehmen, und dafür catholische austheilen. Der Graf von Schwarzenberg und einig

mächtige Weise, indem er die zu verschiedenen Pfarren gehörigen Stiftungen, Gütern, Renten und Zehnten nicht verabsolgen ließ, und zwar von seinen Kirchen gar in Besiß nahm. Da half es dem Grafen zu nichts, daß er sieben unbedingte Verordnungen *) des Kammergerichts, unter welchen drey den Religionsfrieden einschärften, auswirkte. Alle diese Verordnungen machten auf den Herzog so we- nigs Eindruck, daß er vielmehr zu eben der Zeit, wie sich der Kaiser und die Chur- fürsten zu Regensburg befanden, des Grafen in Bayern gelegene Herrschaften, Schloßer und andre Güter mit bewaffneter Mannschaft in Besiß nahm, sich von den Beamten und Unterthanen huldigen ließ, und diejenigen, die ihm die Huldigung verweigerten, fortjagte, oder ins Gefängniß warf *).

18. Diese Religionsbedrückungen gaben nun den Protestanten Veranlaß^{Rudolfs II. Wahl zum römischen Kd: im Aug.} zu heftigen Religionsbeschwerden, die sie bey jeder schicklichen Gelegenheit vor- brachten. Sie benutzten in dieser Absicht zuerst den Churfürstentag, den der Kai- ser um diese Zeit nach Regensburg ausgeschriben hatte. Er brauchte zwar alle- ren Reichsangelegenheiten, die er den Churfürsten vorlegen wollte, zum Vorwan- de; eigentlich aber war es seine Absicht, seines ältesten Sohnes Rudolfs Wahl zum römischen Könige zur Nichtigkeit zu bringen, und diese Absicht erreichte er glück- lich. Er hatte theils durch eigene Besuche *), theils durch Gesandten, die Chur- fürsten schon im voraus für seinen Entwurf günstig zu machen gewußt. Sie stell- ten sich auch alle in Person ein, bis auf den Churfürsten Ludwig von der Pfalz, der seines kränklichen Alters wegen seinem Churprinzen Vollmacht erteilte. Der Kaiser war so gnädig, daß er in dem Vortrage, den er an die Churfürsten thun ließ, ihnen für ihre bereitwillige Erscheinung dankte, und sich mit der Nothwen- digkeit derselben entschuldigte; die Churfürsten aber waren der Meinung, daß es dieser Dankszugung und Entschuldigung gar nicht bedurft hätte. Die Wahl selbst machte auch gar keine große Schwierigkeiten. Man war darüber einig, daß ein Interregnum bey der damaligen Lage Deutschlands nachtheilig seyn könnte, indem einige, die nach der Würde eines Reichsoberhauptes strebten, sich bereits in den Waffen befanden, und die Churfürsten vielleicht nicht so bald wieder an einem Orte versammelt seyn würden. Die Churfürsten machten hierauf die Wahl eines römi- schen Königs recht ernstlich zum Gegenstande ihrer Verathschlagungen, und diese hat- ten auch nach der zehnten Sitzung den Erfolg, daß der König Rudolf von Ungern und Böhmen einstimmig zum künftigen Beherrscher Deutschlands erwählt wurde. In der Wahlcapitulation wurde weiter nichts geändert, als daß man einige Aus- drücke mit ähnlichen vertauschte, und die Zahl der Artikel etwas veränderte.^{am 27sten}

§f 2

19. Wenn

eine Jesuiten mußten sodem im ganzen Lande eine Religionsvisitation anstellen, und die sämt- lichen Professoren, Geistlichen und Studenten zu Innsbruck einen Eid schwören lassen, daß sie der unversäuschten catholischen Religion zugethan wären, und es würde dabey verordnet, daß künft- ig niemand eine academische Würde bekommen sollte, der diesen Eid nicht geleistet habe. Ma- ximilian, II, 108.

n) Mandata S. C.

o) Haderlin, X, 273 fgg.

p) Er reiste mit seinen vier Prinzen nach Dresden, wohin er auch den neuen Churfürsten von Brandenburg, Johann Georg, einlud, und hier war es, wo wegen der römischen Königs- wahl völlige Abrede getroffen wurde. Buchs- bold, III, 446.

Religionsbe-
schwerden der
Protestanten.

19. Wenn übrigens die Wahl des neuen römischen Königs aufgehalten wurde, so geschah es deswegen, weil die protestantischen Churfürsten diese Gelegenheit, die Dankbarkeit des Kaisers rege zu machen, nicht versäumen wollten. Sie trugen manche Wünsche und manche Beschwerden vor; über manche andre konnten sie aber selbst nicht einig werden. So wünschten z. B. der pfälzische Churfürst Ludwig und die ihm zugeordneten Minister, daß man in die neue Wahlcapitulation einige die Religionsfreiheit befördernde Dinge setzen möchte. Man sollte den Kaiser nicht mehr Beschützer des Stuhls zu Rom, sondern der christlichen Kirche nennen; man sollte die vom Kaiser Ferdinand gegebene Erklärung den Religionsfrieden betreffend ausdrücklich erwähnen; man sollte ausmachen, daß künftig kein geistlicher Reichsstand, wenn er sich zur A. E. wendete, deswegen verfolgt werden dürfte; man sollte die Annaten und andre geistliche Abgaben künftig zu den Kosten des Türkenkriegs bestimmen; der Kaiser sollte dem Rechte, der Wahl der Bischöfe beizuwohnen, entsagen. Unter diesen Punkten war aber nur der, welcher Ferdinands Declaration oder Erklärung über den Religionsfrieden betraf, so glücklich, den Verfall der übrigen protestantischen Churfürsten zu erhalten, und auch dieser konnte, des Widerspruchs der geistlichen Churfürsten wegen, nicht durchgesetzt werden. Der Behauptung der letztern zufolge, fand sich nemlich in den Acten keine Spur von der Declaration, die Ferdinand ertheilt haben sollte; der Gegenstand derselben wäre überhaupt (wie sie hinzusetzten) keine Sache, die ohne Zuziehung der übrigen Reichsstände könnte ausgemacht werden. Churfürsten suchte dagegen umständlich zu beweisen, daß diese Declaration allerdings als ein Anhang des Religionsfriedens müsse betrachtet werden ¹⁾; zwar gestand es ein, daß diese Sache nicht, wie gewöhnlich, durch ordentliche Umfrage abgehandelt worden, und daß sie deswegen auch nicht in das ordentliche Protocoll gekommen sey; es gab aber dafür die Umstände, unter welchen sich Ferdinand zur Ertheilung dieser Declaration entschlossen hatte, mit aller Genauigkeit an, und es wollte zugleich die Nothwendigkeit, daß auch andre Reichsstände an solchen Verhandlungen Theil nehmen müßten, durchaus nicht einräumen. Churbrandenburg stimmte ihm bei. Churmainz wollte sich aber durch ihre Gründe durchaus nicht überzeugen lassen. Eben so wenig fanden die Vorstellungen, durch welche die rheinischen, fränkischen, thüringischen, westerauischen und andre der A. E. ergebene Grafen und Herren die Abschaffung des geistlichen Vorbehalts, oder die sogenannte Freystellung, zu erlangen suchten, Gehör. Sie führten eben die Gründe an, deren sie sich vor neun Jahren bedient hatten. Allein die catholischen Stände behaupteten standhaft, daß die Freystellung bloß ein Mittel sey, ihre Religion gänzlich auszuwurzeln, und die geistlichen Güter an sich zu ziehen. Das letzte war nun freilich nicht leicht zu befürchten, so lange bloß Grafen, Herren und Edelleute sich in die geistlichen Pfründen theilten; denn erstlich mußten sie die Nothwendigkeit fühlen, die Erhaltung der geistlichen

Stift,

1) Der Churfürst von Sachsen, der die Ur- sogar eine registrierte Copie derselben in der kais. schrift dieser Declaration in Verwahrung hatte, schickte Conzley, und dennoch wollten sie die letzte sie dem Kaiser und dem Churfürstencollegio geistlichen Churfürsten nicht für richtig erkennen. glum vor. Man fand auch Schrift, Unter. Sabertun, X, 240. schrift und Urzel ohne allen Tadel; man fand

Stiftungen, die so manchen ihrer nachgebohrnen Söhne versorgen konnten, zu befördern, und zweitens hing das Schicksal derselben meistens von den Fürsten ab. Allein die Fürsten, die konnten nicht nur noch manches schöne Klostergut einziehen, sondern die hatten es auch wirklich schon gethan. Wenn also die Catholiken den Domherren die Freyheit der Religionsgesinnungen zugestanden, so verlohren sie, wie die Erfahrung lehrte, ein Erz- oder Hochstift nach dem andern. Konnte man es ihnen also verdenken, daß sie den Evangelischen durch allerley Eide, die dem Gewissen derselben beschwerlich waren, das Einbringen in die Domcapitel verbitterten? Die Churfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg thaten jedoch, sowohl der Freystellung, als der Declaration wegen, dem Kaiser sehr dringende Vorstellungen, denen sie am Ende die Drohung hinzufügten, daß sie, wenn die geistlichen Churfürsten bey ihrer Meinung bleiben, und ihre Beschwerden nicht abstellen würden, nebst ihren Abgeordneten, ohne sich weiter in Collegialsachen einzulassen, möglichst bald sich wieder nach Hause begeben müßten. Maximilian gerieth dadurch in große Verlegenheit. Er gab sich jetzt selbst alle Mühe, die geistlichen Churfürsten zur Erfüllung der Wünsche ihrer weltlichen Mitbrüder zu bereben; aber alle seine Mühe wurde durch ihre Standhaftigkeit vereitelt. Er ermahnte hierauf die weltlichen Churfürsten durch ein Schreiben, diese Angelegenheiten, aus Liebe für die Wohlfahrt und das Beste des Reichs, jetzt weiter nicht mehr zu betreiben, und sie bis auf den nächsten Reichstag zu versparen. Diese fanden aber den Aufschub ihren Absichten so wenig angemessen, daß sie dem Kaiser das empfangene Schreiben zugleich wieder zurückschickten, ohne ihm eine Antwort darauf zu ertheilen. Endlich brachte es der Churfürst von Sachsen, aus Mitleiden mit dem Kaiser, der an der Sache unschuldig war, bey seinen Amtsbrüdern dahin, daß sie mit dem Versprechen des Kaisers zufrieden waren. Daben bedungen sie sich aber aus, daß Ferdinands Erklärung des Religionsfriedens seine Kraft und Wirkung behalten, und daß dieses friedliche Nachgeben den evangelischen Unterthanen geistlicher Landesherren durchaus nicht zum Nachtheile gereichen sollte. Bey der letztern Bedingung nahmen sie unstreitig auf die Bedrückungen, welche die Evangelischen im Zulbischen, im Eichsfeldischen und an andern Orten mehr erfuhrn, hauptsächlich Rücksicht. Es langten von allen diesen Bedrängten Bittschreiben an den Kaiser selbst an. Den Inhalt derselben legten nun die weltlichen Churfürsten dem Kaiser ans Herz, und der Kaiser erklärte, daß er die Umstände genauer wollte untersuchen lassen).

20. Der Churfürstentag war also verfloßen, ohne daß die weltlichen Churfürsten ihre Absicht, die Religionsbedrückungen ihrer evangelischen Mitbrüder in catholischen Ländern zu endigen, nur einigermaßen erreichen konnten. Doch der Reichstag, der im Februar des folgenden Jahres zu Regensburg eröffnet wurde, gewohnte ihrer Hoffnung noch eine schmeichelhafte Aussicht. Allein diese Aussicht konnte schon durch die Art dieser Eröffnung gar sehr vermindert werden. Es wurde der Religionsbeschwerden der Evangelischen weder in dem Ausschreiben zum Reichstage, noch in dem kaiserlichen Vortrage mit einem Worte gedacht; doch der Churfürst von der Pfalz, der damals das Directorium unter den Evangelischen führte, hatte seinen Gesandten Befehl gegeben, die Bevollmächtigten der Churfürsten

besonders auf
dem ausgebur-
glichen Reichs-
tage vom J.
1576.

1576

fürsten von Sachsen und von Brandenburg, imgleichen des Landgrafen von Hessen, zur ernstlichen Betreibung dieser Sache aufzufordern. Bey dieser Aufforderung sollten sie dieselben hauptsächlich auf die schädliche Secte der Jesuiten, welche seit wenigen Jahren unter alle Nationen und in alle Länder, vornemlich aber in das Reich deutscher Nation, sich eingeschlichen habe, und je länger, je tiefer einzuwurzeln, auch die garte Jugend des Adels und anderer Stände an sich ziehe, und derselben ihr Gift einflöße, aufmerksam zu machen suchen. Ihre Ermahnungen wirkten auch so viel, daß die Gesandten aller weltlichen Churfürsten die Entschließung faßten, alle Beschwerden in ein Ganzes zu vereinigen, und sie dem Kaiser in einer gemeinschaftlichen Bittschrift zu übergeben. Der Kaiser versprach hierauf den Gesandten, die Sache möglichst bald zur Berathschlagung zu ziehen, und ihnen seinen weitern Entschluß bekannt zu machen. Dabey meldete er ihnen aber, daß die catholische Partey auf ihre schon vorher angebrachten Beschwerden einen Gegengründe nicht eingereicht habe, und daß er über die neuen Beschwerden den andern Theil auch hören müsse. Der Kaiser theilte auch die Bittschrift der Evangelischen der catholischen Partey zur Ueberlegung mit, und diese brachten denn Gegengründe vor, die schon öfters dagewesen waren. Sie leugneten z. B. die Gültigkeit der ferdinandsischen Declaration völlig ab. Es verstrichen hierauf wieder einige Wochen, ohne daß der Kaiser den Evangelischen die verlangte Resolution ertheilte. Da nun auf ihre deswegen geschehene Erinnerung keine Antwort erfolgte, so überreichten sie dem Kaiser eine neue Schrift, worin sie ihn um die Erfüllung seines Versprechens auf das dringendste ersuchten. Sie erhielten die kaiserliche Resolution auch noch an eben dem Tage; aber der Inhalt derselben entsprach ihren Wünschen nicht. Der Kaiser wollte zwar den Religionsfrieden erneuern, und dem neuen Reichsabschiede einverleiben lassen; übrigens aber war er der Meinung, daß es sich nicht gebühre, in dieser so wohlbedachtlich aufgerichteten Constitution, wider den Willen des einen, oder des andern Theils, etwas zu ändern; über den Werth der ferdinandschen Declaration fand er gar nicht für rathsam sich zu erklären, und er hielt es überhaupt aus rechtlichen Gründen für unnöthig, etwas dieselbe betreffendes dem R. A. einzuvorleiben, oder dem R. G. zu insinuiren. Zugleich ertheilte er auch den Grafen und Herren, in Rücksicht auf ihr Besuch wegen der Domstifter, eine schriftliche Resolution, die sehr wenig Trostreiches für sie hatte. Es sollte nemlich beym Religionsfrieden bleiben. Der Churfürst von Sachsen schloß aus dem Berichte, den ihm seine Gesandten von dem ganzen Vorgange der Sache machten, daß alle fernere Bemühungen in Religionsangelegenheiten für diesesmal vergeblich seyn würden; er gab daher seinen Gesandten Befehl, sich nicht weiter damit abzugeben. Die Gesandten der übrigen weltlichen Churfürsten glaubten aber bey der Standhaftigkeit verharren zu müssen; sie übergaben daher dem Kaiser eine neue Bittschrift, welche aber die churfürstlichen Gesandten nicht mit unterzeichneten.

Sie werden
starklos an-
gestellt.

21. Da die Evangelischen auf die Abstellung ihrer Beschwerden so ernst drangen, so mußten die Catholiken endlich ganz natürlich auf den Einfall gerathen, Gegenschwerden vorzubringen, die, wie wir oben gehört haben, zum Theil gewiß nicht ungegründet waren. Jeder von beiden Theilen suchte das Beste seiner Religion so viel möglich zu befördern. So sehr die Evangelischen ihre Grundsätze aus-
gutei

zubreiten suchten, so sehr bemüheten sich die Katholiken, die übrigen aufrecht zu erhalten, und der unparteiische Geschichtschreiber wird beider Bestreben sehr natürlich finden. Der Kaiser konnte bey dieser Lage der Sache in der That nichts andres thun, als den Religionsfrieden in seinem unveränderten Werthe zu lassen. Er sagte dies in der Resolution, die er den evangelischen Gesandten ertheilte, in einem strengem und ernstlichen Tone, als er es bisher gethan hatte. Die kaiserlichen Minister sollten auch, wie man sagte, es sehr auffallend gefunden haben, daß die Gesandten der übrigen evangelischen Churfürsten sich so wenig bey der vorigen Resolution des Kaisers beruhigen wollten, da sie doch den chursächsischen Gesandten zur Zufriedenheit gereicht hätte. Jene mußten nun natürlich den Schluß ziehen, daß bloß die Absonderung, welche sich die chursächsischen Gesandten erlaubt hätten, an dem schlechten Fortgange der Sache Schuld sey. Sie erhielten aber auch noch von dem Bevollmächtigten der Herzoge von Sachsen eine Nachricht, die ihre Meinung noch mehr bestätigte. Der Churfürst hatte nemlich, dem Verichte desselben zufolge, an die Herzoge geschrieben, sie sollten dem Kaiser die verlangte Türkenhülfe bewilligen helfen, und wenn er auch den ganzen Religionsfrieden aufheben würde. Kurz, die Gesandten der übrigen evangelischen Reichsstände glaubten sich verbunden, dem Kaiser noch eine Vorstellung zu thun. Sie beschwerten sich zu gleicher Zeit über die Bedrückungen, die sie vom Kammergerichte leiden mußten. Auch die Grafen und Herren wiederholten nochmals ihre Bitte wegen der Freystellung, und die Fürsten gestellten ihr eine Fürbitte zu. Für das Gesuch der Grafen und Herren war es aber ein sehr nachtheiliger Umstand, daß der gemeine Adel und die Ritterschaft, auf die sie sich in ihren Bittschriften doch immer bezogen hatten, an dieser Sache nicht nur keinen Antheil nehmen wollten, sondern über die Zubringlichkeit der Urheber dieses Gesuchs sich noch überdies beym Kaiser beklagten. Die Ursachen ihrer Abneigung gegen die Freystellung sind sehr einleuchtend. Je mehr die Religionsgesinnungen eines Bischofs oder Domherrn zur gleichgültigen Sache gemacht wurden, um so mehr befanden sich Hochstifter und Prälaten in Gefahr, allmählig in weltliche Hände zu gerathen. Sie geriethen aber nicht in die Hände des niedern, sondern des hohen Adels. Da nun jener dadurch einen Theil der Versorgung seiner Kinder verlor, so mußte die Fortdauer der geistlichen Stiftungen allerdings einer seiner ansehnlichsten Wünsche seyn. Man sieht übrigens daraus, daß die zu geringe Uebereinstimmung der evangelischen Stände die Erreichung gemeinschaftlicher Absichten allerdings lebhaft verhinderte. Alle die Religionsverhandlungen, die auf diesem Reichstage vorkamen, bewirkten auch eigentlich weiter nichts, als daß die Erbitterung unter den beiden Hauptparteyen noch größer wurde, und diese Erbitterung — leider erzeugte sie endlich den verberlichstesten Religionskrieg, der jemals geführt wurde, den dreißigjährigen Krieg *).

22. Ein solcher Krieg wüthete um diese Zeit schon in dem benachbarten Frankreich, und unsere deutschen Fürsten übten sich damals, ihrer Mitmenschen Blut der Glaubensverschiedenheit wegen zu vergießen. Der König Carl IX., der seine reformirten Untertanen ausrotten wollte, war deswegen mit dem Prinzen von Conde in einen bürgerlichen Krieg gerathen. Nun zogen nicht allein dem Prinzen

Die Deut-
schen nehmen
an den Re-
ligionskriegen
Antheil.

1568

von Conde, sondern auch dem König Carl deutsche Fürsten zu Hülfe. Letzterer hatte nemlich durch den Gesandten, den er deswegen an die deutschen Höfe schickte; dieselben zu bereden gesucht, daß der Prinz nicht der Religionsbedrückungen, sondern anderer Ursachen wegen, die Waffen ergriffen, und gegen seinen rechtmäßigen Oberherrn sich empört habe. Die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, und einige andre evangelische Fürsten waren auch so guthergig, der schlauen Vorstellung des französischen Monarchen Glauben bewussten, und sie thaten dieses um so eher, da selbst der Kaiser Frankreichs Werbung unterstützte; nur machten sie es dabei zur Bedingung, das Kriegsvolk, welches über den Rhein zöge, sollte unter den Befehlen des Herzog Johann Wilhelms von Sachsen und des Markgrafen Carls von Baden-Durlach stehen. Es wurden hierauf dreitausend und fünfhundert deutsche Reiter für den König von Frankreich angeworben, und in Lothringen dem französischen General dem Herzog von Aumale übergeben. Ob der Markgraf Carl selbst dahin zog, ist nicht bekannt; aber der Herzog Johann Wilhelm ging mit zweitausend Reitern und hundert Heerwagen wirklich dahin. Nun erfuhr man schon vorher in Deutschland, daß Carls Zurüstungen das Verderben der Reformirten zur Absicht hätten; auch eilten der Markgraf Philibert von Baden und der Pfalzgraf Johann Casimir ihren Glaubensbrüdern in Frankreich zu Hülfe. Natürlich mußte dies dem Herzog Johann Wilhelm manchen Zweifel zuziehen. Er suchte sich daher durch ein besondres Ausschreiben bey seinen Landständen zu entschuldigen, und ihnen die Meinung, als wenn er die Reformirten wollte unterdrücken helfen, zu benehmen. Einer der vornehmsten Gründe, die er anführte, war wol der, daß er schon seit seinen jüngern Jahren dem französischen Monarchen gedient, daß er bisher einen Jahresgehalt von demselben genossen hatte. Doch Herzog Johann Wilhelm brauchte damals seiner Glaubensgenossen Blut nicht vergießen zu helfen, weil bey seiner Ankunft in Frankreich Friede geschlossen war. Allein dieser Friede ward durch den Krieg sehr bald von neuem unterbrochen. Der König von Frankreich, der mit Gewisheit voraus sah, daß die Reformirten aus Deutschland Hülfe erhalten würden, wünschte ihnen zuvorzukommen. Er schickte daher abermals Gesandten nach Deutschland, welche die Reformirten für Auftrücker erklären, und den deutschen Fürsten die Unterstützung derselben widerathen mußten. Ja er verlangte sogar vom Kaiser, daß er es den Reichsfürsten verbieten sollte, den französischen Reformirten Beystand zu leisten, und daß er dagegen die Anwerbung deutscher Kriegersleute für den König erlauben möchte. Allein Maximilian sagte es ihm gerade heraus, daß er und seine Minister das Zutrauen der deutschen Fürsten verlohren hätten, und daß es nicht in seiner Macht stünde, sie von der Unterstützung der französischen Reformirten abzuhalten. Das letzte bewies die Hülfe, welche die Reformirten aus der Pfalz bekamen. Der französische Hof hatte zwar auch die pfälzischen Fürsten auf seine Seite zu ziehen gesucht; allein der Prinz von Conde, das Oberhaupt der französischen Reformirten, fand bey denselben glücklicher Eingang. Hauptsächlich nahm sich der Pfalzgraf Wolfgang seiner an. Er errichtete mit dem Prinzen von Conde einen merkwürdigen Vertrag, in welchem er ihm sechstaufend Reiter, und drey Regimente Fußvolf, die zusammen sechszehntausend Mann, und also überhaupt ein Heer von zweyundzwanzigtausend Mann, welches mit der

im Oct.

nötigen

nöthigen Artillerie versehen war, ausmachten, zu stellen. Er wollte diese Mannschaft auf seine Kosten anwerben, und ihr auch den ersten Monatslohn ausbezahlen. Dagegen aber sollte sie so lange bloß in seinen Pflichten stehen, und würde er etwas erobern, was dem König von Frankreich nicht unmittelbar gehörte, so wollte er es so lange behalten, bis sich die vorigen Besizer deswegen mit ihm vergleichen hätten. Da die Bedingungen, die der Pfalzgraf übernahm, einen großen Aufwand erforderten, so machte derselbe aus, daß der Abgeordnete des Prinzen mit gewissen Kaufleuten in Straßburg, wegen einer Summe von viermalhunderttausend rheinischen Goldgulden, die sie ihm vorschießen sollten, in Unterhandlungen treten möchte, und daß die beiden ältesten Söhne des Prinzen von Condé diesen Kaufleuten als Geiseln sollten übergeben werden. Endlich verlangte der Pfalzgraf auch, daß der Prinz, ohne seine Einwilligung, nichts wichtiges unternehmen, und besonders in keine Friedensunterhandlungen sich einlassen sollte. Es mußten ihm auch verschiedene von den Oberhäuptern der condéschen Partey ihre Besiehungen verschreiben.

23. Der Pfalzgraf Wolfgang begann diese Unternehmung mit aller Sorgfalt. Er rechnete überdies noch auf den Beystand andrer evangelischen Fürsten, und er suchte in dieser Absicht die Verordnungen des französischen Monarchen, welche die Ausrottung der reformirten Religion befördern sollten, zu benutzen. Er stellte den protestantischen Fürsten vor, daß sie jetzt dem König von Frankreich um möglich länger dienen könnten; allein diese machten zwischen Reformirten und Verwandten der A. E. einen so großen Unterschied, daß der Markgraf Philibert und der Rheingraf Johann Philipp dennoch für den französischen Monarchen fochten. Nur der Herzog Johann Wilhelm wies den Antrag desselben ab. Uebrigens waren alle die protestantischen Fürsten, welchen der Pfalzgraf Wolfgang sein Vorhaben bekannt machte, als die Herzoge von Jülich und Wirtemberg, der Markgraf von Baden und der Landgraf von Hessen, mit demselben unzufrieden. Selbst seine Gemahlin sah diesen Kriegszug sehr ungern; selbst Tilemann Heßhusius, auf den der Pfalzgraf ein großes Vertrauen setzte, widerrieth ihm in dem Bedenken, daß er seinem Verlangen gemäß über diese Unternehmung ausstellen mußte, dieselbe aus mehreren Gründen, und besonders auch aus theologischen. Die Religionskriege der condéschen Partey (sagte er) wären von der christlichen wahren Religion des Pfalzgrafen in neun Grundirrhümern, die er umständlich ausführte, verschieden. Der Pfalzgraf verlangte über dieses Gutachten den Rath seiner Minister. Da er aber seine Neigung zu diesem Feldzug allzu deutlich verrieth, so hielten es seine Minister für vergeblich, etwas anderes zu thun, als ihm zu seinem Vorhaben Glück zu wünschen. Der Kaiser, der bey seinen großen Kriegsrüstungen nicht ganz gleichgültig seyn konnte, ließ ihn durch einen besondern Gesandten um die Ursachen derselben fragen. Er wendete nun vor, daß sein Land seit einiger Zeit viele Durchzüge, die seinen Unterthanen zum großen Nachtheile gereichten, hätte leiden müssen; daß der Herzog von Aumale, ein Feldherr des Königs von Frankreich, sich auf die deutsche Reichsgrenze gezogen, bereits einige Reichsländer angegriffen, und ihm gedrohet habe; daß er also auf seine Vertheidigung bedacht seyn müsse. Die Durchzüge, über welche sich der Pfalzgraf hier beklagte, entstanden dadurch, daß fünftausend und fünfhundert Mann deutsche Reiter, welche für den König von Frankreich waren angeworben

Des Pfalzgrafen Wolfgang Zug nach Frankreich.

im Nov.

worden, um diese Zeit durch das Zweibrückische nach Frankreich zogen. Die vornehmsten Anführer dieses Kriegsvolkes waren der Markgraf Philibert von Baden, der Graf Georg zu Leiningen, Westerburg, die Grafen Philipp und Albrecht von Diez, Söhne des Landgrafen Philipps von Hessen, die Rheingrafen Johann Philipp und Friedrich, und vornemlich der berühmte Caspar von Schönberg. Die Ankunft dieser Herten gab dem Herzog von Anjou den Muth, sich wegen der Ursachen seiner Kriegsrüstungen eine schriftliche Erklärung von ihm auszubitten, und ihm in dem Falle, daß er aufhören würde, seines Königs guter Freund und Nachbar zu seyn, mit aller seiner Macht zu drohen¹⁾. Pfalzgraf Wolfgang versprach nächstens schriftliche Antwort, und setzte seine Kriegsrüstungen indessen immer fort. Die in Pommern, in der Mark Brandenburg, in Sachsen, Franken und Schwab-

1569 im Jan.

ben für ihn angeworbene Reiter zogen bereits von allen Orten herbei. Einige derselben mußten, weil man ihnen die Uebersahrt bey Lauterburg nicht gestatten wollte, einige Tage im Speyerschen liegen bleiben. Der Bischof beklagte sich darüber bey dem Kaiser, und dieser schickte den vorigen Abgeordneten abermals an denselben, und ließ ihm befehlen, seine im Speyerschen liegende Reiter sogleich abzuführen. Zugleich verbot er ihm, sein Vorhaben, in die Bisthümer Metz, Tull und Verdun einzurücken, von dem sich schon ein Gerücht verbreitet habe, auszuführen. Die erwähnten drey Bisthöfe (setzte er hinzu) wären des H. R. gehorsame Fürsten und Glieder, welche ihre Türken, und andre Reichsteuern und Anlagen treulich und ordentlich erlegten. Zuletzt erinnerte er ihn an die Beobachtung des Landfriedens. Der Pfalzgraf wußte jedoch sein Betragen recht gut zu rechtfertigen, und er zeigte besonders in Rücksicht der drey gedachten Stifter, daß ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche äußerst schwach sey, indem noch auf dem letzten Reichstage zu Augsburg die Gesandten derselben aus dem Fürstenrathe ausgeschlossen worden wären. Maximilian war mit dieser Antwort so wenig zufrieden, daß er dem Pfalzgrafen ebendenselben Antrag noch einmal thun ließ. Jetzt erklärte Wolfgang die Absicht seines Feldzuges ganz bestimmt, und dieser wurde nun auch wirklich von ihm angefangen. Sein ansehnliches Heer bestand aus siebzehntausend und zweihundert Mann²⁾. Unter ihm commandirte der Graf Volrath von Mansfeld als General-Lieutenant und Meinhard von Schönberg als Feldmarschall. Der Herzog von Anjou wagte es nicht, diesen furchtbaren Kriegshaufen anzugreifen; er rückte vielmehr nur immer neben ihm hin. Auf diese Art gelang es dem Pfalzgrafen, durch die Mitte von Frankreich bis an den Ort seiner Bestimmung zu ziehen. Nun er eigneten sich zwar verschiedene Umstände, die seinen Muth erschütterten konnten; er verlor durch den Tod seinen vornehmsten Bundesgenossen in Frankreich, den Prinzen von Conde; seine eigene Gesundheit wurde durch ein Fieber außerordentlich geschwächt; dennoch aber setzte er seinen Zug muthig und glücklich fort, bis ein kalter Trunk, den er sich zu Benevent erlaubt hatte, verbunden mit den Mühseligkeiten des Feldzuges, das Ende seines Lebens beschleunigte. Als er die Annäherung des Todes spürte, übergab er die Oberaufsicht über sein Heer, in Gegenwart aller Obersten

im Febr.

im Jun.

¹⁾ Häberlin, VII, 450. 474 — 501.

²⁾ Er stellte 7551 Reiter und 3446 Fußknechte; also mehr Reiter und weniger Fußknechte, als er versprochen hatte.

und Befehlshaber, seinem Generallieutenant, dem Grafen von Mansfeld, und ermahnte sowohl ihn als jene zur standhaften Ausföhrung des gemeinschaftlichen Vorhabens. Der Zug nach Frankreich macht übrigen seinem Scharfsinne und seiner Geistesgegenwart große Ehre. An der Seite eines mächtigen Feindes, in einem ganz fremden Lande, aller Magazine und Vorräthe von Lebensmitteln beraubt, mit Kriegsleuten umgeben, die zum Theil schlechte Mannszucht hielten, und zum Theil misvergnügt waren, und bey einer äußerst geschwächten Gesundheit, siegte er über alle Hindernisse, die ihm Berge, Wälder, Flüsse entgegenstellten, durch Klugheit, Geschwindigkeit und Tapferkeit, und führte er sein Heer, ohne beträchtlichen Verlust zu leiden, von einem Ende Frankreichs bis zum andern. Jedes Nachtlager war die Frucht eines Sieges; und an jedem Morgen mußte man wieder in Schlachtordnung ausziehen. Ein solcher Feldherr — was hätte er bey mehrerm Glücke nicht ausrichten können! Einige Tage nach seinem Tode vereinigte sich Graf Volrath, der neue Oberbefehlshaber seines Heeres, mit der condeschen Armee, wo es aber wenig Glück hatte. In dem Treffen bey der Montecour wurden fast alle deutsche Fußknechte, nebst ihren Obersten und siebenundzwanzig Hauptleuten, erschlagen. Es fielen auch zwey Obersten von der deutschen Reiterey. Diese wackern Krieger hatten aber auch manchen vom königlichen Heere, und manchen von ihren eignen Landeleuten, getödtet. Unter den letztern befanden sich der Markgraf Philibert, die beiden Grafen von Diez und der ältere Rheingraf. Der Graf Volrath von Mansfeld blieb, nebst dem Ueberreste des zweybrückischen Heeres, noch ferner bey der condeschen Armee, und half ihr den vortheilhaften Frieden zu S. Germain en laye erwirken. Hierauf führte er die Trümmern des pfalzgräflichen Kriegsvolkes, welches von achtundzwanzig bis auf elf Tausend Reiter zusammengeschmolzen war, nach Deutschland zurück *).

im Oct.

1570

24. Den für die Protestanten in Frankreich vortheilhaften Frieden halfen aber auch die Bittschreiben verschiedener der vornehmsten evangelischen Fürsten in Deutschland, als der Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen, des Markgrafen Georg Friedrichs von Brandenburg, des Herzogs Ludewigs von Württemberg, der Landgrafen von Hessen, des Herzogs Adolfs von Holstein, und des Markgrafen Carl's von Baden, worin sie den König von Frankreich um die Fortsetzung der angefangnen Friedensunterhandlungen und die Verstattung der freyen Religionsübung ersuchten, befördern. Eben deswegen schickten auch die Königin von Navarra, und die übrigen Häupter der protestantischen Partey in Frankreich, einen Gesandten auf den Reichstag, der in diesem Jahre zu Speyer gehalten wurde, um den deutschen Fürsten für die Unterstützung ihrer Absichten zu danken, und sich dieselbe auch für die Zukunft auszubitten. Sie wünschten nemlich, daß die evangelischen Fürsten in Deutschland eine Gesandtschaft nach Frankreich abfertigen möchten, um den König Carl zur festen Beobachtung des geschlossenen Friedensvertrages zu ermahnen. Ihre Bitte wurde auch erfüllt *). Carl sparte nun zwar keine gnädige Versicherungen; er bot sogar einige Zeit darauf den protestantischen Fürsten in Deutschland ein Schußbündniß an, und stellte sich, als wenn er den Pfalzgrafen Johann Casimir zu seinem Generalfeldobersten ernennen, und dessen jüngern Bruder, den Pfalzgrafen Christoph, mit einem ansehnlichen Jahrgehälte versehen wollte; er suchte aber

Der Deuts-
schen fernere
Antheil an
den fr. Reli-
gionskrie-
gen.

1572

S. 2

durch

*) Hübner, VIII, 1 - 44.

*) Hübner, VIII, 173. 437 - 440.

durch alles dieses, wie es scheint, die protestantischen Deutschen nur zu beruhigen, um seine boshafsten Absichten gegen die französischen Protestanten desto sicherer ausführen zu können, indem er um eben diese Zeit die verabschreuwungswürdige pariser Bluthochzeit veranstaltete. Man kann sich das Erstaunen, das die Protestanten in Deutschland über die schreckliche Nachricht empfanden, leicht vorstellen. In der ersten Bestürzung besorgten sie, der Mordgeist möchte sich auch nach Deutschland verbreiten. Der Churfürst von der Pfalz schlug daher den übrigen protestantischen Fürsten ein Schutzbündniß vor; diese hielten es aber theils für überflüssig, theils für gefährlich, mit dem Churfürsten von der Pfalz, der mit der N. E. nicht übereinstimmte, und deswegen vom Religionsfrieden ausgeschlossen war, in eine Verbindung sich einzulassen. Der Kaiser Maximilian II. äußerte übrigens bez dieser Gelegenheit Gefinnungen, die seine Duldsamkeit und Menschenliebe in das schönste Licht setzten. Er ließ nicht nur durch seinen Gesandten zu Paris dem französischen Hofe sein großes Mitleiden über die schreckliche Begebenheit bezeugen; er nannte sie auch in einem Schreiben an den General Schwenck ein schändliches Blutbad, wodurch sich sein Schwiegersohn, der König von Frankreich (er hatte seine Tochter Elisabeth zur Gemahlin) einen unauslöschlichen Schandfleck zugezogen habe *).

Die Deuts-
chen mischen
sich auch in die
niederl. Hän-
del.

25. Während der Zeit, daß protestantische Deutsche für und wider ihre Religion in Frankreich sochten, nahmen wieder andre an den Unruhen, welche gleichfalls die Religion in den Niederlanden veranlaßte, lebhaften Antheil. Diese Unruhen sind aber nicht allein wegen der Theilnahme der Deutschen, sondern auch wegen der Veränderung, die sie in Rücksicht auf den deutschen Staatskörper hervorbrachten, merkwürdig. Philipp II. hatte sich, seit der Abdankung seines Vaters, bis zum Jahr 1559 fast beständig in den Niederlanden aufgehalten. Jetzt beschloß er nach Spanien zu gehen; vorher ernannte er aber seine natürliche Schwester, die Herzogin Margarethe von Parma, zur Oberstatthalterin der sämmtlichen Niederlande. Er ordnete derselben verschiedene Minister, und unter andern den Bischof von Arras, Granvella, zu. Der Rath des letztern hatte an den Entwürfen, durch welche er die protestantische Religion in den Niederlanden völlig auszurotten, und sich zugleich zum uneingeschränkten Oberherrn über dieselben erheben wollte, den stärksten Antheil. Philipp beschloß, zur Beförderung dieser Absicht, die Anzahl der niederländischen Bischöfe zu vermehren, und ihnen Sitz und Stimme in der Versammlung der Stände zu verschaffen. Er ließ auch eben deswegen spanisches Kriegsvolk im Lande zurück, und dankte dagegen das inländische ab. Schon dies erregte die Unzufriedenheit der Niederländer in sehr hohem Grade. Nun drückten sie aber auch noch die vielen neuen Bischöfe. Bisher waren in den Niederlanden nur vier Bisthümer gewesen, die alle unter auswärtigen Erzbischümern standen. Utrecht war dem Erzsitzte Eöln unterworfen. Jetzt kamen zu den vier alten Bistümern noch vierzehn neue hinzu, und drei von diesen achtzehn Hochstiftern wurden zu Erzkistern erhoben. Durch diese Veränderung in der geistlichen Verfassung der Niederlande wurden nun auch die Gerichtsbarkeit und die Einkünfte des Erzbischofs von Eöln, ingleichen der Bischöfe von Cambray, Lüttich und Münster, verkleinert. Ungleich mehr aber häßten die bisherigen Bischöfe und Klöster der Niederlande ein. Das gemeine Volk schauderte vor der Menge der neuen Bischöfe, die seiner Bewei-

senb.

senstfreiheit den Untergang droheten. Die vornehmen Herren, unter welche besonders der Prinz von Oranien, der Schwiegersohn des Churfürsten Moriz von Sachsen, gehörte, fanden sich durch das stolze übermüthige Betragen des Gransella, den nunmehr die Cardinalswürde zierte, höchst beleidigt ¹⁾. Dies waren die vornehmsten Ursachen der großen Revolution, durch welche dem deutschen Reiche ein so schönes Land entzogen wurde. Der Adel, an dessen Spitze der Prinz von Oranien und die Grafen von Egmond und von Hoorne sich befanden, schloß zur Schutzwehre gegen die spanische Inquisition eine Verbindung, und machte dabey aus, daß man die protestantischen Fürsten in Deutschland aufordern wollte, die Niederlande von der spanischen Inquisition befreien zu helfen ¹⁾. Einige Tage hernach beschloß man sogar, sich mit keinen andern als deutschen Fürsten zu verbinden. Man kann schon daraus auf den Antheil schließen, den die Deutschen an der niederländischen Revolution müssen genommen haben. Dem Kaiser Maximilian konnten diese Unruhen unmöglich gleichgültig seyn; besonders war es ihm sehr unangenehm, daß die deutschen Herren sich so stark in diese Händel mischten, daß der Prinz von Oranien und seine Brüder den bedrängten Niederländern deutsches Kriegsvolk zuführten. Er ließ es auch dem Grafen Ludwig von Nassau bey höchster Ungnade verbieten. Er wünschte diese Unruhen durch friedliche Mittel beizulegen, und er bot daher seinem Vetter Philipp seine Vermittlung an, aber der stolze und harte herrliche Fürst schlug sie aus ²⁾. Sein ihm gleichgesinnter Feldherr, der Herzog von Alba, drückte die Niederländer mit eiserner Härte und unmenschlicher Grausamkeit ³⁾. Auf dem Reichstage, der im Jahr 1570 zu Speyer gehalten wurde, erschienen verschiedene aus den Niederlanden geflüchtete Edelleute, und steheten um den Schutz des Kaisers und der Reichsstände. Die protestantischen Fürsten ersuchten auch den Kaiser, sich der Niederländer, als Mitglieder des R. A., anzunehmen, und bey dem König von Spanien nachdrückliche Vorstellungen zu thun; allein mehrere Umstände hatten Maximilianen die Lust hierzu benommen. Er hatte erst im vorigen Jahre seinen Bruder vergeblich nach Spanien geschickt, um den Prinzen von Oranien mit dem König auszuföhnen; sodenn war Philipp gerade um diese Zeit sein Schwiegersohn geworden, und Maximilian scheute sich daher, ihm einen unangenehmen Antrag zu thun ⁴⁾. Dagegen wurden die Niederländer von dem neuen Könige von Frankreich, Heinrich III., unterstützt. Mit einer ansehnlichen Summe, und zwey der besten Befehlshaber der Hugenotten, die der Graf Ludwig von Nassau von ihm erhielt, gelang es ihm, sich der Stadt Bergen in Hennegau zu bemächtigen ⁵⁾. Heinrich schloß auch dem Prinzen von Oranien zweymals

1565

1566

1575

83

hundert-

y) Hübner, IV, 262 — 282.

z) Hübner, VII, 502.

a) Und verschiedene deutsche Fürsten leisteten ihm dabey nachdrücklichen Beystand. Unter diese gehörte der Herzog Adolf von Holstein, den freylich seine alte Anhänglichkeit für das Haus Carl V. dazu bewog. Er zog im Jahr 1572 mit 2000 Reitern nach den Niederlanden, und schloß die hierzu erforderliche Geldsumme segar selbst vor. Christiani Gesch. der Herz. Schleswig und Holstein unter dem oldenb.

Haufe, Th. II. S. 427. 441. Auch der Markgraf Johann von Brandenburg trat im Jahr 1569, als Rath und Kriegesbedienter, in spanische Dienste; doch machte er es dabey zur Bedingung, nicht wider seine Glaubensgenossen setzen zu dürfen. Reformirte aber wurden von Lutheranern oft nicht darunter getochnet, — Buchholz, III, 411.

b) Hübner, VI, 456. fgg.

c) Hübner, VIII, 497. fg.

d) Hübner, IX, 442. 451.

hunderttausend Kronen vor, mit welchen er in Deutschland ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann zusammenbrachte. Die Befreyer der Niederlande zogen überhaupt ihr meißtes Kriegsvolk aus unserm Vaterlande. Aber auch die Spanier warben manchen deutschen Kriegshaufen an. So verließ sich der neue spanische Oberstatthalter der Niederlande, Don Requesens, mit achttausend deutschen Reitern. Bey dieser Gelegenheit büßte freylich mancher Deutsche sein Leben ein. In dem unglücklichen Treffen auf der mooker Heide, in welchem das deutsche Fußvolf des Grafen Iudewigs, über Geldmangel unzufrieden, seine Pflicht nicht that, sollen auf drehtausend Fußknechte und fünfhundert Reiter umgekommen seyn. In diesem Treffen fielen aber auch der Graf Iudewig selbst, und sein jüngerer Bruder, Graf Heinrich, imgleichen der Pfalzgraf Christoph, der jüngste Sohn des Churfürsten von der Pfalz. Der Prinz von Oranien und die Holländer verlorhen an dem Grafen Iudewig einen tapfern, aber wegen seiner großen Kühnheit meistens unglücklichen Felsherrn. Die deutschen Kriegsleute, die im Dienste der Spanier ihre landseute umgebracht hatten, waren aber nun eben so unzufrieden, als diese, und Requesens konnte daher die Ueberlegenheit, die ihm die Schlacht auf der mooker Heide verschafft hatte, nicht gehörig benutzen. Der Krieg dauerte also immer fort. Es langten zwar des Prinzen von Oranien beide Schwäger, der Graf Günther von Schwarzburg und der Graf von Hohenloß, in Holland an, um den Frieden zu vermitteln, und jener war sogar vom Kaiser dazu bevollmächtigt, ihre Bemühungen verfehlten aber ihre Absicht *).

Fünfter Abschnitt.

Darstellung der Verbesserungen, welche Deutschlands weltliche Verfassung unter Maximilian II. erfahren hat. Veränderungen in den vornehmsten Staaten.

I.

Wir haben Maximilians II. Regierung über Deutschland bisher als die Regierung eines Fürsten kennen gelernt, der sich durch Gerechtigkeitsliebe und durch weise Religionsduldsamkeit auszeichnete. Jetzt wollen wir aber auch seine übrigen Bemühungen, Deutschlands Wohl zu befördern, in der Nähe betrachten. Die vornehmsten Gegenstände dieser Bemühungen waren landfrieden, Gerechtigkeitspflege, Münzwesen, Polizey. Maximilians Eifer für die Aufrechthaltung des landfriedens, beweiset schon die Standhaftigkeit, mit welcher er Grunibachen und seine Anhänger verfolgte. Auf dem augsburger Reichstage des Jahres 1566 erhielt die im Jahr 1555 errichtete Executionordnung, die schon manchmal erweitert und verbessert worden war, neue Zusätze, welche die größere Wirkung derselben befördern sollten. So wurde unter andern festgesetzt, daß nicht nur jeder einzelne Reichsstand, sondern auch jeder ganze Kreis, eine sogenannte streifende Rote unterhalten sollte, um

sein

c) Hildesheim, a. a. O. — S. 305.

sehn Gebiete beständig reinlizen zu können. In dem Falle, daß ein Kreis, oder dessen Oberster und Nachgeordneter die Vollziehung eines Executionsauftrages nicht besorgen wollten, oder in der Versorgung derselben sich säumig bewiesen, so sollte eines andern Kreises Oberster und dessen Nachgeordneter die zur Execution nöthigen Anstalten zu treffen die Macht haben. Würde auch einer oder mehrere Kreisstände die ihm obliegende Pflichten nicht erfüllen, so sollten die Kreise oder deren Oberster und Nachgeordnete berechtigt seyn, die Mannschaft, die der Ungehorsame oder Mächtstige hätte stellen sollen, auf dessen Kosten anzunehmen und zu unterhalten. Die Obersten und ihre Nachgeordneten sollten, im Falle der Noth, die Kreishülfe nicht nur doppelt, sondern auch dreifach anbieten können. Uebrigens sollte es den Kreisständen, oder den ganzen Kreisen, die mit Kriegsvolk nicht versehen wären, erlaubt seyn, ihr Contingent durch Geld zu vergüten¹⁾. So wohl überlegt alle diese zur Erhaltung des Landfriedens gemachte Anordnungen waren, so thaten sie doch nicht die Wirkung, die man sich von ihnen versprach. Der Landfrieden machte daher auf dem speyerischen Reichstage vom Jahre 1570 schon wieder einen Gegenstand der Berathschlagungen aus. Verschiedene Reichsstände beschwerten sich nemlich, daß man ihnen nicht geschwinde genug hätte Hülfe widerfahren lassen; das Aufwiegen und Anwerben von Krieglenten (sagten sie) gehe jetzt so schnell vor sich, und diese Leute setzten sich so schnell in Bewegung, daß, ehe noch der in der Executionsordnung vorgeschriebene Deputationstag eröffnet wäre, die Kreise und ihre Länder schon alles mögliche Ungemach des Krieges empfinden müßten. Der Kaiser that zur Abstellung dieses Unflugs den Vorschlag, einen allgemeinen Kriegsobersten zu wählen, in jedem Kreise ein gemeines Zeughaus zu errichten, und eine beständige Kriegscasse zu unterhalten. Die Reichsstände hielten aber die Ausführung dieses Vorschlags theils für bedenklich, theils für unnöthig. Für bedenklich hielt man es, eine stehende Mannschaft zu unterhalten; zum gemeinen Zeughause konnte man keinen Ort finden, der bequem genug wäre, im Fall der Noth das Gewehr und Geschütz zugleich aus demselben abzuholen; einige, besonders die schwäbischen Kreisstände, waren der Meinung, es sollte nur jeder Kreis seine Pflicht thun, so würden alle Verbesserungen der Executionsordnung unnöthig seyn. Bei solchen Umständen konnten freilich keine wichtige Aenderungen vorkommen. Es wurde blos festgesetzt, daß ein Kreisstand, der nicht bald genug unterstützt würde, es dem Kaiser mittheilen sollte, der, nach Befinden der Umstände, einem oder mehreren benachbarten Kreisobersten oder ihren Nachgeordneten den Auftrag geben sollte, dem bedrängten Kreisstande unverzügliche Hülfe zu leisten. Und wenn nun diese neu aufgeforderten Kreisbefehlshaber zum Helfen noch weniger Lust oder Vermögen hatten, als die vorigen? Ein Kreisoberster konnte vielleicht, seine Pflicht zu erfüllen, allen Eifer haben; aber seine Kreisstände zögerten, ihm Geld oder Mannschaft zu schicken. Ueberhaupt mag der edle Wettstreit, einander zuzukommen, wol ziemlich selten gewesen seyn. Mit stehender Mannschaft war man damals noch selten versehen; von baarem Gelde hatte man auch noch keine große Vorräthe. Doch es sollte in einem solchen Falle vom Churfürsten von Mainz sogleich ein Reichsdeputationstag nach Frankfurt, oder nach sonst einem schicklichen Ort, ausgeschrieben werden; je-

der

der deputirte Reichsstand sollte entweder selbst, oder durch einen Bevollmächtigten erscheinen; man wollte die Zahl der Deputirten noch durch vier andre vermehren, und würden einer oder mehrere von den eingeladenen Reichsdeputirten nicht erscheinen, so sollten die anwesenden dennoch einen gültigen Schluß fassen können *).

Landesperger
Bund.

(1556)

2. Allein solcher Schlüsse wurden in Deutschland damals gar viele gemacht, ohne daß sie ihrer Absicht entsprachen. Es war von jeher Deutschlands Schicksal, daß Anstalten, die das Ganze betrafen, selten die gehoffte Wirkung hatten. Desso wohlthätiger zeigten sich solche Anordnungen, wenn sie nur für einzelne Kreise oder Provinzen gemacht wurden. Dies beweiset der landesperger Bund, den die Fürsten Oberdeutschlands schon am Ende des vorigen Zeitraums errichtet hatten. Die sogenannten landplackereyen, die im fränkischen und schwäbischen Kreise herrschten, bewogen einige benachbarte Fürsten, vornemlich den Erzbischof von Salzburg, den Herzog Albrecht V. von Bayern, und den damaligen römischen König Ferdinand, der seinen vorderösterreichischen Ländern gern mehrere Sicherheit verschaffen wollte, eine Verbindung zu schließen, welche die Aufrechterhaltung der Reichsexecutionsordnung und ihre eigne Vertheidigung zur Absicht haben sollte. Sie luden auch den Herzog Christoph von Württemberg und die Städte Augsburg und Ulm dazu ein. Jener fand es nicht nöthig, sich in eine neue Verbindung einzulassen; die beiden Städte schätzten sich aber glücklich, eine solche Vereinigung, die sie gegen feindselige Nachbarn sicherte, benutzen zu können. Man versabredete eine Zusammenkunft nach landesperger in Bayern, und die Hauptbedingungen des hier geschlossenen Bundes waren, daß jedes Mitglied das andre vertheidigen helfen, daß jedes bey seiner Religion gelassen werden sollte *). Im folgenden Jahre traten die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, und die Stadt Nürnberg, dieser Verbindung bey. Die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, und der landgraf von Hessen schienen, auf das dringende und beständige Anhalten Kaiser Ferdinands I. nicht ganz ungeneigt, an dieser Verbindung gleichfalls Theil zu nehmen; der Churfürst von Sachsen fürchtete sich nur vor der Stimmenüberlegenheit der vielen geistlichen Mitglieder, und als der landgraf von Hessen den Herzog von Württemberg darüber zu Rathe zog, und der Herzog von Württemberg von seinem Theologen Brenz sich darüber ein Gutachten ausstellen ließ, so wurde der Beitritt zur landesperger Verbindung gänzlich widerrathen *). Die Gründe dieser Verwerfung kann man sich leicht vorstellen. Schon der bloße Gedanke einer Vereinigung mit den Catholicen war den Protestanten unangenehm. Der landesperger Bund wurde aber demungeachtet fortgesetzt. Ein Verweis, daß sich die Mitglieder wohl dabei befanden.

1560

Verbesserung
des Reichsma-
rittel.

3. Bey der landesperger, oder bey andern Verbindungen dieser Art, wurde der Beitrag an Mannschaft oder Geld, den jedes Mitglied zu entrichten hatte, entweder der eignen Bestimmung, oder überhaupt dem eignen Gutbefinden, überlassen. Keins von den Mitgliedern durfte sich daher über einen zu hohen Anschlag beklagen. Ganz anders aber war es mit den Verträgen, die ein Glied des deutschen Reichs als Reichsstand schuldig war. Diese waren gleich in der ersten Reichsma-
rittel

g) Häberlin, VIII, 196 — 201.

h) Häberlin, IV, 232.

h) Häberlin, III, 100. 581.

trikel sehr unverhältnißmäßig angelegt worden. Man hatte sie zwar bereits vermindert; aber die Klagen dauerten dennoch fort. Auch hatten durch Tausch, Kauf und andre Veränderungen manche Besitzungen aufgehört anschlagsfähig zu seyn; einige Reichsstände betrafen sich darauf, daß andre für sie bezahlten, und nun bezahlten weder sie, noch diejenigen, die sie übernehmen sollten. Es wurden deswegen von manchen Reichsständen Bittschriften eingereicht; die Reichsversammlung hielt es aber nicht für gut, sich auf jebe besonders einzulassen. Es wurde vielmehr im R. A. festgesetzt, daß jeder Reichsstand, der eine Verminderung seines Anschlags verlangte, binnen sechs Monaten nach dem Datum des R. A. seine Beschwerden, und die Ursachen derselben, seinen freisausehreibenden Fürsten in verschlossenen Schriften übergeben sollte. Wer diese Frist versäumen würde, der sollte in dieser Sache gar nicht weiter gehört werden¹⁾. Es wurden nun zur Besorgung dieser Moderation einige Stände deputirt. Bey diesen meldete sich unter andern die Stadt Augsburg, die eben so hoch als ein geistlicher Churfürst, nemlich neunhundert Gulden zu einem Admermonate, angeschlagen war. Allein sie fand nicht nur kein Gehör, sondern man schickte ihr noch überdies eine höchstbeschwerliche Verordnung zu²⁾. Wahrscheinlich mögen auch andre Reichsstände ein ähnliches Schicksal gehabt haben; denn auf dem spenerischen Reichstage vom Jahre 1570 wurde über die Moderationsache von neuem berathschlagt, und man fand das Geschäfte so wichtig, daß man ihm einen eignen Deputationstag widmen wollte, und daß noch vorher in jedem Kreise besondere Versammlungen sollten gehalten werden. Der Deputationstag wurde zu Frankfurt am Main wirklich eröffnet; die deputirten Stände fanden aber, nachdem sie sich mit der tage der Sache genauer bekannt gemacht hatten, das Geschäfte viel zu weitläufig und verwickelt, als daß sie es damals hätten zu Ende bringen können, und es sollte daher für eine andre Zusammenkunft aufgespart werden. Unter Maximilians II. Regierung ist aber gar nichts weiter in dieser Sache geschehen³⁾.

1567

1571 im Aug.

4. Der dritte Gegenstand, über welchen auf den Reichstagen dieser Zeit häufige Verathschlagungen angestellt wurden, war das R. Justizwesen, waren die Verhältnisse des mancherley Mängel und Gebrechen, welche den Fortgang desselben hemmten. Maximilian II. ließ sich, nicht lange nach dem Antritte seiner Regierung, von den Kammerrichtern und den Besigern einen Bericht darüber abstaten. Aus diesem erhellen nun die Ursachen, welche die Verwaltung der Gerechtigkeit beym R. K. G. verzögerten, oder gar verhinderten, ganz deutlich. Vierundzwanzig Besigser waren wegen der vielen noch unerörterten und täglich sich häufenden Rechtssachen viel zu wenig; und selbst diese wenigen Besigser erhielten ihre Besoldung nicht richtig genug, weil nicht alle Reichsstände die schuldigen Beiträge entrichteten, und weil vielmehr der größte Theil noch unbezahlt war. Wenn eine Besigserstelle zu besetzen war, sollten zwei oder drei Personen präsentirt werden, damit das R. G. den gelehrtesten und geschicktesten auswählen könnte; man präsentirte aber bisweilen nur einen, noch jungen, von Schulen erst gekommenen, in den Rechtssachen noch unfähigen

Verbesserte
die Gestalt des
Reichstammergerichts,
1566 im Jan.

1) Häberlin, VI, 321 — 327.

2) Häberlin, VIII, 276 fgg. tmgf. 597 fgg.

3) Häberlin, VII, 446.

fahrenen Mann, der, wenn er etwa ein paar Jahre hindurch mit dem Gerichtesgebrauch sich besser bekannt gemacht hatte, wieder abgerufen, und mit einer andern untuglichen Person vertauscht wurde. Selbst zu Präsidenten waren seit einiger Zeit junge Männer aus dem Grafen- und Herrenstande ernannt worden. Man durfte aber in der Auswahl der zum Kammergerichte erforderlichen Personen freylich nicht sehr genau zu Werke gehen, da sie ihre Besoldung nicht richtig bekamen, und da selbst diejenigen, die sie ordentlich erhielten, der damals zu Spener herrschenden Theurung wegen, mit Mühe auskommen konnten. Sie suchten daher möglichst bald andre Dienste zu erhalten, und die Erledigungen kamen daher sehr häufig vor. Um so unnötiger war es daher, daß man von Seiten des R. G. darauf antrug, man möchte künftig nicht mehr graduirte unadeliche Personen, sondern lauter Adelspersonen zu Assessoren präsentiren, damit die wegen Abgang der adelichen Besizer gefallne Richtung des höchsten Gerichtes wieder hergestellt werden möchte. Man wollte diesen Antrag dadurch rechtfertigen, daß selbst die Reichsfürsten in ihren Hof- und Untergerichten, nebst ihren Doctoren, gemeinlich auch Edelleute anstellten, um denselben größeres Ansehn zu verschaffen. Dies sind nur einige von den vornehmsten Beschwerden, welche das R. G. damals führte. Wir wollen jetzt sehen, wie man denselben abzuhefen suchte. Die Zahl von vierundzwanzig Besizern sollte noch durch acht neue vermehrt werden; von diesen acht Personen sollten zwei durch die Churfürsten, die übrigen sechs aber von den zur Präsentation verordneten sechs Kreisen präsentirt werden. Sodann sollten von den dreyn außerordentlichen Assessoren, die im Jahr 1557 angestellt worden, zwey gleichfalls zu ordentlichen Besizern befördert werden. Um nun für alle diese die nöthige Besoldung aufzubringen, sollte eines jeden Reichsstandes Beitrag zur Unterhaltung des R. G. um ein Drittel erhöht werden, und jeder Reichsstand sollte, sogleich nach der Publication des R. A., einen Drittel seiner Anlage entrichten. Kein Besizer, wenn er anders für tüchtig befunden würde, sollte künftig, ohne ganz besondere Ursachen, vor dem Ablaufe von sechs Jahren, seines Dienstes entlassen werden; diese Entlassung aber sollte von der Entscheidung der jährlichen Visitationen abhängen. Wegen eben dieser Visitationen wurde jetzt auch eine Aenderung beliebt. Im R. A. vom Jahre 1559 war verordnet worden, daß bey Abgang oder in Abwesenheit einer zur Visitation verordneten Person die übrigen mit der Visitation nicht forsfahren, sondern sie vielmehr bis ins folgende Jahr verschoben sollten. Dies verursachte aber manche Verhinderung der nützlichen Visitationsgeschäfte, und die strenge Verordnung wurde daher jetzt darauf eingeschränkt, daß nur in dem Falle, wenn nicht mehr als drey von den Visitatoren erschienen, die Visitation aufgeschoben werden sollte. Das Nichterscheinen zu verhindern, setzte man aber eine große Geldstrafe darauf, welche bey dem Fürsten, der in eigner Person verschrieben war, dreystaufend Goldgulden, bey einem andern aber nur den dritten Theil dieser Summe, betrug. Man sieht daraus, daß der Fall, auf den sich diese Strafe bezog, öfters vorkam, und wirklich war seit dem Jahre 1564 keine Visitation zu Stande gekommen; erst im Jahre 1567 wurde wieder eine gehalten. Es fehlte zwar der Churfürst von Brandenburg und der Herzog Erich von Braunschweig,

n) Läßelstin, VI, 268 — 315.

schweig, Lüneburg; ihre Abwesenheit wurde jetzt aber nicht mehr in Betrachtung gezogen. Eben so machte es nichts aus, daß bey der Visitation des folgenden Jahres der Subdelegirte der schwäbischen Grafen fehlte ¹⁵⁶⁸).

5. Obgleich das Kammergericht aber fast jährlich visitirt wurde, so war besonders doch jede Reichsversammlung mit Berathschlagungen über den Zustand desselben beschäftigt. Auf dem speyerschen Reichstage vom Jahr 1570 wurden schon wieder mancherley Verbesserungen desselben in Vorschlag gebracht. So sollten in Zukunft alle Tage, die Ferien ausgenommen, gerichtliche Verhöre angestellt werden, und zwar des Nachmittags, im Sommer von ein bis fünf, und im Winter von ein bis vier Uhr, und diese Zeit wurde so genau genommen, daß der Kammerrichter und die Besizer mit dem Glockenschlag Ein Uhr zur Audienz erscheinen sollten. Die Vermehrung der Termine und des Verfahrens setzte nothwendig mehrere Besizer, Procuratoren und Causlenverwandten voraus. Es sollten daher zu den vorigen zweyunddrensig Besizern noch neun andre kommen. Diese Zahl wäre zur Entscheidung aller anhängig gemachten Reichshändel vielleicht hinreichend gewesen, wenn es lauter einsichtsvolle und erfahrene Männer gewesen wären. Die blieben aber selten lange bey ihren Stellen, und diese wurden wieder durch junge, ungedübte Leute besetzt. Um nun jene weniger begierig nach Veränderungen zu machen, wurde der Kaiser mit den Reichständen einig, die Besoldung derselben zu verbessern. Man setzte daher fest, daß künftig jeder Graf oder Freyherr, oder Präsident, siebenhundert Gulden, den Gulden zu achtzehn Bogen gerechnet, ein anderer Besizer aber zwar eben so viel Gulden, aber nur den Gulden zu funfzehn Bogen gerechnet, zu seiner ordentlichen jährlichen Besoldung bekommen sollte. Nun mußte aber auch der Unterhaltungsanschlag jedes Reichsstandes abermals um den dritten Theil erhöht werden. Uebrigens sollten die einundvierzig Assessoren nicht alle in der Versammlung erscheinen, sondern der Kammerrichter sollte vielmehr die Anordnung machen, daß sie in zwey Hälften getheilt mit einander abwechselten. Den mutwilligen und unnöthigen Appellationen Einhalt zu thun, wurde verordnet, daß künftig keine Appellationen unter hundertundfunfzig Gulden Hauptgut oder sechs Gulden Interessen sollte angenommen werden. Merkwürdig ist noch die Verordnung, welche damals in Ansehung des Causlenstils gemacht wurde. Man hatte nemlich bemerkt, daß durch die vielfältigen Veränderungen der Besizer der alte wohlhergebrachte Styl und Gebrauch, besonders in Weisungen und Urtheilen, sehr geändert, und dadurch eine große Ungleichheit bewirkt worden, welche nicht nur das Ansehen der kaiserlichen Justiz vermindert, sondern auch den Ständen und Parteyen Nachtheil zugezogen habe; es wurde daher dem Kammerrichter und den Besizern befohlen, dem alten Gebrauch und Styl des R. R. G. treu zu bleiben. Endlich erhöhte man auch die im Reichsabschiede vom Jahr 1566 auf das Nichterscheinen der Visitationsdeputirten gesetzte Strafe auf funftausend Goldgulden. In einem sogenannten Memorialzettel, der einen Nebenabschied vorstellte, mußten sich der Kammerrichter und die Besizer sogar wegen ihres äußerlichen Aufzuges Vorwürfe machen lassen. Es wäre nemlich (so lauteten diese) in der R. R. G. D. den Besizern befohlen, lange, zierliche, ehrbare Kleider zu tragen, weil sie, gleich

dem Kammerrichter, den Kaiser, die Fürsten und überhaupt die Reichsstände, tanquam perpetui togati senatores in Senatu imperii, vorstellen sollten; es hätten aber viele derselben in Ansehung dieses Punctes eine große Nachlässigkeit bewiesen. Der Kaiser lege also hiernit dem Kammerrichter auf, über die Beobachtung dieses Gebotes fest zu halten, und jedem, der ihm entgegenhandeln würde, die Ersehnung in der Rathsverammlung zu versagen. Man machte es demselben auch zur erneuerten Pflicht, dem Unfleiß der Assessoren Einhalt zu thun, und da sollten die Versäßer, welche ohne dringende Ursache sich einen ganzen Morgen hindurch von den Rathsverammlungen entfernten, entweder die Hälfte der an diesem Tage ihnen gebührenden Besoldung, oder für jede Stunde einen Ortsgulden, Strafe geben. Demungeachtet wurden aber diese Verordnungen von den Versäßern so wenig genau beobachtet, daß der Kaiser den Kammerrichter von neuem dazu auffordern mußte, und dergleichen Aufforderungen waren noch manchmal nöthig. Die Dispositionen des K. S. wurden übrigens unter Maximilians II. Regierung sehr ordentlich gehalten, und diese bewirkten auch noch manche Veränderungen in Ansehung des Processus bey demselben *).

1571

Reichsmünzordnung vom Jahre 1559.

6. Ein Gegenstand, über welchen auf den damaligen Reichstagen auch sehr häufige Berathschlungen angestellt wurden, war das Münzwesen. Zu Anfang dieses Zeitraums bekam endlich Deutschland eine Münzordnung, über die sich der Kaiser Ferdinand I. und die Reichsstände auf dem ausburgischen Reichstage vom Jahre 1559 verglichen. In derselben wurde nun zwar der vorige Münzfuß beibehalten, und die feine Mark Silbers sollte in den groben Sorten zu 10 Gulden $1\frac{3}{4}$ Kreuzer ausgebracht werden; mit den groben Sorten selbst aber wurde eine Veränderung vorgenommen. Man beschloß nemlich nunmehr nur lauter Reichsgulden zu sechzig Kreuzern auszumünzen; auch wurde das Verhältniß des Goldes zum Silber etwas erhöht, so daß es wie 1 zu $12\frac{1}{2}$ zu stehen kam. Von den Münzsorten selbst, deren Schrot und Korn in der neuen Münzordnung genauer bestimmt wurde, zeichnen wir uns nur die größern aus. Von dem Reichsgulden zu 60 Kreuzern sollten auf die kölnische Mark gehen $9\frac{1}{2}$ Stück, und sein halten 14 toth 16 Gran. Nach eben diesem Verhältnisse sollten halbe, Sechstel, und Zwölftelgulden ausgeprägt werden. Die Dritthalb- und Zwey-Kreuzerstücke, deren 24 oder 30 auf einen Gulden gingen, sollten nur zu acht, und die einfachen Kreuzerstücke gar nur zu sechs toth und vier Gran fein ausgeprägt werden. Außer diesen gemeinen Reichs- und landmünzen wurde auch die Ausprägung von Hellern und Pfennigen zum täglichen Gebrauch, doch in nicht gar zu großer Menge, erlaubt. Alle andere Münzsorten, die in der Münzordnung angeführten ausgenommen, sollten nun ben Strafe von sunstzig Mark löthigen Goldes verboten seyn. In Ansehung der Goldmünzen wurde verordnet, daß die Goldgülden der vier rheinischen Churfürsten und andrer Reichsstände, die ihre Goldgülden nach den rheinischen Ausprägungen ließen, ferner in ihrem bisherigen Werthe bleiben, daß zweyundsiebzig derselben schon ausbereitet eine kölnische Mark wiegen, und 18 Karat 6 Gran, oder 12 toth 6 Gran, halten sollten. Da auch in dem Lande und Gebiete verschiedener Reichsstände Gold gewonnen wurde, aus welchem sie Ducaten ausgemünzt hätten,

hätten, so möchte ihnen dieses auch künftig erlaubt seyn; doch müßten siebenundsechzig schon ausbereitete Stücke eine kölnische Mark wiegen, und ganz fein 23 Karat 8 Gran halten. Zur Beobachtung dieser Münzordnung sollten von den Münzgenossen eines jeden Reichskreises jährlich zwei Probationstäge gehalten werden, wenn nicht einer schon hinreichend wäre; man sollte sich deswegen über gewisse Zusammenkunftsorter vergleichen, und der Kaiser wollte die Münzprobationsordnung zweier Fürsten eines jeden Kreises, einem geistlichen, und einem weltlichen, zuschicken, damit sie die Probationstäge veranstalten könnten. Das falsche Münzen und die eigennützigte Verschömelung der Münzen war damals schon außerordentlich gewöhnlich. Es werden in der neuen Münzordnung eine große Reihe von solchen Leuten ¹⁾, die deswegen am Vermögen, am Körper oder am Leben gestraft werden sollten, aufgeführt. Jedem, der ihre Betrügereien bemerkte, sollte es nicht nur erlaubt, sondern sogar bei Strafe zweier Mark löthigen Goldes aufgelegt seyn, den Urheber und den Ort des Verbrechens sogleich anzuzeigen, und er sollte eben deswegen ein Drittel der Strafe bekommen. Unvermünztes und unverarbeitetes Gold und Silber, imgleichen silberne Geschirre, wenn sie nicht vergolbet wären, wie auch Reichsducaten und rheinische Goldgilden, in fremde Länder auszuführen und zu verkaufen, wurde mit eben so hoher Strafe als das Münzverschärfen belegt. Auf das Granuliren, Körnen, Seigern und andre dergleichen betriegerische Münzhandlungen wurde sogar die Strafe des Feuers gesetzt. Endlich verbot man es auch, die Münzgerechtigkeit an andre zu verkaufen, zu verleihen, oder auf andre Weise zu überlassen, weil, wie die Erfahrung gelehrt hatte, der Werth der Münzen dadurch gar sehr verringert wurde. Mit dieser Münzordnung verband man auch eine Münzprobationsordnung, welche in sechsunddreißig Artikeln abgefaßt war ²⁾.

7. So genau aber sowol in dieser, als in der Münzordnung selbst alles bestimmt war, so lebhaft war der Widerspruch, den diese Münzordnung gleich anfangs fand, und sie mißfiel manchen Reichsständen schon deswegen, weil das Ausprägen der Thaler Münze in derselben gänzlich verboten war. Nicht nur Sachsen und Salzburg, sondern selbst der Kaiser Ferdinand, nahmen sie mit allerley Einschränkungen an. Man bemühte sich indessen die neuen Münzverordnungen allmählig in Ausübung zu bringen. Die Reichsstadt Augsburg bewies sich dabei besonders sehr geschäftig. Die Kreise fingen auch an, Probationstäge zu halten. So veranstaltete der fränkische Kreis zwei derselben nach Nürnberg; auf dem zweiten stellten sich aber schon nicht alle Münzstände ein. Die beiden im oberrheinischen Kreise ausgeschriebenen Münzprobationstage wurden so wenig zahlreich besucht, daß man auf beiden nichts vornehmen konnte. Ob man nun gleich, besonders im fränkischen Kreis, die Probationstäge ziemlich ordentlich hielt, so schlichen sich doch nach einigen Jahren wieder schlechte und geringhaltige Münzen ein. In Schwaben, und besonders zu Augsburg, war die neue Münzordnung noch nicht zur Beobachtung gekommen. Jetzt wurden aber ernstlichere Anstalten gemacht, und der

Wirkung der Reichsmünzordnung: verordnungen: gen.

1560

1563

H 3

schwäb.

1) Ringerer, Wschneider, Schwächer, Wäcker, Schmelzer, Ausfühler, Abgesser, Ausweger, Ausgesser u.

2) Häberlin, IV, 278 — 311.

3) Häberlin am a. D. 289 — 291. 395 — 397.

schwäbische Kreis verabredete deswegen mit seinen Nachbarn, dem fränkischen und dem bayerischen Kreis, eine Zusammenkunft; und sie haben seit der Zeit in Ansehung des Münzwesens immer gemeinschaftliche Sache gemacht. Nur der Erzbischof von Salzburg wollte sich nicht mit ihnen vereinigen, weil ihm das Verbot der Thaler durchaus nicht anstand. Er hatte dabei das Beispiel des Churfürsten von Sachsen und anderer Reichsfürsten vor sich. Endlich gab er aber dennoch nach. Die neue Münzordnung hatte, wie man sieht, das Schicksal der vorigen. Es war äußerst schwer, alle deutsche Münzherrn zur Annahme eines einzigen Münzfußes zu bewegen. Der Vortheil des einen war zu sehr von dem Vortheile des andern verschieden, als daß ihn alle bei einerley Münzfuß hätten finden sollen. Die neue Münzordnung wurde daher nicht in allen Kreisen angenommen; die schlechten, geringhaltigen und verfälschten Münzsorten verdrängten die guten und probirten immer mehr; Lebensmittel und andre Waaren stiegen eben deswegen immer höher im Preise. Alles dieses stellte Maximilian II. den Reichsständen auf dem speyerschen Reichstage vor, und ermahnte sie, die Sache in reife Ueberlegung zu ziehen. Die drei Reichscollegia konnten sich aber über ein gemeinschaftliches Gutachten nicht mit einander vergleichen. Der eine Theil wollte bei der augsbургischen Münzordnung fest verharren, und er wünschte daher, daß man dasjenige, was zur allgemeinen Anerkennung derselben diene, sogleich auf dem damaligen Reichstage beschließen möchte; der andre Theil aber war der Meinung, daß dieses nicht anders, als auf einem Generalmünztag, der von allen Kreisen, besonders auch von dem burgundischen, und von allen Ständen, die eigne Bergwerke hätten, beschickt würde, geschehen könnte. Für diese Meinung stimmten die Fürsten und die Reichsstädte. Der Kaiser trat ihr bei, und gab seine Einwilligung, daß auf den

1571 Junius des folgenden Jahres ein Generalmünztag aller zehn Kreise gehalten werden möchte. Bis zur Entscheidung desselben sollte die augsburgische Münzordnung ihre Gültigkeit behalten. Der Kaiser und die Reichsstände verglichen sich indeß noch über verschiedene Puncte, die man bis dahin beobachten wollte. Hauptsächlich sollte der großen Menge der Scheidemünze, besonders der Pfennige, deren statt 636 auf 8 — 900 auf die kölnische Mark gingen, Einsparung gethan werden; die für jeden Kreis verordnete beide jährliche Probationstage sollten fleißiger als bisher gehalten werden. Unter den Münzsorten, deren Ausprägung man jetzt verstatte, befanden sich auch ganze, halbe und viertels Reichsthaler, deren acht Stück viers zehn loth und vier Gran hielten. Die Ausübung alles desjenigen, was hier ausgemacht worden war, befohl der Kaiser in einem Münzmandate, welches er zu Anfang des folgenden Jahres ausgehen ließ. Eben dieses thaten die vier rheinischen Churfürsten, imgleichen die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg. Die verordnete Münz-Deputation stellte sich auch zu Frankfurt ein, und da sie gerade zur Zeit der Herbstmesse daselbst versammelt war, so versäumten es die dazu verordneten Bevollmächtigten nicht, die zu Frankfurt anwesenden Kaufleute zur Beobachtung der neuen Münzordnung aufzufordern. Eben diese Reichsdeputation machte auch wieder manche Anordnungen zum Besten des deutschen Münzwesens, die jedoch eben so wenig, als die vorigen, beobachtet wurden. Die Berathschlagungen

1572
im Aug.

dars

darüber kamen auf jedem Reichstage vor, und dem Münzunsuge wurde immer nicht abgeholfen. Man hatte es indessen doch so weit gebracht, daß einzelne oder auch mehrere Kreise sich über gemeinschaftliche Münze vereinigten^{u)}.

8. Maximilians II. Regierungseifer war groß genug, um den glücklichen R. Maximil. II. Tod. Fortgang dieser zum Besten Deutschlands verabredeten Veranstaltungen nicht nur zu wünschen, sondern auch thätig zu befördern; allein er erlebte das Vergnügen nicht, seine Wünsche und seine Bemühungen durch den Erfolg belohnt zu sehen. Sein frühzeitiger Tod (er starb im fünfzigsten Jahre seines Alters) erfolgte in eben der Stunde, als auf dem Rathhause zu Regensburg der M. A. seines letzten Reichs, am 12. Oct. 1576 tagess vorgelesen wurde. Schon auf seiner Hinreise nach Regensburg hatten ihn Podagra und Steinschmerzen gemartert; zu Regensburg befand er sich zwar wieder besser; allein die durch die Reichstagsangelegenheiten verursachten Verdrießlichkeiten und Sorgen, die ihm manche schlaflose Nacht zuzogen, machten seine alten Leibesbeschwerden nicht nur wieder rege, sondern verwandelten sie auch in eine tödtliche Krankheit. Vielleicht hätte der Rath weiser und erfahrener Aerzte sein Leben noch retten können; so überließ er sich aber der Cur einer Frauensperson aus Ulm, die durch ihre Kräutertränke den ohnedies schwachen Kaiser (so sagten wenigstens die Aerzte) bis zu seiner Auflösung entkräftete. Deutschland hatte einen so gutmüthigen, so frieblichgesinnten, so menschenfreundlichen Regenten, als Maximilian II. war, noch lange besitzen sollen^{v)}. Er hinterließ von seiner Gemahlin, einer Tochter Karls V., sechs Söhne und drei Töchter. Von jenen starb der letztere, Wenzeslaus, zwei Jahre nach ihm; die fünf ältern waren Rudolf II., sein Nachfolger, Ernst, Matthias, Maximilian, und Albrecht. Auch Matthias wurde in der Folge Kaiser. Ernst, der einen vergeblichen Versuch auf die polnische Krone machte, gelangte endlich zur Statthalterschaft über die Niederlande. Maximilian, der in der Bewerbung um die polnische Krone noch unglücklicher als sein Bruder war, wurde Deutschmeister und Statthalter in Tyrol. Albrecht, ein Cardinal, folgte seinem Bruder Ernst als Statthalter in den Niederlanden^{w)}. Es dauerte aber damals noch die tyrolische und die steyermärkische Linie des Hauses Oesterreich fort. Erzherzog Ferdinand, der Besitzer Tyrols und der vorderösterreichischen Länder, heirathete die schöne und tugendhafte Philippine Welferin, eine Bürgerstochter aus Augsburg, mit welcher er zwei Söhne zeugte, die der bürgerlichen Abkunft ihrer Mutter wegen auf die väterlichen Länder nicht fähig Anspruch machen konnten. Ferdinands Bruder Carl, der Steyermark, Kärnten, Krain und die Grafschaft Görz beherrschte, war damals noch nicht vermählt^{x)}.

9. Auch in andern deutschen Häusern waren seit Karls V. Tode allerley wichtige Veränderungen vorgefallen. Eine der ersten unter denselben ereignete sich in der Pfalz. Nicht lange nach dem Anfange der Regierung Ferdinands I. starb mit dem Churfürsten Otto Heinrich die bisherige Churlinie aus. Es folgte nun der nächste Agnat, der Pfalzgraf Friedrich von Simmern, welcher die simmerschen Länder seinem Bruder Georg, der zwenbrückischen Linie aber die Hälfte an der vordern Grafschaft Sponheim überließ. Er überlebte den Kaiser Maximilian II. kaum vier

Staatsveränderungen in Oesterreich.

Pfalz.

1559

u) Häberlin, V. VIII.

v) Paderlin, X, 417. fgg.

w) Michaelis, I, 208.

x) Michaelis am A. O. S. 206. 215.

fl. 1576 vierzehn Tage. Sein Andenken wird eben sowol durch seine Anhänglichkeit für die
 am 26. Oct. Grundsätze der Reformirten, als durch seine außerordentliche Frömmigkeit vereewigt.
 Von fünf Söhnen überlebten ihn nur zwei, Ludwig, sein Nachfolger, und Jo-
 hann Casimir *). In Bayern regierte damals noch Herzog Albrecht V., welcher die
 Jesuiten so außerordentlich lebhaft begünstigte, und die Erhaltung der catholischen
 Religion mit dem wärmsten Eifer betrieb. Zu seiner Zeit wurde das bayerische Land
 Württemberg. durch die erledigte Grafschaft Haag vergrößert †). Württemberg hatte seinen vor-
 1568 trefflichen Herzog Christoph schon vor acht Jahren verlohren. Ihm war sein einziger
 hinterlassener Sohn Ludwig gefolgt, der bey dem Tode seines Vaters erst das
 vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Die Vormünder, die er in diesem Alter nöthig
 hatte, wählte ihm sein Vater selbst. Der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrück,
 der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg und der Markgraf Carl von Ba-
 den waren Fürsten, von denen man in diesem Puncte alles erwarten konnte; allein
 sie hatten zuviel mit Kriegshändeln zu thun, als daß sie sich dieser Vormundschaft
 völlig hätten widmen können. Um so mehr konnte die zur Liebe so sehr gestimmte *)
 Mutter des jungen Herzogs, Anne Marie, die Tochter des Markgrafen Georgs
 von Brandenburg, Anspach, sich eine uneingeschränkte Gewalt anmaßen. Ihr Sohn,
 der junge Herzog, bekam eine äußerst schlechte Erziehung; man ließ ihn noch immer
 in der Gesellschaft der Hoffrauenzimmer; man verstattete ihm, seiner Nei-
 gung zum Trunke zu folgen. Seine Mutter führte dabey die Regierung mit sol-
 cher Sorglosigkeit, daß die Prälaten in ihren Versuchen, ihre ehemaligen Rechte und
 Vorzüge wieder zu erlangen, nicht ganz unglücklich seyn konnten †). Ganz andre
 Fürsten, als Herzog Ludwig, waren die damaligen Markgrafen von Baden. Der
 Markgraf Philibert von Baden-Baden gehörte unter die größten deutschen Helden
 dieses Zeitalters. Seinen landesantheil erbte sein Sohn Philipp II., der bey dem
 1569 Tode seines Vaters erst sein neuntes Jahr erreicht hatte. Die Vormundschaft über
 denselben übernahm hauptsächlich sein Oheim, der Herzog Albrecht V. von Bayern.
 Hierdurch glaubte sich der Markgraf Carl II. von Baden-Durlach, der nächste
 Agnat, gekränkt. Er suchte sein Vormundschaftsrecht bey dem Kammergerichte
 auszuführen; der Kaiser Maximilian II. endigte aber diesen Streit, indem er den
 1571 jungen Markgrafen Philipp, erst zwölf Jahre alt, für volljährig erklärte. Er über-
 nahm nunmehr die Regierung seines Landes selbst. Die catholische Erziehung, die
 ihm sein Oheim Herzog Albrecht gegeben hatte, bewirkte, daß er die catholische Re-
 ligion wieder in seinem Lande einführte, daß er denen, welche den protestantischen
 Glauben nicht verlassen wollten, ihre Aemter nahm. Uebrigens hat er das Wes-
 sen zu verbessern, und die bey demselben vorkommenden Mißbräuche durch besondre
 Forstordnungen abzustellen suchte †). Sein Watersbruder, Christoph II., welcher
 durch

v) Michaelis, II, 39 fgg.

†) Westenrieter, II, 507. und Anhang, S. XVIII.

a) Noch in ihrem fünfundvierzigsten Jahre verliebte sie sich in den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, der nur die Hälfte ihrer Jahr-

re hatte. Seine Verachtung ihrer Bärtlichkeit machte sie so bittsinnig, daß man sie bewachen mußte.

b) Michaelis (Hamberger) III, 375 fgg.

c) Hamberger am a. D. S. 107. 112.

durch die Theilung vom Jahre 1556 die luxemburgbadenschen Lande bekam, und die rodenacherse Linie stiftete, hatte mit widrigen Schicksalen, an welchen zum Theil der Stolz seiner Gemahlin, einer schwedischen Prinzessin, Schuld war, bis an seinen Tod zu kämpfen. Er hinterließ fünf Söhne, und unter andern den trefflichen Eduard Fortunatus, der bey dem Tode seines Vaters aber erst zehn Jahre alt war ¹⁾.

1575

10. In allen den bisher erwähnten deutschen Staaten waren die Linien des Hauses nicht vermehrt, und die Länder folglich auch nicht weiter zerstückelt worden. Desto stärker aber betraf dieses Schicksal das hessische Land. Philipp, eben so reich an Kindern als an herzhafsten Thaten, zeugte mit zwey Gemahlinnen achtzehn Kinder; zwölf Söhne und sechs Töchter. Allein seine zweite Gemahlin, Margaretha von der Saal, war aus einem Stande, der ihren Kindern Fürstenrechte versagte ²⁾. Von den fünf Söhnen der ersten Gemahlin Christine, einer Tochter Herzog Georgs von Sachsen, war einer sehr bald gestorben; bey Philipps Tode lebten also nur noch Wilhelm, Ludwig, Philipp und Georg. Unter dieser hatte er, vermöge seines letzten Willens, das Land getheilt; doch in sehr ungleichem Verhältniße. Der älteste, Wilhelm, bekam nemlich die ganze Hälfte des Landes, und zwar Niederhessen, ingleichen die Grafschaft Riegenbagn und die Herrschaft Itter; die übrige Hälfte wurde den drey jüngern Brüdern zu Theil, und von denselben erhielt Ludwig wieder die Hälfte, oder ein Viertel des Ganzen, welches Oberhessen und die Grafschaft Nidda ausmachte; in das letzte Viertel mußten sich aber die beyden jüngsten Brüder theilen, so daß Philipp die niedere, und Georg die obere Grafschaft Kasselnbogen bekam. Residenzstädte wurden nun Cassel, Marburg, Rheinfels und Darmstadt. Eine Folge dieser Landestheilung war das Oberappellationsgericht, welches die vier Brüder, gleich nach dem Tode ihres Vaters, errichteten. Sie schlossen auch im folgenden Jahre einen Erbvertrag, vermöge dessen sie die Erhaltung des guten Einverständnisses unter sich eifrig befördern, und vorzüglich darauf Rücksicht nehmen wollten, daß nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die künftigen Länder ihres Hauses beisammen bleiben, und daß, so lange ein geborner Fürst von Hessen vorhanden wäre, die Prinzessinnen und ihre Nachkommen von der Erbfolge ausgeschlossen seyn möchten ³⁾.

1567

1568

11. In Churfachsen herrschte noch immer der auf die Begebenheiten sei Churfürsten. In der Zeit so stark wirkende Churfürst August, unter dessen Regierung sein Land sich in dem blühendsten Zustande befand, und manche Erweiterung seines Umfanges und seiner Rechte erfuhr. Unter die letztern gehört die erneuerte Befestigung von der Obergerichtbarkeit des Reichskammergerichts ⁴⁾. Kaiser Maximilian I. hatte es von neuem bestätigt; demungeachtet suchte es das Kammergericht dem Hause Chur-

b) Hamburger, S. 109 — 111.

f) Obhe Geschichte des Hauses Hessen, S.

23. fsg.

e) Diese nannten sich daher auch nur: gebohren aus dem Hause Hessen, Grafen zu Diez und Herren zu Elberg und Biedebach. Die Grafen starben auch alle unvermählt.

g) Privilegium de non appellando. Ueber die Ausdehnung dieses Privilegiums hat Hr. Hofrath Spittler im götting. bist. Magazin, allerley Zweifel geäußert.

1559

1572

1573

1571

Ehursachsen streitig zu machen, und der damalige unruhige Graf Albrecht von Mansfeld benutzte dies, um den für ihn unangenehmen Ausprüchen der landesregierung zu Dresden und des Oberhofgerichtes zu leipzig auszuweichen. Das Kammergericht nahm auch seine Appellationen mit Vergnügen an, und verlangte vom Ehurhaufe Sachsen, die Vollziehung der gesprochenen Urtheile so lange zu unterlassen, bis es sein Nichtappellationsrecht gegen den Kläger würde erwiesen haben. Diesen Zubringlichkeiten des Kammergerichtes wünschte nun der Ehurfürst August aus immer vorzubeugen. Er ließ daher sein Vorrecht der Nichtappellation vom Kaiser Ferdinand I. erneuern; doch legte er auch zu Dresden ein eignes Oberappellationsgericht an. Seitdem hatte keiner seiner Unterthanen mehr Ursache, sich an die Reichsgerichte zu wenden. Der Vorwand hierzu wurde ihnen aber auch durch andre vortrefliche Einrichtungen, die Ehurfürst August in der Gerichtsverfassung seines Landes machte, benommen. Erstlich verfaß er dasselbe mit einem eignen Gesetzbuche, welches den vielen Mißbräuchen und Verwirrungen, zu welchen der herrschende Gebrauch des römischen und canonischen Rechtes Anlaß gab, Einhalt thun sollte. Es war der Rath seines gelehrten Ministers, des D. Cracau, der ihn hierzu bewog. Auf Antrieb desselben geschah es auch, daß er zu Weissen eine Gesetzkommision veranstaletete, die aus seinen vornehmsten Rätthen, und einigen Rechtsgelehrten von leipzig und Wittenberg bestand. Diese arbeiteten in Zeit von vier bis fünf Wochen einen Entwurf zu einem neuen Gesetzbuche aus, welcher der sächsischen Ritterchaft zur Durchsicht und Beurtheilung vorgelegt wurde. Dieser erste Entwurf war jedoch so unvollkommen und so unbrauchbar, daß er einer neuen Umarbeitung unvermeidlich bedurfte. Cracau übernahm sie ^{h)}, und so entstanden die Constitutionen, auf welche Ehurfürst August seine Gerichte verweisen ließ. Eben dieser thätige Fürst, dessen Andenken für Ehursachsen unvergesslich ist, gab auch der Staatsverfassung seines Landes eine ganz andre Gestalt, indem er außer dem Appellationsgericht, noch drey der vornehmsten Collegien, das Kammercollegium und das Geheimerrathscollodium, errichtete ⁱ⁾. Doch August erweiterte zugleich auch den Umfang des Landes, dem er eine bessere Verfassung gab. Hierzu benutzte er unter andern den Aufwand, den ihm die Belagerung der Stadt Gotha verursachte. Erstlich bekam er zur Entschädigung für denselben die vier assureirten Leimer; sodann wurden ihm von der hennebergischen Erbschaft, welche vermöge einer mit den Grafen von Henneberg errichteten Erbverbrüderung dem ertneinlichen Hause allein zufallen sollte, fünf Zwölftheile im voraus zugesichert ^{j)}. Er hatte diese Versicherung der besondern Gewogenheit, die Maximilian II. für ihn hegte, zu danken. Schon dessen Wahl zum römischen König war für ihn vortheilhaft, ins dem er bey dieser Gelegenheit die Anwartschaft auf das Fürstenthum Anhalt erhielt, die dem Hause Ehursachsen in der Folge bey jeder Reichsbelehnung erneuert und bestätigt worden ist. Dessen Rechte und Besizungen wurden auch unter Ehurfürst August durch das Absterben des letzten Burggrafen^{k)} von Weissens vermehrt. Die burg-

h) Und eben dieser Cracau war es, der, seiner Meinung zum Calvinismus, und anderer Beschuldigungen wegen, sich den Martern der Tortur unterwerfen mußte, die sein Verdienst

dem bis zur Marter erschütterten, und ihm dem Tod unter den elendesten Umständen zuführten.

i) Heinrichs sächs. Gesch. II, 174.

k) Müllers sächs. Annalen, S. 164.

burggräflichen Güter selbst hatte zwar schon Friedrich der Sanftmüthige an das churfürstliche Haus gebracht, und auch von denseligen Gütern, welche die Burggrafen von Meissen als Vögte von Plauen besaßen, hatte der Churfürst August die meisten schon einige Jahre vorher an sich gekauft; aber Chursachsen erbte jetzt doch noch die burggräfliche Reichsstandschaft nebst Titel und Wappen. Unter der Regierung Augusts wurde auch zum Besitze eines Theiles der Grafschaft Mansfeld der Weg gebahnt. Die Besizer derselben waren in so große Schulden gerathen, daß die Gläubiger anfangen Stücke derselben an sich zu reißen. Dies bewog die lehnsherrn, Chursachsen, Magdeburg und Halberstadt, die mansfeldischen Besitzungen in Sequestration zu nehmen. Durch einen Vergleich brachte Churfürst August auch den halberstädtischen lehnsantheil an sein Haus, so daß nunmehr Chursachsen und Magdeburg die einzigen lehnsherrn der Grafschaft Mansfeld blieben. Dieser Vertrag erhielt auch die kaiserliche Bestätigung. Da nun die gräflichen Schulden so groß waren, daß die mansfeldischen Einkünfte kaum zur Bestreitung der Sequestrationskosten hinreichten, so dauerte diese Sequestration so lange fort, bis in unsern Zeiten das mansfeldische Haus völlig ausgestorben ist. Den Besiz der Stifter Merseburg und Naumburg hat Churfürst August dem Hause Chursachsen gleichfalls versichert; denn nachdem sein Sohn Alexander, der bisherige Administrator von Merseburg und Naumburg, gestorben war, befiel er die ihm von demselben abgetretene Stifterregierung bis an sein Lebendige!).

1574

1565

12. Churfürst August regierte, als Vormund der Söhne des unglücklichen Herzog Johann Friedrichs, imgleichen des Herzog Johann Wilhelms, auch über deren land. Die drey Prinzen, Friedrich, Johann Casimir und Johann Ernst, waren, als ihr Vater in die Gefangenschaft geführt wurde, noch viel zu jung, als daß sie an dem, was ihr Vater that, hätten Theil nehmen können; demnach hatte der Kaiser den väterlichen landesantheil ihrem Watersbruder eingeräumt, und ihnen sogar die Mitbesorgung verpagt. Allein verschiedene ansehnliche Reichsfürsten, besonders Verwandte derselben, nahmen sich daher ihrer an; und ihre Vorstellungen auf dem speyerischen Reichstage vom Jahr 1570 bewirkten auch so viel, daß der Schluß gefaßt wurde, sie in die länd und in die Rechte ihres Waters wieder einzusetzen. Da bisher ihr Watersbruder Johann Wilhelm das väterliche land inne gehabt hatte, so wurden der Markgraf Friedrich von Brandenburg, und der landgraf Wilhelm von Hessen, nebst einigen kaiserlichen Räten, zu Commissarien ernannt, dieses Theilungsgeschäfte zur Richtigkeit zu bringen. Da der älteste Prinz Friedrich kurz vorher gestorben war, so fiel der sogenannte, coburgsche Theil an seine beiden noch übrigen Brüder; den weimarschen behielt der Herzog Johann Wilhelm. Jene standen nun noch vierzehn Jahre hindurch unter der Vormundschaft des Churfürsten August =). Johann Wilhelm wendete einen Theil der ansehnlichen Subsidien, die er aus Frankreich erhielt, zur Einlösung des an Würzburg wiederkauflich überlassenen Amtes Königsberg an. Weil er seinen Brudersöhnen einen beträchtlichen Theil des ernstnischen landes wieder herausgeben mußte, so ertheilte ihm Maximilian II. dagegen einen Preagnationszettel.

1572

1) Heinrich am a. D., S. 264 fgg.

m) Heinrich, *O.* 144. *Gef. Thüringens*, V, 93. fgg.

- 1572 digungsbrief, nach welchem er und seine Nachkommen, in der Erbfolge im Erzmarschallamte und der sächsischen Ehurwürde, wie auch in Hessen und Henneberg, den Erbinnen und Nachkommen seines ältern Bruders, Herzog Johann Friedrichs des Mittlern vorgehen, und also das Vorzugs- und Erstgeburtsrecht vor ihnen haben und behaupten solltenⁿ⁾. Sein frühzeitiger Tod war Ursache, daß seine Söhne 1573 Friedrich Wilhelm und Johann, von welchen der älteste noch nicht das erste Jahr erreicht hatte, gleichfalls unter die Vormundschaft des Churfürsten August gerieten. Der letzte Wille des Vaters hatte zwar den Pfalzgrafen Ludwig und den Herzog Albrecht von Mecklenburg zu Vormündern seiner Söhne ernannt; der Churfürst August eignete sie aber, als nächster Agnat, sich selbst zu^{o)}.

Aushalt. 13. Das Fürstenthum Anhalt, welches bisher so sehr zerstückelt gewesen war, wurde unter Maximilians II. Regierung wieder vereinigt. Joachim Ernst, ein Sohn des Fürsten Johannis II., beerbte nicht nur seine beiden Brüder, sondern auch seinen Vetter Wolfgang, der sich um das Gewerbe des bernburgischen Bezirks große Verdienste erworben hat, und brachte also das ganze anhaltische Land wieder zusammen. Es war jedoch mit solchen Schulden^{p)} überhäuft, daß er einen Theil desselben nach dem andern verpfändete, daß er seinen Untertanen neue Steuern auflegen mußte. Uebrigens gab eben dieser Fürst dem Justiz-, Kirchen-, Schul- und Polizeiwesen seines Landes eine andre Gestalt, indem er, vielleicht nach dem Beispiele seines Nachbarn, des Churfürsten August, eine neue Landesordnung herausgab, welche den Grund aller anhaltischen Geseze ausmacht, indem er die hohen Collegien anordnete. Er stiftete auch das academische Gymnasium zu Gerbst^{q)}.

- Brandenburg 14. In Churbrandenburg war der Churfürst Joachim II. schon vor fünf 1571 Jahren gestorben. Das Land erhielt unter seiner Regierung nicht sowohl Vergrößerungen, als Hoffnung zu Vergrößerungen. Maximilian II. erteilte ihm gleich 1564 bey'm Anfange seiner Regierung die Anwartschaft auf das braunschweigische Fürstenthum Grubenhagen, die in der Folge auf alle braunschweig-lüneburgischen Länder ausgedehnt wurde. Ungleich wichtiger für das Churbrandenburgische Haus war die Mitbelehnung auf Preußen, die Joachim II. auswirkte. Die Wichtigkeit derselben machte der damalige Zustand des brandenburgischen Hauses noch einleuchtender. Der alte Herzog Albrecht in Preußen hatte nur einen einzigen Sohn, und die französische Linie, welche bisher nur allein der Mitbelehnung sich erfreute, beruhete bloß auf dem Markgrafen Georg Friedrich, der bereits keine Erben zu versprechen schien. Der Churfürst mußte daher um so aufmerkamer darauf seyn, den Fall, daß Preußen von dem Hause Brandenburg wieder abkommen möchte, zu verhindern. Da der damalige König von Polen, Siegmund August, der Bruder seiner Gemahlin war, so kostete es ihm nicht gar viele Mühe, diese Mitbelehnung zur Richtigkeit zu bringen; doch geschah es nicht eher als nach dem Tode Herzog Albrechts, der den funfzehnjährigen Albrecht Friedrich zu seinem Nachfolger hinterließ. Der Minister, der dieses für Brandenburg so äußerst wichtige Geschäfte am meisten betrieb, war der

n) Müllers Annalen, S. 160.

p) Diese sollen siebenmalshundert und zwanzigtausend Thaler betragen haben.

o) Heinrich, S. 146 - 148.

q) Hamburger, S. 396 fgg.

der vortrefliche Cansler kamprecht Diffeimener. Joachim II. hatte mit zwey Gemahlinnen fünf Söhne und eben so viel Töchter erzeugt. Der älteste, Johann Georg, half Rudolfs II. Wahl zum römischen Könige befördern, und stand mit dem Kaiser überhaupt im freundschaftlichen Verhältnisse ¹⁾. In der fränkischen Linie des Hauses Brandenburg waren in diesem Zeitraume wichtige Veränderungen vorgefallen. Mit dem unruhigen Markgrafen Albrecht dem Jüngern starb seine Linie aus. Sein Weibersohn, Georg Friedrich, befand sich bey dessen Tode in großer Verlegenheit. Die fränkischen Länder hatten bey dem Kriege, den Albrecht führte, nicht nur sehr viel gelitten, sondern der Kaiser Ferdinand I. zog auch, wegen der Nichtserklärung, die Albrecht verwickelt hatte, die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Oppeln und Ratibor ein. Nun brachte es zwar der Churfürst von Brandenburg dahin, daß Georg Friedrich nicht nur seine eignen Länder, sondern auch Albrechts Besitzungen, die bisher in Sequestration gewesen waren, wieder zurückbekam; von den schlesischen Herzogthümern bekam er aber nur Jägerndorf wieder, und wegen seiner Ansprüche auf Oppeln und Ratibor wurde er auf das Fürstenthum Sagan verwiesen, welches in der Folge dennoch in andre Hände gerieth ¹⁾.

Braun-
schweig.
1568

15. Im braunschweigischen Hause war der Urheber so mancher Unruhen, Heinrich der Jüngere von Wolfenbüttel, bereits vor acht Jahren gestorben. So sehr sich der Vater durch seinen Eifer für die catholische Religion ausgezeichnet hatte, so sehr that sich der Sohn durch seine thätige Begünstigung des evangelischen Glaubens hervor. Herzog Julius war, seiner gebrechlichen Fäße wegen, von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt worden; er war auch bereits zum Bischof von Minden postuliert, und zum Bischof von Paderborn designirt. Dennoch äußerte er so viele Vorliebe für die protestantische Religion, daß sein hiesiger Vater, wie man sagt, den Entschluß faßte, ihn als einen Ketzer einmauern zu lassen, und Julius flüchtete daher zu seinem Schwager, dem Markgrafen Johann von Brandenburg nach Custrin, und lebte daselbst so lange in der Stille, bis sein Vater, als er seine beiden ältern Söhne verlohren hatte, sich kurz vor seinem Tode wieder mit ihm aussöhnte, und ihn zum künftigen Landeserben erklärte. Dies war nun der Fürst, der nebst dem Churfürsten August von Sachsen die Entstehung der Concordeenformel mit so vielem Eifer beförderte, der sich um das Zustiawesen seines Landes durch eine Hofgerichts- und Censurenordnung verdient machte, der die hohe Schule zu Helmstädt stiftete, der für beständigen baaren Selbstvorrath seiner Unterthanen sorgte ¹⁾. Sein Regierungseifer wurde aber auch durch einige schöne Erwerbungen belohnt. Erstlich fielen ihm nach dem Abgange der Grafen von Hoya und Bruchhausen verschiedene Aemter derselben zu; sodann verschaffte ihm sein Sohn, Heinrich Julius, postulierter Bischof zu Halberstadt, die Anwartschaft auf die Grafschaft Regenstein; endlich erbt er von seinem Vetter, Herzog Erich dem Jüngern,

1584

r) Buchholz, III, 404. 405. 419. 443.

s) Michaelis, I, 318 fgg.

t) Er ließ im Jahr 1576 die sogenannten Juliusdörfer: Thaler zum Werthe von zwey bis zehn Thaler schenken. Jeder seiner Unterthanen mußte seinem Range gemäß einen derselben

besitzen, und ihn alle Jahre der Obrigkeit seines Ortes vorweisen. Man hatte also auf diese Art immer einen baaren Reichthum, der sich bald in gangbare Münzsorten verwandeln ließ. Köpplers Münzbelastigungen, I, 393 fgg.

gern, die Fürstenthümer Strubenhagen und Calenberg; die Grafschaft Diepholz aber theilte er mit seinen Vettern von der jellischen Linie ^{u)}).

Meißenburg.

16. Unter den damaligen Herzogen von Meissenburg, welche seit dem rupsinischen Wachtpruch gemeinschaftlich regierten, war Johann Albrecht I. der einzige, der das Geschlecht fortpflanzte, und der sich durch seine Thaten am meisten auszeichnete. Mit der Stadt Rostock gerieth er sowol des Patronatsrechts, als der Bezahlung der fürstlichen Schulden wegen, in weilläufige Händel. Der Stadtrath zu Rostock hatte, ohne Einwilligung des Herzogs, zwei Prediger, die sich frechlich sehr ungebührlich gegen ihn aufgeführt hatten, ihres Amtes entsetzt; er wollte auch einen Professor der Theologie und Prediger, den der Herzog berief, nicht annehmen, und machte ihm folglich das Patronatsrecht streitig. Ja er verklagte sogar den Herzog beim Reichskammergerichte. Den Herzog verdroß dieses so sehr, daß er deswegen die Stadt zu einer Strafe von sechzigtausend Thalern verdammt. Sie wollte diese aber eben so wenig erlegen, als zur Bezahlung der fürstlichen Schulden achtzigtausend Gulden beitragen. Bei eben dieser Gelegenheit machte nun die Bürgererschaft die Entdeckung, daß ihre Vorsteher schlecht gewirthschaflet, und die Stadtcasse mit großen Schulden belastet hatten. Hierüber entstanden Unruhen, die zuletzt den Ausgang hatten, daß der Magistrat von der Aufsicht über den gemeinen Kasten ganz ausgeschlossen seyn sollte. Der Stadtrath, den man zu diesem Ver gleiche gezwungen hatte, wendete sich an den Kaiser, und bat sich den Herzog Johann Albrecht zum Commissarius aus. Johann Albrecht bekam auch hierauf vom Kaiser den Auftrag, nebst seinem Bruder Ulrich, die rostodischen Händel entweder durch friedliche Mittel, oder, wenn diese nicht helfen wollen, gerichtlich benutzelen, und die ungehorsamen zur verdienten Strafe zu ziehen. Der Herzog setzte nun einen Tag zum Verhör an, der aber nicht vor sich ging, weil indessen die Pest zu Rostock heftig zu wüthen anfing. Eben diese Ursache trieb auch die Vornehmsten aus der Stadt heraus, und diese benutzten die Gelegenheit, die Bürgerchaft dem Herzog von der verhasstesten Seite zu schildern. Johann Albrecht änderte daher auch seinen ersten Entschluß, friedliche Mittel zu versuchen; er wollte vielmehr, einer Verabredung mit dem Magistrat gemäß, mit bewaffneter Mannschaft in die Stadt einrücken. Er näherte sich derselben des Nachts mit seiner Reiterei. Nun fand er zwar, wie man ihm versprochen hatte, die Thore offen; weil er aber sein Fußvolk erst erwarten wollte, indem er sich in die mit Ketten gesperrten Gassen mit bloßer Reiterei nicht hineinwagte, so kam indessen der Tag herbei; die Bürger griffen zu den Waffen, und der Herzog mußte sich wieder zurückziehen. Einige Edelleute brachten es aber doch dahin, daß Johann Albrecht und die rostodischen Bürger einander näher kamen, und diese erlaubten nun jenem, mit sechshundert Reitern und einer Fahne Fußvolk in die Stadt zu ziehen. Er ließ aber, nachdem er alle Thore und Wälle besetzt hatte, noch eine Fahne Fußvolk einrücken. Jetzt wurden die vornehmsten Urheber der Empörung gegen den Magistrat theils hingerichtet, theils mit ansehnlichen Geldstrafen belegt. Sodann verlangte der Herzog Johann Albrecht von jedem Bürger den vierten Pfennig seines Vermögens. Die Bürgerchaft verstand sich endlich zu funfzigtausend Gulden, doch sollte sie der Herzog von allen weiteren Ansprü-

1565

u) Michaelis, I, 104 — 106.

Ansprüchen seines Bruders Ulrich bestreuen. Dieser drohete nemlich der Stadt mit seiner höchsten Ungnade, wenn sie seinem Bruder mehr als ihm einräumen würde; er klagte es auch dem Kaiser, daß ihn Johann Albrecht ganz von diesem Geschäfte ausgeschlossen habe. Der Kaiser gab dem Herzog Johann Albrecht sein Mißvergnügen darüber zu erkennen, daß er in dem niedersächsischen Kreise ohne des Kreisobersten Vorwissen Krieg angefangen habe. Zugleich forderte er die Städte des niedersächsischen Kreises auf, sich über die Begleitung dieser Sache zu berathschlagen. Diese veranstalteten deswegen einen Kreistag, und schickten hierauf Gesandten nach Rostock, um die Streitigkeiten beizulegen. Herzog Johann Albrecht zeigte sich nun auch zu einem Vergleiche geneigt; die Drohungen seines Bruders bewirkten aber, daß sich der Magistrat und die Bürgerschaft, die sich indeßn miteinander verglichen hatten, nicht allein mit ihm einlassen wollten. Johann Albrecht mußte daher seinen Bruder Ulrich an der Vollziehung des kaiserlichen Auftrags Antheil nehmen lassen. Beide machten nun zu einer Citabelle, welche die Rostocker in Furcht erhalten sollte, Anstalten, und überließen das übrige ihren Ministern. Diese wollten der Stadt einen Vergleich abzwängen, und als ihnen dieses nicht gelang, begab sich Herzog Ulrich selbst wieder nach Rostock, um die gewünschte Abßicht zu erreichen. Allein der Vergleich kam so wenig zur Nichtigkeit, daß sich die Rostocker über die neue Citabelle vielmehr beim Kaiser beklagten. Es kamen hierauf einige kaiserliche Commissarien nach Meßlenburg, welche die streitige Citabelle einigen meßlenburgischen Edelleuten als Sequestern anvertrauten. Der Vergleich selbst aber kam, nach manchen fruchtlosen Unterhandlungen, erst fünf Jahre hernach in Ordnung. Dies geschah in einer Zusammenkunft zu Güstrow. Die Herzoge versprachen die Stadt bey ihren Vorrechten und ihren Gütern zu schützen, und die Rostocker machten sich verbindlich, von dem Plaze der Citabelle, der ihnen eingeräumt wurde, eben die Abgabe zu bezahlen, die sie von ihren andern Besitzungen entrichteten. Eigentlich wurden durch diesen Vergleich die Rechte der Herzoge über die Stadt sehr wenig bestimmt; dem Herzog Johann Albrecht hatte aber das Gefühl von der Herannahung seines Todes nachgiebigere Gesinnungen eingeßößt. Es war damals der Geschmac der deutschen Fürsten, die Verichtsverfassung ihrer Länder zu verbessern. Dies beweist auch das Beyspiel der Herzoge von Meßlenburg. Sie versahen ihr land nicht nur mit einer neuen Policeyordnung, sondern auch mit einer neuen Hofgerichtsordnung, die sie vom Kaiser bestätigen ließen. Letzter erteilte zugleich ihrem Hofgerichte das Nichtappellationsrecht bis auf dreyshundert rheinische Gulden. Eben diese Herzoge gaben auch der geistlichen Verfassung ihres Landes eine neue Gestalt. Sie theilten ihren Kirchenstaat in sechs Superintendenturen, und errichteten ein Consistorium. Dennoch glaubten die landstände zur Unzufriedenheit mit ihrer Regierung Ursache zu haben. Die Herzoge thaten nemlich manches, ohne sich um ihre Einwilligung zu bekümmern. Sie zogen unter andern alle Klostergüter zu ihrer Kammer. Die Herzoge stellten einige von ihren Bescherwerden ab, und diese bezahlten hierauf viermalhunderttausend Gulden für dieselben. Herzog Johann Albrecht hat übrigens noch das Verdienst um Meßlenburg, daß er das Erstgeburtsrecht in seiner Familie einfühete. Seinen jüngsten Sohn Siegmund August fand er mit drey Aemtern ab; alles übrige land, verbunden

1566

1568

1573

ft. 1575

mit der landeshoheit und Regierung, bestimmte er seinem ältesten Sohne Johann *).

Hollstein.

1566

1570

17. Wenn die Stadt Rostock sich der Oberherrschaft der Herzoge von Mecklenburg zu entziehen suchte, so hatte sie darin das Veyrspiel andrer Städte, und besonders der Stadt Hamburg, vor sich. Die letzte behauptete auf die Reichsunmittelbarkeit ein gegründetes Recht zu haben, und leugnete daher, der landeshoheit der Herzoge von Hollstein jemals unterworfen gewesen zu seyn. Die drey Veyerscher Hollsteins, der König Friedrich und die beiden Herzoge, hatten von der Stadt Hamburg, über welche sie die landeshoheit zu haben glaubten, die vor kurzem bewilligte Reichsstärkenhilfe und Steuer eingefordert. Sie hatten ihr auch unter ernstlichen Drohungen die Huldigung zugemuthet, und ihr deswegen eine Frist angesetzt. Weil aber dieser Streit bereits beym Kammergerichte angebracht war, so war der Reichsfiscal beym Kaiser mit der Bitte eingekommen, daß während dem Proceß allem weitern Verfahren der Herzoge Einhalt gethan werden möchte. Der Kaiser willfahrte auch dieser Bitte, und ließ ein zu Speyer ausgefertigtes Verbot ergehen, worin den drey hollsteinischen landesherrn alles weitere Verfahren gegen Hamburg, während der beym Kammergerichte anhängigen Rechtsache, bey Strafe von fünfzig Mark löbigen Goldes, untersagt, und alles, was bisher darüber geschehen war, vernichtet, den Hamburgern aber zugleich der Gehorsam gegen die Anforderungen der Fürsten, bey eben so hoher Strafe, befohlen wurde. Weil die Hamburger aber nicht gehorchten, so legten die hollsteinischen Fürsten den ganzen Streit der Reichsversammlung zu Speyer vorlegen. Vergeblich stellten ihre Abgesandten vor, daß Carl IV. die Stadt Hamburg zum Gehorsam gegen die Grafen von Hollstein angewiesen habe; daß die Hamburger den Königen aus dem oldenburgischen Hause von Christian I. an gehuldigt, und von denselben die Bestätigung ihrer Vorrechte erhalten hätten; daß Hollsteins Wappen, das Nesselblatt, in ihrem Stadtsiegel, an dem Rathhause, auf Münzen und an den Thoren anzutreffen sey; daß die Hamburger, als Glieder des Herzogthums, auf hollsteinischen landtagen erschienen wären; daß sie sich der Anforderungen des Kammergerichts wegen der Reichssteuern eben deswegen entzogen hätten, weil sie sich den Herzogen von Hollstein für unmittelbar unterwürfig hielten; nach einer langen weiltläufigen Verhandlung wurde weiter nichts beschloffen, als daß die hamburgische Sache in ihrem gegenwärtigen Zustande, und also beym Kammergerichte, bleiben sollte. Doch die Stadt Hamburg wollte nicht nur die landeshoheit der Veyerscher Hollsteins nicht anerkennen, sie wagte es auch, so wie sie es schon seit einiger Zeit gethan hatte, den freyen Kornhandel der Hollsteiner einzuschränken, und durch ihre Wachschiffe oder Auslieger Getreideschiffe, die nach Hollstein gehen wollten, wegzunehmen. Die Herzoge erwiederten die Gewalt; man verglich sich, aber die Hamburger wollten ihr angemaßtes Recht, den Kornhandel auf dem Elbstrom einzuschränken, durchaus nicht aufgeben; sie wollten es zu beiden Seiten der Elbe, von dem Ufer an der Stadt an, bis auf achtzehn Meilen ausgedehnt wissen. Der König von Dänemark ließ aber auf dreyßig Schiffe der Hamburger sechs Jahre hindurch in seinen Häfen anhalten *).

18. Wenn

*) Michaelis, II, 361. — 372.

*) Christiani, II, 430. 444.

18. Wenn die Beherrscher Hollsteins in ihren Versuchen, die Stadt Hamburg zur Anerkennung ihrer landeshoheit zu zwingen, nicht glücklich waren, so wurden sie dafür durch die Unterjochung der Dithmarschen entschädigt. König Christians III. Sohn und Nachfolger, Friedrich II., und seine beide Vettern, die Herzoge Johann der Ältere und Adolf, beschloßen diese Unterjochung mit allem Ernst zu betreiben. Der kriegerische Adolf hatte die Schmach, die sein Vater und Oheim durch die Niederlage in Dithmarschen erlitten hatten, schon lange zu ahnden gewünscht; aber sein Bruder, der König Christian III., dem sein Alter friedfertigeres Betragen einflößte, wollte das den Dithmarschern gegebene Versprechen des Friedens und der Freiheit auch ferner halten. Herzog Adolf hatte indessen dafür gesorgt, daß Carl V. die hollsteinische Beilehnung namentlich auch auf Dithmarschen, als ein dem Herzogthum Hollstein einverleibtes Land, erstreckte. Die Dithmarscher waren freylich so unvorsichtig, durch Schmähreden und Verleumdungen, und durch Bedrückungen seiner Unterthanen, ihn immer mehr zu reizen. Kaum hatte er also von dem Tode Christians III. Nachricht bekommen, als er zum Angriffe der Dithmarscher sogleich Anstalten machte. Er versah sich ganz in der Stille mit Mannschaft, theils um durch einen Ueberfall der Dithmarscher seine Absicht desto eher zu erreichen, theils die Ehre und den Gewinn der Unternehmung für sich zu behalten. Einige Zeit hindurch glaubte man, daß er dem König von Spanien, Philipp II. gegen die Franzosen zu Hilfe ziehen wolle; allein der Friede zu Chateau Cambresis mußte die Fortdauer seiner Zureistungen bald verächtlich machen. Der König Friedrich II. wurde indessen bald mit ihm einig, die Unternehmung gegen die Dithmarscher mit gemeinschaftlichen Kräften zu wagen. Die genaue Verabredung wurde in einer Zusammenkunft aller drey landesherrn getroffen. Man beschloß, dem Herzog Adolf seinen schon gemachten Kriegsaufwand zu vergüten, und alle fernere Kriegskosten gemeinschaftlich zu bestreiten; das bezwungene Dithmarschen sollte in drey Theile abgetheilt, und der Theil eines jeden durch das Loos bestimmt werden. Die vorsechzig Jahren erlittene Niederlage lehrte alle mögliche Vorsicht zu brauchen. Man besetzte die Ufer der Elbe und der Eider, um die Dithmarscher von allen Seiten einzuschließen. Der König Friedrich bot den sächsischen und jütischen Adel auf, seine Reiterei in Bereitschaft zu halten, daß sie auf den ersten Wink herbeieilen könnten. Man versah der Nachbarn wegen, denen man nicht traute, alle hollsteinische Städte mit guten Besatzungen und mit hinlänglichem Geschütz. Der Graf von Oldenburg mußte mit dreizehn bis fünfzehn Fähnen über die Elbe gehen. Jeder von den drey landesherrn übernahm es, sechs Feldstücke und zwey Stücke großes Geschütz, nebst acht großen Wagen, mit sich zu führen. Man nahm auf tausend Schanzgräber in Dienst, und schaffte viele Schiffbrücken an. Das ganze Heer, mit welchem man in Dithmarschen einrückte, bestand aus viertausend Reitern und fünfzig Fähnen Fußvolk, und es wurde zusammen auf zwanzigtausend Mann geschätzt. Waddorf wurde mit Sturm erobert. In der ersten Wuth machten die Kriegerleute im Städtchen und in dessen Bezirk alles nieder; Straßen und Häuser waren mit Blut und Leichen angefüllt; selbst die Weiber wurden nicht gespart; aber sie hatten, unter die Männer gemischt, auch Männerthaten verrichtet. Von den Dithmarschern wurden etwa vierhundert getödtet; von der Mannschaft des Königs

Die hollst.
Fürsten er-
obern Dith-
marschen.

1559 im Jan.

im April

im May

und der Herzoge fielen nur hundert. Diejenigen Dithmarscher, welche bey dem Einbruche der Reiteren sich auf der andern Seite der Stadt in die Flucht begeben hatten, und neun Fahnen nebst zwanzig Stück groben Geschüßes mit sich führten, stießen nun gerade auf den Grafen von Oldenburg, und es wurden wieder dreyhundert von ihnen niedergeböhau. Dieses Schicksal hatten noch mehrere Dithmarscher, welche den eindringenden Siegern jeden Schritt erschwerten; unter ihnen hatten Streichen viel mancher edle und tapfere Krieger des vereinigten Heeres, und selbst der Herzog Adolf wurde bey dem Kampfe mit ihnen schwer verwundet. An Einem am 13. Jun. Tage wurden, in einem dreystachen Gefechte, auf dreystausend Dithmarscher umgebracht. Von den Dänen und Hollsteinern fielen nicht mehr als dreyhundert. Letztere hatten nunmehr das ganze Land bis auf die sogenannte Marsch erobert. Hierher rückten alle Dithmarscher, die bisher entkommen waren; ein Haufe von viertausend Mann, der seine Freiheit noch theuer verkaufen wollte. Schon sannnen die Anführer der Vereinigten auf die Ausführung dieser gefährvollen Unternehmung, als einige Abordnete der Dithmarscher ihnen ihre Unterwerfung ankündigten. Diese wurde angenommen; die Dithmarscher lieferten nun alle ihre Waffen und Urkunden aus. Ihre Oberhäupter leisteten den verlangten Gussfall und die Huldigung, und in Zeit von einem Monate war die ganze Eroberung Dithmarschens vollendet. So hatten König Friedrich II. und die Herzoge Johann und Adolf die Niederlage ihrer Vorfahren vollkommen gerächt. Sie behandelten aber auch die Unternehmung mit ungleich mehr Vorsicht und Klugheit. Die Dithmarscher überließen sich hingegen ihrem muthigen Freiheitsgefühl gar zu sehr. Es fehlte ihnen dabey ein Heerführer von Ansehen und Einsicht, der ihre Vertheidigung mit größerer Weisheit lenkte. Hätten sie sich im ganzen Lande nicht zu sehr zerstreut; hätten sie die vornehmsten Plätze mit hinlänglicher Mannschaft besetzt; hätten sie sich nicht zu kühn gegen die Reiter ins offne Feld gewagt, so würden sie dem Könige und den Herzogen ihre Ueberwältigung gewiß sehr erschwert haben. Letztere theilten nun ihr Land in drey Theile. Ihr mit den Dithmarschern geschlossener Unterwerfungsvergleich wurde auch vom Kaiser Ferdinand I. bestätigt ¹⁾. An diesem Zuwachs, den das hollsteinische Land erhielt, war nun Herzog Adolf hauptsächlich Ursache. Dieser erwarb sich, jedoch in Verbindung mit seinem Bruder, dem Herzog Johann, auch noch andre Verdienste um sein Haus. Schon auf dem Reichstage vom Jahre 1566 hatten beide um die lehnsanwartschaft auf die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst nachgesucht; sie erhielten sie aber erst auf dem speyerschen Reichstage vom Jahre 1570. Auf eben demselben ertheilte ihnen der Kaiser ein eingeschränktes Recht der Nichtappellation. Die beiden Herzoge und der König versahen auch ihre Unterthanen mit einer Gerichtsordnung, welche noch jetzt einen Haupttheil der hollsteinischen Gesetzverfassung ausmacht ²⁾.

1560

1573

r) Christiani, Th. II, S. 298. 399.

9) Christiani, S. 436. 443.

Sechster Abschnitt.

Die östreichischen Erbländer verlieren die freye Ausübung der evangelischen Religion.

I.

Rudolf II., der Nachfolger Maximilians II., war seinem vortrefflichen Vater aufrichtig unähnlich. So eifrig sich dieser der Regierungsgeschäfte annahm, und so unerschrocken er sich in Ansehung der Religion bewies, so sehr vernachlässigte jener die Pflichten, die ihm als Regenten oblagen, so streng verfuhr er mit denen, welche sich nicht zur catholischen Religion bekennen. Hieran war denn hauptsächlich seine Erziehung Schuld; man hatte ihn theils zu bigot, theils zu gelehrt erzogen. Die ausgebreiteten Kenntnisse, die man ihm beizubringen gesucht hatte, und deren Erwerbung ihm seine natürliche Fähigkeiten erleichterten, lehrten ihn das Vergnügen chemischer und mechanischer Arbeiten, lehrten ihn den Reiz astronomischer Beobachtung so anziehend finden, daß sie ihn von den ernsthaften Beschäften der Staatsverwaltung immer mehr entfernten. Seine Minister und die hiesigen jesuitischen Rathgeber, die der spanische Hof ihm zugesellte, konnten jetzt ihre strengen und unerbittlichen Anschläge desto leichter ausführen. Die Ausführung derselben begünstigten aber auch die widrigen Gesinnungen, die man ihm während seiner Jugend, als er sich in Spanien aufhielt, gegen die evangelische Religion eingeßößt hatte. Schon beim Leben seines Vaters soll er sich wegen einer gewaltsamen Behandlung, die er einer evangelischen Kirche zugebracht hatte, eine unangenehme Begegnung desselben zugezogen haben. Für den unangenehmen Zwang, den er sich damals mußte gefallen lassen, hielt er sich, nachdem er die Regierung selbst angetreten hatte, trefflich schadlos. Seine evangelischen Unterthanen merkten es bald genug, daß er gegen sie sehr ungünstig gefinnt war. Aeußerlich stellte er sich zwar, so wie gegen alle, also auch gegen sie, freundlich und gnädig an; allein es mußte schon ihren Verdacht erregen, als die kaiserlichen Räte von ihren Glaubensgenossen nicht mehr so öfters wie ehemals bey Hofe zu Rathe gezogen wurden, sondern der Kaiser meistens mit catholischen Räten umgeben war; als der Kaiser anfang, einige Bedienten, die nicht catholisch waren, abzudanken; als die Catholiken, welchen der Kaiser sein größtes Zutrauen schenkte, ihre feindseligen Gesinnungen gegen die Evangelischen laut zu äußern gar kein Bedenken trugen. Freylich hatte die Ausbreitung der evangelischen Religion in Wien so glücklichen Fortgang, daß sie bey den eifrigen Catholiken ängstliche Besorgnis erregen mußte. Die niederösterreichischen Stände von den Herren und der Ritterschaft hatten von Maximilian II. die Erlaubnis ausgewirkt, für ihre Personen und Hausgenossen zu Wien beständige Prediger zu halten, und den Gottesdienst nach evangelischen Grundsätzen verrichten zu lassen. Sie stellten hierauf zwey ordentliche Prediger an, die in dem landhause zu Wien die evangelische Religionsübung ungehindert trieben. Zu dieser Gemeinde wendeten sich nun alle evangelische Bürger und Einwohner Wiens; sie empfingen hier das h. Abendmahl; sie ließen daselbst ihre Kinder taufen; sie ließen sich von den Geistlichen derselben

R. Rudolf II.
unterst. den
Wienern den
evangelischen
Gottesdienst.

1577

selben copuliren und begraben. Die evangelische Gemeinde in Wien wuchs hierdurch so sehr, daß sie bald den dritten Theillichen nöthig hatte. M. Josua Opitz, der erste unter denselben, predigte mit solchem Erfolge, daß er öfters über achttausend Zuhörer, daß er manche Mitglieder des kaiserlichen Hofstaates, daß er viele der vornehmsten und würdigsten Männer herbeizog. Seine Klugheit aber war weniger groß, als seine Beredsamkeit; er erlaubte sich gegen die catholische Religion, und besonders gegen die Geistlichen derselben, die heftigsten Ausfälle. Unter andern reizte er ihren Zorn durch eine Predigt über den ehelosen Stand so unvorsichtig, daß er ihnen den scheinbarsten Vorwand gab, ihn für einen Schreyer, der durch seine Predigten leicht Aufruhr veranlassen könnte, auszugeben. Da er auch überdies ein Flacianer war, so benutzten die catholischen Geistlichen diese Gelegenheit, ihn dem kaiserlichen Hofe als den ärgsten Feind zu schildern. Opitz wurde aber demungeachtet noch immer bey der ruhigen Verwaltung seines Lehramtes gelassen, und der kaiserliche Hof benahm sich gegen die Evangelischen auf eine Art, die ihm keine offenbare Beschuldigungen von Ungerechtigkeit zuziehen konnte. Der evangelische Gottesdienst war eigentlich nur in dem landshausischen Hause, aber nicht in den Privathäusern zu Wien verstatet. Man glaubte sich daher von Seiten des kaiserlichen Hofes berechtigt, den evangelischen Predigern alle priesterliche Handlungen außer dem landshausischen zu untersagen, und der Erzherzog Ernst, der in Abwesenheit seines Bruders, des Kaisers, der sich nach Prag begeben hatte, dessen Statthalter in Oesterreich vorstellte, untersagte es sowohl der Bürgerschaft, als den sämtlichen Mitgliedern der Universität ausdrücklich, sich des Amtes der evangelischen Prediger in ihren Häusern, oder bey andern Gelegenheiten, zu bedienen.

Die evangel.
Geistlichen
und Schullehr-
rer werden
aus Wien ver-
bannt.

1578

2. Die Bemühungen der Catholiken, die evangelische Religion zu unterdrücken, mußte die Verehrer derselben natürlich aufmuntern, die Behauptung ihrer Religionsfreiheit und Kirchenrechte aus allen Kräften zu befördern. Noch hatten die sämtlichen östreichischen Stände die Erbschuldigung nicht geleistet; die evangelischen Mitglieder derselben bemüheten sich also noch vorher, eine Versicherung ihrer Religionsfreiheit zu bekommen, und sie überwandten endlich auch die Schwierigkeiten, die sich ihnen dabey entgegenstellten. Die Freude, die sie darüber empfanden, war jedoch von kurzer Dauer. Bald ereigneten sich Vorfälle, aus welchen die Evangelischen die geringe Ausdehnung ihrer Religionsfreiheit mit aller Zuverlässigkeit schließen konnten. Die Universität wählte, durch die Mehrheit der Stimmen, den D. Johann Schwarzenaller, einen berühmten Rechtsgelehrten, zu ihrem Rector; weil er aber ein eifriger Lutheraner war, wollte die theologische Facultät seine Wahl durchaus nicht für gültig erkennen. Sie gründete ihren Widerspruch auf eine ältere Verordnung vom Kaiser Maximilian II., aus einer neuere von dem Erzherzog Ernst, vermöge deren keiner, der den römisch-catholischen Gelehrten und Umgängen benachbarten sich weigerte, zum Rector gewählt werden sollte. Ihre Gründe fanden auch, aller Gegenbemühungen der evangelischen Mitglieder der Universität ungeachtet, bey dem Kaiser so viel Gehör, daß er die vorige Verordnung durch eine neue bestätigte, und das Rectorat dem vorigen catholischen Rector auftrug. Dies war jedoch nur ein Vorspiel des harten Schicksals, welches die evangelischen Wiener nicht lange hernach erfuhren. Die Religionsdeputirten

im May

der

der östreichischen Stände wurden nach Hof beschieden, wo man ihnen, im Namen des Kaisers, sowohl schriftlich als mündlich sagte, daß der Kaiser mit dem Betragen der evangelischen Prediger unzufrieden sey, und daß er den Bürgern und Einwohnern Wiens nicht ferner erlauben könne, an dem Gottesdienste der Stände in dem landhause in so großer Anzahl Theil zu nehmen, oder sich der Prediger derselben in Privathäusern zu begeben. Der Kaiser bestand auch darauf, daß nicht nur die deputirten Herren und landedelleute, sondern auch die drey Prediger im landschaftshause, nebst dem lehrer an der neuen Schule, vor ihm erscheinen, und ihr Urtheil anhören sollten. Sie gehorchten, und erfuhren, daß der Kaiser nicht gesonnen sey, einen Prediger, der sich nicht zu seinem Glauben bekannte, ferner in Wien zu dulden. Eine schriftliche Resolution, die ihnen zu gleicher Zeit zugestellt wurde, kündigte ihnen nun die Einschränkungen an, die sie sich bey der Ausübung ihrer Religion künftig sollten gefallen lassen. Man verbot ihnen, ihren Gottesdienst wie bisher im landschaftshause zu halten, und erlaubte ihnen denselben, und zwar nicht länger als bis zum nächsten landtage, blos in dem Schulhause, das sie erst neulich aufgebaut hatten. Hier sollten sie auch nicht zur großen Pforte, sondern nur zu einer kleinen Thür hineingehen, und der ganze Ort sollte (also so wie ein Judenquartier) mit einer Mauer eingeschlossen werden. Die neuangelegte Schule wurde gänzlich aufgehoben, und an dem Gottesdienst sollte durchaus niemand, als die Stände und die übrigen, Antheil haben. Die Stände glaubten sich durch diese strenge Verordnung äußerst gekränkt. Sie gaben den in Maximilians U. Religionsversicherung befindlichen Worten „daß sie sich in allen ihren Schülfern, Häusern und Gütern der U. E. frey gebrauchen möchten,“ die Auslegung, daß sie auch in den Häusern, die sie in kaiserlichen Städten und Marktstellen besäßen, evangelischen Gottesdienst zu halten berechtigt wären, und daß sie dieses folglich nicht nur in ihrem landschaftshause, sondern auch in ihren andern Privathäusern zu Wien thun könnten. Allein der Kaiser wendete dagegen ein, daß jener Bewilligung die Worte: „auf dem lande und außer unsern (den kaiserlichen) Städten und Märkten,“ ausdrücklich beygefügt wären. Da nun die Stände einsahen, daß alle ihre schriftliche Vorstellungen des Kaisers Sinnesänderung nicht zu bewirken vermöchten, so boten sie, daß einige von ihren Gliedern mit den kaiserlichen Ministern in eine mündliche Verhandlung sich einlassen dürften. Da sie aber die Einschränkung, alle Personen, die nicht zu den übrigen gehörten, von ihrem Gottesdienste auszuscheiden, durchaus sich nicht wollten gefallen lassen, so wurde endlich der Kaiser zu dem Entschlusse bewogen, die evangelische Religionsübung und das Schulwesen zu Wien völlig aufzuheben. Noch an eben dem Tage bekamen auch die drey Prediger und der Schulkrector derselben, vermittelst eines scharfen Decrets, ihre Entlassung. Sie sollten nemlich, noch vor Sonnenuntergang, nebst allen ihren Angehörigen, aus der Stadt Wien, und, in Zeit von vierzehn Tagen, aus allen kaiserlichen Königreichen und Erblanden sich entfernen, und bey Vermeidung ernstlicher Strafe dieselben niemals wieder betreten. Vergeblich fleheten sie um die Verstärkung einigen Aufschubs; man nöthigte sie, noch am Abende eben desselben Tages den Wandersack zu ergreifen, und hiermit erreichte die Religionsfreyheit der evangelischen Wiener, nachdem sie nicht länger als vier Jahre gedauert hatte, ihr Ende. Ueber

Allgem. Weltk. 56. Th.

11

Drigen

im Jun.

am 21sten

Opfen war der Kaiser so aufgebracht, daß er ihn durchaus nicht mehr in seinem Lande dulden wollte; seine beiden Amtsbrüder durften aber doch wieder bey evangelischen Kirchen im Oestreichischen angestellt werden. Die Zahl der letztern verminderte sich aber gar sehr, da die Catholiken unaufhörlich daran arbeiteten, die in den erzhertzoglichen Landstädten und Marktstellen Unterösterreichs überall angestellten lutherschen Prediger fortzuschaffen, und dagegen den catholischen Gottesdienst wieder einzuführen. Unter der Regierung des duldsamen Maximilians II. hatte an jenen Orten die evangelische Religion sich dergestalt ausgebreitet, daß fast der ganze Rath und die ganze Bürgerschaft sich zu derselben bekennen; jezt ließ aber Erzhertzog Ernst, des Kaisers Statthalter, ein allgemeines Reformationsdecret ausgehen, worin allen Einwohnern der erzhertzoglichen Landstädte und Marktstellen, die Einstellung des evangelischen Gottesdienstes, und die Fortschaffung der lutherschen Prediger bey harter Strafe anbefohlen wurde. Um die Beobachtung dieser Verordnung desto mehr zu erzwingen, wurde bald darauf noch die Einrichtung gemacht, daß alle Bürgermeister und Stadtschreiber, welche künftighin in den landesfürstlichen Städten und Flecken nöthig wären, dem landesfürsten und dessen nachgesetzter Obrigkeit vorgestellt werden sollten, damit man ihrer römischcatholischen Gesinnungen sich vorher versichern könnte. Alle uncatholische Bürger und Einwohner dieser Oerter erhielten auch von neuem den Befehl, entweder sich wieder zur römischcatholischen Kirche zu wenden, oder in einer bestimmten Zeit die kaiserlichen Erlässe der zu verlassen.

Die Immer
österreich ver-
lieren ihre Re-
ligionsfrei-
heit.

3. So ernstlich nun die östreichischen Catholiken ihre Anstalten zu Gegenreformationen machten, so wenig war doch an allen Orten der Erfolg derselben ihren Wünschen angemessen. Die Evangelischen bemüheten sich vielmehr aus allen Kräften, sich bey der ihnen von Maximilian II. verstatteten Religionsfreiheit zu behaupten. So wollten die evangelischen Stände Oberösterreichs den öffentlichen Gottesdienst in dem landchaftshause zu Linz, den sie mit Maximilians Erlaubniß gehalten hatten, durchaus nicht einstellen. Sie sahen daher den feierlichen Schluß, dem auf kaiserlichen Befehl wieder angestellten catholischen Priester seine Einkünfte zu lassen, ihre öffentliche Religionsübung aber dabey unerschrocken fortzusetzen. Die evangelischen Landstände der innerösterreichischen Erbländer wollten dem Erzhertzog Carl nicht eher zur Bezahlung seiner Schulden behülflich seyn, auch ihm nicht eher gegen die Lürten beystehen, als bis er ihre freye Religionsübung würde bestätigt haben. Man räumte sie ihnen endlich auch in ihren eigenthümlichen Städten ein; doch machte man dabey die Bedingung, daß sie dagegen die Catholiken bey der Ausübung ihrer uralten Religion und ihrer wohlhergebrachten Rechte nicht kränken möchten. Die Ausdehnung dieser Bewilligung auf ihre Erben und Nachkommen wurde ihnen auch geradezu abgeschlagen. Die evangelischen Oberöstreicher ließen sich dadurch aber doch nicht hindern, auf ihren Gütern, nahe bey den landesfürstlichen Städten und Flecken, wo ihnen die freye Religionsübung untersagt war, neue Kirchen zu bauen, um nicht nur ihre Glaubensgenossen bey ihrer Religion zu erhalten, sondern auch catholische Bürger zur Annahme derselben zu verleiten. Die Landstände schlossen auch, gegen des Erzhertzogs Befehl, die Catholiken von den landchaftlichen Bedienstungen aus, ungeachtet der geistliche Stand und die catholischen Landstände den größten

größten Theil zu den Steuern bestrugen ¹⁾. Die auf die Evangelischen schon ohne dies eifersüchtigen Catholiken bekamen hierdurch einen immer stärkern Vorwand, ihren Bemühungen entgegenzuarbeiten. Der päpstliche Nuncius und die Jesuiten ruhten nicht eher, als bis der Erzherzog Carl auf einem in Steiermark gehaltenen landtage die Religionsfreiheit der lutheraner durch eine scharfe Verordnung einschränkte. Dringend, ja auf den Knien liegend, stellten nun die landstände dem Erzherzog die Gründe vor, die sie zur Ausübung der bisher genossenen Religionsfreiheit berechtigten, baten sie ihn, ihnen dieselbe auch fernerhin angeheiß zu lassen. Er ließ sich dadurch auch wirklich bewegen, die harte Religionsverordnung gänzlich wieder aufzuheben, und ihnen die Fortdauer ihrer ehemaligen Gewissensfreiheit auf sein Wort zu versichern. Allein der Nuncius und die Jesuiten überhäuften den Erzherzog so lange mit Vorstellungen, bis er ihnen abermals Gehör gab. Um nicht das Ansehen zu haben, als wenn er seinem Versprechen entgegenhandelte, fing er seine Religionsbedrückungen von einer Seite an, wo er einiges Recht zu haben schien. Er untersagte es nemlich den Bürgern zu Grätz, die Kirchen der landstände zu besuchen. Freylich schaffte man einige Prediger und Schulmeister der A. E. auch aus solchen Städten und Flecken, wo sie schon Kaiser Ferdinand I. gebildet hatte; man versagte auch wol denen, die sich zur A. E. bekannten, das Begräbniß. Alle Vorstellungen der landstände waren jetzt vergeblich; der Erzherzog erklärte, daß er von seiner gegebenen Resolution durchaus nicht abgehen würde. Die landstände stellten hierauf dem Kaiser ihre Noth vor; da sich aber auch dieser derselben nicht annahm, so wendeten sie sich an Rudolfs II. erste Reichsversammlung, die in diesem Jahre zu Augsburg gehalten wurde. Sie ließen durch einige Abgeordnete, die sie dahin schickten, die evangelischen Fürsten und Reichsstände um ihre Vermittlung bey ihrem landesherrn, dem Erzherzog Carl, bitten. Die Minister und Gesandten derselben fanden auch ihre Bitte so billig, daß sie im Namen ihrer Herren ein Intercessions schreiben an den Erzherzog abgehen ließen; die Bescheidenheit des Nuncius und der Jesuiten war jedoch hinreichend für den Erzherzog Carl, als alle Gründe, welche seine evangelische Unterthanen anführten ²⁾.

4. Das Schicksal der letztern, vergebliche Vorstellungen zu thun, hatten auch die evangelischen Bewoohner des eigentlichen Oestreichs, wo Erzherzog Ernst den Statthalter vorstellte. Ihr Bittschreiben, das sie ihm wegen der Wiederherstellung ihrer vorigen Religionsverfassung überreicht hatten, wurde mit stolzer Hartnäckigkeit von ihm empfangen. Er machte ihnen bey der Gelegenheit Vorwürfe, die sie, wie wir oben gehört haben, einigermaßen verdient hatten. Zuletzt drohete er ihnen in dem Falle, daß sie sich zu der jetzigen Gegenreformation nicht bequemen würden, mit dem Verluste aller ihnen ehemals erteilten Freyheiten. Er nahm es auch sehr ungnädig auf, als die evangelischen Bürger Wiens und einiger andern Städte Oestreichs mit einer neuen Bittschrift sich an ihn wendeten. Auch war es ganz vergeblich, daß sich über hundert Personen von den vornehmsten Evangelischen in Wien ganz unvermuthet an den Hof begaben, und die dringendsten Vorstellungen mit einem Fußfalle überreichten. Ihre unerwartete Erscheinung hatte vielmehr die Folge, daß ihnen alle heimlichen und öffentlichen Zusammenkünfte, Unterredun-

1580

1582

Es ist das Schicksal haben die eigentlichen Oestreich.

1579

1) Häberlin, X, 559 — 578.

2) Häberlin, X, 336 — 394.

gen und Verhandlungen, die ihnen der oberste Stadtmagistrat nicht erlaubte, verboten wurden. Man gab ihnen zugleich alle ihre Bittschriften wieder zurück. Hier auf suchten die evangelischen Mitglieder der Landstände von den Herren und von der Ritterschaft um eine mündliche Verhandlung der Religionsache an; der Kaiser antwortete ihnen aber, Er habe ein solches Ansuchen von ihrer Seite gar nicht erwartet, sondern vielmehr dafür gehalten, daß sie sich bey dem, was er bey der Ershuldigung erklärt hätte, beruhigen würden. Daben hatten sie nun noch das Mißvergnügen zu sehen, daß der Erzherzog Ernst dem Prälatenstande, der ihn gegen die Religionsneuerungen der Städte und Flecken um Beistand ersuchte, ihm im Namen des Kaisers alles dasjenige versprach, was zur Vertheidigung, Beförderung und Erhaltung der catholischen Religion dienen konnte. Doch gab er ihnen zugleich eine nachdrückliche Vermahnung, die Kirchen und Schulämter mit einsichtsvollen und musterhaften Männern zu besetzen, und auf die Wiederherstellung der Zucht und Ordnung in den Klöstern allen Fleiß zu wenden. Der Eifer, den der Erzherzog besonders für das verfallne Schulwesen hegte, war so groß, daß er noch in diesem Jahre eine neue Schulordnung bekannt machte, welche besonders in allen Schulen zu Wien sollte beobachtet werden. Er ordnete auch Schulvisitationen an.

Strenge An-
sichten gegen
Bischofen.

5. Alle diese Anstalten, die catholische Religion in den österreichischen Erblanden aufrecht zu erhalten, waren zu ernsthaft, als daß die evangelischen Einwohner derselben Rudolfs II. gänzliche Abneigung, ihnen die unter seinem Vater genossene Religionsfreiheit ferner zu gestatten, nicht hätten einsehen sollen. An die Errichtung eines Consistoriums und die Anstellung eines Superintendenten in Wien durften sie jetzt gar nicht mehr denken. Die beiden Stände von den Herren und von der Ritterschaft wendeten daher ihre eifrigsten Bemühungen an, die Religionsfreiheit auf ihren Gütern zu behaupten, und den in ihrer Kirchenverfassung eingeschlichenen Mißbräuchen Einhalt zu thun. Da es ihnen noch immer an einem Aufseher über ihre Prediger und Schullehrer fehlte, so verwalteten diese ihr Amt theils auf eine nachlässige, theils auf eine eigenmächtige Weise. Manche Prediger waren nicht einmal ordinirt; auch stritt man sich über die Annahme der von Ehnträus entworfenen, hernach gedänderten Kirchenordnung. Diese Zänkereyen der Theologen waren aber um so schädlicher, da sie den Feinden der evangelischen Religion am kaiserlichen Hofe zum Vorwande dienten, das Gerücht auszubreiten, daß die Prediger der Evangelischen die Lehren der A. E. nicht lauter und rein vorzutragen, und daß sie an deren Stelle schwärmerische und unruhige Leute duldeten, die mit keiner lutherschen Gemeinde einig, die wegen gottloser Lehrsätze an andern Orten weggejagt worden wären. Die evangelischen Stände fasten daher auf dem Landtage, der in diesem Jahre zu Wien gehalten wurde, den Schluß, gerade so wie vor elf Jahren, einen berühmten Mann nach Pestreich zu rufen, der die verfallne Kirchenzucht wieder herstellen könnte. Der Kaiser ertheilte ihnen hierzu auch seine Erlaubniß. Den hierzu erforderlichen Theologen zu bekommen, wendeten sie sich nun an den russischen Ehnträus, und dieser schickte ihnen seinen Amtsbruder, D. Lucas Bachmeister, den ihnen der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg auf neun Monate überließ. Sie wünschten ihn zwar zum beständigen Superintendenten zu haben; aber sein Landesfürst wollte ihn nicht abtreten, und überhaupt war der damalige Zustand

stand der evangelischen Kirchenverfassung in Oestreich für einen Mann von Werth nicht anziehend genug. Auf der einen Seite wollten die flacianischen Streitigkeiten gar nicht aufhören; auf der andern dauerten die Bedrückungen, welche die Evangelischen in Oestreich erfuhren, beständig fort. Der Erzherzog Ernst hatte die ihm von den evangelischen Bürgern Wiens zuletzt übergebene Bittschrift an den Kaiser nach Prag geschickt. Dieser sendete ihm hierauf den Befehl zu, gegen die vornehmsten Urheber der Religionsberathschlagsungen, und besonders gegen die Verfasser der letzten Bittschrift, eine förmliche Untersuchung anzustellen. Das Schicksal, Gesandte derselben zu werden, betraf drey Männer, die als Empörer und Aufrührer zum Tode verurtheilt wurden, und sich noch glücklich schätzen mußten, daß der Kaiser ihr Todesurtheil in eine ewige Landesverweisung verwandelte. Der Kaiser errichtete auch, um den geheimen Zusammenkünften und Versammlungen die Zukunft vorzubeugen, eine Stadtgarde in Wien, die er dem Befehle eines Stadthauptmanns unterwarf. Dies mag vielleicht eine der ersten beständigen Garnisonen in einer deutschen Stadt gewesen seyn.

6. Selbst die Stadtgarde hielt man aber noch nicht für hinlänglich, die Ausbreitungsplane der Evangelischen zu vereiteln. Man trug bey dem Erzherzog Ernst darauf an, daß die Buchläden zu Wien von allen schädlichen und verdächtigen Büchern möchten gereinigt werden; man brachte es sogar dahin, daß ihm der Kaiser deswegen eine Verordnung zuschickte. Die Ausführung derselben übertrug man dem Bischof zu Wien, dem man einige Mitglieder der Universität und des Stadtraths als Commissarien zuordnete. Sämmtliche Buchhändler in Wien erhielten nun den Befehl, ein Verzeichniß ihres Büchervorraths zu übergeben, und es wurde ihnen hierauf bey schwerer Strafe verboten, diejenigen Bücher, welche man für uncatbolisch und für schädlich erklären würde, in ihren Läden zum Verkaufe zu haben. Jetzt waren die Landstände von den Herren und von der Ritterschaft, wegen des Buchladens, der sich schon seit langer Zeit in ihrem Landchaftshause befand, in großer Verlegenheit. Sie suchten wenigstens für sich selbst die Freyheit, Bücher von ihrer Religion in ihrem Laden verkaufen zu können, zu behaupten; allein der Erzherzog befahl auch ihrem Buchhändler, die verbotenen Bücher entweder wegzuschaffen, oder selbst das Land zu räumen. Seit der Zeit durften keine Bücher, welche der catholischen Religion widersprachen, in Wien öffentlich zum Verkaufe ausgestellt werden. In diesem Puncte hatten also die östreichischen Feinde der Reformation ihre Absicht glücklich erreicht. Jetzt lag ihnen aber noch ein andrer eben so sehr am Herzen. Es gab unter den Mitgliedern der Universität noch Professoren und graduirte Personen, welche eine Verordnung Maximilians II. schätzte. Sein Vater Ferdinand I. hatte allen denen, welche unter die Zahl der Professoren und Doctoren aufgenommen zu werden wünschten, eine eidlische Versicherung ihres römischcatholischen Glaubens auferlegt; Maximilian II. verordnete aber, daß sie sich blos zur catholischen, und nicht zur römischcatholischen Religion, bekennen sollten. Diese Einschränkung hatte die Zahl der evangelischen Lehrer der hohen Schule natürlich sehr vermehrt. Man wünschte sie aber gänzlich zu entfernen, und Melchior Elefcl, damaliger Doniprobst zu Wien und Canzler der Universität, brachte es auch dahin, daß der Erzherzog Ernst, im Namen des

Entfernung
der evangel.
schen Bücher,
Professoren
zu sein.

1581

1581

Kaisers, eine Verordnung bekannt machen ließ, durch welche alle diejenigen, welche ihren römischcatholischen Glauben nicht durch einen Eid bekräftigen würden, von allen Ehrenstellen bey der hohen Schule ausgeschlossen seyn sollten. In eben dem Jahre erfuhren die evangelischen Oestreicher aber noch eine drückende Veränderung. Bis her waren alle, sowohl geistliche als weltliche Sachen zuerst an die niederösterreichische Regierung, an das Landmarschallamt, und an das Landhauptmannische Gericht gebracht, und von denselben entschieden worden. Da nun auch einige lutheraner sich unter den Besitzern dieser Gerichtshöfe befanden, so konnten ihre Glaubensgenossen um so mehr auf eine unparteyische Verwaltung der Gerechtigkeitspflege rechnen. Jetzt wurde aber die Entscheidung der geistlichen Handel der niederösterreichischen Regierung entzogen, und sie sollten künftig von den geheimen und Reichshofräthen, die lauter Catholiken waren, geschlichtet werden. Die Folgen dieser veränderten Gerichtsbarkeit konnten sich die lutherschen Oestreicher nun schon im voraus vorstellen. Sie thaten zwar deswegen Vorstellungen bey dem Kaiser, erhielten aber den Bescheid, daß dem Kaiser, als Landesfürsten, die Verfügung in Religionsachen allein zukomme.

Erstliche
Anstalten zu
einer Gegen-
reformation.

1582

7. So wurde die Religionsfreyheit der evangelischen Bewohner des eigentlichen Oestreichs immer mehr eingeschränkt. Ueber eben solche Einschränkungen seufzten aber um diese Zeit ihre Glaubensbrüder in Steyermark, Kärnthnen und Krain, oder die Landstände und Unterthanen des Erzherzogs Carls. Der päpstliche Nuncius, Malaspina, und seine eifrigcatholische Gemahlin, eine bayrische Prinzessin, ruheten nicht eher, als bis er sich entschloß, den evangelischen Gottesdienst in der landschaftlichen Kirche zu Grätz, der schon zu Ferdinands I. Zeiten vorhanden gewesen war, einzustellen, und die dasige lutherische Schule aufzuheben. Nun brachten es zwar die Landstände durch die demüthigsten Vorstellungen, und durch die lebhaftesten Bemühungen so weit, daß die harte Verordnung durch eine neue wieder aufgehoben wurde; aber die evangelischen Rathsglieder und Bürger zu Grätz sollten durchaus nicht die Erlaubniß haben, dem Gottesdienste in der landschaftlichen Kirche beizuwohnen, und als sie dieses Verbot nicht achteten, wurden die Bürgermeister und der Stadtschreiber in Verhaft genommen, und mit einer Geldstrafe belegt. Man bedrohte sie auch im Falle des Nichtgehorsams mit der Landesverweisung. Die beiden Erzherzoge, Ernst und Carl, wetteiferten gleichsam in den Bemühungen, ihre evangelische Unterthanen zu drücken. Der Erzherzog Ernst hatte den lutherschen Wienern ihre Kirchen nicht nur entzogen; er wollte es ihnen auch durchaus nicht erlauben, den evangelischen Gottesdienst benachbarter Dörfer zu besuchen, oder die Geistlichen, deren Amtsverrichtungen sie nöthig hatten, nach Wien kommen zu lassen. Die Strenge, mit welcher er die Beobachtung seiner Verordnung betrieb, ging so weit, daß er sogar die Fuhrleute, welche die Wiener zu auswärtigen Religionsübungen fahren würden, gesänglich einzuziehen befahl; daß nicht nur alle Buchhändler, Brief- und Chartenmahler, Hebammen und Schulmeister, die nicht catholisch waren, fortgeschafft wurden. Gerade diese Bedrückungen und Einschränkungen aber bewirkten, daß die evangelischen Oestreicher auf ihre Religionsübung einen immer größern Werth setzten, daß sie die Beschäftigung des lutherschen Gottesdienstes benachbarter Dörfer für ihr größtes Glück

schäften^{*)}. Ihre Standhaftigkeit war Ursache, daß ihre Feinde nicht eher ruheten, als bis auch diese Religionsübung aufgehört hatte. Zu Waidhofen in Unterösterreich brach darüber eine Empörung aus. Doch weder Empörungen noch Vorstellungen vermochten Erzherzog Ernsts und seiner Rathgeber Reformationseifer zu hemmen. Er bestellte vielmehr besondre Religionsinspectoren, an deren Spitze sich der obengedachte Domprobst Elefel befand. Letzter reiste in den landesfürstlichen Städten und Flecken herum, und seine Gegenreformation hatte überall, die beiden Städte Krems und Stein ausgenommen, so glücklichen Fortgang, daß man das Reformationsgeschäft auf einige Zeit wieder abbrach. Diesen Ruhestand benutzten die Evangelischen zur freyen Ausübung ihres Gottesdienstes. Kaum hatten dies aber ihre Gegner bemerkt, als sie zur Verhinderung derselben die ernstlichsten Anstalten machten. Bis hier hatte man die Aufsicht über das Geschäfte der Gegenreformation bald diesem, und bald jenem anvertraut; man hatte auch die Grenzen seiner Gewalt nicht immer auf einerley Art bestimmt. Jetzt hielt man es aber für das beste, ein ordentliches Gegenreformationsystem zu errichten. Zum Oberdirector desselben schickte sich nun niemand besser als Elefel. Er wurde daher vom Kaiser zum Generalreformer in den Städten und Marktflecken Oesterreichs unter der Ens bestellt, und man ertheilte ihm zu gleicher Zeit vollkommene Macht und Gewalt, nicht nur alle Personen, die er zu diesem Geschäfte für brauchbar hielt, selbst zu wählen und anzustellen, sondern auch dabey überall so zu verfahren, wie er es zur Wiederherstellung des Friedens, und für die wahren Vortheile der catholischen Religion zuträglich finden würde. Er wurde sogar bevollmächtigt, die Widerspenstigen, besonders wenn sie zu Unruhen Gelegenheit gäben, mit Gefängnißstrafe zu belegen; doch sollte er wichtige Vorfälle, die große Folgen haben könnten, an den Kaiser oder den Erzherzog Ernst berichten. Aus dem Schreiben, welches Kaiser Rudolf II. bey dieser Gelegenheit an Elefeln abgehen ließ, kann man die Art, wie bey der Gegenreformation verfahren werden sollte, am besten sehen. So sollten z. B. die Einwohner einer Stadt, die ihren Gehorsam standhaft versagten, auf dem Rathhause, jedoch in keinem Gefängnisse, so lange eingesperrt werden, bis sie ihre Glaubensänderung schriftlich versichert, zur Reichte sich gestellt, und das hochwürdige Sacrament empfangen hätten. Doch sollte diese Verhaftnehmung nicht anders als im höchsten Nothfalle, und nach vorher eingegangener kaiserlichen Resolution, vorgenommen werden. Würde auch dieses Mittel seine Wirkung verfehlen, so sollten alsdenn die Ungehorsamen, innerhalb dreier Monate, aus den kaiserlichen Erbkingreichen und ländern verwiesen werden; doch empfahl man auch in Ansehung dieses Punctes Behutsamkeit; auch sollte nach Befinden der Umstände der Anwesenungstermin entweder verlängert, oder gar aufgehoben werden können. Alles, was in einer Stadt, oder in einem Marktflecken ausgerichtet worden, sollte umständlich nach Hofe berichtet, und von diesem durch ein besonders an den Ort gerichtetes Rescript genehmigt werden; alsdenn sollten aber auch alle Einwendungen und Ausflüchte, welche man gegen diese Reformation machen würde, durchaus nicht angenommen werden. Die Landstände von den Herren und von der Ritterschaft glaubten, vermöge der von Kaiser Maximilian II. erhaltenen Religions-

ver,

versicherung, gegen die gewaltsamen Reformationen, welche in den Städten und Flecken vorgenommen wurden, gesichert zu seyn. Ob sie nun gleich die Entfernung zweier evangelischen Prediger aus Dörfern, die nahe bey Wien lagen, nicht hatten verhindern können, so führten sie dennoch fort, ihr ehemaliges Recht, in allen ihren Schloßern, Häusern und Gütern evangelische Prediger zu bestellen, in Ausübung zu bringen; doch ließen sie dieselben nicht wie bisher in ihren Kirchen, sondern auf ihren Schloßern, predigen, und ihre Amtgeschäfte verrichten. Sie hielten sich auch besugt, diese Prediger im Nothfalle heimlich nach Wien kommen, und in ihren Frenghäusern allerlei gottesdienstliche Handlungen verrichten zu lassen. Sie ließen z. B. ihre Kinder von ihnen taufen, und sich das Abendmahl reichen. Als der Erzherzog dieses erfuhr, untersagte er es ihnen nicht nur für die Zukunft, sondern er ließ auch allen Hebammen zu Wien den Befehl geben, keiner Kindertaufe in der Stadt, die von evangelischen Predigern verrichtet würde, beizumohnen. Die Stände behaupteten aber standhaft, daß sie in diesem Punkte ihrem Gewissen keinen Zwang könnten anthun lassen; sie versahen sich auch mit einer eignen Hebamme, um der catholischen desto eher entbehren zu können. Einer derselben, der Frengherr Hans Bernhard von Fünfkirchen, wagte es auch, ungeachtet ihm des Erzherzogs Verordnung durch den landmarschall war zugeschiekt worden, ein Kind, das ihm zu Wien gebahren wurde, durch einen evangelischen Prediger taufen zu lassen, und gab, als er darüber zur Rede gestellt wurde, die Antwort: er sey dazu befugt gewesen, da der Bischof von Wien keine Gerichtsbarkeit in seinem Haus habe. Die Unerforschtheit der Stände machte den heimlichen Verehrern der lutherischen Religion, die sich unter den Bürgern Wiens befanden, natürlich Muth, des Amtes der evangelischen Priester sich gleichfalls zu bedienen. Der Erzherzog Matthias, der damals die Stelle seines Bruders Ernst versah, berichtete es an den Kaiser, und einige Herren, welche dem Verbote zuwider gehandelt hatten, bekamen einen schriftlichen Verweis, oder wurden mit einer Geldstrafe belegt. Man war auch seitdem auf alle ihre Zusammenkünfte so aufmerksam, daß man auch diejenigen, bey welchen sie ohne Prediger ihre Andacht gemeinschaftlich verrichteten, nicht gestatten wollte. Auch half es nichts, daß die landstände durch einen Abgeordneten bey dem Kaiser Vorstellungen thun ließen.

1593

Die dadurch
veranlaßten
Unruhen.

8. Diese strengen Anstalten, durch welche man die catholische Gegenreformation durchsetzen wollte, mußten natürlich theils traurige, theils stürmische Ausstritte veranlassen. Dergleichen hatten sich zu Waidhofen schon zweymal ereignet, und es brach besonders in diesem Jahre ein großer Aufstand aus. Der evangelische Pöbel drang, einige hundert Mann stark, von seinem Prediger begleitet, in die Pfarrkirche, jagte den Geistlichen, welcher eben Messe las, nebst seinen Gehülfen, vom Altare hinweg, und verfolgte ihn in die Sacristen, wo er das Messgewand ausziehen, und sodenn aus der Kirche fliehen mußte. Die Kirchendiener wurden gar mit Schlägen und Mißhandlungen aus der Kirche getrieben. Als sich nun die Aufwüthler im völligen Besitze der Kirche saßen, stellten sie ihren Prediger auf die Kanzel, und stimmten, nachdem er seine Rede geendigt hatte, das Te Deum laudamus an. Hierauf erbrachen sie das Zeughaus, versahen sich mit Gewehr, und verlangten vom Stadtmagistrat, den sie Tag und Nacht bewachten, eine Erklärung,

tung, mit wem er es halten wolle. Dies gewaltsame Verfahren bewirkte jedoch nichts, als daß, auf Befehl des Erzherzogs Ernst, der Stadt alle Zufuhre abgeschnitten wurde, daß man wegen der vornehmsten Auführer nach Wien gefangen abführte. Jetzt mußten die Bürger von Waidhofen den erzürnten Erzherzog nicht nur durch einen Zufall zu besänftigen suchen; sie mußten auch ihren evangelischen Prediger wieder abschaffen, sie mußten sich nun völlige catholische Gegenreformation gefallen lassen!). So leicht diese Empörung eines einzigen Ortes unterdrückt war, so bedenklich schien der allgemeine Zustand der östreichischen Bauern, der sich einige Jahre hernach ereignete, und der über zwei Jahre dauerte. Die erste Veranlassung dazu ereignete sich in Oberösterreich. Zu S. Peter im Hausruckviertel wurde der Gemeinde ein neuer catholischer Prediger vorgestellt. Die Mitglieder derselben empfingen ihn aber so unfreundlich, daß sie bewaffnet über ihn herfielen, daß sie von ihm zu wissen verlangten, wer ihn zum Pfarrer bestellt habe, und daß sie ihm den Antrag thaten, die h. Sacramente auf deutsch zu consecriren. Sie wollten (sahen sie hinzu) weder ihn, noch einen andern catholischen Pfaffen, sondern, wie es ehedem in ihren Waldgegenden allgemeine Sitte gewesen wäre, einen evangelischen Prediger haben, der ihnen einen deutschen Herrgott reiche; sie wollten die Messe, ob sie gleich zu jeder Zeit an ihrem Orte war gehalten worden, nicht länger dulden, und der neue catholische Pfarrer wurde mit Ungehörigkeit fortgeschickt. Zu Niedereulsdorfen, einem Flecken im Mühelviertel, wurde um eben diese Zeit ein ähnlicher Auftritt gespielt. Da auch die Bewohner von S. Peter, der strengen Verordnungen des Landeshauptmanns ungeachtet, ihre Widerspenstigkeit fortsetzten, und den ihnen aufgedrungenen catholischen Pfarrer gewaltsamer Weise wieder fortjagten, so war dieses Beispiel für andre benachbarte Dorfgemeinden so ansteckend, daß sich die Bauern, an mehreren Orten im Mühel- und Hausruckviertel, zu vielen Hunderten zusammenrotteten, ihren catholischen Pfarrern den Dienst aufsagten, deren Stellen mit lutherischen Predigern besetzten, und andre Gemeinden zur Nachahmung theils reizten, theils zwangen. Der Landeshauptmann versah es freylich darin, daß er zur Unterdrückung der Unruhen nicht eher Anstalten machte, als bis sie schon recht ausgebreitet waren. Er bekam darüber vom Kaiser einen nachdrücklichen Verweis. Dieser wurde aber auch den Landständen zu Theil, weil sie, wie man ihnen schuldgab, sich gleichfalls in der Stillung dieser Empörung zu nachlässig bewiesen hatten. Die Grundobrigkeiten der auführerischen Pfarrdörfer wurden sodenn ermahnt, Ruhe und Frieden unter ihren Untertanen wieder herzustellen. Der Kaiser wünschte, daß dies durch gelinde Mittel bewirkt werden möchte; er verordnete daher zur Anhörung der Ursachen, welche den Irrthum veranlaßt hätten, eine besondere Commission, unter deren Mitgliedern sich auch A. E. Verwandten befanden. Aber während daß er diese Anstalten machte, lief die Nachricht von neuen Empörungen ein. Alle Ermahnungen der Commissarien, daß die Unzufriedenen ihre Beschwerden mündlich oder schriftlich übergeben möchten, waren vergeblich. Der lermende Haufe zog jetzt von Ort zu Ort, und vergrößerte sich täglich, so daß zuletzt fast alle Bauern des Hausruckviertels in Bewegung waren,

1594

1595

und

e) Häberlin, XV, 356 — 394.

und fast alle Pfarren in denselben von ihnen in Besitz genommen wurden. Jetzt machten die landständischen Anstalten, die aufrührerischen Bauern, die sich durch friedliche Mittel nicht wollten beruhigen lassen, durch Gewalt zur Ordnung zurückzubringen. Dies that so gute Wirkung, daß, obgleich der Haufe der Bauern auf achtzigtausend Mann anwuchs, die Ruhe ziemlich wieder hergestellt wurde ¹⁾.

Vergebliche
Versühnun-
gen, 1596
diese Unruhen
durch friedli-
che Mittel zu
dämpfen.

9. Doch hatte der Kaiser sowol den Bauern, als den Ständen die Erlaubniß erteilt, durch einige nach Prag geschickte Abgeordnete die Ursachen ihrer Unzufriedenheit vorstellen zu lassen. Die Stände beklagten sich nun sehr über die Bauern, daß sie durch ungegründete Beschwerden sich zum Aufstande hätten verleiten lassen. Unter diese ungegründeten Beschwerden rechneten nun die Bauern, außer den Religionsbedrängnissen, die sie von catholischen Prälaten und Pfarren leiden müßten, gewisse neue Abgaben, die man ihnen abgepreßt hätte; rechneten sie die vergrößerten Gerichtsporteln, die beschwerlichen Zehrungskosten, welche die Obrigkeit ihnen verursachte, die Frohn- und andere Dienste, die Polizen, Handwerks, Müller, und Zehntenordnungen. In Ansehung der Religionsbedrängnisse beklagten sie sich hauptsächlich darüber, daß sie der A. E. entsagen, und deswegen schriftliche Versicherungen ausstellen, oder Haus und Hof verlassen sollten. Die Sacramente (sagten sie) würden ihnen nicht nach Christi Einsetzung gereicht; die Begräbnisse müßten sie mit vielem Gelde bezahlen, oder ihre Leichname würden sonst nach der Schindergrube geschafft; für Copulationen, Laufen, Reichte, und Sacramente müßte man jetzt weit mehr als sonst entrichten. Der Kaiser versprach die Untersuchung dieser Beschwerden einer besondern Commission anzuvertrauen. Dabei erhielten aber die Bauern die Vermahnung, sich bis zur kaiserlichen Entscheidung ruhig zu verhalten, und ihre Gewehre an die landshauptmannschaft abzuliefern. Man lieferte aber im Lande ob der Enß nicht den dritten Theil der Waffen aus. Allerley widrige Nachrichten, welche die zu Prag gewesenen Abgeordneten der Bauern unter ihren Standesgenossen verbreitet hatten, veranlaßten vielmehr, daß sich dieselben von neuem zusammenrotteten. Die catholischen Pfarren wurden auch noch immer fortgesetzt. Die kaiserliche Commission blieb zu lange aus, weil man die Kosten zu ihrer Reise nicht aufreiben konnte. Die lange Verzögerung derselben brachte die Bauern des Mischelviertels so sehr in Bewegung, daß sie es unter einander verabredeten, keine Lebensmittel auf die Märkte der Städte und Flecken zu bringen. Diese geriethen dadurch in große Noth. Nun gesellte sich zu den Ursachen der Unzufriedenheit dieser Bauern noch eine neue. Der Kaiser befahl, des Krieges in Ungarn wegen, den zehnten oder auch fünften Mann, sogleich auszuheben, und sowol Küstgeld, als Monatsgeld zu entrichten. Diesen Anforderungen widersetzten sich die meisten Bauern mit Gewalt, und wenn auch einer noch gehorchen wollte, so wurde er von den andern daran verhindert. Die Bauern sagten: sie wollten die Türken im Lande erwarten, und sie würden sich zum Feldzuge nicht eher fertig halten, als bis ihre Obrigkeit voranzöge; dies Aufgebot sey überhaupt bloß eine Erbschüttung, um nur den Unterthanen das Geld abzupressen. Das Beispil des Mischelviertels verführte auch die Bauern im Traun- und Marchlandviertel, neue Unruhen zu erregen. Es versammelte sich ein Haufe derselben, wel-

1) Habertin, XIX, 95 — 120.

den das Gerächt für zwanzigtausend Mann ausgab. Dieser näherte sich der landesherrlichen Stadt Freystadt, in der Hoffnung, die Bürgerschaft derselben gleichfalls in ihre Verbindung zu ziehen. Die Einwohner des Nachbardsviertels unterwarfen sich zwar bald wieder, die Bauern der drey übrigen Viertel aber schwärmten noch immer fort, und übten mancherley Gewaltthätigkeiten aus, so daß selbst die Krißler zu Kremsmünster und S. Florian in große Gefahr geriethen. Die kaiserlichen Commissarien, die indessen zu Linz angekommen waren, befahlen ihnen durch ein offnes Patent, sich nach Hause zu begeben, und ihre Beschwerden durch Abgeordnete vorzutragen. Abgeordnete derselben langten aber schon in Linz an, ehe das Patent den aufrehrerischen Bauern übergeben wurde. Sie führten neue Klagen über ihre Obrigkeiten. Diese (sagten sie) hätten sie nie tyrannischer als eben jetzt behandelt; sie hätten es aus ihrem eignen Munde gehört, daß sie um die kaiserliche Commission sich gar nicht bekümmerten; daß diese keine Macht habe, ihnen etwas zu entziehen, und daß bis zur völligen Entscheidung dieses Rechts Handels überhaupt noch viele Jahre verstreichen würden; sie hätten daher zu ihrer eignen Sicherheit die Waffen ergriffen, und sie könnten daher nicht eher auseinander gehen, auch überhaupt keinen Pfennig an Abgaben weiter entrichten, als bis ihre Beschwerden, der kaiserlichen Versprechung gemäß, abgethan wäre, als bis sie gegen alle weitere Verdrückungen Sicherheit erhalten hätten. Die kaiserlichen Commissarien brachten es hierauf durch ein kaiserliches Patent, welches den Bauern in einigen Punkten günstig war, so weit, daß sie ruhig auseinander gingen, und die Ausführung ihrer Sache einem Ausschusse überließen. Da aber der Kaiser während der Zeit die angefangne Reformation in seinen eigenthümlichen Städten, Flecken und Gütern, in Oestreich unter und ob der Ens, noch immer fortsetzte; da er von einigen Städten die verwirkten Straffsummen einfordern ließ; da er an jedem dieser Orte, und auf Kosten desselben, einen Stadthauptmann bestellte, der kein Bürger seyn durfte, der auf die Verwahrung der Thore und der Zeughäuser die nöthige Aufsicht haben, und alles, was zur Aufrechthaltung des landesherrlichen Ansehns dienen könnte, veranstalten sollte; da geriethen die Bauern von neuem in Bewegung; da eroberten und plünderten sie unter andern verschiedene Schloßer. Jetzt schickten nicht nur die landstände, sondern auch die kaiserlichen Commissarien zu Linz Abgeordnete nach Prag, und stellten die Unmöglichkeit vor, alle Wünsche der unruhigen Bauern zu befriedigen. Die landstände verbarren bey ihrer Meinung, daß die Beschwerden der Unterthanen ungegründet wären, und die kaiserlichen Commissarien hielten schlechterdings dafür, daß sich diese Unruhen durch ein ordentliches, gerichtliches Verfahren gar nicht endigen ließen, indem es theils zu weitläufig, theils zu kostbar werden würde. Man sollte also lieber einem Vergleiche die Hand bieten. Dieser würde aber nicht eher einen glücklichen Fortgang gewinnen, als bis man sich der vornehmsten Urheber der Empörung bemächtigt hätte. Der Kaiser und seine Minister beschloßen hierauf, die Commission zu Linz noch mit fünf Personen, welche der Beschaffenheit und der Freyheiten des Landes kundig wären, zu vermehren. Man wollte aber, wie es scheint, das Ende dieser Unruhen durch einen kürzern Weg befördern, denn man beschied die Abgeordneten der landstände und den Ausschuss der Bauern nach Prag,

M m 2

1597

um

um ihnen eine kaiserliche Entschließung bekannt zu machen, welche man eine Interimsverfügung nannte. Vermöge derselben sollten nun die Bauern aller vier Viertel, in einer bestimmten Zeit, ihre Gewehre abliefern, oder im Falle des Ungehorsams eine hohe Strafe erwarten; ferner sollten sie alles Zusammenlaufens, und aller Rottirungen und Verschöbrungen sich gänzlich enthalten; endlich sollten sie alle Kirchen, die sie vor oder während dem Aufstande weggenommen hätten, in der bestimmten Zeit wieder einräumen. Das war nun das, was man von den Bauern verlangte; das, was man ihnen dafür bewilligte, machte im Grunde nur wenig aus. Daß die jährlichen Frohndienste nur auf vierzehn Tage eingeschränkt wurden, das war das vornehmste; der übrigen Abgaben blieben noch immer genug. Die Bauern waren auch mit dieser Interimsverfügung so wenig zufrieden, daß die Einwohner aller vier Viertel Oberösterreichs nicht viel über vierthalbtausend Gewehre abliefern; sie behielten die Zehnten auch noch immer zurück, und die bestimmte Zeit verstrich, ohne daß die weggenommenen Kirchen wieder eingeräumt wurden.

Ende derselben.

10. Die landstände hielten eine Zusammenkunft, um sich über die Mittel, wie dem sich ausbreitenden Feuer Einhalt zu thun sey, zu berathschlagen, und sie hielten es für das beste, wenn die Obrigkeiten an allen Orten, und zu gleicher Zeit, der Hauptanführer sich bemächtigten, und dieselben nach ihm lieferten, wenn man im ganzen Lande eine gleichförmige Bestrafung über sie ergehen ließe. Man wollte deswegen einen Streifzug durch das ganze Land vornehmen; man warb in aller Geschwindigkeit ein Fähnlein Fußknechte an; man bot die Mannschaft der Städte auf; man ersuchte den Kaiser um einiges Kriegsvolk. Diese Anstalten hatten den Erfolg, daß man viele Urheber der Unruhen, und besonders den vornehmsten, einen gewissen Lätzsch, gefangen bekam. Es konnte zwar dabey nicht alles Blutvergießen verhindert werden; die Unterthanen des Mähelviertels wurden indessen doch wieder zur Ruhe gebracht, und der fast dreijährige östreichische Bauernkrieg erreichte sein Ende. Der Kaiser ertheilte nunmehr seinem landeshauptmann in Oberösterreich Befehl, die Zurückgabe der weggenommenen Pfarren mit Gewalt durchzusetzen. Er sollte hierzu zweihundert gute catholische Knechte, und einen tüchtigen catholischen Hauptmann, auf drey Monate, anwerben; diese Mannschaft wurde aber, zur Erparung der Kosten, auf hundert Mann Fußvolf und sechzehn Reiter herabgesetzt. Einige evangelische Pfandbinnhaber kaiserlicher Herrschaften widersetzten sich zwar diesen Reformationsanstalten; man befahl ihnen aber, bey Vermeidung der höchsten Ungnade und Strafe, alles dasjenige, was der landeshauptmann und der andre kaiserliche Commissarius anordnen würden, zur Erfüllung zu bringen. Diese zogen hierauf, an der Spitze von hundert und fünfzig Mann im Mähelviertel herum, nahmen alle Pfarren, deren sich die Bauern bemächtigt hatten, wieder in Besiz, und übergaben sie catholischen Priestern. Aller Widersprüche der evangelischen landstände ungeachtet, wurden nun die Pfarrkirchen zu Linz, Steyer, Freystadt, Ens, Wels, Smunden, und Böcklabrunn reformirt, und die evangelischen Prediger mit catholischen Priestern vertauscht¹⁾. Nun mußten die landstände auch noch die Kosten der Reformationscommission tragen helfen²⁾.

11. Die

1) Habertin, am a. O. S. 467 — 484.

2) Diese beliefen sich auf 41833 Gulden und 6 Schillinge.

11. Die evangelischen Einwohner der innerösterreichischen Länder waren zwar von ihrem bisherigen Landesfürsten, dem Erzherzog Carl, der ihr Gewissen unterjochen wollte, schon vor sieben Jahren befreit worden; die dadurch veranlaßte Staatsveränderung aber erleichterte ihr Schicksal gar nicht. Sein ältester Sohn, Ferdinand, war noch nicht älter als zwölf Jahre. Er brauchte also Vormundschaft, und diese hatte sein Vater dem Kaiser Rudolf II., dem Erzherzog Ferdinand zu Innsbruck, seiner hinterlassenen Gemahlin, und deren Bruder, dem Herzog Wilhelm von Bayern, aufgetragen. Diese ernannten nun den Erzherzog Ernst zu ihrem bevollmächtigten Statthalter in den innerösterreichischen Ländern ¹⁵⁹⁰. Er zog nach Grätz, und sein Reformationseifer zeigte sich auf diesem neuen Schauplatze eben so lebhaft, als in den eigentlich östreichischen Ländern. Noch eifriger aber bewies sich der Erzherzog Maximilian, der einige Jahre hernach die Statthalterschaft über die innerösterreichischen Erbländer verwaltete. Dieser ließ von dem Patriarchen von Aquileja, Franz Barbarus, dem er einige andre Commissarien zugesellte, eine Visitation in seinem Sprengel anstellen, die auf zwei Monate dauerte. Der Patriarch verbot, als er nach Willach kam, den evangelischen Bürgern den Gebrauch der Kirche, und wollte die Lehre der A. E. durchaus nicht ferner geduldet wissen. Die Bürger wollten ihm aber die Schlüssel der Kirche nicht abliefern, und es entstand darüber ein solcher Term, daß die Reformationscommissarien sich mit der Flucht retten mußten. Der Patriarch setzte hierauf seine Visitation an andern Orten fort, und ließ fünf Priester, welche verheirathet waren, die Kinder in deutscher Sprache getauft, und das h. Abendmahl unter beiderley Gestalten ausgetheilt hatten, gefangen setzen. Von dem Verhöre fragte er sie unter andern, wer das Haupt der christlichen Kirche sey? Als nun einer derselben Jesum Christum nannte, wies ihn der Patriarch zurecht, indem er den Papst für das Haupt der christlichen Kirche ausgab. Der bambergische Vicedom, einer von den Commissarien, ließ die Kirchen zu Willach mit Gewalt aufbrechen, sie von neuem einweihen, und dann Messe darin lesen. Er nahm auch drei der vornehmsten Bürger in Verhaft; die Bürger griffen aber zum Bewehre, und der Vicedom mußte die Gefangenen wieder in Freiheit setzen. Während der Zeit bemühte sich auch der Erzbischof von Salzburg, alle Evangelischen in seinem Sprengel auszurotten, und der Bischof von Seckau nahm, jedoch mit Einwilligung der landesobrigkeit, in dem salzburgischen Sprengel von Steyermark, eine Generalvisitation vor. Die evangelischen Landstände widersetzten sich aber nicht nur, sondern beschwerten sich auch darüber bei dem Erzherzog Maximilian. Im folgenden Jahre entfernte den letztern eine Heise, und der Kaiser war mit dem Türkenkriege in Ungern beschäftigt. Da befanden sich die Evangelischen in einer für sie sehr günstigen Lage. Hierzu kam noch, daß die Minister des Erzherzogs nicht alle catholisch waren, daß die Mutter des jungen Erzherzogs Ferdinand allein nicht Kräfte genug hatte, daß ihr Bruder, der Herzog Wilhelm von Bayern, zu entfernt war. Die Evangelischen waren nunmehr so zahlreich geworden, daß man, den Hofstaat abgerechnet, in der ganzen Residenzstadt Grätz nicht mehr als drei catholische Personen zählte. Eben das Verhältniß fand in den übrigen Städten und Flecken der drei Länder, Steyermark, Kärnten und Krain, statt.

1594

1595

Mm 3

statt. Sogar die landesfürstlichen Pfarren nahmen sich die Freiheit heraus, ihre catholischen Pfarrer mit evangelischen zu vertauschen. Dies dauerte so lange, bis der junge Erzherzog Ferdinand die Regierung selbst antreten konnte¹⁾. Er trat sie aber noch in diesem Jahre an. Die evangelischen Landstände versäumten es nicht, ihm noch vor der Huldigung um die Versicherung ihrer bisherigen Wissensfreiheit und Religionsübung zu ersuchen; zugleich baten sie ihn um die Wiedereinführung und Abstellung aller der Bedrückungen, die sie auf Anstiften übelgesinnter Rathgeber bisher hätten erdulden müssen. Der neue Regent ließ ihnen jedoch zur Antwort geben, daß das Religionswesen mit der Erbhuldigung in keiner Verbindung stehe, und daß es überhaupt nicht schicklich sey, noch vor der eingenommenen Erbhuldigung dergleichen Angelegenheiten zu besorgen. Am Ende beschwor er die der Landschaft bereits ertheilte schriftliche Bestätigung aller ihrer Freiheiten und Vorrechte²⁾. Daß er aber dabei den evangelischen Bewohnern seiner Länder keine Religionsfreiheit zuschwidern wollte, das bewies sein Verfahren sehr bald. Er fing damit an, daß er auf seinen eigenthümlichen Pfarren die von seinem Vater, dem Erzherzog Carl, angefangene Reformation fortsetzen wollte. Seine Bevollmächtigten wurden aber von den Bauern sehr übel behandelt³⁾. Zu Klagenfurt und Villach ging die Vertauschung der evangelischen Pfarrer mit catholischen desto ruhiger ab. Die Vertreibung dieser Reformation war für den Erzherzog Ferdinand eine so wichtige Angelegenheit, daß er, während seines Aufenthaltes zu Prag, seinen Vetter den Kaiser ersuchte, über sein Vorhaben, seine evangelischen Unterthanen zur catholischen Religion zurückzubringen, von seinen Ministern ein Bedenken sich ausstellen zu lassen. Dieses fiel nun dahin aus, daß der Erzherzog zu einer solchen Reformation völlig berechtigt, und auch dazu in seinem Gewissen verbunden sey, wenn er sie auszuführen vermöchte; doch setzten die Verfasser dieses Bedenkens ganz weislich hinzu, sie wollten es seinem eignen Urtheile überlassen, ob eben jetzt der schickliche Zeitpunkt hierzu sey, ob man auf die mächtigen evangelischen Mitglieder der Landschaft nicht Rücksicht nehmen, ob man nicht deren Begünstigung und Unterstützung von den A. C. Verwandten im Reiche, und in den kaiserlichen Erbkönigreichen und Ländern, befürchten müsse? Ferdinands Entschließungen wurden durch dieses Bedenken so wenig geleitet, daß er sein Reformationsvorhaben vielmehr noch einmal ernstlich und reißig erzwang, daß er deswegen sowol öffentliche als heimliche Gebete anstellen ließ. Endlich glaubte er zu finden, daß die von seinem Vater Carl den uncatholischen Landständen ertheilte Religionsfreiheit sich bloß auf ihre Personen, und nicht auf ihre Erben, erstreckt habe; denn sein Vater hätte ausdrücklich erklärt, daß er seinen Nachkommen dadurch keine Verbindlichkeit aufzulegen gedanke; er wäre auch selbst Willens gewesen, die gemisbrauchte Religionsübung nicht ferner zu gestatten, und nur sein durch die Unruhen der Uncatholischen beförderter Tod⁴⁾ hätte ihn daran verhindert; hierzu gefelle sich nun noch die Betrachtung, daß der Erzherzog über seine eignen

1) Sabetlin, XIX, 120 — 123.

2) Zu Götz wollte er auch dies nicht einmal beschwören. Sabetlin, XX, 487.

3) Sabetlin, XX, 188 — 197.

4) Er stellte damit auf die Empörungen der Gräber, welche den Erzherzog Carl so empfindlich kränkten, daß seine ehedem geschwächte Gesundheit ganz dadurch gerüttelt wurde. Sabetlin, XV, 355.

ehämlichen Städte, Flecken und Pfarreyen nicht mehr Herr sey; daß jeder Empörung die Religion zum Vorwande dienen müsse, daß seine evangelischen Landstände ihm die Regierung zu entreißen suchten; daß sie bereits mit den Fürsten und andern Reichsfürsten sich in Unterhandlungen eingelassen; daß sie ohne seine Einwilligung Gesandten auf den Reichstag geschickt, und Zusammenkünfte gehalten hätten; der Erzherzog wünsche aber in seinen Landen eben so gut, als die Churfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, imgleichen die Herzoge von Bayern und einige Reichsfürsten, die alle mehr oder weniger reformirt hätten, als Landesherr verehrt zu werden. Kurz, der Erzherzog faßte den Entschluß, mit Gottes Hülfe die Religionsreformation zu unternehmenⁿ⁾).

12. Die Folgen dieses Entschlusses zeigten sich bald genug. Die Reformation in Steyermark, Kärnten und Krain wurde mit allem Eifer betrieben. 1594] Die evangel. Landstände glaubten zwar die Fortdauer ihrer Religionsübung dadurch zu erzwingen, daß sie für den Landesherrn nicht eher etwas verwilligen wollten, als bis man sich duldsamer gegen sie beweisen würde; sie erhielten aber die Erklärung, daß der Erzherzog eher Land und Leute, ja selbst sein Leben, aufopfern, als das heilsame Reformationswerk aufgeben wolle. Seinen Eifer bewies er auch noch in diesem Jahre auf eine sehr gewaltsame Weise, indem er die Hauptkirche zu Grätz, welche die lutherischen Landstände auf ihre Unkosten erbauet hatten, mit bewaffneter Hand eröffnen, und den Catholicen einräumen ließ. An manchen Orten fielen aber noch lermendere Auftritte vor. Zu Eisenfurt wurden die erzherzoglichen Commissarien so übel aufgenommen, daß man ihnen ein ganzes Fährlein deutsche Knechte zur Bedeckung gab, und dennoch mußte noch mehrere Mannschaft herangezogen werden, um die Reformation daselbst mit Gewalt durchzusetzen. Nun verlor er zwar keiner von den Ungehorsamen das Leben; es wurden aber, zu einer schrecklichen Warnung, an verschiedenen Orten Galgen aufgerichtet, und die verdächtigen Bücher hatten das Schicksal verbrennt zu werden^{o)}. In der Reformations-enthusiasmus ging so weit, daß man zu Rottemann eine ganze lutherische Kirche abbrennte, und die Mauern durch Pulver in die Luft sprengte. Dieser gewaltsamen Reformation waren auch die Edelleute unterworfen, und selbst die Landstände mußten ihre Prediger abschaffen, und ihre Religionsübung einstellen; es wurde ihnen auch nicht einmal verstattet, ihre Sacramente außer Landes zu empfangen, und durch ein Generalmandat erhielten alle truchsessischen Vögte, zur Befestigung der erledigten Pfarren, und anderer geistlichen Stellen, dem ordentlichen Bischof des Erzbistums catholische Geistliche zu präsentiren, oder zu erwarten, daß es der Landesfürst an ihrer Stelle thun würde^{p)}. In den folgenden Jahren wurde die Reformation mit dem strengsten Eifer fortgesetzt, und manche Kirche verwandelte sich, als ein Opfer desselben, in einen Steinhäufen. War eine solche Kirche, in welcher die Evangelischen bisher ihren Gottesdienst ausgeübt hatten, auf einem Grund und Boden erbaut, auf den man den Erbauern kein Recht zugestand, und gleich sie et

n) Hübner, XX, 434 — 493.

o) Dies soll in Grätz nur nicht weniger als zehntausend Stück geschehen seyn. Rhevenstiller annales Ferdinandi, V, 2213.

p) Rhevenstiller, V, 2350 — 2269.

wa mehr einer Festung, als einem Gottesacker, so wurde sie ohne Barmherzigkeit
 niedergehauen, oder in die Luft gesprengt. Die vornehmsten Bevollmächtigten wa-
 ren der Bischof von Seckau und der landeshauptmann Graf von Ortenburg. Man-
 che lutheraner wanderten nun aus dem Lande, und hauptsächlich nach Ungern. Da
 die Jesuiten bey dieser Reformation so gute Dienste leisteten, so war der Erzherzog
 Ferdinand darauf bedacht, ihnen den Aufenthalt in seinem Lande angenehm zu ma-
 chen. Er schenkte daher ihrem Collegium zu Grätz ein altes Hospital in Kärnten,
 welches für abgelebte Kriegerleute bestimmt war. Dagegen genoß er aber auch die
 Freude, daß in den Herzogthümern Steyermark, Kärnten und Krain auf vierzig
 tausend Personen, die sich wieder zur catholischen Religion gewendet hatten, mit
 der Beichte und dem Abendmahl versehen wurden, ja die uncatholischen Landebelleute
 erbaten sich zum Theil freywillig, ihre noch unerzogenen Kinder in der catholischen
 Religion erziehen zu lassen. Sie machten dabey weiter keine Bedingung, als daß
 man sie lebenslang bey ihrer Religion lassen, und ihnen die Erlaubniß, dem evan-
 gelischen Gottesdienste in Ungern und Oestreich benzuwohnen ertheilen möchte; aber
 auch diese wurde ihnen abgeschlagen. Bey der Reformation zu Klagenfurt machte
 sich der Jesuit Gallus Scherer sehr verdient. Man räumte daher ihm und noch
 einigen andern Mitgliedern seines Ordens eine von den Evangelischen neuerbaute
 Kirche ein, welches sich in der Folge in ein ansehnliches Collegium verwandelte, dem
 Ferdinand die Einkünfte des Klosters Oberndorf widmete *). In Ober- und Unter-
 österreich wurde die Segenreformation, in Kaiser Rudolfs Namen, gleichfalls mit
 vielem Eifer fortgesetzt, und die dabey so geschäftigen Jesuiten wurden zu Linz mit
 einem eignen Collegium versehen. Doch eben zu Linz gab es noch ziemlich viele
 Bürger, welche sich den catholischen Reformationsanstalten lebhaft widersetzten.
 Die Landstände ließen nicht nur ihre vertriebenen Prediger wieder zurückkommen,
 sondern einer derselben stellte auch einen neuen an. Die Einwohner von Linz aber
 vergißen sich an einem feierlichen Umgange der Catholiken. Hierauf erschien ein
 kaiserlicher Befehl, daß die Vasallen und die Landstände, bey Strafe von funfzig
 tausend Ducaten, den Reformationsverordnungen Gehorsam leisten sollten. Die
 vornehmsten derselben wurden auch nach Wien gefordert, und vom Erzherzog Mat-
 thias ihres Verhaltens wegen zur Rechenschaft gezogen. Kurz, sowohl in Linz, als
 in andern östreichischen Städten wurden nicht nur die evangelischen Prediger, son-
 dern auch Bürgermeister, Richter und Stadtschreiber, die sich zur A. E. bekenn-
 ten, mit catholischen vertauscht, und die Bürger, die auswärtige Seelsorger auf-
 gesucht hatten, mit Strafe belegt *). So hatten es endlich Kaiser Rudolf II. und
 die Erzherzoge Matthias und Ferdinand, hauptsächlich von den Jesuiten angefeuert
 und unterstützt, dahin gebracht, daß nur allein die catholische Religion in ihrem
 Lande durfte ausgeübt werden.

a) Rhevenhiller, am a. O. S. 2197. 2360. 2645. 2780. 2910. 3017.

r) Rhevenhiller, V, 2377. 599.

Siebenter Abschnitt.

Eölnische und andre Religionshändel.

I.

Die standhafte Strenge, mit welcher die Beherrscher Oestreichs die Evangelischen aus ihren Ländern zu entfernen suchten, fand unter den übrigen catholischen Fürsten natürlich Nachahmer. Unter diese gehörte besonders der Bischof Julius von Würzburg, der seine Unterthanen, die sich zur A. E. bekenneten, mit der größten Heftigkeit verfolgte. Er jagte viele derselben aus dem Lande; sie mußten alledenn in Zeit von wenig Tagen ihre Güter verkaufen, und ihm den dritten Theil ihres Vermögens zurücklassen. Vergeblich nahm sich der Landgraf Wilhelm von Hessen seiner evangelischen Unterthanen an; er achtete auf dessen Vorstellungen so wenig, daß er seinen Reformationseifer vielmehr nur immer lebhafter fortsetzte. Er schickte viele Missionarien in seinem Hofstaate herum, die, vom weltlichen Arme unterstützt, die evangelischen Unterthanen zur catholischen Religion wieder zurückbringen mußten, und dies soll in Zeit von einigen Jahren mit mehr als hunderttausend Menschen geschehen sehn *). Um eben diese Zeit bekam auch Salzburg einen neuen Erzbischof, der den ernstlichsten Voratz faßte, sein Erzstift von evangelischen Glaubensgenossen zu reinigen. Gleich beim Anfange der Reformation hatten luthers lehren auch im Salzburgischen Verfall gefunden, und sie waren nicht nur von geringen Leuten, sondern selbst von den reichsten Familien in der Residenzstadt Salzburg, angenommen worden. Der neue Erzbischof, ein Herr von Raitenau, hatte aber die Unterdrückung derselben so ernstlich beschloffen, daß er sich mit dem Papst Sixtus V. darüber besprach. Von diesem nun noch mehr aufgemuntert, gab er gleich nach seiner Zurückkunft den Befehl, daß alle seine Unterthanen entweder zur catholischen Religion sich bekennen, oder in wenig Wochen aus dem Lande ziehen sollten. Durch diesen strengen Befehl wurden viele von den Einwohnern Salzburgs bewogen, ihre bisherige Religion in der Domkirche öffentlich abzuschwören. Viele wollten aber ihren lutherischen Glaubensmeinungen so wenig untreu werden, daß sie sich lieber einen andern Wohnort aussuchten. Man verknüpfte aber mit ihrem Fortziehen Bedingungen, die ihre Standhaftigkeit gar sehr auf die Probe stellten. Sie sollten ihre Häuser und Gärten an keine andere, als an solche Personen, die dem Erzbischof annehmlich waren, verkaufen, oder vermieten. Sie sollten künftig keiner bürgerlichen oder andern Freyheiten in seinem Erzstifte fähig seyn; wüßte aber jemand von ihnen zur catholischen Religion wieder zurückkehren, so sollte er wieder in seinen vorigen Stand versetzt werden. Im Gegenfalle sollte es ihnen zwar verstatet seyn, durch das Erzstift zu reisen; sie sollten aber nur allein in den öffentlichen Wirthshäusern einkehren, und sich, ohne Vorwissen seiner Mäthe, besonders in der Stadt Salzburg, nicht länger als drey Tage aufhalten. Hätten sie Vormundschaften und Pflegefinder, so sollten sie die Güter derselben ausliefern, und die Kinder

1585 - 1587

1588

*) Habertin, XIV, 513. Pütter's Hauptf. 429.

der sollten alsdenn von catholischen Vormündern, und an catholischen Orten, erzogen und unterrichtet werden. So muthig diese scharfen Anordnungen beschloffen waren, so standhaft wurden sie auch ausgeführt. Weder Bitten noch Vorstellungen vermochten auf den Erzbischof Eindruck zu machen. Er dachte sich keine lebhaftere Beforgniß, als die Ausführung seines Entschlusses unterbrochen zu sehen. Kaum ließ er sich daher erbitten, den Wegziehenden zur Berichtigung ihrer Angelegenheiten noch einen Monat Zeit zu erlauben¹⁾.

In Baden-
Hachberg.

2. Wenn der landesfürst eines deutschen Landes catholisch war, so ließ sich der Eifer, mit dem er die catholische Religion unter seinen Unterthanen aufrecht erhalten wollte, begreifen. Allein zuweilen trug sich auch der Fall zu, daß ein Fürst, der bisher evangelisch gewesen war, zur catholischen Religion sich wendete, und daß er diese seinen evangelischen Unterthanen aufdringen wollte. Dieser Fall ereignete sich in Baden. Der Markgraf Jacob III., der Besitzer der Markgrafschaft Hachberg, hatte theils auf seiner Reise nach Italien, theils durch seine niederländischen Kriegsdienste unter dem Herzog von Parma, theils aber auch im vertrauten Umgang mit dem Churfürsten Ernst von Köln, dem Erzherzog Ferdinand zu Innsbruck, dem Herzog Wilhelm von Bayern, dem Herzog von Lothringen, und dem päpstlichen Nuntius in der Schweiz, für das catholische Kirchengespränge, und überhaupt für die catholische Religion, so viel Neigung bekommen, daß er die evangelische mit derselben zu vertauschen beschloß. In diesem Entschlusse stärkte ihn hauptsächlich sein Leibarzt, D. Johann Vistorius, der aus einem Lutheraner erst ein Reformirter, und aus einem Reformirten ein Catholik geworden war. Dem Markgrafen geschahen zwar von Seiten seiner evangelischen Anverwandten dringende Vorstellungen; allein das Zureden seiner catholischen Freunde wirkte mächtiger. Da er indessen doch nicht das Ansehen zu haben wünschte, als wenn er den so wichtigen Schritt ohne hinlängliche Ueberlegung gethan hätte, so veranstaltete er, auf den Rath des D. Vistorius, ein Religionsgespräch. Doch gerade Vistorius, dem an der wirklichen Eröffnung desselben nicht viel gelegen war, brauchte allerley Vorwand, um es aufzuschieben, und bloß die Standhaftigkeit des Herzogs Ludwigs von Württemberg war Ursache, daß es noch gehalten wurde. Die Ehre des letztern war aber auch bey dieser Sache besonders mit im Spiel, indem seine beiden Theologen, der berühmte Andreä und D. Jacob Heerbrand zu Tübingen, zur Vertheidigung der evangelischen Religion bestimmt waren. Der Markgraf Jacob wußte dem Religionsgespräch selbst bey. Nachdem nun Vistorius in der ersten Zusammenkunft seine Gegner mit unnöthiger Erklärung der Kunstwörter beschäftigt hatte, um sie nicht zur Hauptsache kommen zu lassen, so machte er in der zweyten und dritten Conferenz den Streit über die sichtbare und unsichtbare Kirche reger; er wußte aber die Gründe, durch die er die unsichtbare Kirche widerlegen wollte, so wenig überzeugend darzustellen, daß er in Verlegenheit gerieth. Aus dieser Verlegenheit half er sich nun dadurch, daß er behauptete, die Schüsse seiner Gegner wären den Regeln der Disputirkunst nicht angemessen. Hierüber entging dem Markgrafen Jacob die Geduld so sehr, daß er das Religionsgespräch abbrach. Vistorius beschuldigte nun die württembergischen Theologen, das Colloquium unterbro-

1589

den zu haben. Diese machten nun zwar die ganze Geschichte desselben durch den Druck bekannt; alles dies bewirkte jedoch nicht so viel, daß der Markgraf Jacob dem Pistorius sein Zutrauen hätte entgegen sollen. Er veranstaltete indessen im folgenden Jahre noch ein Religionsgespräch zu Emmendingen in seiner Markgraffschaft Hochberg, welches augenscheinlich die Absicht hatte, dem Schritte, den er thun wollte, den Schein der Ueberlegung zu geben; denn der vornehmste unter den Theologen, welcher die evangelische Religion vertheidigen sollte, war D. Johann Musäus, der markgräfliche Superintendent zu Emmendingen. Das Religionsgespräch hörte auf; ohne daß einer von beiden Theilen sich des Sieges rühmen durfte. Doch Markgraf Jacob trug nun weiter kein Bedenken, sich öffentlich zur catholischen Religion zu bekennen. Cirtus V. hatte darüber eine so große Freude, daß er deswegen eine öffentliche Procession nach den römischen Hauptkirchen anordnete, der er selbst, begleitet von dem Cardinalscollegium, mit bloßen Füßen bewohnte. Der Markgraf Jacob bewies hierauf seinen Eifer für die neuangenehme Religion dadurch, daß er seine Diener und Unterthanen derselben mit Gewalt zuführen wollte. Er ließ in dieser Absicht allen seinen Kirchen- und Schuldienern einen Befehl befehlen, ihre Dienste in Zeit von einem Vierteljahre zu verlassen, und ihr Glück anderswo aufzusuchen. Schon war zur feierlichen Reformationshandlung der Tag angesetzt, als die Muhr den Markgrafen Jacob im neunundzwanzigsten Jahre seines Alters tödtete. Einige Tage nach seinem Tode wurde sein Nachfolger Ernst Jacob geboren. Nun hatte er zwar denselben, außer seiner Mutter, einen gebornen Gräfin von Kullenburg, und seinem Bruder, dem Markgrafen Ernst Friedrich, auch noch den Herzog Wilhelm von Bayern, und den Grafen Carl von Hohenzollern, zu Vormündern bestellt; allein sein Bruder, der Markgraf Ernst Friedrich, der mit seinen Religionsveränderungen sehr unzufrieden gewesen war, eignete sich die Vormundschaft allein zu, um die evangelische Kirchenverfassung wieder herzustellen zu können. Die Mutter des unmündigen Markgrafen begnügte sich schon damit, daß er ihr ein Schloß einräumte, und ihr auch zu Emmendingen catholischen Gottesdienst gestattete; der Graf zu Hohenzollern wollte aber sein Vormundschaftsrecht durchaus nicht aufgeben. Er schickte das heimlich weggenommene Testament an den Kaiser, und der Markgraf Ernst Friedrich bekam nun vom Reichshofrath eine Verordnung, alle Neuerungen, die er sich erlaubt hatte, abzuschaffen, und sich vor ihm zur Eröffnung des Testaments zu stellen. Der Markgraf wollte nun zwar die Gerichtsbarkeit des Reichshofraths nicht anerkennen; der Reichshofrath achtete aber seine Einwendungen so wenig, daß er vielmehr den letzten Willen des Markgrafen Jacob bestätigte. Der frühzeitige Tod des Prinzen Ernst Jacob entschied jedoch diesen Streit am geschwindesten. Die hochberäthschen und ufenberschen Besitzungen fielen nun an den Markgrafen Ernst Friedrich, und dessen Bruder, den Markgrafen Georg Friedrich, zurück, welche die evangelische Religion in denselben aufrecht erhielten *).

3. Diese war um eben diese Zeit auch im Lande der Markgrafen von Baden-Baden. Baden in Gefahr. Der Markgraf Philipp II., der von seinen Vormündern in der catholischen Religion war erzogen worden, führte, als er, dreizehn Jahre

alt,

n) Pöberlin, XV, 311, 333. Hambergers Forts. des Michaeis, S. 201. 199.

1588

alt, die Regierung selbst übernehmen durfte, diese Religion auch in seinem Lande wieder ein; und entzog den standhaften Verehrern der protestantischen Religion ihre Aemter. Als er schon im dreißigsten Jahre seines Alters sein Leben endigte, wurde sein Vatersbruderssohn, Eduard Fortunatus, der Besitzer seines Landesantheiles, und die badenbadenschen Lande kamen hierdurch wieder zusammen. Eduard Fortunatus hatte gleichfalls eine catholische Erziehung bekommen, und er blieb der catholischen Religion auch jetzt noch treu. Seine evangelischen Unterthanen schienen also alle Hoffnung; im Vaterlande freye Religionsübung zu genießen, verlohren zu haben; allein Eduards Fortunatus unordentliche Regierung gab die Veranlassung, daß sie den Markgrafen Ernst Friedrich zu ihrem Regenten bekamen. Sein Vorgänger Philipp II. hatte ihm zwar eine große Schuldenlast hinterlassen; der Vetter Ernst Friedrich gab ihm aber so gute Anschläge, daß er die allmähliche Tilgung derselben sehr wohl bewirken konnte. Er schloß ihm auch sogleich eine ansehnliche Geldsumme vor. Allein Eduard Fortunatus befolgte seine wohlgemeinten Rathschläge so wenig, daß er vielmehr immer schlechter wirthschaftete, daß er, um nur Geld zu bekommen, sich die schändlichsten Handlungen erlaubte. Reisende ließ er durch seine Diener anfallen und des Hirtzu berauben, und alle Gastwirthschaften des wegen Untersuchungen anstellen, ob ihre Gäste mit Geld versehen wären. Eduard wohnte einigen von solchen Straßenräuberzügen sogar in eigener Person bey. Ein andres schändliches Mittel, seine durchlöcherete Casse zu füllen, bestand darin, daß er Thaler, imgleichen stroßburger Klippen und Portugallester, aus schlechtem Metalle prägen ließ. Seinem Vetter, dem Markgrafen Ernst Friedrich, wollte er durch Gift und Zauberei das Leben rauben. Endlich wuchsen seine Schulden so gewaltig an, und seine Gläubiger wurden so ungestüm, daß der Kaiser Rudolf II. den Herzogen von Bayern und von Lothringen die Exquestation seines Landes auftrug. Diese überließen die Beforgung des Geschäftes wieder an den Grafen von Tugger. Recht war zu befürchten, daß Eduards Besigungen dem badenschen Hause ganz möchten entzogen werden. Doch Markgraf Ernst Friedrich glaubte sich durch einen zwischen seinem Großvater und den Vormündern der Prinzen Philibert und Christoph geschlossenen Vergleich berechtigt, das Land seines Veters in Besitz zu nehmen. Er übte sein Recht in Eduards Abwesenheit, und zur Nachtzeit, aus der Churfürst von der Pfalz und der Herzog von Württemberg unterstützten ihn dabei mit Mannschaft. Die Unterthanen mußten ihm unter dem Namen eines Administrators huldigen. Er übersendete hierauf sogleich ein Schreiben an den Kaiser, worin er die Ursachen, die ihn zu dem gethanen Schritt bewogen hatten, auf das gründlichste darzustellen suchte. Seine Gründe schienen dem kaiserlichen Hofe anfangs nicht ganz verwerflich; bald bekamen sich aber des Kaisers catholische Rathgeber, daß Ernst Friedrich, ohne von seines Veters evangelischen Prinzen Unterthanen begünstigt zu seyn, dessen Land unmöglich so geschwinde hätte besetzen können. Sie glaubten auch, man müsse ein so gefährliches Beispiel, daß sich jemand in Deutschland selbst Recht zu verschaffen suche, nicht gestatten. In der That wurden auch durch Ernst Friedrichs Befegung des badenbadenschen Landes lebhafteste Unruhen veranlaßt. Ernst Friedrich erhielt dadurch Gelegenheit, die Diener seines Veters, welche die feindseligen Anschläge auf sein Leben gemacht hatten, in seine Gewalt

1594

Gewalt zu bekommen, und er ließ ihnen den Proceß machen. Da sie nun die vom Markgrafen Eduard Fortunatus erhaltenen mörderischen Aufträge eingestanden hätten, so ließ Ernst Friedrich alles dieses, so wie den ganzen Handel, durch eine gedruckte Schrift bekannt machen. Jetzt erstieg Eduards Zorn die höchste Stufe. Er rückte mit dreystausend Mann herben, die er aus seinen luxemburgischen und spanheimischen Ländern zusammengebracht hatte, und die ihm einige lotkrinische Enkelente zu verstärken versprochen. Ernst Friedrich säumte aber auch nicht, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Die Nachbarn fingen nun an, unruhig zu werden, und die Eurfürsten von Ragnz und von Eölln suchten, mit Eduards Bewilligung, den Markgrafen Ernst Friedrich zu einem Vergleiche zu bereben; allein er gab ihnen Vorschlägen so wenig Gehör, daß er vielmehr auch Eduards Länder in Elsaß in Besitz nahm. Endlich ließ er sich einen Vertrag, den der Herzog von Bayern entwarf, gefallen. Vermöge desselben sollte in der obern Markgrafschaft Baden die catholische Religion in unverändertem Zustande bleiben; Eduard, der dem Leibes seines Veters noch immer nachtrachtete, sollte in Verwahrung kommen, und Ernst Friedrich sollte dessen ganzes Land auf eine bestimmte Zeit überlassen werden. Der Kaiser wollte aber diesen Vergleich nicht bestätigen; auch ermahnte und befohl er so lange, bis Ernst Friedrich sich endlich zur Entfernung seines Kriegsvolkes entschloß. Der Aufwand, den ihm dasselbe verursacht hatte, nöthigte ihn, Weisheim und Mündelsheim an Wirtemberg zu verkaufen. Dagegen nahm er aber nach Eduards Tod nicht nur die obere Markgrafschaft Baden, sondern auch die Grafschaft Spanheim in Besitz. Auf diese Art wurde die evangelische Religion in den badenbadenschen Ländern noch gerettet 1).

1595

1598

4. Ein ganz andres Schicksal hatte sie um eben diese Zeit zu Aachen. Hier hatten sich schon seit langer Zeit viele Bürger zur evangelischen Religion gewendet, und bereits auf dem ausburgischen Reichstage vom Jahr 1559 um freye Religionsübung und um die Erlaubniß, eine Kirche bauen zu dürfen, nachgesucht; der Widerspruch des eifrigen catholischen Stadtmagistrats hatte sie aber an der Erreichung ihrer Absicht verhindert. Letzter machte auch unter sich feierlich aus, daß künftig bloß solche Personen, die sich zur catholischen Religion bekennen, zu Rathsgliedern und Stadtbeamten gewählt werden sollten. Da aber wegen der heftigen Religionsverfolgungen in den Niederlanden immer mehrere Protestanten, sowohl überaner als Reformirte, nach Aachen zogen, so sah sich der Stadtrath endlich genöthigt, einige A. E. Verwandte unter seine Mitglieder aufzunehmen. Die Evangelischen von beiden Religionsparteyen wagten es hierauf, freye Religionsübung, und die Erlaubniß, eine Kirche zu bauen, sich noch einmal zu erbitten, und wagten es, als man ihnen ihr Gesuch abschlug, einen öffentlichen Prediger anzustellen. Dieser wurde aber von dem Beamten des Herzogs von Jülich, des Schutzherrn der Stadt Aachen, in Verhaft genommen, und der Magistrat ließ die Besuchung der evangelischen Predigten ausdrücklich verbieten. Der Kaiser gab dem Bischof von Jülich und dem Herzog von Jülich Vollmacht, die Neuerungen abzustellen; ja er ließ fünfmal nach einander deswegen einen ernstlichen Befehl an den Magistrat ergehen. Der catholische Theil desselben, der sich von seinen evangelischen

1574

1580

1581

M n 3

Ambs

1) Hamburger am a. O. S. 114. Imgl. 117. 139.

Amtsbrüdern absonderte, war zum Gehorsame völlig bereitwillig; die letztern wollten sich aber erst mit andern Reichsstädten von ihrer Religionsparten darüber besprechen. Der catholische Magistrat, so wie auch verschiedene benachbarte Fürsten und Herren, denen diese Religionsveränderung nicht gleichgültig war, thaten nun dem Kaiser so lange Vorstellungen, bis er Ernst brauchte, und die Evangelischen gänzlich aus dem Rathe zu entfernen suchte. Die Beforgung dieses Geschäftes übertrug er dem neuen Bischof von Lüttich, dem Herzog Ernst von Bayern, wie auch dem Herzog von Jülich, und noch zwey andern Herren. Als jedoch der zur Rathswahl bestimmte Tag erschien, wählten die Evangelischen sich eben so gut ihre Bürgermeister wie die Catholiken. Jene wurden nun zwar von den kaiserlichen Vollmächtigten verworfen; es langte auch bald darauf ein kaiserliches Mandat an, nach welchem die evangelischen Bürgermeister durchaus für keine Obrigkeit erkannt werden sollten; als aber die Commissarien darauf antrugen, daß sowohl die Catholischen, als die Evangelischen die Thorschlüssel ausliefern sollten, so erregten die Evangelischen, die sich schon einige Zeit vorher heimlich mit Waffen versehen, und Kriegsvolk angeworben hatten, einen gewaltigen Sturm. Sie erbrachen das Zeughaus, führten das große Geschütz heraus, besetzten Stadttore, Thürme und Wälle, und nöthigten den regierenden Bürgermeister, ihnen das Stadtsiegel und die Thorschlüssel auszuliefern. Die kaiserlichen Commissarien hielten nun ihren Aufenthalt zu Aachen nicht mehr für sicher; ihnen folgten die vornehmsten Catholiken nebst den Geistlichen.

Aachen geräth
darüber ins
Gedrange.

5. Der Kaiser hatte jetzt wirklich Ursachen, über die Aachner aufgebracht zu seyn; er versuchte aber dennoch abermals den Weg der friedlichen Vergleichung. Er erklärte nemlich, daß er ihnen alles verzeihen wollte, wenn sie seinen Bevollmächtigten gehorchen, und alles in den vorigen Zustand versetzt würden. Die evangelischen Aachner, die bereits einen Catholiken zum Bürgermeister gewählt hatten, versprachen auch durch öffentliche Edicte allen ihren entwichenen Mitbürgern die Sicherheit und die Freundschaft, die sie sich wünschen könnten; den vorigen Religionszustand wollten sie aber durchaus nicht wieder herstellen. Sie wagten deswegen mehrere Vorstellungen an den Kaiser; sie suchten auch die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg auf ihre Seite zu ziehen. Diese nahmen sich auch ihrer bey dem Kaiser an; Rudolf glaubte es aber durchaus nicht zugeben zu können, daß Aachen, der Stuhl und die Residenz des Reichsoberhauptes, wo schon Carl der Große, zur immerwährenden Erhaltung und Fortpflanzung der wahren alten catholischen Religion und Gottesverehrung, und zum Orte, wo jeder neuergewählte König der Deutschen seine Krone und Einweihung empfangen sollte, ein ansehnliches Stift errichtet hätte, dessen Mitglieder seine Vorfahren geworden wären, und dessen Aufrechthaltung sie hätten beschwören müssen, daß eine solche Stadt der catholischen Religion entzogen würde. Er glaubte um so mehr darüber halten zu müssen, da zu Carls V. und Ferdinands I. Zeiten, mit Bewilligung des Stadtmagistrats, ausgemacht worden, daß die Mitglieder desselben, so wie die Stadtbeamten, durchaus zu keiner andern, als zur catholischen Religion sich bekennen sollten *). Die Churfürsten scheinen hierauf damals weiter nichts in dieser Sache

y) Hübner, XI, 353 - 369.

Sache gethan zu haben; desto lebhafter war der Antheil, den die Reichsstädte an derselben nahmen. Sie stellten daher auf dem allgemeinen Städtetag, der in diesem Jahre zu Speyer gehalten wurde, ernstliche Verathschlagungen darüber an. Hauptsächlich aber beunruhigte sie die geäußerte Meinung, als wenn die Reichsstädte, nicht gleich andern Reichsständen, auf den Genuß des Religionsfriedens Anspruch machen könnten. Man beschloß daher, den Churfürsten von der Pfalz zu ersuchen, daß er sich der Nachner bey dem Kaiser annehmen möchte; den Bischof von Lüttich und den Herzog von Jülich aber wollte man bitten, mit der gedroheten Vollziehung der wider Aachen ergangnen kaiserlichen Verordnungen, bis zu einer allgemeinen Reichsversammlung, zurückzuhalten ¹⁾. Alle diese Bitten und Vorstellungen brachten der Stadt Aachen keinen Vortheil. Der Bischof von Lüttich und der Herzog von Jülich schlossen sie, dem Befehle des Kaisers zufolge, auf als 1532 im Wrg. len Seiten ein. Der König von Spanien stand ihnen durch burgundisches Kriegsvolk nachdrücklich bey, und die Nachner erfuhren alle die Drangsale, welche die damaligen Kriege zu begleiten pflegten. Nun hatte zwar der Kaiser den Churfürsten von Eöln und von Trier und einigen von seinen Rätthen, zu Begleitung dieser Händel, neue Vollmacht gegeben; der Churfürst von Eöln aber, der sich damals mit ganz andern Entwürfen beschäftigte, hatte keine recht bestimmte Neigung, die Beforgung dieses Auftrags über sich zu nehmen, und der damalige Magistrat der Stadt Aachen bemühte sich gleichfalls, den Fortgang der kaiserlichen Commission zu verhindern. Indessen wurden die Nachner des Ungemachs, welches ihnen die lange Einsperrung ihrer Stadt zugezogen hatte, so überdrüssig, daß sie endlich einen Ausfall wagten, und dieser gerieth so glücklich, daß die Urheber ihrer Einschließung auf einmal verschweucht wurden. In der Freude über ihr Glück, vergaßen sich die Nachner so sehr, daß sie verschiedene umherliegende Schloßer und Häuser plünderten und abbrennten. Hierdurch bewirkten sie weiter nichts, als daß sie die benachbarten Fürsten nur noch mehr zur Erbitterung reizten. Sie erlaubten sich aber, wie man ihnen schuldigiebt, auch allerley Gewaltthätigkeiten gegen die catholischen Einwohner ihrer Stadt; auch belegten sie die Bürgerschaft mit ungewöhnlichen Auflagen, um das fremde Kriegsvolk, das sie noch mit neuem vermehrten, begahlen zu können ²⁾.

6. Die übrigen Reichsstädte, die indessen zu Heilbronn wieder eine Zusammenkunft gehalten hatten, faßten den ernstlichen Entschluß, ihren bedrängten Mitbürgern zu Aachen auf alle Weise beizustehen. Sie versäumten deswegen nicht die Gelegenheit, die ihnen Rudolfs II. erste Reichsversammlung, die in diesem Jahre gehalten wurde, hierzu anbot. Es gehörte unter die vornehmsten Beschwerden, die sie da anbrachten, daß in der aachenschen Sache, ohne alle vorhergehende rechtliche Untersuchung und Erkenntniß, sogleich mit einer im deutschen Reiche ganz ungewöhnlichen achtsmäßigen Execution verfahren worden sey. Sie glaubten daraus deutlich sehen zu können, daß man den Reichsstädten den Genuß des Religionsfriedens entziehen wolle, da sie doch nicht nur der Religionsfriede selbst, sondern auch Kaiser Maximilians II. Verordnung vom Jahre 1574, dazu berechtigte. Die beiden höhern Reichsstände übergaben die Beschwerden der Städte dem Kaiser; dieser

Die cathol. Religion verhaßte sich zu Aachen.

¹⁾ Häberlin, am 4. O. S. 458 — 459.

²⁾ Häberlin, S. 534 — 545.

- dieser fand es aber sehr beleidigend für sich, daß sie sich nicht gescheut hätten, ohne einige gegebene Ursache, und ohne ihm erst deswegen Vorstellungen zu thun, ihn, als ihr Oberhaupt, in hitzigen und ungebührlichen Ausdrücken, bey den übrigen Reichsständen, solcher Dinge zu beschuldigen, die ihm nie in den Sinn gekommen wären, und deren ihn noch niemand beschuldigt hätte. Er suchte auch die Sache den höhern Reichsständen von einer ganz andern Seite vorzustellen; als von der sie die Städte geschildert hatten, und er konnte ihnen freylich manchen Vorwurf mit Recht machen¹⁾. Eben deswegen vermochten auch die Vorstellungen, welche die evangelischen Reichsstände zum Besten ihrer Glaubensgenossen in Aachen überreichten, ihm keine andere Gesinnungen einzufößen. Er setzte vielmehr, nach Einigung der Reichsversammlung, beiden Theilen eine neue Frist an, innerhalb der sie zu Wien erscheinen, und einem Vergleiche die Hand bieten sollten. Die Catholiken schickten ihre Bevollmächtigten; von Seiten der Evangelischen aber erschien niemand. Der Kaiser bestimmte hierauf einen neuen Termin zu drey Monaten.
- 1583 Nun erschienen zwar zwey Abgeordnete des evangelischen Rathes zu Aachen; da sie aber blos zum Anhören der kaiserlichen Vorschläge bevollmächtigt waren, so reifeten sie, ohne die Entscheidung des Kaisers abzuwarten, wieder zurück. Der Kaiser übertrug es nunmehr den Churfürsten von Trier und von Sachsen, die Ruhe und Einigkeit zu Aachen wieder herzustellen. Ihre Bevollmächtigten fanden aber den Streit so verwickelt, daß sie es für das rathsamste hielten, ihn wieder an den Kaiser zu verweisen. Der Kaiser wußte nun weiter nichts zu thun, als den Nachnern zu befehlen, daß sie den Evangelischen das Predigen untersagen, und die catholischen Beamten in der Erfüllung ihrer Aufträge nicht hindern sollten. Der evangelische Theil des Stadtraths zu Aachen fühlte sich jedoch so wenig geneigt zu gehorchen, daß er vielmehr die übrigen Reichsstädte, deren Ausschuß um diese Zeit zu Ulm versammelt war, abermals um seine Zusage bey dem Kaiser ersuchte. Die Sache ruhet hierauf wieder einige Jahre. Der Herzog von Jülich, und andre in diesen Handel verwickelte Herren, lenkten aber des Kaisers Aufmerksamkeit von neuem auf dieselbe. Dieser schickte wieder einen Bevollmächtigten nach Aachen, um die Entscheidung des langen Streites endlich einmal zu befördern; aber auch dieser Versuch war vergeblich.
- 1590 Jetzt schickte der Kaiser durch einen Reichsherrn neues Mandate nach Aachen, die dem Magistrat bey Strafe der Acht den Befehl ankündigten, die Catholiken und alles das Ihrige nicht ferner zu beschweren, alle Religionsnenerungen abzustellen, die fremden Protestanten wieder fortzuschaffen, und sowohl der geistlichen als der weltlichen Gerichtsbarkeit ihren ordentlichen Gang zu lassen. Der sogenannte große Rath machte auch wirklich Anstalten, die kaiserlichen Befehle zu vollziehen; die Evangelischen begeizten sich aber nicht nur noch immer widerspenstig, sondern sie fuhren auch mit ihren Eingriffen in die Rechte der Catholischen ununterbrochen fort. Wiederholte kaiserliche Strafverordnungen machten keinen Eindruck auf dieselben.
- 1592 Hierauf beschied der Kaiser beide Parteyen an seinen Hof, um die letzte Entscheidung anzuhören; dieses Urtheil wurde aber nicht eher als im folgenden Jahre, und zwar auf dem Schlosse zu Prag, bekandt gemacht. Es bestätigte in der Hauptsache den Inhalt der bisherigen kaiserlichen Verordnungen, und befahl
- 1593 dem

6) Häberlin, XII, 80. 331. fgg.

dem Rathe zu Aachen, alles in demselben enthaltene in Zeit von sechs Wochen zur Vollziehung zu bringen. Die Evangelischen versagten aber ihren Gehorsam unter dem Vorwande, daß der Kaiser erst besser berichtet werden müsse. Sie brachten es auch so weit, daß die evangelischen Eurfürsten und Reichsstädte sich abermals für sie bey dem Kaiser verwendeten, und da dieser gerade um diese Zeit ihre Hülfe gegen die Türken sehr nöthig hatte, so mußte er sich aller möglichen Schonung gegen sie bedienen, und die Vollziehung des gegen Aachen gesprochenen Endurtheils unterblieb also noch einige Zeit. Der König von Spanien aber, der die Stadt Aachen bereits durch sein Kriegsvolk so bedrängt hatte, entzog ihr indessen alle Vorrechte und Freyheiten, die sie in seinen Ländern bisher genossen hatte ¹⁾. Nach einigen Jahren wurde auch der Kaiser, durch die benachbarten Fürsten, wieder so weit umgestimmt, daß er der Stadt Aachen ein neues Mandat zuschickte, das ihr bey Strafe der Acht die Pflicht auflegte, den ehemals ergangenen kaiserlichen Vollziehungsbefehlen, in Zeit von drey Monaten, Gehorsam zu leisten ²⁾. Dieser Gehorsam mußte aber durchaus erzwungen werden. Der Kaiser erkannte endlich, hauptsächlich auf Anstiften des spanischen Hofes, auf die Achteerklärung, und die Vollziehung derselben übertrug er dem Herzog Ernst von Bayern, der zugleich Eurfürst von Eöln und Bischof von Lüttich war, imgleichen dem Eurfürsten von Trier, und dem Herzog von Jülich. Das beste aber that das Kriegsvolk des Königs von Spanien. Die Evangelischen mußten nun nachgeben; der Eurfürst von Eöln bewirkte zwar, daß sie mit der Strafe verschont blieben, ihre Prediger durften aber nicht länger in Aachen bleiben, und es wurde nun festgesetzt, daß blos die catholische Religion daselbst geduldet werden sollte. Die Evangelischen, welche während der Unruhen die Magistratsämter versehen hatten, wurden verurtheilt, ihren Gegnern allen Schaden zu ersetzen. Da sie nun die hierzu erforderlichen Summen nicht aufbringen konnten, so mußten sie sieben Jahre hernach in der Mitte des Winters die Stadt verlassen ³⁾.

1596

1598 im Jun.

1603 im Febr.

7. Da man von Seiten der catholischen Partey Deutschlands nicht dulden wollte, daß eine Reichsstadt, wo Catholische und Evangelische bisher vermischet gelebt hatten, sich ganz zur evangelischen Religion wenden durfte, so mußte sie es beirathen. um so weniger zugeben, wenn der Besitzer eines Erz, oder Hochstiftes nicht nur evangelisch werden, sondern auch sich vermählen, und sein Stift behalten wollte. Ein sehr merkwürdiger Fall dieser Art trug sich mit dem Erstihme Eöln zu. Der Eurfürst Salentin von Eöln, ein Abkömmling der ältern Linie der Grafen von Hohenburg, entschloß sich, das Aussterben seines Hauses zu verhindern, seine geistlichen Würden niederzulegen, und sich zu vermählen. Der Papst erlaubte es ihm auch, weil er die Priesterweihe noch nicht empfangen hatte. In seine Stelle wünschten nun verschiedene angesehenen Herren zu treten; diejenigen aber, die sich unter den übrigen auszeichneten, waren der Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg, Eorbischof zu Eöln; ferner der Prinz Ernst von Bayern, Bischof zu Breslau, gen,

Th. Gesh. des

1577

c) Häberlin, XVII, 410 — 417.

d) Thuanus, L. CXXI. Khevenhiller Annales Ferdin. V, 1931. Nopp Aachener Chronik.

b) Häberlin, XX, 162.

1578

gen, Hilbesheim und Lüttich, und endlich Gebhard Truchseß, Frenherr zu Waldburg, Domprobst zu Augsburg, Domdechant zu Straßburg, und Domherr zu Eöln. Der Kaiser, der Pabst und die catholische Partey in Deutschland wünschten recht sehr, daß der bayrische Prinz, ein sehr eifriger Verehrer der catholischen Religion, Erzbischof von Eöln werden möchte; aber eben des Prinzen Ernst besondern Eifer für die alte Kirche war Ursache, daß der Graf Hermann von Muenar, der den evangelischen Glauben vorzog, den Herrn von Truchseß, von dem er keine feindselige Behandlung der Evangelischen erwartete, auf den erzbischoflichen Stuhl zu erheben suchte. Die Erreichung seiner Absicht beförderte die Denkart verschiedener Domherren, welche in der Stille der evangelischen Religion nicht abgeneigt waren. Kurz, Gebhard bekam Eine Stimme mehr als der Prinz Ernst. Letzterer suchte nun zwar des ersten Wahl anzusechten; nachdem aber Gebhard sein Glaubensbekenntniß, der vom tridentinischen Concilium vorgeschriebenen Formel gemäß, vor dem Churfürsten von Trier, und in Gegenwart vieler Zeugen, abgelegt, und es sichtlich bekräftigt hatte, so machte der Pabst weiter keine Schwierigkeiten, ihn zu bestätigen. Er erinnerte sich dabey der Verdienste seines Oheims, des Cardinals und Bischofs zu Augsburg, Otto Truchseß, der unter allen catholischen Reichsfürsten der einzige gewesen war, der dem Religionsfrieden zu widersprechen Muth genug gehabt hatte. Gregor XIII. hegte von dem neuen Erzbischof von Eöln eine so vortheilhafte Meinung, daß er in seiner Bestätigungsbulle öffentlich erklärte, daß niemand der rechthabigen Kirche, oder dem heiligen römischen Stuhle, oder auch der Kirchenzucht eifriger ergeben seyn würde, als der neue Erzbischof Gebhard ¹⁾. Die Auführung des neuen Erzbischofs entsprach jedoch dem günstigen Vorurtheile, welches der Pabst für ihn hatte, gar nicht. Gebhard war für den Zwang, den der geistliche Stand den Menschen gebietet, gar nicht geschaffen. Er liebte die Vergnügungen der Tafel und der Liebe mit der leidenschaftlichsten Hige. Vergeblich warteten ihn treue Freunde vor den Folgen, die in Ansehung seines guten Rufes daraus entstehen könnten. Er glaubte, die zweideutigen Gerüchte, die sich von seinem unmoralischen Lebenswandel bereits verbreitet hatten, durch die Annahme der Priesterweihe zu dämpfen; bald verriethen es aber seine Handlungen nur zu deutlich, daß er durch die Priesterweihe nicht tugendhafter geworden war. In dem Stifte Birresheim lebte damals eine außerordentlich reizende Canonissin, die thüringische Gräfin Agnes von Mansfeld, welche ihre in Eöln wohnende Schwester, die an einen Frenherrn von Krichingen verheirathet war, öfters besuchte. Gebhard hatte sie, noch ehe er Erzbischof wurde, bey Gelegenheit eines feierlichen Umganges am Fenster erblickt, und ihre Schönheit hatte ihn so mächtig bezaubert, daß er seit der Zeit nicht eher ruhig war, als bis er mit ihr nähere Bekanntschaft gemacht hatte. Die Gelegenheit hierzu verschaffte ihm eine Reise, welche der Herr von Krichingen mit seiner Gemahlin nach Thüringen vornahm. Zu Brül, wo der Churfürst Gebhard ein Schloß hatte, nahm die Gräfin Agnes von ihrer Schwester und von ihrem Schwager Abschied. Gebhard lud sie auf sein Schloß ein. Die Bewirthung war, wie man sich leicht vorstellen kann, auf das herrlichste eingerichtet, und die von dieser Ehre und von dem Laumel der Freude ganz berauschte

Agnes

1579

1) Habsell, X, 499 — 504.

Agnes ließ sich in das Schlafzimmer des verliebten Churfürsten locken, wo sie die Wünsche des feurigen Verehrers mit ziemlicher Bereitwilligkeit erfüllte. Vielleicht mochte eine schon vorhergegangne Verabredung zu dem so leichten Sieg den Weg gebahnt haben. Der Schwager und die Schwester der Gräfin Agnes scheinen auf ihre Handlungen auch eben nicht sehr aufmerksam gewesen zu seyn; denn Gebhard und Agnes wiederholten ihren vertraulichen Umgang noch einige Nächte, und als der Herr und die Frau von Krichingen endlich nach vierzehn Tagen ihre Reise nach Thüringen fortsetzten, begab sich Agnes zu dem Grafen Adolf von Nuenar nach Mörz, wo ihr jährlcher Churfürst bald wieder bey ihr anlangte. Er ließ sie auch hierauf heimlich nach Kaiserswerth kommen, und als ihr Schwager und ihre Schwester aus Thüringen zurückkamen, räumte er ihnen die Cansley zu Bonn zu ihrer Wohnung ein. Die Gräfin Agnes hielt sich ganz natürlich bey ihnen auf. Der Churfürst, welcher das nahegelegene Poppelsdorf zu seinem Aufenthaltsorte erwählte, legte manchen Besuch bey ihr ab, und wurde eben so oft von ihr besucht. Schon hatte dieser gärtliche Umgang über zwen Jahre fortgedauert, als er durch das Gerächte den Brüdern der Gräfin Agnes in Thüringen bekannt wurde. Diese hielten es für eine große Beschimpfung ihrer alten und edlen Familie, daß eine Person derselben eine Maitresse abgeben sollte. Schnell reiseten sie zum Churfürsten Gebhard, und droheten ihm und ihrer Schwester mit dem Tode, wenn diese Schande durch ihre eheliche Verbindung nicht wieder ausgelöscht würde. Sie setzten dabey voraus, daß der Churfürst Gebhard deswegen seine geistliche Würde niederlegen würde. Der bestürzte Gebhard bequeme sich auch, in Gegenwart eines Bruders der Gräfin Agnes, imgleichen des Freyherrn von Krichingen, seiner Gemahlin, und einiger Edelknechte, das Versprechen von sich zu geben, daß er dem geistlichen Stande entsagen, und die Agnes heirathen wolle. Anfangs mochte es wirklich seine Absicht gewesen seyn, die Würde eines Erzbischofs niederzulegen. Bald ließen ihn aber seine Freunde, die Grafen von Nuenar und von Solms, bald ließen ihn auch die süßen Vorstellungen der Agnes die Ausführung des Gedankens, die römisch-catholische Religion mit der evangelischen zu vertauschen, mit dem schönen Gegenstande seiner liebe sich ehelich zu verbinden, und dennoch Churfürst und Erzbischof zu bleiben, für überaus möglich halten. Dabey wurde freylich vorausgesetzt, daß dies nur auf seine Lebenszeit dauern, daß das Domcapitel und die catholische Landschaft nicht gekränkt werden sollte. Man versprach sich dabey von Seiten der evangelischen Reichstände alle Unterstützung. Vielleicht versprach man diesem Plane aber auch schon deswegen eine glückliche Ausführung, weil der damalige Administrator des Erzliffes Magdeburg, der Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg, sich vermählet, und die Verwaltung seines Erzliffes demungeachtet begehren hatte. Wäre es freylich auf die Stadt Eöln, die Hauptstadt des Erzliffes unseres Gebhards angekommen, so hätte die evangelische Religion sehr bald die herrschende werden können. Die evangelischen Bürger und Einwohner derselben hatten sich auf dem Reichstage dieses Jahrs viele Mühe gegeben, die freye Religionsübung zu erlangen, und die Reichstände von ihrer Glaubenspartey hatten auch ihrentwegen sowol dem Rathe zu Eöln, als dem Churfürsten Gebhard Vorstellungen gethan. Jener aber nahm auf dieselben so wenig Rücksicht, daß er viel

mehr alle Nichtcatholischen in Zeit von einem Monat die Stadt zu verlassen nöthig war. Hierauf wendeten sich die evangelischen Reichsstände an den Churfürsten Gebhard, und ersuchten ihn, es dahin zu bringen, daß die Geistlichkeit und der Rath zu Eöln die Evangelischen nicht länger verfolgen möchte. Um eben diese Wohlthat baten ihn auch die der evangelischen lehre ergebene Ritterschaft, Städte und übrigen Unterthanen seines Erzsitzes 1).

Er handelt
dabei sehr un-
vorsichtig.

8. Gebhard würde die Wünsche und Bitten seiner evangelischen Unterthanen gern erfüllt haben; es fehlte ihm aber hierzu an Kräften. Die meisten Mitglieder seines Domcapitels fanden die Entwürfe, die er gemacht hatte, ihren Absichten gar nicht angemessen. Dies zeigte sich gleich bei einem Besuche, den Gebhard auf dem Reichstage zu Augsburg machte. Seine Gesandten mußten bekläglich anfragen, ob ein geistlicher Fürst, ohne seine geistliche Würde zu verlieren, nicht die Religion verändern, und sich vermählen könne; der Eporbischof aber, Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg, den das Domcapitel nach Augsburg geschickt hatte, widersprach ihrem Ansuchen auf das lebhafteste. Gebhard sah also nun wohl, daß er von der Seite des Domcapitels und der Geistlichkeit alle mögliche Hindernisse erwarten konnte. Er glaubte diese Hindernisse am glücklichsten mit bewaffneter Hand wegräumen zu können. In dieser Absicht warb er im Herzogthum Westphalen, wo er sich damals aufhielt, mehr Kriegsvolk an, als er gewöhnlich zu halten pflegte. Er brachte es auch dahin, daß die Stadt Bonn eine beträchtliche Anzahl seiner Mannschaft aufnahm, und er besetzte auch noch andre Derter des Erzsitzes mit Kriegsvolk. Seine Zurüstungen erregten ganz natürlich Aufmerksamkeit. Der Rath zu Eöln, mit welchem er allerley Vorrechte wegen in Streit lebte, kam auf den Verdacht, daß er sich der Stadt bemächtigen wolle. Er rüstete sich daher gleichfalls. Zugleich beobachtete auch das Domcapitel alle Handlungen seines Erzbischofs mit der größten Vorsicht, und Gebhard, der in seiner Anführung wenig Vorsichtigkeit und Behutsamkeit verrieth, gab ihm hierzu nur allzuhäufige Gelegenheiten. Er setzte zu Bonn sein gewöhnliches Freudenleben, und seinen zärtlichen Umgang mit der Gräfin Agnes beständig fort; er ließ an einem Frentage seine Tafel öffentlich mit Gleichgerichten besetzen; und am folgenden Tage stieß er die arbeitsamen Schimpfreden gegen den Papst aus. Während der Zeit erklärte er, ein Buch in der rechten und ein Schwert in der linken Hand haltend, öffentlich, daß er die lehre der A. E. standhaft vertheidigen wolle. Dabei fragte er die Anwesenden, ob sie seiner Religion beipflichten wollten? und sie versicherten es alle, bis auf den Amtmann von Kaiserswerth. Er rühmte sich zugleich, daß ihm ein mächtiger Herr zwentausend Reiter und zwanzig Fahnen Fußvolf auf Jahr und Tag ganz umsonst angeboten hätte, daß ihm ein anderer Freund sechzigtausend Kronen schenken wolle, und daß alle Evangelischen, nebst den ihm untergeordneten Bischöfen, ihm beistehen würden. Da alles dieses, was Gebhard hier that und sagte, allgemein bekannt wurde, so glaubte sich das Domcapitel berechtigt, ihn durch Abgeordnete fragen zu lassen, ob die allgemeine Rede, daß er die Religion verändern, und sich verheirathen wolle, gegründet sey. Diese Anfrage setzte den Churfürsten in Verlegenheit.

1) Hübner, XII, 349. 350.

genheit. Er hielt seine Antwort so lange als möglich war zurück, und zuletzt ertheilte er sie so dunkel und so zweideutig, daß sie so gut wie keine war.

9. Indessen hatte sich der Ruf von dem Vorhaben und den Unternehmungen des Churfürsten Gebhards bis nach Rom verbreitet. Lange hielt es der Papst, da er auf Gebharden ein so großes Zutrauen setzte, für erdichtet. Da es aber durch Briefe, die von allen Orten her einliefen, bestätigt wurde, so faßte er den Entschluß, eine vertraute Person nach Deutschland abzuschicken, welche von der ganzen Sache die gehörige Erkundigung einziehen sollte. Hierzu bestimmte er den Secretär des Cardinals Madruzzi, und nicht nur leßter, sondern auch der Papst selbst, ließen deswegen vorläufige Schreiben an den Churfürsten abgehen. Das Schreiben des leßtern enthielt die väterlichsten Vermahnungen, daß der Churfürst dem alten Glauben treu bleiben möchte. Auch der Kaiser ließ ihn durch einen besondern Gesandten warzen. Allein Gebhard hatte sich bereits zu viele Vorrechte erlaubt, als daß er füglich hätte wieder zurückgehen können. Er hatte, noch ehe das päpstliche Breve bey ihm anlangte, seine Absichten durch ein öffentliches Edict allen seinen landfassen und Unterthanen bekannt gemacht. Es fanden sich auch immer mehrere evangelische Grafen und Herren an seinem Hofe ein. Diese rietzen ihm jedoch, mit der Einführung der reformirten Religion, für welche Gebhard eigentlich am meisten gestimmt war, nicht sogar schnell zu verfahren. Dem Papst schickte er hierauf eine sehr weitläufige Antwort, welche in Ansehung seiner eigentlichen Gefinnungen denselben nun gar keine Zweifel mehr übrig ließ. In derselben gab er nemlich deutlich zu verstehen, daß die römische Kirche nicht mehr die alte apostolische Kirche sey, daß er seinen dem Papst geleisteten Eid für widerrechtlich und unverbindlich erkenne, daß er das Verbot der Priesterehe dem Inhalte der Schrift nicht gemäß finde. So sehr jedoch Gebhard von der Nichtigkeit seiner Grundsätze überzeugt seyn mochte, so wenig geheten sie seinen Amtsbrüdern und seinem Domcapitel. Die Churfürsten von Mainz und von Trier schickten, um eine Aenderung in seinen Gefinnungen hervorzubringen, besondre Gesandten an denselben, denen das Domcapitel in eben der Absicht drey von seinen Mitgliebern zugesellte. Als ihre Vorstellungen keine Wirkung thaten, lud das Domcapitel die Landstände des rheinischen Erzstiftes nach Eölln zusammen, um sich mit ihnen über eine wichtige Angelegenheit zu berathschlagen. Es ermahnte auch die Minister des Churfürsten durch Schreiben, ihren Herrn von allen Neuerungen, welche den Reichsconstitutionen, dem Land- und Religionsfrieden, der öffentlichen Ruhe und seiner Capitulation zuwider wären, abzuhalten. Die Freunde des Churfürsten bemüheten sich vergeblich, die Domherren mit dem Churfürsten zu vergleichen. Derjenige aber, der sie am meisten zu feindseligen Gefinnungen gegen denselben reizte, war der eöllnische Chorbischof, der Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg, der es durchaus nicht vergessen konnte, daß ihm Gebhard Truchseß bey der Wahl zum Erzbischof von Eölln war vorgezogen worden. Dieser brachte, im Namen und unter dem Ansehen des Domcapitels, einige Mannschaft zusammen, mit welcher er die Stadt Bert überfiel, und den churfürstlichen Zolleinnehmer, nebst einer beträchtlichen Geldsumme, mit wegfährte. Hierauf bemühtigte er sich auch eines Schiffs, des desselben, welches allerley Güter und Lebensmittel, die er in Westphalen zusam-

Der Papst und das Domcapitel warnten ihn.

im Dec.

mengebracht hatte, nach Bonn bringen sollte. Um eben diese Zeit machte aber Gebhard seine Neuerungsabsichten, in einer sogenannten christlichen Erklärung in Religionsfachen, die er in öffentlichem Drucke ausgehen, und, mit seinem angehängten Siegel, an allen Stadthoren und Kirchthüren anschlagen ließ, immer deutlicher bekannt. Ja er ging so weit, daß er von dem churfürstlichen Hofprediger, Johann Scheuch, zu Bonn eine reformirte Predigt halten ließ.

Ausbruch
der Feindselig-
keiten zwis-
schen Gebhar-
den und dem
Domcapitel.

10. Gebhards Feinde wurden dadurch zu immer ernstlicheren Anstalten gegen ihn angefeuert. Die Churfürsten von der Pfalz, von Sachsen, und von Brandenburg suchten zwar durch schriftliche Vorstellungen, die sie dem Kaiser überschiedten, ihn von der Rechtmäßigkeit der Unternehmungen Gebhards zu überzeugen, suchten ihn zu bewegen, daß er das Domcapitel von der Widerseßlichkeit gegen dieselben zurückhalten möchte; allein der Kaiser achtete auf ihre Gründe und Vorstellungen so wenig, daß er vielmehr von dem Churfürsten Gebhard zum zweitenmal durch einen besondern Gesandten eine bestimmte Erklärung verlangte, in wie weit das Gerücht, das sich von seinem Vorhaben verbreitet hätte, zuverlässig wäre, und da er sie auch jetzt nicht so erhielt, wie er sie zu erhalten wünschte, so ließ er durch seinen Gesandten das Domcapitel und die Stände des Erzsitzes ernstlich ermahnen, sich den höchstschädlichen Neuerungen ihres Churfürsten standhaft zu widersetzen. Hierzu munterte sie auch der Herzog von Jülich auf. Die eifrigen tholischen Domherren hatten aber solche Aufmunterungen gar nicht nöthig. Sie hatten sich ohnedies schon zu Eöln versammelt, um sich über die Mittel, den Plänen des Churfürsten vorzubeugen, zu berathschlagen. Sie hatten die Landstände abermals zusammenberufen. Gebhard mußte nun nebst den ihm ergebenden Domherren auf Anstalten denken, sich in dem wankenden Besitze seines Erzsitzes auf alle Weise zu besetigen, und sich des Adels und der Städte desselben zu versichern. Sein Bruder, Carl Truchseß, wollte daher in die Stadt köln eine Besatzung legen; der Rath und die Bürgerschaft weigerten sich aber sie einzunehmen. Gebhard breitete hierauf das Gerücht aus, als wenn die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, ingleichen der Pfalzgraf Johann Casimir zu lauern, und der Landgraf von Hessen ihm alle Hülfe versprochen, als wenn selbst die Churfürsten von Mayn und von Trier das gewaltsame Verfahren des Domcapitels mit Abwendung bedrohet hätten. Der Graf von Ruern, sein thätigster Freund, durchkreuzte das ganze Erzsitz, und suchte die Städte durch das Anbieten der freyen Religionsübung für ihn einzunehmen; man antwortete ihm aber überall, daß man erst die Schlüsse des nach Eöln ausgeschriebenen Landtages abwarten wolle. Gebhard ließ sich indessen die Unterthanen des obern Erzsitzes von neuem huldigen. Der nach Eöln berufene Landtag nahm hierauf seinen Anfang. Gebhard hatte durch Gesandten die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens umständlich vorstellen lassen; allein seine Bemühungen waren vergeblich, indem noch vor der Eröffnung desselben der catholische Theil des Domcapitels auf der Meinung bestand, daß man dem Churfürsten den Gehorsam aufkündigen, daß man ihm die Regierungsrechte absprechen müsse. Der Erzbischof Heinrich von Bremen, der Graf Hermann Adolf von Solms und einige andre für Gebharden freundschaftlich gesinnte Domherren wollten dies durchaus nicht zugeben, und riefen, lieber alles dem Ausspruche des Kaisers

zu überlassen, als zur Ergreifung eigner Mittel zu schreiten. So sehr aber Gebhards Freunde zum Frieden ermahnten, so sehr munterte der Herzog von Jülich nicht nur das Domcapitel, sondern auch die Landstände auf, den Neuerungen des Churfürsten Gebhard sich standhaft zu widersetzen, und keine Veränderungen in der Religion zu gestatten. Die größte Aufmunterung für die eifrigen Catholiken aber war die Ankunft eines Gesandten des Herzogs von Parma, des damaligen spanischen Statthalters in den Niederlanden, welcher zur Vollziehung der gegen den Churfürsten beschlossenen Maaßregeln eine ansehnliche spanische Hülfe versprach. Der kriegerische Eborbischof Herzog Friedrich von Sachsenlaubenburg hatte jetzt um so mehr Muth, dem Auftrage des Domcapitels gemäß, verschiedene Städte, und unter andern Kaiserswerth, und das Schloß Brühl, zu besetzen. Bonn, wo sich Gebhard nicht mehr sicher glaubte, übergab er seinem Bruder, dem Freyherrn Carl Truchseß von Waldburg, und nun eilte er mit seiner geliebten Agnes, die er sich durch einen reformirten Prediger hatte antrauen lassen, anfangs nach Dillenburg, zu dem Grafen Johann von Nassau, und von da nach Arensburg in Westphalen, um die Landstände des westphälischen Theils seines Erzstiftes genauer mit sich zu verbinden. Carl Truchseß machte übrigens nebst dem Grafen Hermann Wolf von Solms und dem Freyherrn von Winnenberg, die besten Anstalten, die Stadt Bonn in den erforderlichen Vertheidigungsstand zu setzen. Des Domcapitels Aufforderung an die Bürger, ihre Stadt zu übergeben, war daher vergeblich; eben so vergeblich that es aber natürlich dem Freyherrn von Truchseß den Antrag, die Stadt nicht länger im Namen seines Bruders, des Churfürsten, besetzt zu halten. Des letztern Partey bemächtigte sich auch noch des Städtchens Linne, und verbreitete dabey das Gerücht, daß die evangelischen Reichsfürsten dem Churfürsten Gebhard nächstens eine beträchtliche Mannschafft schicken würden. Das Domcapitel, welches jetzt besorgt zu werden anfang, schickte den Domscholafter, den Grafen Arnold von Manderscheid, an den Grafen von Bremberg, um ihn mit dem in der Nähe stehenden spanischen Kriegervolk in das Erzstift zu holen. Der Herzog Friedrich, der immer mehrere Dörfer in Besitz nahm, wurde durch ein Schreiben des Kaisers in seiner Standhaftigkeit, sich dem Churfürsten zu widersetzen, außerordentlich aufgemuntert. Der Kaiser schickte auch an den Churfürsten Gebhard selbst den dritten Gesandten, um ihm die Fortsetzung seiner Neuerungen ernstlich widerrathen zu lassen, und ihn auf die schlimmen Folgen, die daraus entstehen könnten, aufmerksam zu machen. Diese schlimmen Folgen äuferten sich aber bald genug. Das Domcapitel forderte seinen ehemaligen Bischof, den Grafen Solentin von Hienburg, zu seiner Vertheidigung auf. Dieser säumte nicht, der Aufforderung seines ehemaligen Domcapitels Gnüge zu leisten. Der Ebtmar schall des Erzstiftes, Werner von Reiffenscheid, setzte sich, auf Befehl des Domcapitels, gleichfalls in Bewegung. Nun brach zwischen der catholischen und der gebhardischen Partey eine ordentliche Fehde aus. Gebhards Freund, der Graf von Muenar, durchstreifte mit einiger holländischen Mannschafft den untern Theil des Erzstiftes, und übte an catholischen Kirchen und Geistlichen viele Gewaltthatigkeiten aus. Im Herzogthume Westphalen wurde, nach Entigung des arensbergschen Landtags, die evangelische Religion eben nicht mit den gelindesten Mitteln eingeführt.

geführt. Gebhard hatte sich berechtigt geglaubt, wegen der Feindseligkeiten, die der Eborbischof Friedrich gegen ihn unternahm, beim Kammergerichte Klage zu erheben, und um Abmahnungsverordnungen zu bitten; das Kammergericht trug jedoch Bedenken, seiner Bitte zu willfahren. Hierdurch wuchs der Muth des Domcapitels so sehr, daß es den Vorschlag, Gebharden seiner Würde zu entsetzen, und einen andern Erzbischof zu wählen, mit aller Festigkeit faßte. In diesem Vorschlage wurde es durch den Bischof Ernst von Lüttich und Freisingen, der sich schon ehedem um das Erzstift Eöln beworben hatte, gar sehr bestärkt. Dieser befand sich nunmehr zu Eöln, wo er den Versammlungen des Domcapitels als dessen Mitglied bewohnte. Von jetzt an wurde an der Ausführung des Entwurfs, Gebharden völlig zu entfernen, eifrig gearbeitet, und der Bischof Ernst wußte sowohl am kaiserlichen, als am päpstlichen Hofe, alles nach seinen Absichten zu leiten. Wenigstens beschuldigte ihn derselben sein Vetter, der Pfalzgraf Johann Casimir. Der letztere nahm sich des Eursfürsten Gebhard so eifrig an, daß er zu dessen Unterstützung sogar Mannschaft anwarb. Der Kaiser mahnte ihn zwar durch ein Schreiben das von ab; er achtete aber dieser Abmahnung so wenig, daß er vielmehr bald darauf von seiner eifrigen Freundschaft für Gebhard einen ausgezeichneten Beweis ablegte.

Gebhard's
Freunde
näch-
sten
sich
jeu-
er
an.

11. Der Papst, der um diese Zeit auf Gebhard's Unternehmungen aufmerksam zu werden anfang, gab dem Cardinal Andreas von Desfriche den Auftrag, sich der eölnischen Handel wegen nach Deutschland zu begeben. Als dieser nun auf seinem Wege nach Eöln schon bis nach Speyer gekommen war, schlug ihm Johann Casimir das sichere Geleit durch sein Land ab; ja er versperrte ihm den Weg so sehr, daß er nirgends durchkommen konnte, und der Papst mußte ihn deswegen wieder zurückrufen. Der Kaiser nahm sein Verfahren um so ungünstiger auf, da der Cardinal Andreas, der Sohn des Erzherzog Ferdinand's von Tyrol, sein Vetter war, da der Vater Gebharden selbst darum gebeten hatte, seinen Sohn an der Fortsetzung seiner Reise nicht zu hindern. Der kaiserliche Unwille verursachte aber dem Pfalzgrafen Johann Casimir so wenig Besorgniß, daß er seine Ergebenheit für Gebharden vielmehr immer lebhafter zeigte. Er veranstaltete eine Zusammenkunft verschiedener evangelischer Fürsten und ihrer Gesandten, die unter der Aufsicht des Eursfürsten Ludewigs von der Pfalz zu Worms gehalten wurde. Hier beschloß man, dem Eursfürsten Gebhard acht Admonitione auszusprechen, damit er seinen widerspenstigen Capitularen und deren Anhange nachdrücklichen Widerstand thun könne. Die gedachten acht Admonitione sollten auch in Zeit von drey Wochen entrichtet werden. Aber nicht allein der Eursfürst von der Pfalz, sondern auch die Eursfürsten von Sachsen und von Brandenburg verwendeten sich für Gebharden sehr eifrig, und da sie auf ihr erstes Schreiben an den Kaiser keine Antwort bekommen hatten, so beschloßen die drey Eursfürsten, deswegen eine eigne Gesandtschaft an den kaiserlichen Hof abzuschicken. Diese mußte sich unter andern auch darüber beschweren, daß man spanisches Kriegsvolk nach Deutschland gezogen habe, um den Eursfürsten Gebhard aus dem Besitze seines Landes verdrängen zu lassen. Doch schon vor der Ankunft derselben hatte der Kaiser von dem Herzog von Parma und dem Grafen von Artemberg verlangt, daß sie ihr Kriegsvolk aus dem Erzstift Eöln wieder

wieder abführen möchten. Eben diesen Antrag machte ihnen der Churfürst von der Pfalz als churheimlicher Kreisoberster. Er beklagte sich auch gegen den Herzog von Jülich, daß er fremdem Kriegsvolk den Durchzug verstatte habe. Man wendete aber dagegen ein, daß der König von Spanien, als Besitzer des burgundischen Reiches, unter die Mitglieder des deutschen Reichs gehöre, daß auch das Erzstift Eölln mit dem Hause Burgund seit Jahrhunderten in Verbindung stehe. Da nun die Vorstellungen des Churfürsten von der Pfalz bey Gebhards Feinden keinen Einbruck machten, und der Handel ein immer ernsthafteres Ansehn gewann, so hielten es die drey evangelischen Churfürsten für sehr nöthig, ihn zum Gegenstande genauer Berathschlagungen zu machen. Sie ließen deswegen ihre Bevollmächtigten zu Eurfurt zusammenkommen.

12. Allein Gebhards Schicksal erforderte damals nicht sowol Berathschlagungen, als thätige Hülfe. Von allen Seiten her thürmten sich jetzt Gewitterwolken gegen ihn auf. Der Pabst hatte nun zwar den Cardinal von Oestreich wieder zurückgerufen; er gab aber nicht lange hernach dem Bischof Johann Franz von Veracelli den Auftrag, mit der Gewalt eines legati a latere nach Eölln zu gehen, und dieser langte auch auf einem großen Umwege, den er durch Lothringen und die französischen Niederlande nahm, glücklich an dem Orte seiner Bestimmung an. Das vornehmste Geschäft desselben bestand in der Vollziehung des Urtheils, welches der Pabst über Gebharden gesprochen hatte. Dieses Urtheil erklärte Gebharden für einen kündenbaren, mit unzähligen Lasten und Verbrechen besleckten Keker, für einen meineidigen Empörer gegen die römische Kirche, der seine erzbischöfliche Würde und alle seine geistlichen Pfründen nicht länger besitzen könne, und erklärte daher den erzbischöflichen Sitz zu Eölln für erledigt. Dabey bedrohte der Pabst alle diejenigen, die seiner Bulle zuwider handeln würden, mit dem Zorne Gottes, imgleichen mit der Ungnade der Apostel Peters und Pauls. Solche Drohungen waren aber gar nicht nöthig, um das Domcapitel zu Gebhards Absetzung aufzumuntern. Noch an eben dem Tage, da der andre päpstliche Nuncius, der Marquis von Malaspina, die päpstliche Bulle dem Domcapitel überliefert hatte, warf man die in der Domkirche ausgehängten Fasset, welche die Regierungsjahre Gebhards anzeigten, herunter, und ließ nur einen für den neu zu erwählenden Bischof aufhängen. Zugleich wurde hierdurch auch die Erledigung des erzbischöflichen Stuhles angedeutet. Die Domherren berathschlagten sich nunmehr wegen der neuen Wahl; man machte schon alle Anstalten zu derselben; man setzte bereits den Wahltermin an. Gebhard, dem dies alles nicht unbekandt bleiben konnte, ermahnte von Arensburg aus seine Capitularen, Landknechte, Vasallen und Untertanen, ihm auch fernershin treu zu bleiben; seine Ermahnung wurde aber, wie man sich leicht vorstellen kann, gar nicht geachtet. Eben so wenig bewirkte ein an den Stadtrath zu Eölln gerichtetes Schreiben des Pfalzgrafen Johann Casimirs und anderer Freunde Gebhards, worin sie ihm in dem Falle, daß er die unzeitige Wahl nicht verhindern würde, mit allerley Heimsüchtigkeiten droheten. Der Stadtrath ließ vielmehr am Tage der Wahl zwey, am 23. May a. E.

Das vom Pabst über Gebharden gesprochne Urtheil.

im May

antwortig; die acht graduirten Domherren fanden sich aber insgesamt anwesend. Der Eberbischof, der Herzog von Sachsenlaueburg, der sich unter Gebhards Feinden so besonders auszeichnete, würde die erzbischöfliche Würde mit Vergnügen angenommen haben; allein man zog ihm den mächtignen Bischof von Lüttich und Frensfingen, den Herzog Ernst von Bayern, vor, der dem abgesetzten Churfürsten Gebhard und seinen Anhängern am nachdrücklichsten Widerstand thun konnte. Wegen die abwesenden dem abgesetzten Erzbischof ergebenden Domherren wurde nun vom päpstlichen Nuncius, dem Bischof von Vercelli, eine förmliche Untersuchung angestellt. Unter andern lud er den Grafen von Solms und den Frensherrn von Winningenberg vor seinen Richterstuhl, um sich wegen der Ketzereien, deren man sie beschuldigte, zu rechtfertigen, und als sie innerhalb der bestimmten Frist nicht erschienen, so sprach er ihnen den Besitz ihrer Domherrenstellen und aller ihrer übrigen geistlichen Würden und Pfränden ab. Eben das Schicksal hatte der Domprobst, der Graf von Wirtgenstein, und die schriftliche Protestation, durch die er sich gegen dieses Urtheil zu verwahren suchte, brachte nicht die geringste Wirkung hervor. Der Frensherr von Krichingen, auch einer von Gebhards Anhängern, verlor gleichfalls alle seine Würden und Pfränden.

Gebhard
sucht sich mit
Gewalt zu be-
haupten.

im Jul.

13. Der abgesetzte Gebhard hielt sich während der Zeit noch immer in Westphalen auf, wo er gegen die Catholischen allerley Gewaltthatigkeiten ausübte. Er nahm 3. B. Kelche und andre Kirchengewerthe aus den Kirchen weg, muthete den Geistlichen zu, sich zu verheirathen, verlangte von den vornehmsten obrigkeitlichen Personen, daß sie die evangelische Religion annehmen sollten, und ließ diejenigen, die sich nicht dazu verstanden, theils ins Gefängniß werfen, theils fortjagen. Er rückte, solche gewaltsame Reformationen durchzuführen, in verschiedene Städte mit bewaffneter Mannschaft ein. Seine Leute überfielen manchen Ort und manches Kloster, und plünderten und verwüsteten eben sowohl weltliche als geistliche Wohnsitze. Einige von Gebhards Anhängern beunruhigten indessen den obern Theil des rheinischen Erzstifts. Der Frensherr von Krichingen machte zwar einen vergeblichen Versuch, das feste Städtchen Untel zu überraschen; Gebhards Bruder, imgleichen der Graf von Solms und der Frensherr von Winningenberg waren dagegen so glücklich, sich der kleinen Stadt Duss zu bemächtigen. Das an diesem Orte befindliche berühmte Benedictinerkloster wurde bey der Gelegenheit in einen Steinhaufen verwandelt. Der Graf von Solms, den Gebhard zu seinem Statthalter in der Grafschaft Recklinghausen, deren er sich bemächtigt hatte, ernannte, verlangte im Namen desselben, daß ihm die Landstände sechstausend Goldgulden entrichten sollten, und sie bequemen sich endlich auch, ihm fünftausend Goldgulden zu verwilligen. Gebhard brauchte diese Geldsumme auch nöthig genug, da der neue Churfürst und das Domeapitel sich nun alle Feindseligkeiten gegen ihn erlaubten. Die Vorstellungen, welche die drey evangelischen Churfürsten bey dem Kaiser thaten, konnten durchaus keine Aenderung seines Schicksals bewirken. Das spanische Kriegsvolk blieb noch immer im Erzstifte, obgleich der Kaiser selbst auf dessen Abzug gedrungen hatte. Man entzog dem Besitze Gebhards immer mehrere Städte und Schloßer. Das Domeapitel hatte seinen ehemaligen Erzbischof, den Grafen Salentin von Hsenburg, zum obersten Befehlshaber über seine ganze Kriegsmacht ernannt. Im

untren Erzstifte hatte der Ehorbischof Friedrich fast alles weggenommen. Gebhard befehlt überhaupt im rheinischen Erzstifte, außer Bonn und Ordingen, nur noch wenige Dörter übrig. Dagegen hatte er den westphälischen Theil des Erzstifts völlig in seiner Gewalt. Dies alles machte ihn zum Widerstande gegen seine Feinde doch noch nicht mächtig genug. Er schloß daher mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir, einem seiner thätigsten Freunde, eine nähere Verbindung, die eine nachdrückliche Hülfe zur Absicht hatte. Der Pfalzgraf versprach zu seinem Besatze ein ansehnliches Kriegsvolk herbeizuführen; dafür machte sich Gebhard verbindlich, ihm, für sich und seine Nachfolger, das Erzstift Eöln, mit allem dazu gehörrigen Dörtern und Einkünften, auf die rechtskräftigste Weise zu verpfänden. Der Pfalzgraf sollte, sobald er wirklich anziehen würde, alle diejenigen Dörter, die Gebhard noch übrig geblieben wären, in Besitz bekommen, und sie so lange behalten, bis er wegen aller Kosten, die er aufgewendet hätte, völlig entschädigt wäre. Gebhard ertheilte dem Pfalzgrafen endlich auch die Vollmacht, nicht nur die ihm von den Kreisständen bewilligte Geldhülfe zu heben, sondern auch andre Geldsummen in seinem Namen und auf sein Ehrenwort aufzunehmen. Der Kaiser ermahnte zwar den Pfalzgrafen, von aller Theilnahme an den eölnischen Händeln abzustehen; allein dieser rückte demungeachtet mit einer ansehnlichen Mannschaft herbei, nachdem er die Gründe, die ihn zu seinem Kriegszuge bewogen, sowohl gegen den Kaiser, als gegen das übrige Reichspublikum, von der besten Seite darzustellen gesucht hatte. Sobald jedoch der Kaiser von seinem wirklichen Anzuge Nachricht bekommen hatte, ließ er ein scharfes Mandat an denselben ergehen, worin er ihm den Ungehorsam gegen seine Befehle nachdrücklich verwies, worin er es ihm zur Pflicht machte, sein Kriegsvolk in kleinen Haufen, und ohne den benachbarten Fürsten und Reichsständen beschwerlich zu fallen, wieder abzuführen. Eben solche Befehle überschickte er auch an den Markgrafen Jacob von Baden-Durlach, an die Grafen von Nauen, von Nassau, von Solms, von Wied, wie auch an die übrigen Herren und Kriegsobersten, die sich bei dem Eurfürsten Gebhard, oder dem Pfalzgrafen Johann Casimir in Bestallung eingelassen hatten. Zugleich gebot er den nächstgeheßenen Kreisobersten, dem bedrängten Erzstifte Eöln, auf sein Ansuchen, Hülfe angedeihen zu lassen. Die kaiserlichen Mandate brachten aber in den Gesinnungen des Pfalzgrafen Johann Casimirs und der übrigen Freunde Gebhards keine Aenderung hervor; denn nachdem der Pfalzgraf den Uebergang über den Rhein vergeblich versucht hatte, so zog er sich an diesem Strome schnellig herunter, und langte unvermuthet zu Dussan, wo auch andre Freunde Gebhards hinkamen. Es war anfangs seine Absicht gewesen, das obere Erzstift wieder unter Gebhards Gewalt zu bringen; weil er aber von dem Kriegszuge, den ein spanischer General nach Westphalen thun wollte, Nachricht bekam, so beschloß er, demselben zuvorzukommen. Sein damaliger Aufenthalt im obren Erzstifte zog den Einwohnern desselben manche Bedrückung zu. Auf der andern Seite war der Pfalzgraf über den Eurfürsten Gebhard unzufrieden, weil er ihm die verpfändeten Dörter nicht einräumte, und weil er auch seine Kriegerleute nicht bezahlte. Am vierten Tage rückte endlich der Pfalzgraf bis nach Mülheim, wo er elf Tage verweilte; der Graf von Nauen trieb indessen aus der umliegenden Gegend die Lebensmittel mit Gewalt zusammen. In dem

im Aug.

im Sept.

im Oct.

Standlager zu Mühlheim bekam nun der Pfalzgraf Nachricht, daß die Besatzung zu Bonn, die in sechs Monaten keinen Sold bekommen hatte, dem Churfürsten Ernst die Stadt übergeben wolle. Johann Casimir zog also von Mühlheim dahin, und er war auch so glücklich, die misvergnügten Kriegersleute wieder zu beruhigen. Desto weniger gelangen ihm aber seine übrigen Unternehmungen in dieser Gegend. Er zog hierauf am Rheine weiter herunter ins Erzstift Trier. Jezt langte ein kaiserlicher Herold in seinem Lager an, der ihm ein kaiserliches geschäftes Mandat übergab, daß ihn, in dem Falle, wenn er nicht sogleich die Waffen niederlegen und nach Hause zurückkehren würde, mit der Acht und Oberacht bedrohet. Eben dergleichen Mandate erhielten auch der Markgraf von Baden, und die pfalzgräflichen Obersten. Einige von den letztern machten auch wirklich Anstalten, den kaiserlichen Befehlen zu gehorchen. Sie fühlten sich hierzu um so geneigter, da man ihnen ihren rückständigen Sold nicht auszahlte. Der Pfalzgraf ermahnte daher den Churfürsten, ihm das versprochne Geld zu schicken. Aus der Verlegenheit, in der er sich damals befand, wurde ihn aber Gebhard zuverlässig nicht so gut herausgerissen haben, als es der Tod seines Bruders, des Churfürsten Ludwig, that. Dieser hinterließ einen unmündigen Sohn. Johann Casimir bekam hierdurch einen schönen Vorwand, sich mit Ehren aus diesem verwirrten Handel herauszugiehen. Sein Heer, das an allen möglichen Bedürfnissen Mangel litt, brach nun in der Nacht, ganz in der Stille, aus seinem bisherigen Lager bei Ehrenstein, auf, und wanderte truppweise nach der Pfalz zurück, wurde aber auf diesem Rückzuge von dem Grafen von Uremberg bedrängt. Der Pfalzgraf eilte seiner Mannschaft am folgenden Morgen nach, und langte glücklich zu Heidelberg an.

Seine Lage
wird immer
bedrängter.

im Sept.

14. Gebhard hatte jezt auf einmal zwey seiner vornehmsten Stützen verloren; den Pfalzgrafen Johann Casimir und dessen Bruder, den Churfürsten Ludwig. Letzter war unter allen Churfürsten derjenige, der sich seiner am eifrigsten annahm. Noch wenige Wochen vor seinem Tode hatte er eine Zusammenkunft der evangelischen Churfürsten und Reichsstädte, welche Gebhards Sache hauptsächlich zum Gegenstande hatte, nach Mühlhausen in Thüringen ausgeschrieben; der Fortgang derselben wurde aber durch seinen Tod verhindert. Indessen arbeiteten auch die übrigen Churfürsten daran, das Ende dieses Handels zu beschleunigen, und sie eröffneten deswegen einen Convent zu Mannz, welcher in der Folge nach Frankfurt verlegt wurde. Es erschienen hier Gesandten von Mannz, Trier, Pfalz, Sachsen und Brandenburg. Der neue Churfürst von Eöln fertigte zwar gleichfalls eine Gesandtschaft dahin ab; er erklärte aber die Verhandlungen dieser Zusammenkunft im voraus für fruchtlos. Seine Gesandten hatten auch Befehl, sich mit dem Frenherrn Gebhard Truchseß, der seine Ansprüche an das Erzstift Eöln nunmehr völlig verlohren hätte, durchaus in keine weiteren Unterhandlungen einzulassen, und sie sollten überhaupt weiter nichts thun, als den übrigen Churfürsten melden, daß ihr Herr das Erzstift Eöln auf eine rechtmäßige Art besitze. Das letzte befohlen sie nur den Gesandten der übrigen Churfürsten so gründlich, daß es diese den Reichsconstitutionen und dem Herkommen völlig gemäß fanden, daß sie, ohne deren Verletzung, Gebhards Wiederherstellung für unmöglich hielten. Gebhard sollte demnach die Waffen niederlegen, und das Erzstift Eöln dem Churfür-

Churfürsten Ernst völlig abtreten; dagegen sollte ihm aber dieser eine jährliche Einnahme versichern, die zu seinem und seiner Familie Unterhalt hinreichte. Doch Gebhard glaubte noch nicht in der bedrängten Lage zu seyn, wo er diese Bedingung annehmen mußte. Er rechnete noch auf die Treue und auf den Beystand der westphälischen und engerischen Landstände, die sie ihm von neuem zugeschworen hatten. Alle Vergleichsunterhandlungen waren daher vergeblich, und alles hing nummehr von der Entscheidung der Waffen ab. Von dieser konnte Gebhard jedoch eben nichts sehr günstiges erwarten, seitdem er den Beystand des Pfalzgrafen Johann Casimirs verlohren hatte. Auch der Markgraf von Baden verließ nummehr seine Partey, und schlug sich auf die Seite des Churfürsten Ernst, seines nahen Verwandten. Seine Mannschaft, die er auf eigne Kosten für ihn angeworben hatte, vereinigte sich nun mit dem spanischen Kriegsvolke, welches unter dem Befehle des Grafen von Nremberg stand, und mit den Schaaren des neuen Churfürsten und des Domecapitels, über welche der Graf Salentin von Zfenburg die Aufsicht führte. Die Oberanführung dieses ganzen vereinigten Heeres vertraute der Churfürst Ernst seinem Bruder, dem Herzog Ferdinand von Bayern an. Es rückte nun über Coblenz und Andernach in die Gegend von Bonn. Jetzt nahm sich aber auch der Herzog Wilhelm von Bayern seines Bruders nachdrücklich an, indem er ihm dreystausend Landknechte zu Hülfe schickte. Alle diese Feinde hatte Gebhard in obem Erzstifte, wo sein Bruder Carl Truchseß seine Sache aufrecht zu erhalten suchte. Im untern Erzstifte, wo der Graf von Nuemar für den abgesetzten Churfürsten Gebhard focht, zeigte sich der Ehorbischof Friedrich sehr geschäftig. Der Graf von Nuemar hatte den nicht weit von Mörs gelegenen Flecken Hulst stark besetzt, und mit vierhundert Mann Fußvolk und dreyhundert Reitern besetzt, welche die benachbarten Gegenden des Erzstiftes durch tägliche Streifereien beunruhigten. Der Herzog Friedrich, der das Ende derselben mit Einem male beschleunigen wolte, schloß den Flecken Hulst mit ungefähr viertausend Mann ein. Allein die Besatzung wehrte sich so tapfer, und that so manche Ausfälle, daß der abgesetzte Churfürst Zeit gewann, ihr achthundert Reiter und tausend Landknechte, die er in aller Geschwindigkeit in Westphalen zusammengebracht hatte, zu Hülfe zu schicken, daß auch die zwölfsundert Reiter und zweytausend Mann Fußvolk, welche Junker Eitel Heinrich, der natürliche Sohn des bekannten Herzog Heinrichs des Jüngern von Braunschweig-Lüneburg anführte, zum Entsatz derselben herbeiziehlen konnten. Der Churfürst Ernst schickte zwar dem Ehorbischof Friedrich einige Verstärkung. Noch ehe dieselbe aber anlangte, fiel jedoch ein Treffen vor, in welchem der Herzog Friedrich völlig geschlagen wurde. Er rettete sich mit großer Gefahr nach dem Schlosse Hülkrade. Er verlohr einige hundert Mann an Todten und Gefangnen, imgleichen vier Kanonen, dreyhundert Wagen mit Lebensmitteln, und den größten Theil seines Gepäcks. So sehr aber dieser Sieg überall großes Aufsehen verursachte, und so ausgelassen auch die Feinde war, welche Gebhards Anhänger darüber empfanden, so wenig brachte er doch Gebharden selbst einen wesentlichen Vortheil. Nicht einmal im untern Erzstifte, wo doch dieser Sieg erfochten worden war, wollten die Unternehmungen der gebhardischen Partey gelingen; und im obern Erzstifte zeigten sich noch schlimmere Ausfichten. Zwar vertheidigte sich die Besatzung in

im Nov.

am 12ten

Bonn sehr standhaft; dagegen aber mußte sich das Schloß Poppelsdorf ergeben, und das feste Veraschloß Godesberg wurde durch Minen und durch Sturm erobert. Der Verlust dieser beiden Schlösser hatte für Gebharden die schlimme Folge, daß seine Feinde die Belagerung von Bonn nunmehr mit größerm Ernste unternehmen konnten. Es lagen nunmehr vor dieser Stadt dreizehn Schwadronen Reiter, und vierzig Fahnen Fußknechte, zu welchen das bayerische und noch andres Fußvolk nicht gerechnet war; das Lager dieser Kriegsmacht erstreckte sich auf eine Meile im Umfange, und es war daher ausgebeht genug, um die Stadt Bonn aller Zufuhre zu berauben. Gebhard sah sich jetzt in großer Verlegenheit. Auf den Beystand andrer Fürsten durfte er gar nicht rechnen. Alle seine Hoffnung war daher auf dem Grafen von Nuenar und auf dem Junker Eitel Heinrich gegründet, und diese beiden waren es auch, die er zur Befreyung der bedrängten Stadt Bonn mehr als einmal aufforderte. Der Graf von Nuenar bewarb sich in Geldern um Hilfsvolk; der Junker zog, von den an verschiedenen Orten in den Winterquartieren liegenden Truppen, acht Schwadronen Reiter und dreißig Fahnen Fußvolk aufammen, die ungefähr fünftausend Mann ausmachten. Mit dieser Mannschaft, und mit einem großen Vorrathe von lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, rückte er eiligt zum Entsatz von Bonn herbei. Er glaubte das belagerte Heer eben so zu überraschen, als es ihm vor Hulst gelungen war. Allein der Herzog Ferdinand, dem sein Anzug verrathen worden war, schickte ihm dreizehn Schwadronen Reiter und zehn Fahnen Fußvolk entgegen, die sich in einen Hinterhalt legen mußten. Als nun der Junker der Stadt Bonn sich näherte, als er bereits über eine hölzerne Brücke des kleinen Flusses Agger gegangen war, so überfiel ihn die im Hinterhalte liegende Mannschaft mit einem solchen Geschrey und Ungestüm, daß sein Kriegsvolk sogleich in Unordnung gerieth. Des Junkers Leute eilten nun zwar nach der Brücke zurück; das dadurch entstandne Gedränge war aber so groß, daß die Brücke darüber einbrach, und daß viele in der Agger ertranken. Die übrigen, welche die Brücke nicht erreichen konnten, wurden theils niedergebauen, theils zerstreut und in den Siegesfluß gesprengt. Das jenseit der Brücke noch zurückgebliebene Kriegsvolk des Junkers ergriff so schnell die Flucht, daß es den Siegern alles Gepäcke und allen Vorrath zurückließ.

im Dec.

1584 im Jan.

Eroberung
der Stadt
Bonn.

15. Dieser Vorfall war für Gebharden ein sehr empfindlicher Schlag. Es blieb ihm jetzt weiter kein Mittel übrig, als die Stände des Herzogthums Westphalen in den rührendsten Ausdrücken um nachdrückliche Unterstützung zu bitten. Sie versprachen ihm auch, für seine Soldaten einen zweimonatlichen Sold aufzubringen; übrigens aber wollten sie sich in keiner andern Absicht bewaffnen, als die Grenzen ihres Vaterlandes zu vertheidigen. Auf diese Art konnte Gebhard die bedrängte Stadt Bonn unmöglich retten. Er dachte daher jetzt auf weiter nichts, als wie er seinen Bruder Carl Truchses, welcher in der Stadt den Oberbefehl führte, den Feinden entreißen möchte. In Briefen, die er deswegen nach Bonn schickte, stellte er sich zwar äußerlich, als wenn er seinem Bruder und der Besatzung die beste Hoffnung machen könnte; insgeheim aber ließ er seinen Bruder ermahnen, sich bey der ersten besten Gelegenheit wegzuschleichen. Allein die Besatzung merkte, daß sie weder auf den Entsatz, noch auf den rückständigen Sold rechnen dürfte; sie merkte,

merkte, daß ihr Oberanführer sich heimlich durch die Flucht retten wollte; sie wollte ihn aber nicht entlassen lassen, um entweder Hülfe, oder den rückständigen Sold zu erzwingen. Carl Truchseß wurde daher mit aller Sorgfalt bewacht; allein es kam weder Hülfe noch Geld. Diese Lage der Besatzung in Bonn benutzte der Churfürst Ernst, um die Stadt ohne Blutvergießen in seine Hände zu bekommen. Er bot der Besatzung für ihren rückständigen Sold eine gewisse Summe an. Die Belagerer rückten indessen den Stadtmauern so nahe, daß sie mit den auf denselben stehenden Besatzungssoldaten reden konnten. Der Graf von Artemberg bediente sich dieser Nähe, um den Belagerten zuzurufen, daß sie eine schlechte Sache vertheidigten, und daß sie vom Kaiser und Reich bey Strafe der Acht wären abgefordert worden, daß sie auch der Churfürst Ernst schadlos halten wolle. Die Besatzung in Bonn wurde durch diese Vorstellungen so weit wankend gemacht, daß sie drey gemeine Knechte von jeder Fahne nach Westphalen schickte, um sich zu erkundigen, was sie von ihrem bisherigen Herrn in Ansehung des gewünschten Entsatzes und Soldes zu hoffen hätte. Da nun einer von diesen Kriegseuten die Nachricht mit zurückbrachte, daß Gebhard weder mit Kriegesvolf, noch mit Geld versehen sey, so kam das Misvergnügen der Besatzung nun sogleich zum Ausbruche. Carl Truchseß sagte und that zwar alles mögliche, um ihn zu verhindern; allein die einmal ausgebrachten Soldaten gaben seinen Ermahnungen so wenig Gehör, daß sie vielmehr ihn und die übrigen Befehlshaber mit gekückten Schwerdtern in ihre Quartiere zurückjagten, daß sie kermes schlugen, zum Gewehre griffen, sich der Fahnen bemächtigten, und von Carl Truchseß die Auslieferung der Thorschlüssel erzwangen; daß sie leßtern und alle übrige Befehlshaber auf das Rathhaus in Verhaft brachten. Als dies alles geschehen war, ließen sie sich mit den Generalen des Churfürsten Ernst wegen eines Stillstandes in Unterhandlungen ein. Man wechselte deswegen einundzwanzig Geiseln aus. Als man nun von Seiten des Churfürsten Ernst die Besatzung überzeugt hatte, daß sie vom Kaiser und Reich bey Strafe der Acht wäre abgefordert worden, und daß Gebhard Truchseß, dem sie geschworen habe, kein rechtmäßiger Churfürst mehr sey, so trug sie nicht länger mehr Bedenken, die Stadt zu übergeben. Man unterzeichnete den Vergleich mit ihr aber nicht eher, als bis sie Carl Truchseß und die übrigen vom Kaiser gedächeten Hauptleute ausgeliefert hatte. Die Besatzung erhielt einen völig freyen Abzug, und der Churfürst Ernst zahlte ihr viertausend Kronen aus. Sie bestand, als sie auszog, ungefähr noch aus siebenhundert Mann. Vorher hatte sie ihre drey Fahnen von den Stangen reißen müssen. Bey ihrem Auszuge wurden, dem geschlossenen Vergleiche zuwider, verschiedene Ober- und Unterofficiere, wie auch gemeine Soldaten, und andre Personen, die in des Carl Truchseß Diensten gestanden hatten, ja selbst zwey evangelische Prediger, angehalten. Die beiden leßtern warf man nachher gebunden in den Rhein, und kaum war einer derselben so glücklich, sich auf eine wunderbare Weise zu retten. Von den übrigen Gefangnen behielt man zwanzig zurück, die zum Theil hingerichtet wurden. Carl Truchseß mußte einige Zeit auf dem Schlosse zu Hun im kätischen gefangen sitzen.

16. Der Verlust von Bonn beraubte nun Gebharden alles beszenigen, Gebhard wird was er noch im rheinischen Erzstifte bisher besessen hatte, und auch die westphäl. aus dem Westphalen

am 28ten

ge des E. Colln
völlig heraus-
getrieben.

am 10. April

seinen Stände sinnen nun an, in ihrer Treue gegen ihn zu wanken, und alle seine Bitten, ihn ferner zu unterstützen, waren fruchtlos. Seine Feinde rückten nun immer näher gegen ihn heran. Gebhard konnte jetzt weiter nichts thun, als sich zurückziehen. Der Herzog Ferdinand folgte ihm auf den Fuß nach. Bei dem Flecken Burg, in der Grafschaft Zülpfen, erreichte Ferdinand seine von dem Junker am 10. April Eitel Heinrich geführte Mannschaft, die aus sechshundert Reitern und zweihundert Mann Fußvolt bestand, so nahe, daß es zu einem entscheidenden Treffen kam. Von Gebhards Kriegsvolk lagen gegen fünfhundert auf dem Schlachtfelde; kaum achtzig retteten sich mit der Flucht, und die übrigen fielen, nebst dem verwundeten Junker Eitel Heinrich, den Siegern in die Hände. Die Grafschaften Arensberg und Necklinghausen, kurz das ganze Herzogthum Westphalen, mußte sich nun dem Churfürsten Ernst unterwerfen. Dieser schaffte die evangelische Religion überall wieder ab, und versetzte alles in den vorigen Stand. Zu Küttich legte er in die Hände des Churfürsten von Trier seinen erzbischöflichen Eid ab, und empfang von ihm die päpstliche Bestätigungsbulle. Zugleich beschwor er den Churfürstenerverein; er wurde also auch in das Churfürstencollegium aufgenommen. Gebhard Truchseß, für den jetzt keine Hoffnung zur Behauptung der churfürstlichen Würde übrig blieb, konnte mit seinen tausend Reitern, die er noch bey sich hatte, der Macht seiner Feinde unmöglich widerstehen. Er ging also, von dem Grafen von Muenar begleitet, über die Pfälz und über den Rhein, und verschante sich in der Betume. Hier ließ man ihn ungestört. Der Graf von Muenar trat hierauf in die Dienste der Staaten von Geldern, und Gebhard Truchseß überließ seine Reiter an die vereinigten Provinzen, und begab sich zum Prinzen von Oranien nach Delft. Als ihn dieser zwar mit vieler Achtung aufnahm, aber seinem Wunsche, ihn mit einem Heere zu unterstützen, nicht willfahren wollte, schickte er seine Gemahlin nach England, um einen Versuch zu machen, ob sie die Königin Elisabeth zur nachdrücklichen Theilnahme an seinem Schicksale bewegen könnte. Allein der Graf von Esfer, der bekandte lieblich dieser Monarchin, berathschlagte sich mit der schönen Agnes so viel in nächtlichen Conferenzen, daß sie auf Befehl derselben England plötzlich verlassen mußte. Agnes kehrte also zu ihrem Gemahl nach dem Haag zurück; aber auch hier wurde man der kostbaren Gäste bald überdrüssig, und beide wendeten sich daher nach Straßburg, wo Gebhard Domdechant war ¹⁾.

Folgen der
edl'nischen
Händel.

1485

17. So wenig Gebhard nunmehr Hoffnung hatte, zum Besitze seines Erztistums jemals wieder zu gelangen, so sehr benutzte er doch jede Gelegenheit, wo er seine Ansprache auf dasselbe geltend machen konnte. Als daher die Reize, der Kammergerichtsvisitation beizuwohnen, an Churcolln kam, und nicht Er, sondern der neue Churfürst Ernst von dem Churfürsten von Mainz dazu eingeladen wurde, so schickte er seine Schwäger, die Grafen von Solms und Mansfeld, nach Speyer, um bey der bevorstehenden Visitation seine Stelle zu vertreten. Sie wurden aber nicht zugelassen, und es blieb ihnen weiter nichts übrig, als in Gegenwart eines Notars und einiger Zeugen die vermeinten Rechte ihres Herrn durch eine Protestation zu verwahren. Eben so protestirte Gebhard, als man ihn zur Theilnahme an dem wormsischen Deputationstag des folgenden Jahres nicht eingela-

den

den hatte^{h)}. Dieser, oder vielmehr sein treuer Anhänger, der Graf von Muenar, der sich jetzt in den Diensten der Staaten von Geldern befand, suchte sie bald hernach auf eine thätigere Weise in Ausübung zu bringen. Es wurde ihm verrathen, daß die Besatzung der Stadt Meuß ihre Wachen gar sehr vernachlässigte. Dies ermunterte ihn zu einem Anschläge, sich dieser Stadt durch einen Ueberfall zu bemächtigen. Der Ueberfall glückte; die Stadt wurde geplündert, und man schonte weder Kirchen noch Klöster, weder geistliche noch weltliche Personen. Die Besatzung, die der Graf hineinlegte, that durch öftre Ausfälle und Streisereien den umliegenden Gegenden des Erzstiftes Eölln großen Schadenⁱ⁾. Einige Zeit hernach gab Gebhards fortgesetztes Bestreben, den Besitz des Erzstiftes Eölln wieder zu erlangen, abermals Gelegenheit, daß ein gewaltsamer Auftritt in demselben vorfiel, oder daß er wenigstens dadurch beschönigt wurde. Ein Oberster in den Diensten der vereinigten Niederlande, Namens Schenk, kam auf den Einfall, sich der Stadt Bonn zu bemächtigen, und führte ihn auch glücklich aus. Da er aber einsah, daß er die Stadt für sich allein nicht würde behaupten können, so begab er sich zu dem damaligen Administrator der pfälzischen Ehurwürde, dem Pfalzgrafen Johann Casimir, und zu einigen andern Reichsfürsten, behauptete, daß er die Stadt Bonn im Namen des abgesetzten Ehurfürsten Gebhard in Besitz genommen hätte, und bat, daß man ihm gegen die Spanier, welche das Erzstift Eölln noch immer beunruhigten, beistehen möchte. Es wollte sich aber niemand mit ihm einlassen, und dennoch ließ er den Muth nicht sinken. Er vertheilte viele Mann Fußvolk und dreihundert Reiter in das Erzstift, um Bonn wieder zu erobern. Dieser Haufe wurde von einer Zeit zur andern ansehnlich verstärkt. Die Einschließung bildete sich immer enger; als aber die Spanier die Laufgräben eröffneten, thaten ihnen die Belagerten durch mutige Ausfälle so vielen Schaden, daß man die förmliche Belagerung vor der Hand aufgeben, und bloß die Zufuhre sperren mußte. Die in Bonn liegende Besatzung bestand aus dreitausend Mann, die zwar mit Kanonen, Pulver- und Kugeln, aber mit hinlänglichem Vorrathe von Lebensmitteln desto schlechter versehen war. Schenk war noch so glücklich, in der Pfalz einige Mannschaft und einigen Vorrath zusammenzubringen, und in das belagerte Bonn hineinzuworfen. Er suchte hierauf sowol in England als in Holland dringend um Hülfe an; man konnte sie ihm aber nirgends gewähren. Inzwischen rückte der Prinz von Chimay zur Eroberung der Stadt Bonn immer näher heran, und da der Entsatz und die Lebensmittel noch immer nicht ankamen, so mußte die Besatzung, die ein gewisser Frengherr von Puttlich anführte, die Stadt übergeben^{j)}. Die Spanier hatten aber damals nicht allein Bonn, sondern auch Meuß wieder erobert. Die letzte Stadt belagerte, auf die Bitte des Ehurfürsten Ernst, ein Heer des Königs von Spanien, welches aus sechzehntausend Mann Fußvolk und

im May

1587

1588

im Sept.

1586

dritte

h) Häberlin, XIV, 185. fgg. Imgl. 417. fgg.

i) Häberlin am a. O. S. 332.

j) Häberlin, XV, 1. fgg. Imgl. 99. fgg.

dritthalbtausend Reitern bestand, und das den Herzog von Parma selbst zum Oberanführer hatte. Die Stadt vertheidigten nicht mehr als tausend geworbene Soldaten, und sechshundert bewaffnete Bürger. Diese wehrten sich mit ausgezeichneter Tapferkeit; allein eine im Pulvermagazine ausgekommene Feuersbrunst verbreitete sich, durch einen heftigen Wind getrieben, so unaufhaltsam, daß der größte Theil der Stadt dadurch in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, und ein doppelter Sturm, den der Herzog indessen vornahm, lieferte ihm die in Flammen stehende Stadt ohne Mühe in die Hände. Die Besatzung und der größte Theil der bewehrten Bürgerschaft wurde ohne Verschonen niedergehauen. Selbst den Commandanten, zwey Hauptleute und einen reformirten Geistlichen hingen die Spanier auf. Feuer und Schwerdt verzehrten, die Belagerung ungerechnet, auf zweytausend Menschen. Die bis auf ein Drittel abgebrannte und ganz verödete Stadt übergab der Herzog von Parma hierauf dem Churfürsten Ernst, und zog nunmehr mit seinem Heere fort, um sich noch andrer Dörfer, welche Gebhards Partey noch im Besitze hatte, zu bemächtigen ¹⁾. Die Spanier hatten jetzt nicht allein manche Stadt im Erzstifte Cöln, sondern auch manchen Ort in benachbarten Reichsländern besetzt. Natürlich mußte dies bey den zunächstwohnenden Reichsfürsten großes Aufsehen erregen, und es waren daher bey jeder Versammlung darüber Klagen geführt worden, und man hatte bey jeder Gelegenheit darauf gedrungen, daß das spanische Kriegsvolk von dem deutschen Boden fortgeschafft werden möchte. Der Churfürst Ernst selbst hatte, als er die Spanier zu Hülfe rief, gar nicht die Absicht gehabt, daß sie die eroberten Plätze für sich behalten sollten. Aber es kostete ihm viele Mühe, ehe er es dahin brachte, daß der Herzog von Parma seinem Kriegsvolke den Befehl zum Abzuge schickte, und selbst dieser Befehl befreyte das Erzstift noch nicht ganz von den Spaniern. Die Besatzungssoldaten zu Bonn wollten, ohne ihren rückständigen Sold zu empfangen, durchaus nicht abziehen; sie munterten auch die Besatzungen zu Neuß und zu Rheinbergen zur Nachahmung ihres Beispiels auf. Sie verlangten, daß ihre Befehlshaber ihnen schwören sollten; sie entwaffneten die Bürger, und drangen darauf, daß alle Soldaten und Officiere des Churfürsten sich aus der Stadt entfernen sollten. Der Churfürst erbot sich endlich, ihnen den rückständigen Sold von achtzehntausend Kronen zu bezahlen; aber auch dieses war ihnen noch nicht genug. Sie bemächtigten sich der Person ihres Oberstlieutenants und andrer Officiere, und zogen durch aus nicht eher ab, als bis man ihre Forderungen befriedigt hatte ²⁾.

Betrachtung
gen über Geb-
hards Ver-
weh.

18. Der Herzog Ernst von Bayern befand sich seitdem in ungestörtem Besitze des Erzstifts Cöln, und Gebhard Truchseß hatte nunmehr alle Hoffnung, es jemals wiederzubekommen, verloren. Allerdings war es seine eigne Schuld, daß er aufhörte, Churfürst von Cöln zu seyn. Die liebe hatte seinen Verstand so umnebelt, daß er sich die unvorsichtigsten, die unbesorgsamsten Schritte erlaubte. Wie konnte er sich jemals einbilden, daß die catholische Partey Deutschlands einvertrauen würde? Was wäre das für ein höchstwichtiges, für ein gleichsam hinreißendes Beispiel gewesen! Im nächsten Menschenalter gab es vielleicht fast gar kein

1) Haderlin, XIV, 547 — 552.

2) Haderlin, XVI, 248 — 252.

kein Hochstift, fast gar kein Ergstift mehr, dessen Besizer nicht Protestant, oder wenigstens verheirathet war. Wie mancher junge Bischof, Prälat oder Domherr wäre zur evangelischen Religion übergegangen, wenn er ohne die Gefahr, seine geistlichen Würden und Pfründen zu verlieren, sich eine liebenswürdige Gemahlin hätte aussuchen dürfen. Eben diese Furcht war es, die den geistlichen Vorbehalt erzeugte, und eben diese Furcht bewirkte, daß man denselben durchaus nicht wieder aufheben wollte. Im nordlichen Deutschland gab es der Beispiele von verheiratheten Bischöfen ohnedies schon zu viel, als daß die eifrigen Catholiken wegen der Nachahmung nicht hätten besorgt seyn sollen. Der Administrator zu Magdeburg, Joachim Friedrich, der Erzbischof zu Bremen, und Bischof zu Paderborn und Donabrück, Heinrich, der Bischof Heinrich Julius zu Halberstadt und Minden, der Bischof Eberhard zu Lübeck und Verden, der Bischof Casimir zu Camin, der Bischof Ulrich zu Schwerin, der Bischof Christoph zu Magdeburg — alle diese geistliche Herren waren für evangelischgesinnte bekannt, und sowohl der erste, als die beiden letztern befanden sich bereits im Ehestande. Der erste verheirathete Bischof in Deutschland war der bereits gestorbene Prinz Magnus von Mecklenburg, Bischof von Schwerin, gewesen. Solche Beispiele konnten unsern Gebhard Truchsess freilich auf den schmeichelhaften Gedanken bringen, daß ihm sein Reformations- und Vermählungsplan gleichfalls gelingen würde; allein sie konnten dieses nur, wenn er die Umstände nicht genau genug verglich und in Erwägung zog. Alle die Stifter, deren Besizer die Ausführung eines solchen Plans gewagt hatten, lagen zwischen oder neben solchen Ländern, deren Herren sich zur evangelischen Religion bekenneten; ihre Besizer waren Prinzen aus den Familien derselben, die bei dem, was sie sich erlaubten, auf mächtige Unterstützung rechnen durften. Im nordlichen Deutschland war ja überhaupt die evangelische Partei am stärksten. Ganz anders aber war der Fall in Gebhards Lage. Das Ergstift Eöln war fast auf allen Seiten von eifrigcatholischen Nachbarn umringt; es hatte (sein Hauptumstand!) den ergcatholischen Philipp II. zum Nachbar; Gebhards Nebenbuhler war ein Prinz aus einem der mächtigsten catholischen Häuser; Gebhard selbst stammte nur von einem freyherrlichen Geschlechte her; seine Verwandten waren blos Grafen und Freyherrn; seine Freunde aus dem Fürstenstande verlor er viel zu bald, und die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, so wie andre lutherische Reichsfürsten, scheuten sich, ihm eine nachdrückliche Unterstützung angedeihen zu lassen, weil er sich zu der in Deutschland damals allgemein verhassten reformatirten Religion bekannte, der man die Theilnahme am Religionsfrieden noch nicht gestatten wollte. Gebhard zog sich aber selbst durch das gewaltsame Verfahren, mit dem er alles durchzusetzen suchte, durch die Verraubung des churfürstlichen Archives und Schatzes, durch die Plünderung der Kirchen, durch die Erpressungen und Ausschweifungen seiner schlechtbezahlten Soldaten, und durch den Zwang, den er den Geistlichen in Ansehung des Heirathens anthat, einen allgemeinen Haß zu. Er verrieth es auch gar zu deutlich, daß ihm mehr an dem sinnlichen Genuße des Ehestandes, als an der evangelischen Religion gelegen war. Er hatte also sein Schicksal gewissermaßen verdient. Nur schade, daß der Pabst dadurch Gelegenheit bekam, sich in die innern Angelegenheiten des Reichs zu mischen,

sehen, und die Untersuchung und Entscheidung dieser Sache, welche doch eigentlich dem Kaiser und der Reichsversammlung gehörte, vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Denn der Papst konnte allenfalls den Erzbischof, aber nicht den Churfürsten absetzen^{m)}).

Achter Abschnitt.

Strasburgische Handel. Calendersfreitigkeiten. Noch andre Religionsbeschwerden der Protestanten.

I.

Streitigkeiten im Strasburgischen Domcapitel. Von den kölnischen Handeln waren nun die Handel, die zu Strasburg ausbrachen, eine Folge. Der abgesetzte Churfürst von Köln, Gebhard Truchsess, war auch zugleich Domdechant zu Strasburg, und seine Anhänger unter den kölnischen Domherren, die Grafen von Witzgenstein und von Solms, und der Fregenherr von Winnenberg, stellten auch zu gleicher Zeit Mitglieder des strasburgischen Domcapitels vor. Da ihnen nun der päpstliche Nuncius zu Köln alle ihre geistlichen Würden und Rechte abgesprochen hatte, so begaben sie sich nach Strasburg, um ihre dasige Pfründen zu genießen. Den Genuß derselben wollten ihnen aber ihre catholische Mitcapitularen, aus Ehrfurcht für das päpstliche Bann- und Absetzungsurtheil, durchaus nicht gestatten. Sie ernannten auch, an Gebhards Stelle, den kölnischen Chorbischof, den Herzog Friedrich von Sachsenlauenburg, zu ihrem Domdechanten. Weil sie auch dem Stadtmagistrat nicht recht traueten, schafften sie alle Vaarschaften des Domcapitels, imgleichen das Archiv und andre Kostbarkeiten, heimlich aus der Domkirche weg. Die evangelischen Domherren nahmen dagegen den sogenannten Brüderhof in Besitz. Weder der Kaiser, noch der Stadtrath, noch der Bischof vermochten diese Streitigkeiten zu schlichtenⁿ⁾. Die ausgeschlossenen Domherren, denen sich der Graf Ernst zu Mansfeld noch zugesellte, ließen zu ihrer Vertheidigung und zur Beantwortung der ihnen gemachten Beschuldigungen, eine weitläufige Schrift drucken. Es herrscht in derselben ein für jene Zeiten sehr gemäßigter Ton, und die Ränke und Kunstgriffe, deren sich ihre catholischen Gegner bedienten, werden der Welt deutlich vor die Augen gelegt. Letztere hatten durchaus kein Recht, sie vom Capitel und vom Genuße ihrer Pfründen auszuschließen. Die evangelischen Domherren bewiesen es nemlich durch viele ganz unwidersprechliche Beispiele, daß, sowohl nach als vor dem Religionsfrieden, evangelische Fürsten, Grafen und Herren unter die Mitglieder des Domcapitels aufgenommen, und bey dem ungestörten Besitze ihrer Einkünfte und Rechte gelassen worden wären. Da jedoch die Absetzung und Vertreibung des kölnischen Churfürsten Gebhard so gut gelungen war, so machte dies den strasburgischen Domherren Muth, die Ausschließung ihrer evangelischen Mitcapitularen gleichfalls durchzusetzenⁿ⁾. Sie konnten ja dabey auf den Beystand des Papstes und des Kaisers rechnen.

m) Häberlin, XIII, 433. fgg.

n) Häberlin, XVIII, 443. fgg.

n) Häberlin, XIV, 391. fgg.

rechnen. Letzter schickte auch einige Bevollmächtigte dahin, welche den Streit entscheiden sollten. Da jedoch die vier ausgeschlossenen evangelischen Domherren nicht nachgeben wollten, so entstand dadurch ein Schriftenwechsel, durch den am Ende nichts ausgemacht wurde. Die evangelischen Domherren behaupteten sich auch wie bisher im Besitze des Bräuerhofes, und nahmen daselbst die Früchte und andre Stiftsgefälle, die ihr Capitel zu heben hatte, in Empfang. Die catholischen Domherren hatten zwar ihren eignen Einnnehmer zu Strassburg bestellt; ihre evangelische Mitcapitularen jagten ihn aber aus seinem Hause, und bemächtigten sich aller seiner Schriften und Bücher. Die Catholischen klagten ihre Gewaltthatigkeiten hierauf abermals dem Kaiser. Dieser schickte auch den Evangelischen einen scharfen Befehl zu, den Bräuerhof zu räumen, den sie aber nicht im geringsten achteten. Hierdurch wurden die Catholischen natürlich zu ähnlichen Gewaltthatigkeiten gegen die Evangelischen gereizt. Der Dechant zu S. Leonhard und Vicar des Domstiftes zu Strassburg, Veit Ziegler, der als Bürger unter dem Schutze der Stadt Strassburg stand, wurde von einigen Soldaten des Bischofs von Strassburg auf öffentlicher Heerstrasse angefallen, verwundet, gefangen genommen, und geschloffen nach Elsasszabern zum Bischof gebracht, ben dem ihn der eifrige catholische Domprobst, der Graf von Mellenburg, heftig angeklagt hatte. Zu Elsasszabern im Franciscanerkloster saß nun Ziegler über vierzehn Wochen, und zwar drei Wochen lang an beiden Füßen geschlossen, in einem engen Gefängnisse, wo er eine scharfe Untersuchung aushalten mußte. Sein Hauptverbrechen bestand darin, daß er das strassburgsche Bürgerrecht angenommen, und sich dadurch der Gerichtsbarkeit des Bischofs entzogen hatte, und daß er, wie man ihn beschuldigte, seine Köchin heirathen, und lutherisch werden wollte. Kurz, man nöthigte ihn, sein strassburgsches Bürgerrecht durch einen Notarius aufzugeben zu lassen, und beraubte ihn noch überdies aller seiner geistlichen Aemter und Einkünfte. Selbst ein Mandat des Kammergerichts konnte ihm seine Freiheit nicht völlig wieder verschaffen; denn man sperrte ihn hierauf in das Kloster Ettenheim-Münster ein, wo ihn der Abt unter scharfer Aufsicht halten sollte. Dieser wurde jedoch Ziegler schon nach einigen Wochen so überdrüssig, daß er, als der Abt einstmals abwesend war, sich entfernte, und nach Strassburg ging. Daselbst übergab er nun den vier evangelischen Domherren einen umständlichen Bericht von dem, was ihm widerfahren war; zugleich bat er um Schutz, bat er um Unterstützung, seine Pflichten wieder zu bekommen. Doch der Magistrat zu Strassburg hatte sich seiner, als eines Bürgers, bereits angenommen, und an dem Grafen von Mellenburg selbst das Vergeltungsrecht ausübt, und sich der Person desselben bemächtigt. Nun mußte er ihn zwar, einer Verordnung des Kammergerichts zufolge, wieder in Freiheit setzen; allein er hielt es, der seiner Stadt drohenden Unruhen wegen, dennoch für rathsam, mit den beiden Städten Zürich und Bern ein Bündniß zu errichten, welches die gemeinschaftliche Vertheidigung ihrer Religion und Freiheit zur Absicht haben sollte. Dieses Bündniß erhöhte den Muth der evangelischen Domherren, die sich unter dem Schutze der Stadt Strassburg nun sicher fühlten, so sehr, daß sie, einer wiederholten Verordnung des Kaisers ungeachtet, den Bräuerhof noch immer nicht räumten, daß sie, durch die Aufnahme verschiedener evangelischen

1589

Prinzen, ihre Anzahl bis auf vierzehn verstärkten; daß sie, als die catholischen Domherren sich zu dem von dem Grafen von Solms als Dechanenstatthalter ausgeschriebenem Generalcapitel sich nicht stellen wollten, sich auch des sogenannten Bürgerhofes bemächtigten; daß der Graf von Solms den Domprobst, Grafen von Mellenburg, vor das Generalcapitel vorbeischied, um wegen der Beeinträchtigungen, die er sich gegen seine evangelischen Mitcapitularen erlaubt hatte, sich zu verantworten. Der Domprobst gehorchte, wie man sich leicht vorstellen kann, dieser Vorladung nicht; er protestirte vielmehr vor einem Notarius und vor Zeugen öffentlich darwider, und gab seine in sehr harten Ausdrücken abgefaßte Verantwortung öffentlich heraus. Die evangelischen Domherren wurden aber zur Fortsetzung ihres Verfahrens gegen ihre catholischen Mitcapitularen noch mehr aufgemuntert, als der abgesetzte Churfürst von Cöln mit seiner Gemahlin Agnes sich zu Straßburg einfand, und die Verwaltung des Domdecanats sich anmaßte. Denn nicht lange darauf sprach das evangelische Domcapitel den catholischen Domherren alle ihre noch übrigen Einkünfte ab, die sie in der Stadt Straßburg hatten. Die Verwirrung wuchs von einer Zeit zur andern. Hierzu kam, daß die Anzahl der Domherren von beiden Parteyen sich immer vermehrte; denn sobald einer von dem einen oder andern Theil gestorben war, so besetzte jeder Theil die Stelle des abgegangenen mit einem andern von seiner Religion. An die Stelle des Domprobstes, Grafen von Mellenburg, dessen Tod für die catholische Partey ein empfindlicher Verlust war, erwählten die catholischen Domherren den Herzog Ferdinand von Bayern zu ihrem Domprobst; die Evangelischen aber besetzten diese Würde mit dem braunschweigischen Prinzen Joachim Carl.

1591

Es werden
auf 1592
einmal zwei
straßb. Bischöfe
gewählt.

2. Diese Trennung des straßburgischen Domcapitels wurde durch den Tod des bisherigen Bischofs von Straßburg, des Grafen Johanns von Manderscheid, noch vermehrt. Das evangelische Domcapitel übte, sein Wahlrecht auszuüben. Es lud zwar auch die catholischen Domherren zur Wahl in der gewöhnlichen Capitelsitzung zu Straßburg ein; da aber keiner von denselben erschien, so wählten die Mitglieder des erstern ohne weitere Umstände den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, den zweiten Sohn des Administrators zu Magdeburg, einen Prinzen von fünfzehn Jahren, der noch auf der Universität zu Straßburg studierte, zum Nachfolger des verstorbenen Bischofs. Die catholischen Domherren hatten den Tod desselben sogleich an den Kaiser berichtet, und ihn um seinen Rath und um Unterstützung der vorzunehmenden Wahl gebeten; der Kaiser meldete ihnen auch, daß er bisher dahin dem Erzherzog Ferdinand von Oestreich, seinem Vetter, den Auftrag gegeben habe, sich der Verwaltung des Hochstifts Straßburg einstweilen zu unterziehen. Den catholischen Domherren warnte es aber zu lange, ehe der Erzherzog Ferdinand, als kaiserlicher Commissarius, anlangte; es mochte ihnen auch bedenklich scheinen, sich der Verwaltung desselben anzuvertrauen. Sieben von ihnen wählten daher zu Elßasgubern den Cardinal Carl von Lothringen, einen Sohn des regierenden Herzogs Carls II. von Lothringen, der bereits Bischof zu Metz war, zum Bischof von Straßburg. Dieser nahm auch sogleich, von einiger lothringischen Mannschaft begleitet, von der bischöflichen Residenz Elßasgubern Besitz.

im Jun.

3. Fest

3. Jetzt war die Fehde zwischen den beiden Bischöfen unvermeidlich. Die Stadt Straßburg, welche den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg für den rechtmäßigen Bischof erkannte, bediente sich der vier Fahnen Fußvolk und der sechzig Reiter, die sie in Gold genommen hatte, die Stifteschlösser und Häuser, die sich demselben nicht gutwillig unterwerfen wollten, mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Schon hatte sich Kochersberg und Dachstein ergeben müssen, und im Lager vor dem letztern Schlosse hatten die Straßburger sechs Fahnen wohlgerüsteter Fußknechte und sieben Feldstücke besammet, und die Zahl ihrer Kriegerleute vermehrte sich täglich. Vergeblich forderte nun der catholische Bischof die Stadt Straßburg zur Anerkennung seiner bischöflichen Würde auf. Bald rückte er aber an der Spitze von zehntausend Mann ins Elsaß ein, bemächtigte sich des zum Stifte gehörenden festen Städtchens Bensfeld, befahl den Einwohnern von Anblau, indem er sie mit militärischer Execution bedrohte, die in ihre Stadt geflüchteten evangelischen Prediger, nebst ihren Weibern und Kindern wieder fortzuschaffen, und verlangte von der Stadt Straßburg, die evangelischen Domherren zu entfernen, und dagegen die catholischen wieder aufzunehmen, auch ihnen allen zugesügten Schaden zu vergüten. Als man nun seinen Wünschen nicht willfahrte, dauerten die Feindseligkeiten von beiden Seiten fort. Das Kriegsglück war ziemlich schwankend; indessen wurden doch auf einmal fünfhundert Kriegerleute des Markgrafen von Brandenburg von funfzehnhundert lothringern, die sie überfallen hatten, theils niedergehauen, theils zerstreut. Während dieser kriegerischen Auftritte langten nun kaiserliche Commissarien in Elsaß an, die im Namen des Kaisers von dem Cardinal von lothringen verlangten, daß er die Waffen niederlegen, und die Entscheidung des Kaisers abwarten möchte. Der Cardinal erklärte sich auch hierzu bereit, jedoch mit der Bedingung, daß der Markgraf von Brandenburg und die Straßburger die Feindseligkeiten gleichfalls einstellen möchten. Die Bevollmächtigten des Kaisers thaten hierauf dem Markgrafen und dem Stadtrathe zu Straßburg den Antrag, den Krieg aufzugeben; diese antworteten ihnen aber, der Kaiser sey nicht der einzige Richter in dieser Sache, sondern die Entscheidung komme vielmehr der ganzen Reichsversammlung zu; auch könne der Markgraf, ohne Einwilligung seines Vaters und Großvaters, des Churfürsten von Brandenburg, sich in keinen Vergleich einlassen. Durch diese Antwort wurden nun alle Unterhandlungen auf einmal abgebrochen, und die Feindseligkeiten gingen jetzt lebhafter als jemals wieder an. Die lothringer eroberten das Schloß Kochersberg, und ungeachtet sie der Besatzung einen freyen Abzug bewilligt hatten, so hieben sie doch dieselbe bis auf einen Mann nieder, und der Commandant wurde aufgehängt. Das Schloß Dachstein und Waslenheim wurden von den lothringern gleichfalls eingenommen. Jetzt zogen aber der Stadt Straßburg dreitausend Mann aus den Cantons, Zürich, Bern und Basel zu Hülfe, und die Straßburger rückten hierauf weit vor, und belagerten Molsheim. Als aber eine Verstärkung von sechshundert Mann Fußvolk und achtzig Reitern, die ihnen Lebensmittel und Geld bringen sollte, von den Feinden geschlagen worden war, mußten sie sich wieder in ihr voriges Lager zurückziehen. Doch die Straßburger verstärkten sich bald von neuem. Da um diese Zeit der Fürst Christian von Anhalt mit dem Ueberreste seines nach Frankfurt

Fehde zwisch
schen den bei
den Bischöf
sen.

Frankreich geführten Kriegsvolks, welcher noch aus neunhundert Mann Fußvolf und viertausend Reitern bestand, wieder zurückkam, so nahm Straßburg nicht nur dreihundert von diesen Reitern in Sold, sondern bestellte auch den Fürsten Christian selbst zum Obersten seines Kriegsvolks, der mit Bewilligung der evangelischen Reichsfürsten diese Stelle annahm. Die Straßburger verstärkten nunmehr ihr Heer bis auf achtausend Mann Fußvolf und zweitausend und fünfshundert Reiter. Diese von dem vortrefflichen Fürsten von Anhalt angeführte Kriegsmacht war nun der lothringischen sichtbar überlegen. Man eroberte hierauf Wolzheim, welches noch zwölfschundert Mann vertheidigten. Des Markgrafen von Brandenburg Sache, die sich nunmehr schon in einer sehr guten Lage befand, wurde jetzt durch den Anzug des Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach, der tausend Reiter und zweitausend Mann Fußvolf mitbrachte, ansehnlich gehoben. Sein Vetter, der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Anspach, wollte ihm gleichfalls einen beträchtlichen Haufen von Reitern schicken. Es machte überhaupt die Aufmerksamkeit der evangelischen Reichsfürsten rege, daß die Catholiken dem Hochstifte Straßburg einen Fremden aufdringen wollten. Einige zogen daraus sogar den Schluß, daß dieser Krieg nicht sowohl das Bisthum Straßburg, als die Unterdrückung der evangelischen Religion zur Absicht habe.

4. Während dieser Besorgniß der evangelischen Reichsstände, bemühet sich der Kaiser als Reichsoberhaupt das Ende dieser Unruhen zu befördern. Er schickte abermals einige Bevollmächtigte nach Straßburg, um Frieden zu stiften. Diese begaben sich auch zum Cardinal von Lothringen nach Elsfazabern; keiner von beiden Theilen wollte aber zuerst die Waffen niederlegen. Ja, die kleinen Gefechte dauerten sogar während der Anwesenheit der kaiserlichen Commissarien fort, und dauerten so lange fort, bis beide Parteien der Kriegeihandel endlich überdrüssig waren. Ganz unerwartet erklärte der Cardinal von Lothringen zuerst, daß er den kaiserlichen Mandaten gehorchen wollte. Der Markgraf von Brandenburg bat sich nur noch so lange Aufschub aus, bis er den Rath seiner fürstlichen Verwandten würde eingeholt haben. Die vornehmsten Bedingungen des Vergleiches bestanden nun darin, daß der Streit von sechs Reichsfürsten (drey catholischen und eben so viel evangelischen) und zwar von dem Churfürsten Wolfgang zu Mainz, dem Bischof Julius zu Würzburg, dem Erzherzog Ferdinand zu Innsbruck, dem Landgrafen Ludwig zu Hessen-Marburg, dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig zu Neuburg, und dem Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachsen, sollte beigelegt werden. Bis zu dieser Entscheidung sollte jeder von den beiden Prätendenten einen Theil des Hochstiftes Straßburg im Besitze haben. Die Straßburger sinnen hierauf so gleich an, ihr Kriegsvolf abzubauen; die Lothringer kehrten nun zwar auch wieder nach ihrem Vaterlande zurück, sie übten aber auf ihrem Rückzuge noch manche Ausschweifung aus, und diejenigen, die als Besatzung des dem Cardinal eingeräumten Theiles des Hochstiftes zurückblieben, verschanzten sich sogar. Die zu Schiedsrichtern ernannten Fürsten schickten zwar ihre Gesandten nach Speyer; sie konnten sich aber jetzt so wenig vereinigen, daß sie die Beilegung dieser Sache bis auf den Junius d. J. verschoben. Auch das letztemal wurde jedoch das Gefänke

Ende derselben.

im Dec.

1593

im April.

so lebhaft, daß sie endlich den Entschluß faßten, alles, was bisher sowol mündlich als schriftlich abgehandelt worden war, an den Kaiser gelangen zu lassen, und es seiner eignen Entscheidung zu übergeben. Die scheidrichtliche Conferenz sollte im Decemder zu Frankfurt am Mayn gehalten werden, und alles sollte indessen in seinem bisherigen Zustande bleiben. Hierauf mischte sich, auf Anstiften des Churfürsten Ludwigens von der Pfalz, auch der König Heinrich IV. von Frankreich in diesen Handel, und theilte das streitige Hochstift dergestalt, daß er den der Stadt Straßburg nahen Theil dem Markgrafen von Brandenburg, der den Straßburgern am wenigsten verdächtig war, das übrige aber dem Cardinal von lothringen zuerkannte. Das eigentliche Ende dieses langen Streites bewirkte endlich ein Vergleich, den der Herzog Friedrich von Württemberg im folgenden Jahre zu Hagenau zur Richtigkeit brachte. Vermöge desselben trat der Markgraf von Brandenburg das ganze Hochstift an den Cardinal ab, und empfing dafür von ihm die Summe von hundertunddrenßigtausend Thalern. Der Herzog von Württemberg übernahm gegen ein Amt, das ihm versänDET wurde, die Bezahlung von drenßigtausend Goldgulden, die der Markgraf schuldig war, und bezahlte ihm neun Jahre hindurch jährlich tausend Goldgulden. In Ansehung der evangelischen Mitglieder des Straßburgschen Domcapitels aber wurde ausgemacht, daß acht derselben in ihrem Besitze bleiben sollten *).

1603

1604

5. Die Beispiele von Eöln und Straßburg beweisen es hinlänglich, daß Den evangel. man im westlichen Theile von Deutschland durchaus keine protestantische Bischöfe Bischofen dulden wollte. Weit eher machten diese im nordlichen Deutschland ihr Glück; in- wird das dessen wollte man sie doch auf den Reichsversammlungen nicht für eigentliche Mit- Stimmrecht glieder des Fürstentathes anerkennen. Dies zeigte sich besonders auf dem Reichs- auf den tage, der im Jahr 1594 zu Regensburg gehalten wurde. Weil man schon seit ei- Reichstagen verjaßgt, niger Zeit den evangelischen Bischöfen das Eig. und Stimmrecht auf dem Reichs- tage streitig gemacht hatte, so stellten die Gesandten der evangelischen Reichsstän- de, noch vor der Eröffnung des Reichstages, über die Mittel, die Ausschließung künftig zu verhindern, Berathschlagungen an. Es wurden auch deswegen mit den catholischen Reichsständen Unterhandlungen gepflogen, die aber, wie der Erfolg bewies, wenig ausrichteten. Denn als im Fürstentathe der erste Gesandte des Administrators von Magdeburg sich neben den Erzbischof von Salzburg setzte, so erklärte dieser ohne Umstände, daß er nicht bey ihm sitzen wolle. Vergeblich erin- nerte ihn der Gesandte an die Achtung, die er dem brandenburgischen Hause schul- dig wäre; der Erzbischof antwortete darauf, daß er dasselbe in seinen Ehren und Würden lassen wolle, daß er aber, ohne Nachtheil der catholischen Religion, nicht bey ihm sitzen könne. Er stand hierauf ganz eiligst auf, ermahnte den Bischof von Würzburg, ihm zu folgen, und forderte mit großer Hestigkeit auch die übrigen ca- tholischen Reichsstände zur Nachahmung seines Beispiels auf. Dieser Aufforderung willfahrten auch nicht nur die geistlichen Churfürsten, und alle Mitglieder der geist- lichen Fürstenbank, sondern auch der damalige Administrator Churfürstens, der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen, der Markgraf Ernst Friedrich von Bar- den,

*) Struvii corp. hist. Germ. p. 1168.

den, und noch mehrere weltliche Fürsten. Der churfürstliche Administrator kehrte jedoch bald wieder zu den Evangelischen zurück. Die Catholischen wollten sich aber mit denselben in öffentlicher Rathesversammlung durchaus in keine Verhandlungen einlassen; ja sie beklagten sich über die Zudringlichkeit des Administrators von Magdeburg sogar beim Kaiser, und die kaiserlichen Minister besprachen sich indessen eine Woche hindurch mit den magdeburgischen und brandenburgischen Gesandten, und handelten hauptsächlich mit ihnen wegen eines Reverses. Viele von den evangelischen Ständen widerriethen es zwar den magdeburgischen Gesandten sehr eifrig, diesen Revers sich gefallen zu lassen; da jedoch die übrigen erklärten, daß sie, wenn Magdeburg und Brandenburg, welche die Sache zunächst anging, mit dem Revers zufrieden seyn wollten, sie auch nichts darwider einzumenden hätten, so gaben die magdeburgischen Gesandten die Standhaftigkeit in dem rühmlichen Unternehmen wieder auf. Dieses Beispiel diente dem Gesandten des Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher das Bisthum Halberstadt verwaltete, dem D. Jagemann zur Warnung, die Rechte seines Herrn mit größerer Vorsichtigkeit zu behaupten. Er legte nemlich, als er der Reihe nach für den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel votirt hatte, seine Stimme zugleich für den postulirten Bischof von Halberstadt ab. Sein Benehmen erregte eine allgemeine Ueberraschung. Der geistliche Gesandte, der nach dem braunschweig-wolfenbüttelschen der nächste war, schwieg dazu stille, und votirte in der Hauptsache fort. Sobald jedoch derselbe seine Stimme abgelegt hatte, protestirten Salzburg, Würzburg und Bayern wider die halberstädtische Stimme; der D. Jagemann wiederholte sie aber, und berief sich dabei auf den Reichstag vom Jahr 1582, wo sein Herr als postulirter Bischof von Halberstadt schon Sitz und Stimmrecht ausgedrückt hätte. Die drei protestirenden Gesandten schwiegen nun stille, und eben so fertigte Jagemann auch die Gesandten der übrigen geistlichen und einiger weltlichen Fürsten ab, die seiner halberstädtischen Stimme widersprachen. Dennoch konnte er nicht verschweigen, daß der Name seines Herrn, als Bischofs zu Halberstadt, in der Unterschrift des A. A. weggelassen wurde. Eben dies war in Ansehung der übrigen evangelischen Bischöfe der Fall. So wie man aber dem Administrator von Magdeburg kein Sitz und Stimmrecht auf dem Reichstage gestatten wollte, so schloß man ihn auch von Deputationstagen und von der R. G. Visitation aus. Einetwegen hatte der Kaiser schon vor sechs Jahren, als die Reihe an Magdeburg war, die gewöhnliche Visitation der R. G. aufgehoben, und der Gesandte, durch den der Administrator seine Rechte behaupten wollte, wurde nicht zugelassen *).

(1588)

Die Catho-
liken nehmen
den gregori-
schen Calendar
an.

1582

6. Die bisher erzählten Handel zwischen Catholiken und Protestanten vermehrte nun noch eine ganz besondre Ursache, nemlich ein verbesserter Calendar. Gregor XIII., der Urheber desselben, erwarb sich durch ihn ein wirkliches Verdienst um die Welt; aber sein Calendar mißfiel den Protestanten hauptsächlich aus zweierley Ursachen, erstlich, weil er vom Papst herrührte, und zweitens weil der Papst die Einführung desselben in so gebieterischem Tone betrieb. Die Einführungsbulle, die er dem Kaiser Rudolf II. auf seinem ersten Reichstage übergeben ließ, besahl nicht

*) Häberlin, XVIII, 134. f. 59.

*) Häberlin, XIX, 297. f. 59.

nicht nur allen Patriarchen, Bischöfen und andern Geistlichen, sondern auch namentlich dem Kaiser, und allen andern Königen, Fürsten und Republiken, die Annahme des verbesserten Calenders mit so stolzer Zuversicht an, daß sie jedem, der an der Richtigkeit desselben zu zweifeln sich unterstehen würde, mit dem Fluche drohete. Der Kaiser nahm nun zwar den verbesserten Kalender von dem legaten des Papstes an; er erklärte jedoch zugleich, daß er über die Einführung desselben sich mit den Churfürsten und Fürsten erst berathschlagen wolle. Wirklich verlangte er auch darüber das Gutachten des Churfürsten von Sachsen. Letzter holte von dem Landgrafen Wilhelm von Hessencassel, einem großen Verehrer der Sternkunde, ein Bedenken wegen dieser Sache ein. Der Landgraf widerrieth die Annahme des vom Papst verbesserten und vorgeschriebenen Calenders hauptsächlich aus dem Grunde, weil man dadurch dem Papste eine neue bisher ungewöhnliche Gerichtsbarkeit und Macht, dem Kaiser und Reiche zu befehlen, einräumen würde. Dieser Meinung scheinen auch die übrigen protestantischen Fürsten begünstigt zu seyn; wenigstens wollte keiner von ihnen den neuen Kalender annehmen¹⁾. Ja selbst nicht alle Catholiken waren mit der Art, wie der neue Kalender eingeführt werden sollte, zufrieden; selbst der Kaiser bedachte sich noch, denselben einzuführen, und das Reichskammergericht machte noch im folgenden Jahre durch eine Verordnung bekannt, daß in Processen der alte Kalender noch so lange gebraucht werden sollte, bis der Kaiser und die Reichsstände die Einführung eines andern verordnet hätten. Unter den letztern fand sich jedoch schon einer oder der andre, der aus großer Ehrerbietung gegen den Papst den gregorianischen Kalender einführen, und das erste Beispiel in dieser Sache gaben der Herzog Wilhelm von Bayern und der Erzbischof von Salzburg. Andre catholische Reichsstände folgten ihm bald nach, und noch in diesem Jahre ließ der Kaiser zu Wien eine Verordnung ausgehen, vermöge deren der neue Kalender im October d. J. nicht nur in seinen Erbländern, sondern auch im Reiche deutscher Nation, dergestalt eingeführt werden sollte, daß man nach dem vierten dieses Monats sogleich den funfzehnten zählen sollte. Auf Antrieb des Kaisers, führte ihn der Erzherzog Carl auch in Steyermark, Kärnten und Krain ein, und seine evangelischen Landstände mußten ihn, alles Widerspruchs ungeachtet, doch endlich annehmen. Die wirkliche Einführung dieses neuen Calenders erfolgte in den österreichischen Ländern doch erst im folgenden Jahre, indem der Kaiser noch gegen das Ende des vorigen zu Prag ein Generalmandat ausgehen ließ, nach welchem auf den sechsten Jenner des folgenden Jahrs sogleich der siebzehnte folgen sollte. Trier, Eßln und andre catholische Reichsstände trugen nun kein Bedenken mehr, den gregorianischen Kalender in ihrem Gebiete einzuführen.

1583

im Sept.

1584

7. Desto standhafter verharreten die Protestanten bei ihrem Vorsatze, die Calendarstreit Annahme desselben von sich abzulehnen. Darüber hatte nun Deutschland, von in Augsburg dieser Zeit an, zwei verschiedene Calender; den alten oder julianischen, den die Protestanten begehrieten, und den neuen oder gregorianischen, dessen sich die Catholiken bedienten. Die Verwirrung, die daraus entstand, kann man sich leicht vorstellen. Hauptsächlich äußerte sich dieselbe an den Dertern, wo beide Reli-

Nr 2

gions

1) Häberlin, XII, 640. 599.

gionsverwandten unter einander wohnten, und gleiche Rechte hatten; besonders entstand dadurch zu Augsburg ein großer Streit. Der Rath zu Augsburg wurde, selbst mit Bestimmung der meisten evangelischen Mitglieder, einig, dem Beispiele seines Bischofs zu folgen. Kaum hatten jedoch die evangelischen Prediger in dieser Stadt davon Nachricht bekommen, als sie sich darüber verglichen, daß sie nicht zu geben könnten, daß die Fest- und Feiertage ihrer Kirche nach diesem vom Pabste herrührenden Calendar gehalten würden. Die drei Kirchenpfleger und ein Rathsherr, die bereits im Rathe darwider gesprochen hatten, erluchten hierauf den Magistrat in einer Bittschrift, die evangelische Bürgerschaft mit dem päpstlichen Calendar zu verschonen. Sie erhielten aber hierauf ein Rathsdecret, worin ihnen ihre Benehmen ernstlich verwiesen wurde; man hätte, hieß es in demselben, in dieser Sache, welche nach dem Urtheile der Lehrer der A. E. gleichgültig, in politischer Rücksicht aber, hauptsächlich im Handel und Wandel, nothwendig sey, keinen andern Schluss fassen können. Die Kirchenpfleger fanden jedoch diese Gründe so wenig überzeugend, daß sie bey dem Reichskammergerichte darüber eine Klage eingaben. Dieses befohl nun dem Magistrat, ohne weitre Bedingung, die Einführung des neuen Calenders so lange zu verschieben, bis die Reichsversammlung darüber etwas würde entschieden, oder die Reichsstände der A. E. sich deswegen würden verglichen haben. Der Magistrat fand sich durch diesen Befehl so beleidigt, daß er die Kirchenpfleger von den künftigen Sitzungen, in welchen man sich über diese Sache berathschlagen würde, ausschloß; die Verordnung des R. B. wollte er auch nur in so weit befolgen, als sie die Feiertage der evangelischen Kirche anging. Vergeblich ermahnten ihn der Churfürst von der Pfalz und der Herzog von Württemberg, sich mit der Einführung des neuen Calenders nicht zu übereilen. Ein kaiserliches Rescript, worin dem Magistrat die Einführung des neuen Calenders in den kaiserlichen Erbländern zu wissen gethan wurde, schien ihm ein ernstlicher Befehl, daß niemand der Annehmung dieses Calenders sich künftig widersetzen sollte. Er ließ daher dieses Rescript, nebst der Ermahnung, ihm genau nachzukommen, durch einen öffentlichen Anschlag bekannt machen. Allein die evangelischen Kirchenpfleger protestirten sogleich darwider, und die Geistlichen erklärten auf ihren Kanzeln, daß sie großes Bedenken trügen, den Calendar des Pabstes, vor einer allgemeinen Vergleichung der Reichsstände, besonders der evangelischen, in ihrem Kirchenwesen einzuführen; daß sie, ohne Verletzung ihres Gewissens, dem Pabst durchaus nicht gestatten könnten, mit seinen Anordnungen einen Fuß in ihre Kirchen zu setzen. Der Herzog von Württemberg, der den augsbургischen Calenderstreit bezulegen wünschte, ließ sich von der Universität zu Tübingen und seinen Hofpredigern ein Bedenken darüber ausstellen. Dieses erklärte denn den neuen Calendar für eine Erfindung des Pabstes, die Schlüsse des tridentinischen Conciliums geltend zu machen. Einige Augsburger hatten hingegen den päpstlichen Calender, selbst aus lutherschen Schriften und den symbolischen Büchern, zu vertheidigen gesucht, und ihn unter die sogenannten Mittelbünde gezählt, welche auf dem freyen Willen der Kirche beruheten. Der Herzog von Württemberg hielt es daher für das beste, diesen Streit durch einen Vergleich zu endigen; die Bevollmächtigten aber, die er deswegen nach Augsburg schickte, waren in ihrem Auftrage unglücklich.

glücklich *). Der augsbургsche Magistrat beharrte auf das Standhafteste bey seinem Vorfasse, die Einführung des neuen Calenders durchzusetzen. Er ließ zu Anfang des folgenden Jahres öffentlich anbefehlen, daß sich niemand unterstellen sollte, den andern wegen des neuen Calenders zu verspotten, oder zu verhöhnen; er gebot den sämtlichen Meszgern, die größtentheils evangelisch waren, nach dem neuen Calender zu schlachten, und ließ, als sie nicht gehorchen wollten, die Obermeister derselben in Eisen legen, und einige fremde Meszger ihr Fleisch verkaufen. Dies gab Gelegenheit, daß die meisten evangelischen Rathsherren sich auf die Seite der Kirchenspfleger schlugen *).

1584

8. Weil die Kirchenspfleger dem Stadtrath in Ansehung des Calenders so lebhaft widersprochen hatten, so bediente sich derselbe einer noch wichtigern Gelegenheit, um sich an ihnen zu rächen. Man hatte eben um diese Zeit zwey Prediger ernannt; die Stadtpfleger erklärten jetzt aber, daß man ihnen das Ernennungsrecht nur aus gutem Willen, und nicht als ein Recht überlassen habe, und daß er dasselbe künftig selbst ausüben werde. Das letzte geschah auch sogleich, und die Stadtpfleger wählten, mit Bestimmung des geheimen Raths, zwey Geistliche, jedoch unter der Bedingung, daß sie einen sonst gewöhnlichen Revers unterschreiben und beschwören sollten. Die beiden neuen Prediger ließen sich diese Bedingung auch gefallen; eben deswegen aber wollten sie die übrigen Mitglieder des evangelischen Ministeriums nicht für ihre Collegen erkennen; eben deswegen versagten sie ihnen sowohl die Kanzel als die Besuchung ihres Convents; eben deswegen sprachen sie von ihnen sowohl öffentlich, als in Privatgesellschaften übel. Hierauf entstand eine noch lebhaftere Uneinigkeit, als der Calenderstreit war. Letzter wurde jedoch gar sehr wieder rege, als das Kammergericht einem Auftrage des Kaisers zufolge, die Entscheidung desselben übernahm, und ein Urtheil sprach, das dem im vorigen Jahre von den Kirchensplegern ausgewirkten Mandate ganz zuwider war, das die Kläger zur Erstattung der Proceßkosten verdammt, und dem Rathe die Befugniß, den neuen Calender einzuführen, zuerkannte. Der triumphirende Stadtrath schärfte die Befolgung dieses Urtheils mit dem größten Nachdruck ein; die drey Kirchenspfleger und der Rathsherr, der sich ihrer am meisten angenommen hatte, wurden von den Rathversammlungen ausgeschlossen, und die übrigen evangelischen Rathsherren mußten erklären, daß sie ihr Unrecht erkannten, und daß sie dem Urtheile des Kammergerichts gehorchen wollten. Die evangelischen Prediger erboten sich zwar, den neuen Calender in politischen Angelegenheiten anzunehmen, in geistlichen Sachen wollten sie ihn aber so wenig befolgen, daß sie vielmehr, aller Befehle des Magistrats ungeachtet, das Himmelfahrtsfest vier Wochen später feierten, als es von den Catholiken war begangen worden. Dies hatte die Folge, daß der Magistrat öffentlich ausrufen ließ, es sollte sich niemand unterstellen, an dem Tage, an welchem in den evangelischen Kirchen das Himmelfahrtsfest gefeiert würde, die Kram- und andre Läden gesperrt zu lassen, und D. Müller oder Mülius, der Superintendent, der sich bey der Widerspenstigkeit gegen den Rath am thätigsten gezeigt hatte, erhielt den Befehl, sich sogleich aus der Stadt zu entfernen. Er gehorchte, und war im Begriffe, in der Stille zum Thore

Der damit verbundene Streit über die Verurteilung der Pfarrer.

am 4. Jun.

Nr 3

hinaus.

hinauszufahren, als das Geschrey seiner Gattin und seiner Kinder, daß man ihren Mann und Vater retten möchte, das Volk aus allen Ecken der Stadt herbeyzief. Dies hatte die Wirkung, daß eine beträchtliche Anzahl meistens bewaffneter Handwerksbursche des D. Müllers Wagen nahe bey der Thore anhielt; daß man den Kutscher von den Pferden herunterwarf, den Stadtvogt mit seinem Trabanten fortjagte, den D. Müller aus dem Wagen herausnahm, und in ein nahegelegenes Beckershaus in Sicherheit brachte. Während der Zeit griff die ganze Bürgerchaft zu den Waffen, und es entstand darüber ein allgemeiner Aufruhr; das Zureden einiger evangelischen Prediger aber, welche der Rath darum hatte ersuchen lassen, bewirkte, daß das Volk größtentheils sich wieder zerstreute. Da jedoch die Vornehmsten aus der Bürgerchaft einen neuen Term besorgten, so zogen sie mit ihren besten Habseligkeiten auf ihre benachbarten Landgüter. Diese Gelegenheit benutzte D. Mülus sich gleichfalls heimlich aus der Stadt zu entfernen, und im folgenden Jahre wurde er Professor der Theologie und Universitätskanzler zu Wittenberg. Zu Augsburg wurde indessen, unter Vermittlung des Herzogs von Württemberg und der Stadt Ulm, an einem Vergleiche gearbeitet, und die Evangelischen ließen sich die Annahme des neuen Calenders gefallen; das Ansehen des Magistrats wurde auch dadurch gerettet, daß die Kirchenpfleger ihre Katholiken und Nemter nicht wiederbekamen. Allein, D. Mülus, den der Rath aus der Stadt geschafft hatte, reizte die evangelische Bürgerchaft so sehr zum Ungehorsam, daß sie die Festtage nach dem alten Calender feierte, und die Prediger wollten die von den Stadtpflegern berufenen Männer durchaus nicht unter ihre Amtsbrüder zählen.

9. Der Magistrat hatte den Vorgang sogleich an den Kaiser berichtet, und ihn um eine Commission gebeten; sehr ersuchte er ihn nochmals darum, und dieser gab auch dem Herzog Wilhelm von Bayern und dem Grafen Wilhelm von Dettingen den Auftrag, die Verlegung dieser Sache zu übernehmen. Herzog Wilhelm schickte zwey Bevollmächtigte dahin; der Graf von Dettingen aber fand sich in Person ein. Als diese Commissarien nun den Ursachen und den Urhebern der Unruhen nachforschten, so fand sich, daß der Magistrat den evangelischen Kirchenpflegern und Predigern, und besonders dem D. Mülus, die hauptsächlichste Schuld zuschrieb; die Evangelischen führten es aber als die vornehmsten Ursachen ihrer Unzufriedenheit an, daß der Rath der Bürgerchaft den neuen Calender aufgebrungen, daß er die Jesuiten, als abgesagte Feinde der Evangelischen, in die Stadt aufgenommen, daß er eine Verdacht erregende große Zahl Kriegsteile in Sold genommen hätte. Nun wurde zwar abermals ein Vergleich geschlossen, und man machte hauptsächlich aus, daß keine Religionspartey die andre in der Ausübung ihres Glaubens hindern sollte; allein die durch diesen Vergleich wieder hergestellte Ruhe war von kurzer Dauer. Die evangelischen Prediger eiferten über dem neuen Vergleich auf den Kanzeln, und die Bürger machten ihn zum Gegenstande ihres Spottes. Ja noch in diesem Jahre feierten einige von denselben das Weichnachtsfest nach dem alten Calender, und sie wollten an demselben ihre Thüren durch, aus nicht öffnen *). Die evangelischen Prediger gaben auch eine kleine Schrift her-

aus,

aus, worin sie behaupteten, daß die Berufung der evangelischen Kirchenbiener bloss den Kirchenpflegern zukomme. Der geheime Rath ließ diese Schrift in einer gleichfalls gedruckten Antwort, im Namen des ganzen Rathes, widerlegen. Jetzt wurden die catholischen und die evangelischen Rathsherren wieder unter einander uneinig. Jetzt fanden sich aber die vorigen Commissarien des Kaisers von neuem ein, und nun wurden die widerspenstigen Rathsherren und Bürger einzeln vorgefordert, und theils durch Zureden, theils aber auch strengere Mittel so weit gebracht, daß sie den kaiserlichen Befehlen zu gehorchen versprochen. Manche mußten aber auch deswegen die Stadt verlassen. Der Zufluchtsort der Verbannten war Ulm. Sie waren so glücklich, es dahin zu bringen, daß die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, imgleichen der Herzog von Württemberg, sowol durch Gesandten, als durch Schreiben, sich ihrer Sache bey dem Kaiser annahmen, daß sie nicht nur die Zurückberufung der entwichenen und fortgeschafften Bürger, sondern auch eine aus beiderley Religionsverwandten bestehende kaiserliche Commission, ja sogar die Einführung der Religionsgleichheit im Rathe, auswirkten¹⁾. Ehe jedoch alles dieses zur Ausführung kommen konnte, hatte der geheime Rath zu Augsburg, mit dem einige kaiserliche Minister im Einverständnisse lebten, des Kaisers Befinnungen wieder umzustimmen gewußt. Der Kaiser bestätigte nicht nur die Commissionsverhandlungen des vorigen Jahres, sondern ertheilte auch dem geheimen Rathe zu Augsburg volle Gewalt, die Bürger oder Prediger, die sich den kaiserlichen Befehlen ferner widersetzen würden, mit der schärfsten Strafe zu belegen. Der Churfürst von Sachsen ersuchte zwar den Kaiser nochmals auf das nachdrücklichste, diese Angelegenheit durch eine neue Commission untersuchen zu lassen; der Kaiser erklärte aber, daß diese Untersuchung bereits hinlänglich angestellt worden, und daß die Sache auch bereits dem Religionsfrieden gemäß entschieden wäre. Der geheime Rath zu Augsburg, für den der kaiserliche Ausspruch so günstig ausgefallen war, stellte nun drey neue evangelische Kirchenpfleger an, und gab ihnen den Auftrag, die evangelischen Prediger zu bereden, daß sie das Berufungs- und Ernennungsrecht den Stadtpflegern zugestehen möchten. Der geheime Rath ließ sich auch in seinem stänbhaften Vorfatze, des Kaisers Befehle zur Vollziehung zu bringen, nicht wankend machen, ungeachtet der Pfalzgraf Philipp Ludwig zu Neuburg, der Markgraf Georg Friedrich zu Brandenburg, Anspach, und der Herzog Ludwig von Württemberg ihn durch Gesandten um Aufschub ersuchen ließen. Als daher, noch während der Anwesenheit derselben, die evangelischen Prediger ihre letzte Entscheidung übergaben, worin sie geradeheraus sagten, daß sie den die Berufung der Kirchenbiener betreffenden Punkt durchaus nicht eingehen könnten, und als selbst einige Tage Bedenkzeit, die man ihnen versattete, ihre Befinnungen nicht änderten, so wurde, ungeachtet sechs evangelische Rathsherren für sie baten, jedem derselben besonders, ein Befehl des geheimen Rathes zugestellt, kraft dessen sie, noch an eben dem Tage, ohne fernere Weitläufigkeit, und in aller Stille, sich aus der Stadt begeben, und ihre Weiber und Kinder möglichs bald nachkommen lassen sollten. Doch wurde einem jeden, statt des Reisegeldes, ein Vierteljahr Besoldung ausgezahlt. Diesem Befehle zufolge wanderten nun auf einmal elf

1585

1586

Pre-

- Prediger aus Augsburg fort, und ihre Stellen wurden bald wieder mit andern, freysich zum Theil schlechten und unmoralischen Männern, besetzt. Daß aber alles dieses so ruhig zugeh, das machten die vielen Soldaten, die der Magistrat in Dienst genommen hatte, und von welchen er jetzt einige wieder abdanke¹⁾). Die neuen vom geheimen Rathe angestellten evangelischen Prediger standen aber bey ihren Glaubensgenossen unter den Bürgern in so geringer Achtung, daß nicht nur sehr wenige ihre Predigten besuchten, sondern daß auch viele sie nicht würdigten, das Abendmahl von ihnen zu empfangen, und daß sie deswegen lieber zwei Stunden weit nach Lügelsburg gingen, um sich von dem dasigen Pfarrer das Abendmahl reichen zu lassen. Letzter wurde deswegen gleichfalls abgesetzt²⁾). Die Befolgung des neuen Calenders fiel den evangelischen Augsburgern auch so schwer, daß manche unter denselben den Neujahrstag doch noch nach dem alten Kalender, und folglich am ersten Januar des n. St., feierten, und daher an diesem Tage ihre Läden nicht öffneten. Auf Befehl des geheimen Raths mußte aber der Stadtvogt ihre Läden mit einem besondern Schlosse verschließen, und jeden um einen Goldgulden strafen. Von denen, welche dem Gottesdienste der neuen Prediger nicht beywohnen wollten, wurden verschiedne der vornehmsten, unter andern die beiden Aelteste Leonhard Rauchwolf und Adolph Deco, ihrer Aemter entsetzt. Seit der Zeit wagten es immer weniger Augsburger, sich dem neuen Kalender zu widersetzen³⁾).

Der Evangelischen Religionsbeschwerden auf dem Reichstag.

10. Wir haben jetzt Verspiele genug, um es fühlen zu können, wie sehr der protestantische Theil der damaligen Deutschen Ursache hatte, über Religionsbeeinträchtigungen von Seiten der Catholischen Klage zu führen. Auch wurde keine Gelegenheit hierzu veräumt. Das evangelische Corpus bewies jedoch in diesen Fällen nicht Einigkeit genug. Dies zeigte sich gleich auf dem ersten Reichstag, der unter Rudolfs II. Regierung gehalten wurde. Bey den Berathschlagungen, welche die evangelischen Churfürsten über die Gegenstände ihrer Religionsbeschwerden anstellten, waren sie der Meinung, daß man nur diejenigen Religionsbeschwerden vortragen müsse, die man aus dem Religionsfrieden hinlänglich rechtfertigen könne, und daß man eben deswegen der ferdinandschen Declaration und der Religionsfreystellung gar nicht erwähnen dürfe, weil es doch eben so wenig als unter Maximilian II. etwas helfen würde; wegen der übrigen Religionsbeschwerden aber sollten Sachsen, Pfalz und Brandenburg mit Mainz, Trier und Cölln in eine freundschaftliche Conferenz treten. Allein die Gesandten der übrigen evangelischen Fürsten fanden es überaus befremdend, daß man auf dem jetzigen Reichstage auf einmal von dem auf den vorigen Reichsversammlungen vorgebrachten Religionsbeschwerden ganz abgehen wolle; sie erklärten, daß sie von ihren Höfen Befehl hätten, die verlangte Türkenhülfe durchaus nicht eher zu bewilligen, als bis den so oft geklagten Religionsbeschwerden abgeholfen worden wäre. Die päpstlichen Gesandten stimmten ihnen hierauf, dem Auftrage ihres Hofes gemäß, gleichfalls bey; die churfürstlichen wollten sich aber in eine Sache, die man, ihrer Meinung nach, nicht durchsetzen könnte, durchaus nicht einlassen. Endlich blieb es bey der verabredeten Conferenz zwischen den weltlichen und geistlichen Churfürsten. Noch vor dem Anfan-

88

1) Häberlin, am a. O. 502 — 512.

2) Häberlin, am a. O. 646. 647.

3) Häberlin, XV, 94. 239.

ge denselben überreichte man dem Kaiser die an die evangelischen Reichsstände eingelaufenen Bittschriften der südbairischen Ritterschaft, der Städte Juida und Gens, der Grafen von Ortenburg, der Reichsstädte Vöberach und Schwäbischgönd, welche die Fortdauer drückender Religionsbeschwerden zum Gegenstande hatten. Man begleitete sie mit dringenden Vorstellungen, das Ende dieser Klagen zu befördern; diese bewirkten aber jetzt eben nicht mehr, als sie sonst zu bewirken pflegten. Einen ähnlichen Erfolg hatte die Churfürsten-Conferenz. Die weltlichen Churfürsten beklagten sich hauptsächlich über folgende drei Punkte: 1) würden zum Kammerrichter, und Präsidentenämte, wie auch zu allgemeinen Reichsangelegenheiten, allemal Catholische gebraucht; 2) suche man in verschiedenen Reichsstädten rechtsschaffene und einsichtsvolle Bürger, welche sich zur A. E. bekennen, vom Magistrat und von andern Aemtern auszuschließen; 3) hätte der Papst, nach ausgerichtetem Religionsfrieden, den Eintritt in die hohen Stifter mit Eiden verknüpft; welche nicht nur dem Religionsfrieden, sondern auch den wohlhergebrachten Freiheiten der deutschen Stifter und Länder gänzlich entgegen wären. Der päpstliche Hof bekomme dadurch die Macht, die deutschen Stifterpersonen vor seinen Richterstuhl nach Rom zu laden, mit ihren Stellen nach seinem Willkühr zu verfahren, und folglich über Reichsgüter und Reichslehen sich eine Gewalt anzumessen, die man ihm in alten Zeiten nie eingeräumt hätte, und welche gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte. In Ansehung des ersten Punktes that man den Vorschlag, daß das Kammerrichteramte unter Catholischen und Evangelischen abwechseln, daß in Religionsachen von beiden Religionen eine gleiche Anzahl von Commissarien angestellt werden möchte. In Ansehung des dritten Punktes sollte es jedem, beim Eintritt in ein Stift, freistehen, ob er die bedenklichen Eide ablegen, oder ob er sich bloß nach den vor dem Jahre 1564 üblichen Stiftsgebräuchen richten wolle. Die geistlichen Churfürsten oder ihre Gesandten lehnten aber alles durch die Erklärung ab, daß der Kaiser und die Obrigkeiten der Reichsstädte ihre Pflichten, auch ohne Erinnerung, erfüllen würden, daß ihnen von geschäfften Eiden der Hochstifter nichts bekannt wäre, und daß sie von ihrer Seite die Beobachtung des Religionsfriedens sich eifrig angelegen seyn ließen. In eben dem Tone lautete ungefähr die Resolution, die der Kaiser auf die von den evangelischen Reichsständen eingereichten Bittschreiben ertheilte. Er fand die vorgetragenen Religionsbeschwerden größtentheils schon abgethan, oder ungegründet; in Ansehung der vorgeschlagenen Abwechselung der Kammerrichter und Präsidenten aber erklärte er, daß Er, wie er hoffe, die gedachten Aemter bisher vergestalt bestetzt habe, daß man sich über Mangel an Justizverwaltung gewiß nicht beklagen könne; überdies wären ja in Ansehung der Präsentation der Assessoren die Stände gar nicht eingeschränkt, und die A. E. Verwandten könnten sich also billig dabei beruhigen. Die evangelischen Reichsstände suchten zwar in einer weitläufigen Schrift das Unstatthafte der kaiserlichen Resolution auf das einleuchtendste zu zeigen; allein sie verwendeten alle ihre Mühe vergeblich an ¹⁾. Daß aber die Vorstellungen, welche die evangelischen Stände wegen der Religionsbedrückungen vortrachten, ihre Wirkung vershien,

das

¹⁾ Hübner, XII, 388 — 407.

das rührte hauptsächlich von der Uneinigkeit und Eifersucht zwischen Pfalz und Churfürsten her. Der Churfürst von Sachsen fand sich dadurch gekränkt, daß der Churfürst von der Pfalz, der seines calvinischen Glaubens wegen doch für keinen A. E. Verwandten gehalten werden, und also auch an dem Religionsfrieden nicht Antheil nehmen konnte, das Directorium des evangelischen Kirchenwesens sich anmaßte. Frenschlich war es eigentlich der übertriebene Religionsseifer der sächsischen Theologen, welcher solche unpolitische Grundsätze erzeugte. Der damalige Administrator der sächsischen Churwürde, der Herzog Friedrich Wilhelm, ließ sich von den beiden Theologen, Hunnius und Selcis, die er auf den regensburgischen Reichstag vom Jahr 1594 mitgenommen hatte, bereden, den Vorschlag, den Churfürsten von der Pfalz beständig zu widersprechen. Dem Bespiele seiner Befandten folgten auch die Bevollmächtigten der Pfalzgrafen von Neuburg, von Simmern und von Welsch, imgleichen der Herzoge von Weimar, von Holstein und von Mecklenburg. Die übrigen evangelischen Reichsstände (und dieser waren noch die meisten) setzten, dieser Widersprüche ungeachtet, unter der Direction von Churpfalz, ihre Berathschlagungen fort, und faßten ihre Religionsbeschwerden in eine weitläufige Schrift zusammen, die sie dem Kaiser überreichten. Die Gegenstände dieser Beschwerden betrafen nun meistens die Religionshändel, die bisher erzählt worden sind. Unter andern führte man an, daß der Pabst, und dessen in Deutschland herumziehende Legaten und Nuncien, die selbst der jetzigen Reichsversammlung beghwohnten, öffentlich vorgäben, daß der Kaiser Ferdinand nicht das Recht gehabt hätte, ohne päbstliche Einwilligung, zwischen den Ständen des Reiches einen Religionsfrieden zu schließen, und daß derselbe nicht länger, als höchstens bis zum Ende des tridentinischen Conciliums hätte gültig bleiben können. Man wollte eben deswegen die augsburgische Confession für ein verdammtes Religionsbuch erklären; man wollte die wider dieselbe ausgefertigten Verdamnungen, und Vollziehungsbullen wieder öffentlich anschlagen; man wollte die im Religionsfrieden aufgehobene geistliche Gerichtsbarkeit überall wiederherstellen. Der Pabst und seine Nuncien gaben daher, vermittelst der Macht und Gewalt, welche sich die Jesuiten im deutschen Reiche angemacht hätten, ihrer Gerichtsbarkeit einen so ausgebreiteten Umfang, daß sie Verbannungen und Absetzungen wagten, daß sie Zeiten und Jahre änderten, daß sie den Kaiser zu bewegen suchten, keinem geistlichen Reichsstande die Regalien eher zu verleihen, als bis seine Wahl oder Postulation vom Pabst bestätigt worden wäre. In dieser Absicht hatte auch der letzte die Eide und Statuten der Stifter und Orden dergestalt geschärft und geändert, daß den Evangelischen das durch aller Zugang versperrt würde. Sodenn behauptete man, daß die, welche nicht vor dem Religionsfrieden zur A. E. sich bekennt hätten, dieses jetzt nicht mehr thun dürften, und daß man eben deswegen keinem Reichsstande, am wenigsten aber den Reichsstädten, einige Religionsneuerungen verstatten könne. (Man bewies dies hauptsächlich durch die Beispiele von Eöln und Aachen.) Ueber die Art, wie man an manchen Orten die A. E. Verwandten aus dem Lande schickte, wie man angesehene Reichsstände von der Fürstenbank ausschloß, wie man keinen evangelischen Fürsten oder Grafen zum Kammerrichter wählte, und über andre dergleichen Punkte mehr, wurden gleichfalls Klagen vorgebracht. Diese Klagen

und Vorstellungen wirkten jetzt aber eben so wenig, als sie es bisher gethan hatten. Eben das Schicksal hatten sie auch auf den folgenden Reichstagen. Hierdurch wuchs den Catholiken der Muth so sehr, daß die Jesuiten den evangelischen Reichsständen oder ihren Gesandten es öffentlich ins Gesicht sagten: der Kaiser könne, mit gutem Gewissen, den protestirenden Ketzern im Reiche nicht länger zusehen; es wäre einmal Zeit, Gewalt gegen sie zu brauchen; an Gelegenheit und an Mitteln hierzu fehlte es nicht; die Protestanten wären unter sich so sehr getrennt, zum Theil so sicher, zum Theil aber so ohnmächtig und wenig vorbereitet, daß man sie ohne Mühe überfallen und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückbringen könne').

Neunter Abschnitt.

Die Protestanten setzen ihre Reformation eifrig fort.

I.

Wenn die Catholiken den Evangelischen den Vorwurf der Uneinigkeit machten, so hatten sie allerdings nicht Unrecht. Es herrschte jetzt noch eben der Zwietracht in der evangelischen Kirche, welcher seither in derselben geherrscht hatte. Lutheraner und Reformirte hielten und verfolgten sich fast noch ärger, als Catholiken und Protestanten. Dies erhellt aus den Religionshändeln, die sich in diesem Zeitraum in der Pfalz und in Chursachsen ereigneten. In der Pfalz wurden bald die Reformirten, bald die Lutheraner bedrängt. Der Nachfolger des Churfürsten Friedrichs III., Ludwig VI., der von seiner Kindheit an in den Grundsätzen der lutherischen Religion unterrichtet worden war, der eine lutherische Prinzessin, eine Tochter des landgrafen Philipps, zur Gemahlin hatte, der hatte kaum die Regierung über das väterliche Land angetreten, als er seine Abneigung gegen die Reformirten auf die ungewandteste Art verrieth. Er wollte seinem Vater nicht einmal von seinem bisherigen reformirten Hofprediger die Leichenpredigt halten lassen. Den reformirten Kirchenrath bestätigte er zwar auch für die Zukunft; allein er bestätigte ihn auf eine Art, welche die Fortdauer seiner Wirksamkeit sehr bedenklich machte. Erstlich schloß er den D. Mevian, den er als den Urheber der vorgegangenen Religionsveränderungen betrachtete, von den Sitzungen desselben völlig aus; sodann ertheilte er dem Kirchenrathe Befehl, keine erledigte Stelle wieder zu besetzen, und keine reformirte Bücher mehr drucken zu lassen. Weitere Veränderungen erlaubte er sich damals in der Kirchenverfassung der untern Pfalz noch nicht; in der obern Pfalz versuchte er aber eigenmächtiger. Die beiden reformirten Prediger zu Amberg bekamen ihren Abschied; die Bilder wurden in die Kirchen wieder zurückgebracht, die Altäre wurden wieder aufgerichtet, das h. Abendmahl wurde wieder auf lutherische Weise ausgespendet; kurz alles kehrte wieder in die Verfassung zurück, in der es zu des Churfürsten Otto Heinrichs Zeiten gewesen war. Eben dieses geschah in

Churfürst Ludwig führt in der Pfalz die lutherische Religion wieder ein.

1536

Es 2

allen

1577

allen übrigen Dekttern der Oberpfalz; alle reformirte Prediger wurden nach und nach abgeschafft, und ihre Stellen mit lutherischen besetzt. Jetzt fühlten die reformirten Kirchendiener in der untern Pfalz ihres eignen Schicksals wegen eine so lebhafte Besorgniß, daß sie demselben durch demüthige Bitten und Vorstellungen zuvorkommen suchten. Der Stadtrath zu Heidelberg ließ, auf Verlangen der Bürger und Jünfte, dem Churfürsten, und dessen Statthalter, dem Pfalzgrafen Johann Casimir, eine von den meisten Bürgern unterschriebene Bittschrift überreichen, welche die Bitte enthielt, daß man die Religionsveränderungen, die in der Oberpfalz erfolgt wären, nicht auch in der Unterpfalz vornehmen möchte. Die Bürgerschaft erklärte sich, dem Churfürsten die Hauptkirche zu überlassen, und mit der zweiten Kirche sich zu begnügen. Die evangelischen Prediger zu Heidelberg ersuchten den Churfürsten, sie nicht ungehört zu verdammen und zu verjagen, sondern über die Frage, welche die echte, reine und lautere Lehre wäre, vorher eine Untersuchung anstellen zu lassen. Der Churfürst nahm jedoch diese Bittschreiben, und die Empfehlungen, mit welchen sie sein Bruder, der reformirtgesinnte Pfalzgraf Johann Casimir begleitete, sehr ungnädig auf. Man suchte seit der Zeit als leeren Vorwand, die reformirten Prediger aufrührerischer Gesinnungen zu beschuldigen, und man benutzte diesen Vorwand, ihnen ihre Stellen zu nehmen, und sie lutheranern zu verleihen. Die lutherische Religion wurde nun, an allen Orten der untern Pfalz wieder eingeführt. Die Bürgerschaft zu Heidelberg mußte ihr alle Kirchen wieder einräumen; die reformirten Prediger wurden überall abgedankt, und selbst einige der vornehmsten Minister, als den Oberhofmeister, den Grafen von Wittgenstein, den Cangler und noch andre, die sich der Reformirten annahmen, traf das Loos, ihre Aemter zu verlieren. Den Bürgern, die man auf das Rathhaus zusammenberufen hatte, eröffnete der Churfürst selbst die Ursache der vorgenommenen Religionsveränderungen; zugleich ermahnte er sie, sich ruhig zu verhalten, und in der evangelischlutherischen Lehre sich unterrichten zu lassen. Die Prediger bekamen die Anweisung, den schmalkaldischen Artikeln und D. Luthers Catechismus gemäß zu lehren; man führte eine neue Kirchenordnung ein; man besetzte den Kirchenrath mit lauter lutherischen Theologen und Räthen; man bestellte endlich einen lutherischen Generalsuperintendenten, und alle Prediger in der untern Pfalz mußten nunmehr lutheraner seyn. Vergeblich wagten auf achtzig reformirte Prediger die dringendste Bitte, gehört zu werden; sie und überhaupt einige hundert Kirchen- und Schuldiener mußten aus dem Lande wandern. Die Universität und das Pädagogium zu Heidelberg hätte man gleichfalls gern auf der Stelle reformirt; allein man wußte die Stellen der Professoren und der übrigen Lehrer nicht sogleich mit tüchtigen lutheranern zu besetzen. Man kündigte also zwar den Professoren der Theologie ihre Entlassung an; man erlaubte ihnen jedoch vor der Hand, noch zu Heidelberg zu bleiben; doch sollten sie alles lesen und Disputiren einstellen, nichts weiter drucken lassen, und den neuen Theologen, die man an ihre Stelle berufen würde, auf keine Weise hinderlich seyn. Man verbot auch den Buchhändlern den Verkauf reformirter Bücher. Umsonst betrieb sich die Universität auf ihre Privilegien. Im folgenden Jahre mußten die Professoren der Theologie sich von Heidelberg gar wegbegeben, und es kamen lutheraner an ihre Stelle. Eben das Schicksal

1578

fal

sal hatten die Lehrer und Schüler der übrigen Schulanstalten, welche luthers Catechismus nicht annehmen und unterschreiben wollten *).

2. Die Religionsveränderung, welche der Churfürst Ludwig VI. in der Pfalz vornahm, war doch gewiß so gewaltsam, als nur irgend eine, die sich ein catholischer Fürst in seinem Lande erlaubte. Allein zur großen Freude der Reformatoren, die er so heftig verfolgte, verfiel er schon nach einigen Jahren, nachdem er sich erst kurz vorher mit einer sechzehnjährigen Gräfin von Ostfriesland vermählt hatte, in einen so schwachen Gesundheitszustand, daß er im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters sein Leben endigte. Er hinterließ von seiner ersten Gemahlin, der hessischen Prinzessin, einen einzigen Sohn, Friedrich IV., welcher erst sein neuntes Jahr zurückgelegt hatte. Derjenige, dem vermöge der goldenen Bulle das Vormundschaftsrecht über ihn zukam, war der nächste Agnate, Ludwigs jüngerer Bruder, der Pfalzgraf Johann Casimir. Da aber derselbe den reformirten Religionsgrundsätzen seines Vaters treu geblieben war, so befürchtete Ludwig mit Recht, daß er seinen Sohn gleichfalls in der reformirten Religion einweihen würde; er hatte daher bereits vor zwei Jahren seinen Oheim, den Pfalzgrafen Richard von Simmern, den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, den Herzog Ludwig von Württemberg, und den Landgrafen Wilhelm von Hessencaßel zu Mitvormündern ernannt. Allein Johann Casimir wollte das Recht der Vormundschaft, das ihm nicht nur die goldne Bulle, sondern auch der letzte Wille seines Vaters, und selbst ein Revers seines Bruders zuerkannte, durchaus nicht mit andern theilen. Er achtete deswegen auch weder Schriften seiner Mitvormünder, noch Strafbefehle des Kammergerichts, und er brauchte sie um so weniger zu achten, da er den rechten Zeitpunkt, sich in dem Besitze zu besessigen, nicht versäumt hatte. Die Besorgniß seines verstorbenen Bruders traf nun richtig ein. Er versah, so bald er die Vormundschaft und Landesregierung angetreten hatte, seinen Brudersohn mit einem reformirten Hofmeister und mit reformirten Lehrern, die ihm, dem letzten Willen des Vaters zuwider, reformirte Grundsätze einflößten. Die lutherschen Prediger zu Heidelberg mußten den Reformirten nun bald wieder die Hauptkirche einräumen. Dies kränkte dieselben so sehr, daß sie öffentlich behaupteten, man wolle eine gottlose und dem Nestorianismus, auch andern längst verdamnten Ketzereien ähnliche Lehre in der Kirche wieder einführen. Der Administrator ließ sie hierauf auf die Kanzeln fordern, um sich mit den reformirten Theologen und Predigern in ein Religionsgespräch einzulassen, um denselben ihre Irrthümer zu beweisen. Die lutherschen Theologen wollten sich aber hierzu nicht anders als unter gewissen Bedingungen verstehen, die man ihnen nicht zugestand. Sie beklagten sich daher über versagte Lustig, und übergaben dem Administrator deswegen eine weitläufige Vorstellung *). Diese machte jedoch auf denselben so wenig Eindruck, daß er vielmehr die beiden lutherschen Hofprediger fortschaffte, daß er das Zimmer des churfürstlichen Kirchentaths verschließen und versiegeln ließ, daß er einen sogenannten Seniorenrath anstellte, welcher die Angelegenheiten der Kirchenzucht besorgen sollte, daß er verschiedene Prediger und Professoren der Theologie ihres Amtes entsetzte. Die Strenge gegen diese Männer wurde freilich aber auch dadurch ver-

Joh. Casimir zwingt die Pfälzer mehr der reformirten zu weichen.

b) Habeltin, X, 435, 442. 599.

c) Habeltin, XIII, 495 — 500.

anlaßt, daß sie das Schmähren gegen die Reformirten durchaus nicht unterlassen wollten. Der Administrator wünschte indessen die lutheraner von ihrem Irrthume recht gründlich zu überzeugen. Er veranstaltete deswegen zu Heidelberg eine Religionsdisputation, zu welcher er den D. Erndaus von Basel verschrieb. Man disputirte über die lehre vom Abendmahle. Die lutherischen Professoren opponirten dem Erndaus nach der Reihe, und der eine derselben, D. Marbach, soll seinen Gegner in ziemliche Verlegenheit gesetzt haben. Marbach mußte jedoch auf ausdrücklichen Befehl des Pfalzgrafen abbrechen, und nachdem die Disputation überhaupt bis auf den zehnten Tag gedauert hatte, so endigte sie Erndaus auf einmal ganz unvernünftet, obgleich noch viele Professoren, Prediger und Studenten zum Opponiren bereitwillig waren. Freilich vergaß es Erndaus nicht, sich den Sieg zuzuschreiben; der Administrator nahm die Apologie, die ihm Marbach in seinem und seiner Collegen Namen übergeben wollte, auch nicht an, und die Studenten endigten die ganze Handlung mit lautem Gelächter und Zischen. Die lutherischen und reformirten Theologen, die sich zu Heidelberg mündlich mit einander herumgezogen stritten hatten, schimpften hierauf noch lange in Schriften fort. Dies hatte zur letzt den Ausgang, daß die lutherischen Professoren der Theologie, und die Prediger zu Heidelberg ihren Abschied bekamen. Eben dieses widerfuhr den Pfarrern auf dem lande, die man beschuldigte, daß sie mit gefährlichen Anschlägen umgingen, daß sie die Reformirten von den Sevatterschaften ausschlossen, und ihnen keine leichenpredigten halten wollten. Auch die Schulen zu Heidelberg wurden nun mit reformirten Lehrern und Schülern besetzt. Es erschien eine neue pfälzische Kirchenordnung, welche mit der vom Churfürsten Friedrich III. größtentheils übereinstimmte. D. David Pareus gab luthers Bibelverdeutschung mit neuen Worten, Summarien u. s. w. heraus. Dies war die erste von den Reformirten in Deutschland herausgegebene Bibel, welche von dem Druckorte, Neustadt an der Hardt, insgemein die neustädtische Bibel genannt wird. Die lutheraner, besonders aber der D. Andrea zu Tübingen, nannten sie eine nachgedruckte, verfälschte Bibel; und behaupteten, man habe an luthers deutscher Bibel ein hochsträfliches Falsum, ein recht teuflisches Erzbüchlein begangen, welches von einer christlichen Obrigkeit billig mit dem Henker bestraft werden sollte, man habe eine Bibel herausgegeben, welche des Verbrennens würdig wäre. Hierüber entstand ein neuer Schriftwechsel zwischen den lutheranern und Reformirten, der, zur großen Freude der Catholiken, die Verbitterung zwischen den Glaubensbrüdern immer höher trieb ¹⁾. Der Administrator bewies übrigens seinen Eifer für die reformirte Religion auch dadurch, daß er, wie ihm der Pfalzgraf Reichard zu Simmern schuldbar, seinen Mäand, den jungen Churfürsten, mit der Ruthe zum Genuße des calvinischen Abendmahls zwingen wollte, und der Prinz bekam deswegen Convulsionen ²⁾.

Gewaltsame
Reformation
in der [1591]
Oberpfalz.

3. In der obern Pfalz, wo Johann Casimir die reformirte Religion gleichfalls einführen wollte, entstanden deswegen lebhaftere Unruhen. Die Stadt Amberg suchte gegen die Religionsbedrückungen des Administrators, bei dem Herzog Ludwig von Württemberg und dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg,

Schuß,

f) S. 462, XIV, 76 - 91.

g) S. 462, XV, 37.

Schuß, und bat besonders jenen, als einen von dem Vater des jungen Churfürsten ernannten Mitvormund seines Sohnes, um eine Fürbitte bey dem Kaiser. Amberg verlangte, daß der Kaiser, vermöge seiner Machtvollkommenheit, den Pfalzgrafen und Administrator der Churpfalz von seinen Religionsveränderungen abmahnen sollte. Dem Herzog von Wirtemberg schien dieses aber, und zwar mit Recht, bedenklich, weil es, wenn man ein solches Recht dem Kaiser einräumte, für die Verwandten der A. E. leicht nachtheilige Folgen haben könnte. Während daß er jedoch mit seinem Mitvormund über die Art, der Stadt Amberg Hülfe widerfahren zu lassen, nicht einig werden konnte, wurden nicht nur die Amberger, sondern auch die Einwohner der Stadt Neumarkt, wegen ihrer Religion von dem Administrator und seiner Regierung lebhaft bedrängt. Gegen Neumarkt brachte man so viel Gewalt, daß man die Bürger durch Mannschaft, die man unvermuthet einrückte ließ, entwaffnete, daß man zu ihrer Verschimpfung in der Mitte der Stadt einen Galgen aufrichtete ließ. Nun verbreitete sich hierauf das Gerücht, daß man mit der Stadt Amberg eben so verfahren würde, und daß schon drey mit allerlei Kriegswerkzeugen beladene Wagen nach Amberg auf dem Wege begriffen wären. Die Bürger von Amberg, welche die Wagen anhielten, fanden sie auch wirklich mit Fässern, welche mit Waffen angefüllt waren, besetzt. Sie versammelten sich hierauf in großer Anzahl vor dem Rathhause, und verlangten von ihrem Magistrate, daß er ihnen erlauben möchte, die gegen die Stadt gerichtete Schloßbrücke abzuwerfen, damit sie gegen einen Ueberfall gesichert seyn könnten. Der Rath, der sie nicht anders zur Ruhe bringen konnte, ersuchte hierauf die auf dem Schlosse residirende Regierung, die hintere Schloßbrücke abwerfen zu lassen. Als nun die Regierung, ohne hierzu Erlaubniß zu haben, sich nicht verstehen wollte, schlossen sich auf funfzehnhundert bewaffnete Bürger, unter welchen allein funfshundert Schützen waren, vor dem Rathhause an einander, sperrten die Stadthore, drangen in das Schloß ein; und ließen durch Mauerer und Zimmerleute die Brücke, welche den Gegenstand ihres Unwillens ausmachte, völlig niederreißen. Die zur Regierung angestellten Personen entfernten sich hierauf; die Bürgerschaft hielt jedoch Tag und Nacht hindurch fleißig Wache, damit kein weiterer Term entstehen möchte. Diese gewaltsamen Auftritte wurden indessen auch noch an einigen andern Orten der Oberpfalz nachgeahmt. Zu Nabburg ermordete man einen reformirten Bürger mit vielen Wunden, und die lutheraner wollten denselben nicht einmal auf ihrem Kirchhofe begraben. Der junge Churfürst, der indessen durch den Tod seines Vormundes, des Pfalzgrafen Johann Cosmire, selbst landesherr geworden war, ließ sich zwar von dem Pfalzgrafen zu Neuburg und dem Herzog von Wirtemberg bereden, seinen aufrührerischen Oberpfälzern die Strafe zu schenken; er wollte sich aber durchaus nicht dazu verstehen, ihnen ihre Religionsfreiheit zu bestätigen. Doch der junge Churfürst selbst hegte in Rücksicht auf seine lutherschen Unterthanen sehr dubiöse Gesinnungen; allein seine Minister besetzten alle erledigte Kirchendienste mit calvinischen Predigern, die man um diese Zeit aus Churfürstlichen forstigte, und wollten keinen lutherschen Prediger dulden, wenn er nicht vorher angelobt hatte, auch die calvinischen Predigten mit anzuhören ^{b)}. Man stellte

1592

den

b) S. 364 — 371.

den lutherischen Pfarrern, besonders denen auf dem Lande, allerley calvinische Bücher zu, und befohl ihnen, dieselben zu lesen, und ihre Predigten darnach einzurichten. Man verlangte auch von ihnen, daß sie die Unterschrift des Concordienbuches widerrufen sollten. Wer sich nicht dazu bequeme, wurde entweder verurtheilt, oder abgedankt, und einige, die sich zu derb verantworteten, mußten ins Gefängniß, oder aus dem Lande wandern. An manchen Orten nöthigte man die Leute, ihre Kinder durch calvinische Prediger taufen zu lassen; sie durften auch das Abendmahl nur an denselben Orten, die man ihnen angewiesen hatte, empfangen. Zum Generalsuperintendenten bestellte man den D. Urban Pierius, den man aus Chursachsen fortgeschafft hatte. Man besetzte auch fast alle Aemter im Lande mit lauter fremden Calvinisten. Alles dieses geschah ungeachtet des gegebenen Versprechens, daß der Pfalzgraf keinem seiner Unterthanen irgend einigen Gewissenszwang anzuthun gesonnen sey. Die Landstände der obern Pfalz hielten sich daher berechtigt, ihre Klagen über diese Religionsbedrückungen sogar auf den regensburgischen Reichstag vom Jahr 1594 zu bringen. Ihre Abgeordneten übergaben sie dem Corpus der evangelischen Fürsten. Sie schrieben die Schuld dieser Religionsveränderungen nicht dem Churfürsten selbst, sondern seinen Ministern zu. Die Verwandten der A. E. überschieden ihre Bittschrift, worin sie ihren Verstand ersuchten, an den Churfürsten selbst, und begleiteten sie mit einem Intercessions schreiben, worin sie ihn ersuchten, den Klagen seiner Unterthanen abzuhelpen. Der Churfürst Friedrich, oder vielmehr seine Minister, achteten aber weder auf Vorstellungen, noch auf Klagen. Es wurde vielmehr einige Jahre hernach ein neuer Catechismus eingeführt, den besonders dazu verordnete Visitatoren allen Unterthanen zur Befolgung vorlegen mußten, und im Jahr 1601 besetzte man die reformirte Religion in den pfälzischen Ländern durch eine neue Kirchenordnung!).

Die Concor
dienformel
verliert in
mer mehr von
ihrem Ansehn.

1584

4. Während daß man in Churfalz die reformirte Religion gewaltsamer Weise zur herrschenden machte, wendete man in Chursachsen die sorgfältigste Mühe an, die vaterländische Religion vom Calvinismus völlig zu reinigen. Diese Absicht hatte man durch das Concordienbuch zu erreichen gehofft; allein man erreichte sie so wenig, daß diese sogenannte Eintrachtsformel gerade die lebhaftesten Streitigkeiten in der evangelischen Kirche erzeugte. Die Verehrer von Calvin und Zwingli, welche die lutheraner gemeinlich Sacramentirer nannten, die sich aber zum Unterschiebe von den lutheranern, die, ihrer Meinung nach, noch zu viel vom Papstthume beibehalten hatten, den Namen der Reformirten belegten, weil sie sich einer ungleich vollkommnern Reformation, oder Reinigung der lehre rühmten, diese Calvinisten verfaßten dem Concordienbuche ihren Venfall durchaus, und machten es zum Gegenstande des öffentlichen und heissen Spottes. Um die Concor dienformel gegen diese und andre Angriffe zu vertheidigen, ließen die drei evangelischen Churfürsten von ihren Theologen mehrere Berathschlagungszusammenkünfte halten, welche endlich die sogenannte Apologie derselben erzeugten. Diese Apologie, die zum erstenmale zu Dresden gedruckt wurde, ist zwar nie unter die symbolischen Bücher der evangelischlutherischen Kirche aufgenommen worden; sie bleibt aber

i) Häberlin, XVIII, 575 — 587.

h) Struvens pfälz. Kirchenhistorie, S. 506. 599.

aber doch immer eine öffentliche Schrift, die auf Befehl der drey evangelischen Churfürsten verfertigt und bekannt gemacht wurde; eine Schrift, die man vor ihrer Herausgabe den Theologen verschiedener evangelischen Reichsstände zur Durchsicht und Beurtheilung übergab, und eben daher kam es, daß man nicht nur in den sächsischen, sondern auch in andern evangelischen Ländern diese Verteidigungsschrift der Concordienformel den Geistlichen angelegentlichst empfahl, und daß man ein Exemplar derselben in den Kirchen besetzte. Aber eben diese Verteidigungsschrift erfuhr nun manchen heftigen Angriff, der manche verbe Widerlegung nöthig machte ¹⁾. So sehr man jedoch das Ansehen der Concordienformel aufrecht zu erhalten suchte, so bald sank es doch wieder zu Boden, und selbst in Chursachsen, selbst in dem Lande, wo der Eifer für dasselbe am größten war, selbst da schien es schon nach einigen Jahren wieder in Vergessenheit zu gerathen. Selbst noch beim Leben des thätigsten Beförderers des Concordienbuchs, des Churfürsten August, gab man sich viele Mühe, die Ehrfurcht, die man für dasselbe hegte, zu vermindern. Man benutzte in dieser Absicht den Umstand, daß der Churfürst eine Prinzessin aus dem reformirtgesinnten Hause Anhalt zur zweiten Gemahlin erwählt hatte. Doch schon der Tod seiner ersten Gemahlin Anne verschaffte den heimlichen Calvinisten in Chursachsen, an deren Unterdrückung sie so eifrig gearbeitet hatte, einen weniger eingeschränkten Wirkungskreis. Allein Churfürst August überlebte seine zweite Vermählung nur fünf Wochen, und es löst sich also in Ansehung der Fortschritte, welche die calvinische Lehre unter seiner Regierung in Chursachsen noch hätte machen können, nicht mit Zuverlässigkeit urtheilen.

1583

R. 1586.

5. Sein Sohn und Nachfolger Christian I., ein gutmüthiger, eben nicht sehr entschlossener Fürst, war, seiner echtlutherischen Gesinnungen ungeachtet, doch nicht vermögend, die Ausbreitung der calvinischen Glaubensmeinungen in seinem Lande zu verhindern. Doch der Pfalzgraf Johann Casimir, dieser eifrige Sohn der Reformirten, mit dem er den freundschaftlichsten Umgang unterhielt, mochte seine Abneigung gegen den Calvinismus etwas gemildert haben. Sodann war er auch auf allen Seiten von heimlichen Calvinisten umringt. Die vornehmsten Männer am Hofe und in den hohen Collegien gehörten alle unter ihre Zahl. An der Spitze derselben stand der Canzler, D. Nicolaus Crell, der Sohn eines Professors der Rechte zu Leipzig, den seine Fähigkeiten und Einsichten so frühzeitig bekannt machten, daß ihn der Churfürst August zum Unterhofmeister seines Churprinzen ernannte, und der dankbare Zögling erhob ihn, nachdem er zur Regierung gelangt war, zum geheimden Rath und zum Canzler. Der eben so schlaue als kenntnißvolle Crell wußte sich das Zutrauen seines ehemaligen Eleven in so hohem Grade zu erwerben, daß ihm dieser Fürst, welcher ohnedies die Bequemlichkeit und die Vergnügungen des Bechers liebte, die Führung der Regierungsgeschäfte völlig überließ. Auf diese Art bekam er die schönste Gelegenheit, seiner Neigung für die calvinische Religion zu willfahren. Zwar mag ihn der Pfalzgraf Johann Casimir lebhaft ermuntert haben, das große Ansehen, das er am churfürstlichen Hofe besaß, zur Einführung der reformirten Kirchengebräuche zu benutzen; seine eigene

1) Hübner, XIV, 53 — 67.

eigene Anhänglichkeit für dieselben bewieset jedoch schon der Umstand, daß er, bey seiner Ernennung zur Canslerwürde, sich schlechterdings weigerte, die Concordienformel zu unterschreiben, und den Religionseid zu leisten. Wie er nun die Regierungsgeschäfte fast allein besorgte, so kostete es ihm freylich wenig Mühe, die Consistorien und die vornehmsten geistlichen Stellen allmählig mit Männern, deren Denkart mit der seinigen übereinstimmte, zu besetzen. Solche Männer waren die beiden Hofprediger Salmuth und Steinbach, der dresdensche Superintendent Schönfeld, imgleichen D. Pierius (oder Birnbaum) zu Wittenberg, und D. Gurschmanna zu Leipzig. Die wichtigsten Dienste unter denselben aber leisteten ihm Pierius und Salmuth. Jener, ehemals Advocat zu Frankfurt an der Oder, und hernach Doctor der Theologie, gehörte zwar unter diejenigen, welche die Concordienformel unterschrieben; er widerrief jedoch in der Folge diese Unterschrift, und er zählte seine Billigung dieses Buches überhaupt unter seine größten Sünden. Er war zuerst Generalsuperintendent zu Eßlin. Hier hörte ihn der Churfürst Christian, und seine Rednergaben gefielen ihm so wohl, daß ihm die heimlichen Calvinisten am churfürstlichen Hofe leicht zur Superintendenstelle zu Dresden verhelfen konnten. Anfangs bezeugte er nun so vielen Eifer für die lutherische Religion, daß er die letzte vom Abendmahl nicht nur immer nach lutherscher Erklärung vortrug, sondern daß er sogar wider die Reformirten öffentlich disputirte, daß er auf der Kanzel mit dem feierlichsten Ernste behauptete, er wolle, wenn er calvinisch wäre, nicht in das Reich Gottes kommen, noch dessen Angesicht schauen. Allein der Heuchler bewies sehr bald, daß er der vollkommenste Verehrer der calvinischen Grundsätze war, und er betrug sich dabey so ungewöhnlich, daß er dadurch zu großer Unzufriedenheit und Bewegung unter dem Volke zu Dresden Anlaß gab. Der Cansler Crell fand es deswegen für gut, ihn von Dresden zu entfernen, und nach Wittenberg, als Generalsuperintendenten und Professor der Theologie, zu versetzen. Crell hatte jedoch auch unter den weltlichen Räten und Dienern des Churfürsten viele Anhänger, welche seine Absichten befördern halfen. Jetzt konnte es demselben gar nicht schwer werden, dem Churfürsten alles gerade von der Seite vorzustellen, von der es ihm vorgestellt werden sollte; man gab den Befehlen des Churfürsten eine größere Ausdehnung, als sie eigentlich haben sollten; man nahm vieles im Namen des Churfürsten vor, wovon derselbe wenig oder nicht ein Wort wußte. Kurz, der arme Churfürst steckte so im Gebränge, daß er gegen seinen alten Hofprediger, den D. Mirus, und gegen seine Gemahlin, in bittere Klagen darüber ausbrach.

Derselben Bemühungen ihre Religion einzuführen.

6. Doch bittere Klagen waren hier von keiner Wirkung, wo nur Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit das Gewirre auseinander zu bringen vermochte. Eben deswegen gelang es auch den heimlichen Calvinisten unter Christians Dienern, das Ansehn der Concordienformel, welche der Ausführung ihres Entwurfes so sehr zuwider war, allmählig zu untergraben. Man bemühet sich, den Churfürsten zu bereben, daß diese Schrift nur von einigen wenigen Theologen wäre zusammengestoppelt worden, und daß man seinen Vater damit hintergangen hätte; bey der Unterschreibung derselben (sagte man) wäre es sehr unordentlich hergegangen, indem man die meisten Geistlichen theils auf eine listige Art, theils durch

Wels,

Seib, und theils gar durch Zwang dazu gebracht hätte; man scheute sich sogar nicht zu sagen, daß die Lehren der christlichen Religion in der justinianischen Sammlung der römischen Gesetze weit vollkommener und deutlicher zu finden wären, als im Concordienbuche, daß es mit Irrthümern und Ketzereien ganz angefüllt, daß es nur eine Quelle unseliger Zankereien wäre, und daß man es daher möglichst bald abschaffen, und dessen Andenken ganz vertilgen müsse; die Apologie der Concordienformel erklärte man vollends für eine lächerliche und elende Schrift. Man schalt jedoch nicht allein auf die symbolischen Bücher der Lutheraner, sondern auch auf ihre vornehmsten Theologen. Man nannte sie ohne weitere Umstände ungeschickte Esel, tollerbuben und Narren; man nannte Luthern den deutschen Märtner, den stürmischen, ungelencen und störrigen Pfaffen. Melanchthon wurde ihm natürlich weit vorgezogen, und dies ging so weit, daß sogar in den Kirchen das Bild desselben dem Bilde Luthers zur rechten gehängt wurde. Nach solchen Vorbereitungen konnte man es ohne Mühe dahin bringen, daß man für die Universitäten zu Leipzig und Wittenberg eine Art von Reformation anordnete, welche die neuen Einrichtungen wieder aufhob, und alles wieder in den vorigen Zustand versetzte. Seit der Zeit wurde auch die Unterschrift der Concordienformel nicht weiter verlangt, und man befahl den Professoren, bey Vermeldung alles Geiznäs, sich blos nach dem Inhalte der ausburgischen Confession und deren Apologie, imgleichen der Schriften Luthers und Melanchthons, zu richten. So man fing wieder an, die Geistlichen beym Antritte ihres Amtes auf Melanchthons corpus doctrinae zu verpflichten, und der Probst und Professor Molius zu Wittenberg, der diese Verpflichtung bey einem einzuführenden Lehrer nicht vornehmen wollte, verlorh deswegen sechshundert Gulden von seiner jährlichen Besoldung. Die Superintendenden und Pfarrer erhielten auch von neuem die geschärfte Verordnung, sich aller Religionsstreitigkeiten gänglich zu enthalten. Um so weniger konnten sie also der Ausbreitung der calvinischen Lehre Einhalt thun, und um so leichter konnte man zur Verfolgung der lutherischen Geistlichen, welche ihren Religionseifer nicht zu unterdrücken vermochten, einen Vorwand finden. Nach vorläufigen Anstalten von dieser Art durfte man es schon wagen, die calvinischen Lehrsätze nicht nur öffentlich vorzutragen, sondern auch die Unterscheidungslehren der lutherischen Kirche mit aller Freymüthigkeit zu tabeln, zu misbilligen, und zu verwerfen. Unter andern erklärte man den Exorcismus für ein unnöthiges, ärgerliches und zäuberisches Formular. Man beredete den Churfürsten, die Weglassung desselben bey der Taufe seiner Tochter Dorothea zu befehlen; man überreichte ihm verschiedne zum Theil erdichtete Bittschriften einiger Geistlichen, worin sie um die Abschaffung des Exorcismus nachsuchten. Die vornehmsten unter denselben waren Pierius, Süntrammann und Salmuth. Das Consistorium zu Wittenberg, stellte auch ein vom Pierius verfertigtes Bedenken über diese Sache aus, welches alle übrige churfürstliche Theologen und Prediger unterschreiben sollten. Es wurden deswegen im Namen des Churfürsten alle Superintendenden nach Leipzig zusammengefordert. Diese fühlten sich aber durchaus nicht geneigt, den Exorcismus aufzugeben, und auch von den übrigen Pfarrern wünschten die meisten, denselben treu bleiben zu dürfen.

1588

1591

Die calvinischgesinnten Theologen und Minister, welche diese Unterschreibung gern durchsetzen wollten, hofften dieses durch besondre Zusammenkünfte mit den Superintendenten und Pfarrern zu bewirken. Unter andern hielten sie solche Zusammenkünfte auch zu Naumburg und zu Zeiz. An dem letztern Orte kam es aber beynahe zum Aufruhr, und die Commissarien Sundermann und Salmuth mußten mit Schimpf und Spott wieder abziehen. Der Superintendent zu Weissenfels, M. Berg, theilte, des Churfürsten ehemaliger Informator, übergab dem Consistorium zu Leipzig eine weitläufige Recusations- und Protestationschrift, worin er besonders darüber klagte, daß die neuen Theologen zu Wittenberg mit ihrem calvinischen Werke, welches sie aus den beiden sacramentirischen Patriarchen, Zwingli und Calvin, herausgesponnen hätten, das fromme Herz des Churfürsten bey vielen Personen in Verdacht brächten, und den Papisten zu dem Vorwurfe, als wenn vom Anfange her das Evangelium in den churfürstlichen Ländern nicht recht gelehrt worden wäre, einen scheinbaren Vorwand gäben. Dieser Widersprüche und Weigerungen ungeachtet, wurden aber die churfürstlichen Theologen und Prediger abermals zusammenbeschieden, um die Unterschreibung des oben erwähnten Bedenkens von ihnen zu verlangen.

Sie sehen die
se Demüthi-
gen gezwun-
gen durch.

7. Man ließ es aber jetzt nicht allein bey Ermahnung bewenden; man brauchte vielmehr Zwang, und hier und da fand sich doch ein Geistlicher, dessen Standhaftigkeit dadurch erschüttert wurde. Von den sieben Predigern zu Naumburg unterschrieb nur einer, und noch dazu heimlich; die übrigen sechs blieben bey ihrer vorigen Meinung. Vier derselben wurden hierauf sogleich nicht nur ihres Dienstes entlassen, sondern auch aus allen churfürstlichen Ländern verwiesen. Der Prediger, der das Bedenken unterschrieben hatte, suchte zwar in seiner nächsten in der Domkirche gehaltenen Predigt den gethanen Schritt vor seiner Gemeinde in den ängstlichsten Ausdrücken zu entschuldigen; seine Entschuldigung machte aber so wenig Eindruck, daß über zweyhundert Mannspersonen aus der Kirche liefen, und acht Tage hernach fand sich nicht ein einziger Communicant bey ihm ein. Eine andre Kirche, wo ein standhaftgebliebener Pfarrer predigte, war hingegen so gestopft voll, daß sich der Prediger hineindrängen mußte, und Er und seine Zuhörer waren bis zu Thronen geführt. Aehnliche Auftritte fielen auch an andern churfürstlichen Orten vor. Täglich hatten einige Prediger, die der Abschaffung des Exorcismus widersprachen, das Schicksal, abgesetzt und aus dem Lande vertrieben zu werden. Eben diese Religionsneuerungen brachten aber nicht allein Männer von Einsichten, sondern selbst gemeine Leute, auf den ganz natürlichen Verdacht, daß man die lutherische Religion völlig zu verdrängen, und an ihrer Stelle die calvinische Lehre einzuführen suche. Dieser Verdacht hatte die Folge, daß man in die neuen Prediger, so wie in ihre Predigten und in ihre Austheilung der Sacramente, ein Mißtrauen setzte; daß man die Kirchen, wo diese Prediger den Gottesdienst verrichteten, gar nicht besuchte; daß man das h. Abendmahl so selten als möglich empfing, daß man neugebohrne Kinder öfters Wochen, ja Monate lang ungetauft liegen ließ, daß man seine Kinder durchaus nicht in die Schule schicken wollte. Doch an einigen Orten äußerte sich dieses Mißvergnügen in gewaltsamen Auftritten. Zu Dresden, wo der Superintendent Schönfeld und seine Collegen den Exorcismus allmäh-

allnählig wegließen, geriethen die gemeinen Leute darüber in die ängstlichste Gemüthsunruhe. Ein Fleischhauer ging seinem Kinde, als man es zur Taufe trug, mit bewaffneter Hand nach, und drohete, dem Geistlichen, im Falle, daß er den Exorcismus weglassen würde, den Kopf zu spalten. Auch zu Wittenberg wollte ein Bürger die Beschwörungsformel bei der Taufe seines Kindes durchaus gebraucht wissen. Nun drang zwar auch der eben anwesende Graf von Schwarzburg in den Caplan, daß er die Taufe den Wünschen des Vaters gemäß einrichten möchte. Der Caplan rief jedoch den D. Hierius herbei, der, von einigen bewaffneten ungesessenen und schlesischen Studenten begleitet, in die Kirche eilte, und das Kind wurde nun unaetauft wieder weggetragen. Die Abschaffung des Exorcismus verursachte also viele Unruhen, und dennoch war dies im Grunde nur die geringste Aenderung, welche die Einführung der calvinischen Religion befördern sollte. Auf vorerheblichen Befehl des Churfürsten kam nunmehr auch ein neuer Catechismus heraus, der ziemlich viel calvinischen Geist verrieth, und in welchem besonders die Einsetzungsworte vom h. Abendmahl fehlten. Man veranstaltete hiernächst auch eine neue Bibelausgabe, zu welcher Salmuth den Entwurf, Schönfeld und Steinbach aber die Anmerkungen machten. Salmuth erhielt vom Churfürsten, als er ihm die ersten Bogen überreichte, ein Geschenk von fünfshundert Thälern. Christian hatte nun zwar eine neue Ausgabe der Bibel gewünscht; aber es war gar nicht seine Absicht gewesen, daß die Ausbreitung der calvinischen Religion dadurch befördert werden sollte. Doch er befand sich nun einmal in der bedauernswürdigen Lage, nicht mit eignen Augen sehen zu können. Seine Gemahlin Sophie, die Tochter des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg, eine sehr würdige Dame, hätte ihn auf die eigentlichen Absichten desjenigen, was geschah, leicht aufmerksam machen können; man wußte es aber schon so einzuleiten, daß ihre Vorstellungen keinen Eindruck machen konnten. Wenn auch andre evangelische Fürsten es nicht versäumten, den Churfürsten von demjenigen, was in seinem Lande vorging, näher zu unterrichten, und ihn vor der eindringenden Gefahr zu warnen, so ließ ihnen Crell im Namen seines Churfürsten solche Antwortschreiben zukommen, daß sie, der churfürstlichen Unterthanen sich ferner anzunehmen, Bedenken trugen. Die Klagen andre rechtschaffener und um das gemeine Beste bekümmelter Männer vermochten aber bis zu dem von Crell und dessen Anhängern umringten Churfürsten gar nicht durchzubringen! Es war folglich niemand da, der dieselben in der Ausföhrung ihrer Unternehmungen störte. Diese richteten aber immer lebhaftere Verwirrungen im Lande an. Hauptsächlich bemerkte man diese auf den hohen Schulen. Zu Wittenberg gab es sehr fast lauter calvinischgesinnte Lehrer, und die Zahl der dasigen Studirenden hatte sich ganz außerordentlich vermindert. Unter den Lehrern der Universität zu Leipzig befanden sich zwar weniger calvinischgesinnte Männer, aber doch immer einige. Das Consistorium zu Weissen war jedoch mit lauter Calvinisten besetzt, die alles, was in Wittenberg gethan und geschrieben wurde, mit Besoßel aufnahmen. Dies hatte die Folge, daß mancher rechtschaffene und verdienstvolle Geistliche theils freiwillig seinen Abschied nahm, theils ihn von dem Consistorium erhielt. An ihre Stellen rückten aber lauter Calvinisten.

H. Kr. Will-
helm rettet die
calis (im Sept.
re geendigt.
wünsche Lebes
wieder aus.

8. Dieser verwirrte Religionszustand des Churfürstlichen Landes wurde aber durch des Churfürsten Christians I. unvermutheten Tod noch in diesem Jahr, als (im Sept. re geendigt. Christian starb im einunddreißigsten Jahre seines Alters. Es versünsche Lebes breitete sich das Gerücht, als wenn er von seinen Feinden vergiftet worden wäre. Eben dieses sagte man von seinem Freunde Johann Casimir, der um eben diese Zeit sein Leben endigte. Wahrscheinlicher aber tödtete den Churfürsten seine ausschweifende Neigung zum Trunke. Er hinterließ drei minderjährige Prinzen. Die Vormundschaft über dieselben und die Landesadministration kam den Nechten nach dem Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, als dem nächsten Agnaten, zu. Da jedoch der durch das Schicksal des Churfürsten Johann Friedrichs und seines Sohnes zwischen den beiden Linien des sächsischen Hauses entstandene Haß noch zu neu war, als daß es der Churfürst Christian nicht hätte bedenklich finden sollen, dem Herzog von Weimar die Vormundschaftsregierung allein zu überlassen, so setzte er ihm seinen mütterlichen Großvater, den Churfürsten Johann Georg von Brandenburg, zum Mitvormund. Der Herzog Friedrich Wilhelm war auch so gutmüthig, sich dessen Mitvormundschaft in so weit gefallen zu lassen, daß er ihn in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen versprach. Doch der neue Landesadministrator hatte die Regierung kaum angetreten, als er es seine vorzüglichste Sorge seyn ließ, der Ausbreitung des heimlichen Calvinismus fräftig vorzubeugen, und die vorige Kirchenverfassung wieder herzustellen. Verschiedene Männer, welche die calvinischgesinnten Minister und Theologen ins Gefängniß gebracht hatten, wurden sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Aber das vornehmste war, daß man, noch am Tage vor dem feierlichen Leichenbegängniß des Churfürsten, den Canzler Crell in Verhaft nahm, und ihn einige Zeit darauf nach der Bergfestung Königsstein brachte. Eben dieses Loos, gefangen gesetzt zu werden, traf zwei Secretäre, welche immer um den Churfürsten gewesen waren, traf die Hofprediger Solmuth und Steinbach, imgleichen den D. Pierius zu Wittenberg, den D. Sundermann zu Leipzig, und noch verschiedene andre, welchen die Flucht nicht gelangen wollte. Einige Geistliche, die nicht lutherisch predigen wollten, bekamen ihren Abschied. Der Administrator erklärte in einem Schreiben an die Universität Wittenberg, daß keine andre, als die evangelischlutherische Religion in Churfachsen gebudet werden sollte; wer derselben also nicht aufrichtig zugethan wäre, der sollte hiermit seines Dienstes entlassen seyn. Verschiedene Lehrer der hohen Schule zu Wittenberg nahmen hierauf sogleich ihren Abschied. Der Administrator sorgte zunächst dafür, daß die wegen ihrer standhaften Ergebenheit für die lutherische Lehre vertriebenen Theologen und Prediger wieder zurückkehrten¹⁾. Eine Generalvisitation, die er durch angesehenen und einsichtsvollen Männer vornehmen ließ, hatte die Absicht, die ebenmalige lutherische Kirchenverfassung völlig wieder herzustellen. Die Calvinisten wurden nun überall wieder mit Lutheranern vertauscht²⁾.

1592

Crell wird
hingerichtet.

9. Ein Hauptgeschäft für den Administrator aber war es, dem im Verhafte sitzenden Canzler Crell den Proceß machen zu lassen. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß Crell seinen Churfürsten zur Einführung der calvinischen Lehre

n) Häberlin, XVI, 109 — 113. Heinrich sächs. Gesch. II, 275 — 280

o) Häberlin am a. O. 403. 598.

zu bereuen suchte; aber daß er, wie man ihn beschuldigte, seinen Fürsten mit den Landständen in Streitigkeiten zu verwickeln sich bemühet, daß er ihn vom Hause Oestreich abgelenkt, daß er, hauptsächlich mit Frankreich, einen sowohl dem Lande, als dem Kaiser gefährlichen Briefwechsel unterhalten habe, das wird sich schwerlich beweisen lassen. Ein Hauptverbrechen Crells bestand wol darin, daß er, als ein bloßer Bürger, den Adel von dem Zutrauen des Churfürsten zu sehr ausgeschlossen, daß er bei mancher Gelegenheit mit zimlicher Verachtung von den Edelleuten gesprochen hatte. Dies zog ihm natürlich die Eifersucht und den Haß eines großen Theils des sächsischen Adels zu, und wirklich waren es auch nur einige von der Ritterschaft, deren dringende Vorstellungen seine Verhaftnehmung bewirkten. Als er daher auf dem in diesem Jahre zu Torgau gehaltenen landtage angeklagt wurde, kostete es den Anklägern viele Mühe, ehe sie das ganze Corpus der Landschaft zur Einwilligung in den wider Crelln anzustellenden Proceß bewegen konnten. Dieser Proceß dauerte aber beynahe zehn Jahre; denn diejenigen, die sich bei seiner Gefangennahme seiner Papiere hatten bemächtigen sollen, hatten die erforderliche Vorsichtigkeit nicht angewendet; Crells Verwandten fanden dadurch Gelegenheit, manches davon auf die Seite zu schaffen, oder zu verbrennen, und seine Uebersführung wurde eben deswegen nur schwerer gemacht. Crell konnte auch, die Einführung der reformirten Religion ausgenommen, alle übrige Beschuldigungen, die man ihm machte, von sich ablehnen. Aber daß er diese Einführung, wider die Verordnung des Religionsfriedens, und wider die ausdrücklichen Versicherungen, die Christian I. den Landständen erteilt hatte, gewaltsamer Weise durchsetzen wollte, dies hielt das Appellationsgericht zu Prag, an welches man die Acten versandte, für einen hinlänglichen Grund, ihm das Leben abzuspreden. Dieses Urtheil ließ der Herzog Friedrich Wilhelm, am Tage vor seiner Niederlegung der Hand, 1601 im Ept., ministrirte, Crelln, der nun schon auf zehn Jahre im Gefängnisse geschmachet hatte, befandt machen, und einige Tage hernach wurde er vom Königsstein nach Dresden gebracht, und daselbst enthauptet. So endigte sich diese Geschichte des heimlichen Calvinismus in Chursachsen. Sie hatte die Folge, daß man auf dem landtage zu Torgau sich über einen Religionsseid verglich, den jeder Diener bei dem Antritte seines Amtes ablegen sollte *).

10. Der Calvinismus, der in Chursachsen so vielen Widerstand erfuhr, Anhalt wußte und zuletzt völlig unterdrückt wurde, machte in dem benachbarten Anhalt ein desto reformirt. größeres Glück. Er schlich sich hier aus der Gegend von Wittenberg ein. Die anhaltischen Theologen fanden an demselben so vielen Geschmack, daß sie selbst den Fürsten Joachim Ernst für ihn einzunehmen suchten, und sie erreichten auch ihre Absicht so weit, daß derselbe der Vorrede des Concordienbuchs seine Unterschrift versetzte, daß er, durch einige von seinen Räten, eine von ihnen abgefaßte Erklärung der Abendmahlslehre den sämtlichen Kirchen und Schuldienern seines Landes zur Unterschrift vorlegen ließ. Man erlaubte sich hierauf auch verschiedene Veränderungen in den Kirchengebrauchen. Man schaffte den Exorcismus bei der Taufe ab. Die Ritterschaft protestirte zwar wider diese Abschaffung; der Fürst Johann Georg, der seinem Vater indessen in der Regierung gefolgt war, achtete jedoch auf diesen

diesen Widerspruch nicht. Damit aber seine Unterthanen in Ansehung der Messen, welche die Neuierung veranlaßt hatten, belehrt werden möchten, ließ er das sogenannte Taufbüchlein drucken, und jeder Kirche seines Landes ein Exemplar desselben ausstellen. Durch diese Schrift ließen sich nun nach und nach alle Pfarrer seines Landes bewegen, die Taufelöbescwürdigung wegzulassen. Der einmige Johann Arndt, damaliger Pfarrer zu Baderborn, glaubte sich in seinem Gewissen verbunden, derselben treu bleiben zu müssen, und er bekam deswegen seinen Abschied. Einige von der Ritterschaft hatten auch eine solche Vorliebe für den Exorcismus, daß sie an auswärtigen Oertern über die Mittel, denselben ferner bezugubehalten, sich berathschlagten, daß sie sich von ausländischen Theologen Bedenken darüber ausstellen ließen, daß sie es ihren Unterthanen, bei Geldstrafe und Verweisung aus ihren Gerichten, verboten, ihre Kinder ohne Exorcismus taufen zu lassen. Die benachbarten Theologen äußerten ihre Unzufriedenheit über die Abschaffung desselben in öffentlichen Schriften, und der Administrator von Magdeburg, der Markgraf Joachim Friedrich zu Brandenburg, einer von den Vormännern über die jungen anhaltischen Fürsten, nahm sich verschiedne male die Freiheit, dem Fürsten Johann Georg seine Religionsneuierungen zu widerrathen. Dieser glaubte jedoch Gründe des göttlichen Wortes zur Rechtfertigung derselben anführen zu können, und man untersuchte und änderte hierauf immer mehrere Kirchengebräuche. Die Neigung der anhaltischen Fürsten für die calvinischen Grundsätze halfen zwey Damen gar sehr vermehren. Der Fürst Johann Georg vermählte sich mit der einzigen Tochter des Pfalzgrafen Johann Casimirs, dieses eifrigen Beförderers der calvinischen lehre; sein Bruder, der Fürst Christian, hatte aber kurz vorher eine Gräfin von Bentheim und Tellenburg, die am hursächsischen Hofe zu Heidelberg sich aufgehalten hatte, geheirathet. Mit diesen Damen kam auch die psälzische Kirchenordnung nach Anhalt. Man fing nun an, die lutherischen Kirchengebräuche allmählig mit calvinischen zu vertauschen, und der heidelbergsche Catechismus verdrängte nunmehr den lutherischen. Die Landstände wagten vergeblich neue Vorstellungen gegen diese Neuerungen. Die reformirte Religion wurde nun in Anhalt die herrschende *).

Lutherische
Reformation
im D. Halber-
stadt.

11. Die Protestanten reformirten aber nicht nur weiter in solchen Ländern, die schon die evangelische Religion angenommen hatten; sie fuhrn auch noch hier und da fort, statt der catholischen Religion die protestantische einzuführen. Einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art trug sich im Hochstifte Halberstadt zu. Die lutherische lehre hatte sich in demselben zwar schon seit dem Anfange der Reformation ausgebreitet; die Mitglieder des Domcapitels bekenneten sich aber noch größtentheils zur catholischen Religion, und sie waren auch dem römischen Stuhle seither noch getreu geblieben. Allein ihr Bischof, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, hatte sich nicht nur zur evangelischen Religion gewendet, sondern auch eine Gemahlin genommen. Zuletzt glaubte er sich gar berechtigt, die evangelische Religion in seinem Hochstifte feierlich einzuführen. Er beschloß deswegen, den catholischen Gottesdienst, der besonders in der Domkirche und in den Collegiatkirchen zu Halberstadt noch gehalten wurde, abzuschaffen. Die Ausführung seines

Ents

Entschlusses suchte er durch eine allgemeine Kirchenvisitation zu bewirken. Er selbst begab sich jedoch in die Versammlung der Domherren, kündigte ihnen die Reformation, die er vornehmen wollte, in einer ausführlichen, den wärmsten Eifer athmenden Rede an, und schilberte ihnen die Religionsgebräuche der catholischen Kirche, welche abgeschafft werden sollten, in dem auffallendsten Lichte. Er schloß damit, daß er es sehr gern sehen würde, wenn der evangelische Gottesdienst in allen Kirchen des Hochstifts eingeführt würde, und wenn der Ehestand allen denen Geistlichen, die außer demselben nicht züchtig und keusch zu leben vermöchten, verstatet wäre. Das Domcapitel nahm zwar nicht sogleich, aber doch in der Folge, den Antrag seines Bischofs mit dem Beifall seiner meisten Capitularen auf. Der catholische Gottesdienst hörte nunmehr in der Domkirche auf, und der Bischof ernannte den zu Dresden verabschiedeten Hofprediger Nicus zum ersten Domprediger, die wenigen Mitglieder des Domcapitels, und besonders des Stiftes zu U. L. F., welche mit der vorgenommenen Religionsveränderung nicht zufrieden waren, beschwerten sich zwar darüber bey dem Kaiser, und wirkten auch von ihm einen Befehl an den Bischof aus, seine Reformationsanstalten aufzugeben, und das, was bereits angeordnet war, wieder abzuschaffen; allein der Bischof schickte seine Antwort darauf ein, und setzte indessen seine Reformation immer fort. Dabey wurde jedoch die Einrichtung getroffen, daß die Domherren und Canonici, welche bey der catholischen Religion verharreten, ihre Pfründen und ihre freye Religionsübung behielten; ihre bisherigen Concubinen mußten sie aber abschaffen, und drey derselben wurden, zum warnenden Beispiele, mit öffentlicher Beschimpfung aus der Stadt und dem Stifte verwiesen. Die Stiftsherren und andre Stiftsgenossen bequemen sich jetzt allmählig, in den Ehestand zu treten. Die Abschaffung des catholischen Gottesdienstes in den beiden Collegiatkirchen zu Halberstadt that indessen nur sehr langsame Vorschritte, und die Klöster blieben größtentheils der catholischen Religion noch treu *).

1589.

1591

1603

12. Um eben die Zeit, da die Catholiken den gänzlichen Verlust des Hochstifts Halberstadt bedauerten, hatten sie auch das Misvergnügen, das Hochstift Osnabrück abermals mit einem evangelischen Bischof besetzt zu sehen. Als nemlich der bisherige Bischof Bernhard, ein geborner Graf von Waldeck, gestorben war, bewarben sich sowohl evangelische, als catholische Herren um die Stelle seines Nachfolgers. Den letztern schien ein Befehl des Kaisers, vermöge dessen kein andrer, als ein echter Catholischer, zum Bischof gewählt oder postulirt werden sollte, vorzüglich günstig, und vier von den Domherren gaben, diesem Befehle zufolge, sogleich die Erklärung von sich, daß sie in die Postulation eines evangelischen Fürsten niemals willigen würden; die meisten Stimmen, und sogar einige catholische, fielen aber demungeachtet auf einen protestantischen Herrn, und zwar auf den Bischof von Verden, Philipp Siegmund, einen Bruder des Bischofs zu Halberstadt. Die Catholiken schmeichelten sich freylich mit der Hoffnung, daß er die catholische Religion annehmen würde: er mußte auch auf sein Fürstenwort versprechen, daß er in dem jetzigen catholischen Zustande des Hochstiftes nicht die geringste

Lutherischer
Bischof in
Osnabrück.

1591

*) Hübner, XVI, 141 - 145.

ringste Neuerung vornehmen, daß er die Regierung des Hochstiftes nicht eher antreten wolle, als bis er die päpstliche Bestätigung seiner Pastulation dem Domcapitel vorlegen könnte. Von der Beobachtung des letzten Punctes ging jedoch das Domcapitel in der Folge wieder ab. Als es nemlich nach einigen Monaten wahrnahm, daß die Bestätigung der Postulation des neuen Bischofs am päpstlichen Hofe mit vielen Schwierigkeiten verknüpft sey, so entschloß sich das Domcapitel, ihm, unter dem Vorwande, eine größere Gefahr abzuwenden, die Regierung des Hochstiftes zu übergeben. Freylich mußte der Bischof die Versicherung ausstellen, daß er, wenn die päpstliche Bestätigung nicht erfolgen würde, die Verwaltung des Hochstiftes wieder abgeben wollte; ungeachtet diese Bestätigung nun nicht erfolgte, so blieb dennoch der Bischof Philipp Siegmund bis an seinen Tod im Besitz ^(H. 1623) ⁽¹⁶²³⁾ ⁽¹⁶¹⁵⁾ ⁽¹⁶⁰⁰⁾ ^(Religionshandel in Baden.) In den sächsischen Hochstiftern ereigneten sich um diese Zeit auch solche Veränderungen, welche deren Rückkehr zur catholischen Partey gleichsam als unmöglich darstellten. Der churfürstliche Administrator, der Herzog Friedrich Wilhelm, ließ von dem Domcapitel des Hochstiftes Naumburg, das sich bisher unter churfürstlicher Administration befunden hatte, den dritten Sohn des verstorbenen Churfürsten Christians I. den Herzog August, ob er gleich noch nicht das dritte Jahr seines Alters zurückgelegt hatte, zum künftigen Administrator des Hochstiftes Naumburg. Frey postuliren, und es wurde ihm schon das Jahr hernach im ganzen Lande gehuldet. Er trat auch sechzehn Jahre hernach die Regierung selbst an, vermählte sich, starb aber frühzeitig, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein älterer Bruder, der Herzog Johann Georg, der nicht älter als sieben Jahre alt war, wurde von den Domherren zu Merseburg zum Administrator ihres Hochstiftes postulirt ⁽¹⁶¹⁵⁾ ⁽¹⁶⁰⁰⁾ ^(Religionshandel in Baden.) 13. Zu diesen für die catholische Partey so unangenehmen Veränderungen in der Religionsverfassung einiger geistlichen Staaten, gestellte sich gegen das Ende der Regierung Rudolfs II. noch eine Glaubensrevolution in den badenschen Ländern, welche eben so sehr die Aufmerksamkeit der Lutheraner als der Catholiken auf sich zog. Es lebten an dem Hofe des Markgrafen Ernst Friedrich verschiedene Männer, die eine entschiedene Neigung für Calvins Grundsätze hegten, und die sie allmählig auch ihrem Fürsten einflößten. Letzterer ließ hierauf zwei kleine Bücher drucken, in welchen die Lehren der augsburgischen Confession öffentlich angegriffen wurden, und die zu Streitschriften mit den württembergischen und den churfürstlichen Theologen Gelegenheit gaben. Die Sache wurde nun aber auch für die Einwohner des badenschen Landes recht ernsthaft, als ihnen der Markgraf seine neuangewommene Religion mit Gewalt aufdringen wollte. Verschiedene lutherische Fürsten thaten ihm deswegen vergebliche Vorstellungen. Ernst Friedrich verließ seine Residenzstadt Durlach ganz wider ihren Willen mit reformirten Geistlichen. Er besetzte auch das dasige Gymnasium mit Lehrern dieser Religion, und veranstaltete zwischen den Predigern beider Glaubensgenossen Gespräche, welche eben nicht zum Vortheile der Lutheraner ausfielen. Weil einige calvinische Lehrer sich allzu heftige Ausdrücke über Lutheraner erlaubt hatten, so wendete einst der pforsheimische Superintendent Unger das Evangelium von den falschen Propheten auf die Reformirten an. Der Obervogt von Münster fiel dem Superintendenten mit heftigen Drohworten

a) Hübner in a. O. S. 145 — 148.

b) Hübner, S. 386 — 388.

worfen in die Kette. Unger wendete sich hierauf an den Hof; dieser verabschiedete ihn aber, und eben das Schicksal hatten nun auch andre lutherische Geistliche. Die Bürgerschaft, die darüber äußerst bestrzt war, bat, daß man ihr ihre Prediger wiedergeben möchte, und suchte, als man ihr dies Verlangen abschlug, um die Erlaubniß an, aus der obern Markgrafschaft, oder aus dem Württembergischen, sich andre Geistliche berufen zu dürfen. Einweilen seufzten nun die Geistlichen umsonst nach Trost, und die neugeborenen Kinder entbehrten der Taufe. Endlich kam der Statthalter von Pöblis, einer von den vornehmsten Beförderern des Calvinismus, mit drey reformirten Predigern an. Man wollte sie der Bürgerschaft mit Gewalt aufdringen; darüber erhob sich ein allgemeiner Aufstand. Die Bürgerschaft wendete sich noch einmal an den Landesherren; dieser achtete aber ihrer Vorstellungen so wenig, daß er sie vielmehr zum Gehorsam ermahnte. Die Bürger, nur wenige ausgenommen, schlossen hierauf eine Verbindung unter einander, durch die sie sich verpflichteten, der augsbургischen Confession, selbst mit Verlust ihres Lebens, treu zu bleiben. Sie wählten unter sich einen Ausschuss von dreizehn Personen. Dieser sprach den Markgrafen Georg Friedrich um Hilfe an, und der Markgraf versprach sie ihnen auch. Die fürstlichen Minister, welche jezt der Sache gern eine andre Gestalt geben wollten, schoben die ganze Schuld auf den Obervogt von Münstcr. Er mußte sein Amt niederlegen, und Pforzheim verlassen. Der Markgraf ertheilte auch der Bürgerschaft endlich das Versprechen, daß sie fernerhin der Religion wegen nicht mehr gedrückt werden sollte. Er hielt jedoch sein Wort nicht, und beschloß vielmehr sein Vorhaben mit Gewalt durchzuführen. Schon war er mit einem Haufen Kriegsvolk gegen Pforzheim im Anzug, als ein Stichfluß ganz plötzlich das Ende seines Lebens beförderte. Sein Bruder und Nachfolger, der Markgraf Georg Friedrich, dankte alle reformirte Prediger wieder ab, und besetzte ihre Stellen mit lutherischen Geistlichen¹⁾.

1604

1605

14. Aus dem, was oben erzählt worden ist, erhellt nun deutlich genug, daß die catholische Partey zur Unzufriedenheit mit der evangelischen hinlänglich Ursache hatte. Als daher die Evangelischen auf dem regensburger Reichstage des Jahres 1594 ihre Religionsbeschwerden übergaben, so wurden diese durch andre Religionsbeschwerden der Catholiken erwidert. Unter andern beklagten sich die letztern darüber, daß, dem geistlichen Vorbehalte zuwider, verschiedene ansehnliche Ergstifter, Hochstifter, Prälaturen und Pfründen von Verwandten der A. E. nicht nur ferner behalten wurden, sondern daß sie auch in denselben die catholische Religion abschafften, und die Unterthanen zum Abgange von ihr verleiteten oder wol gar zwangen. Dergleichen Religionsneuerungen masten sie sich aber nicht allein in den Stiftern, Klöstern und geistlichen Gütern an; die schon vor dem passauischen Vertrage reformirt worden wären, sondern sie unternahmen sie auch in solchen geistlichen Besizungen, die man wegen ihrer Reichthummittelbarkeit davon ausdrücklich ausgeschlossen hätte, und die zur Zeit des passauischen Vertrages noch völlig in catholischer Verfassung gewesen wären. Die Catholischen beklagten sich ferner darüber, daß von den Evangelischen verschiedene Stifter, Klöster und Kirchen, deren Güter und Einkünfte in ihrem Gebiete lagen, mit ungemeinlichen,

Der Catholiken
Beschwerden
über die
Evangelischen.

Uu 2

drücken

1) Michaelis fortsetz. von Hamburger, III, 196 — 198. 1796, S. 106.

drückenden Schatzungen und Abgaben beschwert würden; daß sich eben dieselben neue Einrichtungen in Ansehung der Kirchenverfassung dieser Stifter, Klöster und Kirchen erlaubten, daß sie z. B. Filialkirchen in Pfarrkirchen verwandelten, daß sie den Unterhalt der neuen Pfarrer durch Arreste, Pfändungen oder Wegnahme erpreßten, daß sie den catholischen Landständen wol gar andre, als der alten Religion zugethane Pfarrer und Kirchendiener aufzubringen suchten; daß man in vielen Reichsstädten, in welchen zur Zeit des Religionsfriedens beide Religionen ausgeübt worden wären, die alte catholische Religion seit einiger Zeit ganz abgeschafft hätte; daß man in dem Gebiete mancher Reichsstände die catholischen Unterthanen, so lange sie sich zur catholischen Kirche und Religion bekennen, auf allerlei Weise drückte und verfolgte; daß sie die Prediger öffentlich auf der Kanzel zum Gegenstande des Schimpfes und Spottes machen dürften; daß man sie von allen bürgerlichen Ehrenämtern ausschloß; daß man sie nicht einmal zu Hochzeiten, Kindtaufen und andern Ehrengelagen einzuladen pflege. Die evangelischen Stände bewiesen sich auch, wie ihnen die Catholischen weiter schuldgaben, sehr geschäftig, die Untertanen der erstern, die aus Ungehorsam, oder aus Muthwillen über Religionsbedrückungen ihrer Obrigkeiten klagten, nicht nur mündlich oder schriftlich zu trösten, sondern auch sich ihrentwegen in Unterhandlungen einzulassen, und sie auf alle Weise zu unterstützen. Hierdurch würden solche Leute in ihrem Empörungsgesiste gestärkt, und manchmal gehörten sie doch so wenig zu den Verwanten der augsbургischen Confession, daß ihnen die letzte Saum dem Namen nach bebandt wäre. Dies sind nur die vornehmsten von den Religionsbeschwerden, welche die Catholischen gegen die Evangelischen vorbrachten. Daß sie meistens nicht ganz ungegründet, oder übertrieben seien, das beweiset dasjenige, was bisher erzählt worden ist. Jede Religionspartey hielt ihren Glauben für den allein seligmachenden, und jede hielt sich daher berechtigt, die Ausbreitung desselben mit allem Eifer, und aus allen Kräften, zu befördern.

Zehnter Abschnitt.

Die beiden Religionsparteyen unter den Deutschen trennen sich in die Union und in die Liga.

1.

Auf den Reichstagen konnten die Evangelischen mit ihren Religionsbeschwerden Einfluß des
Zürkenkrieges nicht durchbringen, weil ihnen die Catholischen immer wieder andre entgegenstellten. Die vornehmsten Reichsstände unter denselben hielten daher öftre Zusammen-
auf die deut-
schen Angele-
genheiten.
künfte, um sich über die wirksamsten Mittel, ihnen abzuhelfen, zu berathschlagen. Eine der ersten von denselben war diejenige, welche noch vor dem Reichstage von 1594 zu Heilbronn veranstaltet wurde. Es versammelten sich hier der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz, der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Herzog

Friedrich von Württemberg, der Markgraf Georg Friedrich zu Brandenburg-Anspach, und der Markgraf Ernst Friedrich zu Baden-Durlach. Der Administrator von Magdeburg schickte seinen Gesandten. Diese Herren schlossen nun damals einen Verein, welcher als die Grundlage der in der Folge errichteten evangelischen Union betrachtet werden kann. Sie berathschlagten sich nemlich hauptsächlich über die Religionsbeschwerden, die sie auf dem damals bevorstehenden Reichstage vorbringen wollten^m). Diese versahen aber den Eindruck, den sie machen sollten, so sehr, daß die vereinigten Fürsten einige Jahre hernach zu Frankfurt am Main schon wieder eine Zusammenkunft hielten. Eine nähere Veranlassung zu derselben gab ihnen die Hülfe, welche des Kaisers Bevollmächtigter auf dem regensburger Reichstage des vorigen Jahres, der Erzherzog Matthias gegen die Türken verlangt hatte. Letztere hatten sich seit einiger Zeit dem Kaiser und seiner Familie sehr fürchtbar gemacht. Sie drangen bereits vor sechs Jahren so weit herein, daß nicht nur Ungern, sondern auch viele deutsche Länder, als Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich, Steyermark, Kärnten, Krain und andre Grenzländer Deutschlands in große Gefahr geriethen. Der Kaiser forderte hierauf die Landstände zur schleunigen Hülfe auf, und die kaiserlichen Erbländer brachten gegen siebentaufend Mann zusammen. Zum obersten Feldherrn über dasselbe wurde der Erzherzog Ernst ernannt; Feldmarschall war der Markgraf Carl von Burgau, ein Sohn des Erzherzogs Ferdinand zu Innsbruck. Es herrschte aber bey dem unter ihnen stehenden Heere so viel Unordnung und Unvorsichtigkeit, daß dem berühmten Hassan Pascha ein Ueberfall gelang, in welchem alle Christen, bis ungefähr auf achtzig Mann, niedergehauen wurden. Unter den Geflüchteten befanden sich vorzüglich die Obersten und Hauptleute, welche ihren Muth und ihre Standhaftigkeit gar zu frühzeitig aufgegeben hatten, aber dafür zum Theil hingerichtet wurden. Die Nachricht von dem unglücklichen Schicksale der deutschen Kriegerleute, verbreitete in den benachbarten Provinzen Deutschlands ein solches Schrecken, daß sich alles auf die Flucht begab. Der Kaiser schickte seht Gesandten und Schreiben an die Eurfürsten, Fürsten und Reichsstände herum, und ließ ihnen die große Noth und Gefahr, die dem ganzen deutschen Reiche von Seiten der Türken drohete, und die Unmöglichkeit, derselben mit der Macht seiner Erbländer Einhalt zu thun, recht dringend vorstellen. Es wurden hierauf auch verschiedene Kreis- und Landtage gehalten, und hier und da Geld und Kriegsvolk bewilligt. Ein kaiserliches Ausschreiben ermahnte jedermann zur Buße; man ordnete die allgemeinen Türkengebete und die Läutung der sogenannten Türkenglocke, des Mittags um elf Uhr, an, und errichtete einen Gotteskasten, um darin eine Bensteuer für die armen verwundeten Soldaten zu sammelnⁿ). Aller dieser Aufforderungen ungeachtet, wurden der Deutschen Zurüstungen gegen die Türken doch eben nicht gar sehr beschleunigt. Man machte zwar hier und da einige Anstalten; man sprach auch schon von dem Kriegsvolke, welches man schicken wollte; allein der größte Theil desselben setzte sich gar nicht in Bewegung, und den meisten Beystand gegen die Türken leisteten dem Kaiser die Ungern, die Böhmen, die Mährer und die Schlesier^o). Um nun die

1598

1592

im Sept.

1593

Ulu 3

deut.

m) Haderlin am a. O. S. 5. fgg.

n) Haderlin, XVII, 333 — 347.

o) Haderlin, XVI, 185 — 188.

1594 deutschen Reichsstände desto nachdrücklicher zur Türkenhülfe aufzufordern, wurden sie vom Kaiser zu dem regensburgschen Reichstag des folgenden Jahres zusammenberufen. Ehe jedoch die Berathschlagungen über die Vorschläge, welche der Kaiser dieses Punctes wegen gethan hatte, noch zu Ende waren, fanden sich schon verschiedene Fürsten und Reichsstände mit der Bitte ein, daß man sie dringender Ursache wegen mit der Benßsteuer zum Türkenkriege verschonen möchte. Diese Benßsteuer betrug achtzig Römermonate, die in Zeit von sechs Jahren entrichtet werden sollten ¹⁾. Der Feldzug des folgenden Jahres wurde nun mit vorzüglich großem Eifer betrieben. Der Kaiser brachte ein Heer zusammen, das aus dreizehntausend und neunhundert Reitern, und aus einundfunfzigtausend und fünfhundert Mann Fußvolk bestand. Generalfeldoberster der Armee in Niederungen war der Erzherzog Matthias, der den Fürsten Carl von Mansfeld zum Generallieutenant hatte; in Oberungen war der Erzherzog Maximilian der Oberanführer. Bey Gran in Niederungen erfocht der Fürst von Mansfeld einen wichtigen Sieg über die Türken, der die Eroberung dieser Stadt nach sich zog. In Oberungen mußte der Erzherzog Maximilian seine Unternehmungen aufgeben, weil die sächsischen Reiter und die schlesischen Fußknechte, über die unrichtige Bezahlung ihres Soldes unzufrieden, nicht mehr sechten wollten, weil auch das schwäbische und das bayerische Regiment ihren Abzug antraten ²⁾. Im nächsten Feldzuge stand die ganze ungarische Kriegsmacht unter dem Befehle des Erzherzogs Maximilian. Es folgten ihm von Wien auf vierhundert französische Edelleute, die ihn als Hoch- und Deutschmeister begleiteten. Die Christen fingen ihre Unternehmungen gegen die Türken mit Muth und Gluck an; als aber der Großsultan selbst mit ungefähr zweymalshunderttausend Mann in die Gegend von Ofen rückte, mußte der Erzherzog, der sich ihm entgegen zu stellen, bey weitem nicht stark genug war, sich wieder zurückziehen. Hierüber verbreitete sich zu Wien eine solche Furcht, daß man schon vor einer Belagerung der Türken zitterte, daß man Tag und Nacht an der Ausbesserung alter, und der Erbauung neuer Festungswerke arbeiten ließ. Der Großsultan wendete sich aber nicht nach Wien, sondern nach Erlau, das er eroberte. Hier fiel auch zwischen den Christen und den Türken eine Schlacht vor, die zwar nichts entschied, aber sehr viel Menschen kostete. Hauptsächlich litten das schwäbische, böhmische und bayerische Kriegsvolk, welches durch zu frühzeitiges Plündern den Christen den Sieg entziehen hatte, großen Verlust ³⁾.

Anfang der
Ver: 1597
bindung: n un-
ter den Coan-
geistlichen.

2. Da nun der Krieg mit den Türken noch immer nicht geendigt war, so forberte der Kaiser nicht nur die Landstände seiner Erbländer, sondern auch die Reichsfürsten zu neuer Hülfe auf. An die letztern schickte er einen besondern Gesandten. Es gelang diesem auch, die Fürsten des niederösterreichischen Kreises zu einer außerordentlichen Benßhülfe von tausend Reitern zu bewegen. Auch der westphälische Kreis bewilligte dem Kaiser Benßstand, und der oberösterreichische Kreis beschloß die zwanzig Römermonate, deren Entrichtung in kurzen Fristen angesetzt war, zur Bezahlung der Reiter in Ungarn anzuwenden ⁴⁾. Die übrigen Kreise bewiesen sich aber so bereitwillig nicht; die Fürsten, welche den heilbronner Convent gehalten hatten,

1) Hübertain, XVIII, 180. 167. 599.

2) Hübertain, XIX, 127. 599.

3) Hübertain, XX, 205. 599.

4) Hübertain ebendaf. S. 513. 518. 522.

hatten, versammelten sich nicht nur zu Frankfurt am Main, sondern auch zu Friedberg, und machten besonders am letztern Orte unter sich aus, daß sie die Beobachtung des Land- und Religionsfriedens mit gemeinschaftlichen Kräften aufrecht erhalten, und deswegen die Türkenhülfe auch nicht entrichten wollten¹⁾. Nach dieser wurde diese Verbindung in zwei Zusammenkünften, welche die erwählten und noch andre evangelische Fürsten in den folgenden Jahren zu Speyer und zu Friedberg hielten. Zu den letztern gehörte der Churfürst Joachim Friedrich von Brandenburg, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg, damaliger Administrator des Hochstifts Straßburg, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, Bischof zu Halberstadt, der Herzog Barnim von Pommern, der Bischof von Osnabrück, Philipp Siegmund, der Herzog Franz von Sachsenlaueburg, der Graf Johann der Ältere von Nassau, und noch verschiedene andre Grafen. Man machte auf diesen Zusammenkünften hauptsächlich aus, daß man durch bevorzogene Abgeordnete die Abstellung der Hofproceße in Religionsachen verlangen, und zur Türkenhülfe nichts beisteuern wollte²⁾.

1599

1600. 1601.

3. In eben dem Jahre, da die Zusammenkunft zu Heidelberg gehalten wurde, kamen der Herzog Maximilian von Bayern und der Pfalzgraf Philipp Ludwig zu Neuburg auf den Einfall, einen Versuch zu machen, ob die Religionsstreitigkeiten durch ein Religionsgespräch beigelegt werden könnten. Dieses Religionsgespräch wurde zu Regensburg gehalten. Außer den gedachten Fürsten wohnten ihm auch noch die Pfalzgrafen Albrecht, Wolfgang und Wilhelm in eigner Person bey. Der Churfürst von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, Anspach, und der Herzog von Württemberg, schickten ihre Gesandten. Die Geistlichen, die im Namen der Catholiken redeten, waren fünf Jesuiten, welche der Herzog von Bayern hierzu auswählte. Von Seiten der Evangelischen traten unter andern Magnus Agricola, Aegidius Hunnius und Andreas Osiander auf. Der Hauptgegenstand der Unterredung war die Frage, ob das Ansehen der h. Schrift allein hinlänglich sey, den Weg zur ewigen Glückseligkeit zu bahnen, und die Religionsstreitigkeiten zu entscheiden? Da nun die Catholischen von der Behauptung, daß dem Papst, als Christi Statthalter, die Entscheidung derselben hauptsächlich zukomme, durchaus nicht abgehen wollten, so konnten sie sich mit den Protestanten unmöglich vereinigen; nach langen Zänkereyen, die durch vierzehn Sessionen fortbauerten, schied man also, ohne etwas ausgemacht zu haben, wieder von einander, und jeder Theil machte sich nun ein Geschäft daraus, eine besondere Herausgabe der Verhandlungen dieses Religionsgesprächs zu besorgen³⁾.

im Dec.

4. Da nun auch auf diese Art die Religionshändel zwischen den Catholischen und den Protestanten nicht beigelegt worden waren, so wüßten sich die meisten protestantischen Reichsstände noch immer, ihre Peststeuer zur Türkenhülfe zu entrichten. Dies äußerte sich besonders auf dem regensburgischen Reichstag des Jahres 1603. Ihr Widerspruch war jedoch nicht kräftig genug, um zu verhindern, daß der Kaiser seine Absicht nicht erreichte. Man versprach ihm von neuem achtzig

Die Evangelischen verzögerten ihre Verantwortung.

1) Rensberg Acta publica, T. III. p. 509.

2) Rensberg am a. O. S. 552. 560.

3) Chytraeus contin. p. 66. Rhevenhiller, V, 2397. Thuanus, Lib. CXXVI, P. 954.

1603

achtzig Admirationen, und der Herzog von Braunschweig und der Churfürst von Sachsen machten sich noch zu einer besondern Hülfe verbindlich. Jener wollte eignes Kriegsvolk, und dieser einen besondern Artilleriezug schicken ²⁾. Weil jedoch die Weigerung der Protestanten, zur Türkenhülfe beizutragen, die Abstellung ihrer Beschwerden nicht bewirken konnte, so suchten sie sich durch eine festere Schließung ihrer Verbindung zu helfen. Es kamen nemlich noch in eben diesem Jahre der Churfürst von der Pfalz, der Administrator zu Straßburg, der Landgraf Moritz zu Hessen, ingleichen die Markgrafen von Anspach und Baden zu Heidesberg zusammen, und wurden mit einander einig, allen denjenigen, die sie durch Hoffproceße oder durch Neuerungen beunruhigen würden, gemeinschaftlich Widerstand zu thun. Da sie nun hauptsächlich zu Klagen über den großen Umfang den Gerichtsbarkeit, der sich der Reichshofrath in Religionsachen annahm, Ursache hatten, so beschloßen sie einmüthig, für die Entscheidung der wichtigsten Religionsangelegenheiten ein besonderes Obergericht ihrer Union zu errichten, welches unter der Direction des Churfürsten von der Pfalz stehen, zu welchem aber jeder der vereinigten Fürsten seinen Assessor stellen sollte. Der Plan zu diesem Unionstrathe ist aber nicht zur Ausführung gekommen ³⁾.

Donauwörth-
thische Handel

5. Von der Nothwendigkeit, sich immer enger zu verbinden, wurden aber die Protestanten einige Jahre hernach durch eine sehr auffallende Begebenheit überzeugt. Dies war das Schicksal der Stadt Donauwörth. Schon hundert und fünfzig Jahre früher hatte das bayerische Haus diese Stadt, die sich ehemals seiner Herrschaft entzogen hatte, wieder unter seine Gewalt zu bringen gesucht, war aber in diesem Vorzuge unglücklich gewesen ¹⁾. Indessen lauerte es doch auf jede Gelegenheit, seine Absicht zu erreichen, und diese bot ihm nun ein Religionshandel an, der sich um diese Zeit daselbst ereignete. Gleich beym Anfange der Reformation hatten die Bürger Donauwörths an luthers Grundsätzen so vielen Beschmack gewonnen, daß sie im Jahre 1536 sich zum schmalkaldischen Bündnisse schlugen, und neun Jahre hernach von Augsburg einen lutherschen Prediger kommen ließen. Die meisten Bürger, welche der catholischen Religion noch treu blieben, mußten alle die Veränderungen im Kirchenstaate, welche ihre lutherschen Mitbrüder vornahmen, sich gefallen lassen. Man verbot den Geistlichen des Klosters zum h. Kreuze die öffentliche Ausübung catholischer Gebräuche; es durfte auch keine Einsegnung und keine Taufe in demselben mehr vorgenommen werden. Der Bischof von Augsburg, unter dessen Sprengel dieses Kloster gehörte, fand dadurch seine Gerichtsbarkeit sehr gekränkt, und beschwerte sich darüber bey dem Kaiser, und der Abt des Klosters hielt es für seine Pflicht, die öffentliche Uebung der catholischen Feiertlichkeiten fortzusetzen. Er beschloß daher, einen feierlichen Umgang, wie er bisher gewöhnlich gewesen war, über den Markt anzustellen. Der Magistrat ermahnte ihn zwar zu rechter Zeit, sein Vorhaben aufzugeben, und die Grenzen seines Bezirkes nicht zu überschreiten; der Abt achtete aber diese Ermahnungen so wenig, daß er sich vielmehr bey dem Reichshofrath darüber beklagte, und dieser ertheilte

g) Thuan, CXXX, 1070. Pandorp, III, 450. Ludolphs Schaubühne, III, 91.

h) Pandorp, I, 1. Königs Staatsconsilia, I, 510. Struv am a. O. S. 1190.

i) Band III, S. 57. 139.

theilte ihm durch ein Mandat die Macht, die beschlossene Procession öffentlich zu halten. Vergeblich protestirte der Stadtrath darwider. Als dieses schon einige Jahre nach einander geschehen war, kam der Unwillen der Bürger endlich zum Ausbruch. Der Abt zog jetzt einmal wieder über den Hauptmarkt, die Fahne des Klosters voraus; fodern die Thorschüler, fünf Klostergeistliche, und endlich der ganze Haufe der Catholikcn hinten nach. Der Zug ging zum Donauthore hinaus, nach dem Dorfe Achseshcim. Man ließ ihn ganz friedlich gehen. Als jedoch der Abt wieder zurückkehrte, fand er das Thor mit gemeinen Bürgern besetzt, die, zum Theil nur mit Keuteln bewaffnet, ihm den Einzug versperreten, die über die Fahnen herfielen, und sie zerschlugen und zerrissen, die dem Abt und seinem Gefolge eine solche Furcht einflößten, daß sie nur mit großer Gefahr und durch allerley Nebengassen ben ihrem Kloster wieder anlangten. Der Abt klagte diese Beschimpfung dem Kaiser, und der Kaiser gab dem Herzog Maximilian von Bayern den Auftrag, eine Untersuchung dieses Handels vorzunehmen. Dieser schickte auch einige Bevollmächtigte dahin; die Bürger schimpften aber eben so sehr auf den Kaiser, als auf die Commisarien. Da nun alle Ermahnungen ihre Wirkung verfehlten, so glaubte sich der Kaiser, oder sein Reichshofrath berechtigt, die Stadt Donaauwrth in die Acht zu erklären, und die Vollziehung derselben dem Herzog von Bayern zu übertragen. Der Magistrat, der wegen des Schicksals seiner Stadt nun sehr besorgt zu werden anfang, that alles mögliche, demselben zuvorzukommen. Er versprach nicht nur dem Kloster allen zugefügten Schaden zu ersetzen; er wollte auch zwey der vornehmsten Urheber der Unruhen den Bevollmächtigten des Herzogs von Bayern zur Bestrafung übergeben; er machte sich überdies verbindlich, alles genau zu untersuchen, und er gab in dem Falle, daß er dieser Verbindlichkeit nicht Genüge leisten würde, seine Privilegien, ja selbst sein Vermögen und sein Leben preis. Als kein der Herzog von Bayern, der mit diesen Versprechungen des Magistrats noch nicht zufrieden war, schickte einen kaiserlichen Herold nebst andern Gesandten dahin, um die Bürgerschaft befragen zu lassen, ob sie diese Versprechungen auch genehmigten. Als nun die Bürger ihre Erklärung zurückhielten; als sie von demjenigen, was der Rath versprochen hatte, nichts zu billigen schienen; so begab sich der kaiserliche Herold auf eine der Stadt nahegelegene Wiese, und las das kaiserliche Achnsurtheil öffentlich ab. Man sieht aus diesem Hergange der Sache mehr als zu deutlich, daß es dem Herzog von Bayern sehr unangenehm gewesen seyn würde, wenn er an dem Gebrauche gewaltsamer Mittel wäre verhindert worden. Auch beweiset dies die Geschwindigkeit, mit welcher er seine Kriegsrüstungen betrieb. Schon vier bis fünf Wochen hernach sah er sich im Stande, zehntausend Mann Fußvolf und siebzeihnhundert Reiter vor die Stadt rücken zu lassen, und sie zur Uebergabe aufzufordern. Die Bürger baten sich acht, oder wenigstens nur vier Tage, Bedenkzeit aus. Als man ihnen auch diese verweigerte, erboten sie sich zur Uebergabe, jedoch mit der Bedingung, daß man ihnen freye Religionsübung verstatte, daß man sie mit der Plünderung verschonen möchte. Hierauf übergaben sie dem Herzog von Bayern die Thorschlüssel. Dieser ließ alle Thore und alle übrige Wachen von seiner Mannschaft besetzen; die Bürger mußten ihr Gewehr auf das Rathhaus liefern; einige derselben wurden in Fesseln gelegt; die

1606 im Apr.

1607 im Aug.

im Nov.

im Dec.

am 11.

Ff

Haupt

Hauptkirche mußte den Jesuiten eingeräumt werden; die Bürger mußten, zur Anerkennung der bayerischen Oberherrschaft, sich bayerisches Maaß und Gewicht gefallen lassen. So wurde aus einer Reichsstadt eine bayerische Landstadt. Dem schwäbischen Kreise, zu dessen Mitgliedern Donaauwörth gehöret hatte, konnte diese Veränderung, die sich mit ihr zugetragen hatte, natürlich nicht gleichgültig seyn. Auch war es für die Mitglieder desselben kränkend, daß man die Achtevollziehung nicht ihnen aufgetragen hatte. Der Herzog von Württemberg berief daher die Kreisstände nach Ulm zusammen, um sich über die Mittel, der Stadt Hülfe zu leisten, schnell zu beschließen. Eben daselbst fanden sich auch kaiserliche Abgeordnete ein, welche die Kreisstände ermahnten, sich der Donaauwörther gar nicht anzunehmen. Während der Berathschlagung langte jedoch die Nachricht von der Uebergabe der Stadt an. Die schwäbischen Kreisstände wendeten sich hierauf nicht nur an den Kaiser, sondern auch an die vornehmsten Reichsfürsten, um auf dem regensburgischen Reichstage, der im folgenden Jahre gehalten wurde, auf das Einschickal der Stadt Donaauwörth Rücksicht zu nehmen, und ihr ihre vorige geistliche und weltliche Verfassung wiederzugeben. Es wurde an dieser Wiederherstellung auch auf mancherley Art gearbeitet. Unter andern geschah dies in einer vom Kaiser zu Prag gehaltenen Conferenz, welcher der Churfürst von Eöln, der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, bewohnten. Es wurde damals ausgemacht, daß der Herzog von Bayern die Stadt so lange behalten sollte, bis ihm die auf die Achtevollziehung gewendeten Kosten vergütet worden wären. Da nun die Rechnung derselben so hoch war, daß sie die Donaauwörther nicht bestreiten konnten, so blieb die Stadt, so oft auch auf den Reichstagen von ihrer Freiheit gehandelt wurde, in der Gewalt der Herzöge von Bayern ¹⁾.

1610

Marburg,
s. Erbseht.

1604

6. Ein um eben diese Zeit sich ereignender Fall, der bei der Religionsparten der Protestanten gleichfalls sehr viel Aufmerksamkeit erregte, war die Veränderung, zu welcher der erbenlose Tod des landgrafen Ludwigs IV. zu Marburg Gelegenheit gab. Vermöge seines letzten Willens sollte sein Land unter die beiden Häuser Cassel und Darmstadt in zwei gleiche Hälften getheilt werden. Dabey setzte er jedoch fest, daß die Religioneübung der augsburgischen Confession in demselben unverändert bleiben, und jeder, der den geringsten Punct seines Testaments anfechten würde, sein ganzes Recht auf die Erbschaft verlieren sollte. Durch die letzte Drohung ließen sich jedoch die landgrafen zu Darmstadt, Ludwig V. und seine Brüder, nicht abschrecken, der Vollziehung dieses letzten Willens zu widersprechen. Sie behaupteten, daß er sowohl mit dem altväterlichen Testamente, als mit der Erbverbrüderung und Erbeinigung zwischen Sachsen, Brandenburg und Hessen, in manchem Puncte, nicht übereinstimme, und daß die Theilung nach den Köpfen gehen müßte. Man trug hierauf die Entscheidung dieses Streites einem Auftragsgerichte auf, und dieses bestand aus der Theilung in zwei gleiche Hälften. Dem landgrafen Moritz zu Cassel fiel daher der marburgische, seinen darmstädtischen Vettern aber der hessische Theil zu. Diese bekamen jedoch bald einen Vorwand, den Erbschaftsstreit zu erneuern. Moritz führte die reformirte Religion, zu welcher

1605

1) Schrenksiller, VI, 3174. VII, 271. Struv, S. 1183 - 1185. Westenieder, II, 538 - 541.

welcher er sich nun öffentlich bekannte, nicht nur in ganz Niederhessen, sondern auch in dem geerbten marpurgschen Theil von Oberhessen, mit ernsther Strenge ein. Diejenigen, welche sie nicht annehmen wollten, wurden ihrer Aemter entsetzt, und es brach darüber unter der Bürgerschaft zu Marburg ein Aufstand aus. Die Bürger jagten den ziegenhannischen Superintendenten Schoner, durch den der Landgraf Moriz den reformirten Gottesdienst zu Marburg wollte einführen lassen, von der Rangel. Als aber Moriz mit einigen Fahren Fußvolk dahin kam, fanden es die Marpurger nach acht Tagen für rathsam, sich zu demüthigen, und wegen des Besangenen um Verzeihung zu bitten. Schoner verband seine Mitten mit den übrigen, und der Landgraf begnügte sich jetzt damit, die, welche die Empörung gestiftet hatten, oder noch künftig Aufruhr erregen konnten, aus dem Lande zu verweisen. Nachdem er hierauf das h. Abendmahl mehr als einmal den Grundsätzen der reformirten Religion gemäß hatte austheilen lassen, begab er sich wieder von Marburg hinweg. Seine darmstädtschen Vettern wollten ihn jedoch nunmehr von dem Antheil an der marpurgischen Erbschaft völlig ausschließen. Das Testament des Landgrafen Ludewigs IV. entschied, wie sie glaubten, so deutlich zu ihrem Vortheile, daß sie, mit Vorbeziehung der Austrägalinstanz, sich gerade an den kaiserlichen Hof, oder den Reichshofrath, wendeten, und dadurch Gelegenheit gaben, daß dieser der Gerichtbarkeit des Kammergerichts immer mehr Eintrag that ¹⁾.

7. Einen noch ungleich wichtigern Erbstreit, der die Verbitterung zwischen den Catholiken und Protestanten ganz vorzüglich vermehrte, veranlaßte der Tod des Herzog Johann Wilhelms, des letzten Besizers der Herzogthümer Jülich, Berg, Märk, Cleve, der Grafschaften Mark und Ravensberg, und der Herrschaft Ravenstein. Derjenigen, welche auf diese schönen Länder Anspruch machten, waren nemlich nicht wenige; die Fürsten von Sachsen beider Linien, der Churfürst Johann Siegmund von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludewig von Neuburg, der Markgraf Carl von Burgau, und der Pfalzgraf Johann von Zweibrück. Das sächsische Haus gründete sein Erbschaftsrecht nicht nur auf die Anwartschaften, die ihm von den Kaisern Friedrich III. und Maximilian I. ertheilt worden waren; es gründete es auch auf den zwischen dem Churfürsten Johann Friedrich und seiner leblichen Gemahlin Sibylle geschlossenen Ehevertrag, in welchem ausgemacht worden war, daß das Herzogthum Cleve, nach Abgang des leblichen Mannstammes, auf Johann Friedrichen und seine männlichen Nachkommen fallen sollte, und Kaiser Carl V. hatte diesen Ehevertrag auf dem speyerschen Reichstag vom Jahre 1544 bestätigt. Allein eben dieser Kaiser ertheilte zwei Jahre hernach dem Vater des letzten Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, dem Herzog Wilhelm, das sogenannte Habilitationsprivilegium, welches in dem Falle, daß keine männlichen Erben da wären, auch die Töchter und deren männliche Nachkommen zur Nachfolge berechnete. Der letzte Herzog Johann Wilhelm hatte aber vier Schwestern, die alle vermählt waren. Der Churfürst von Brandenburg hatte Annen, die Tochter der ältesten Schwester, Marie Eleonore, zur Gemahlin; die drei übrigen Schwestern, Anne, Sibylle und Magdalene, waren mit dem Pfalzgrafen von Neuburg

Anfang des
J. 1609 im
Jülich, Berg, Märk, Cleve
schen Erbstreit
verwickelt.

FF 2

dem

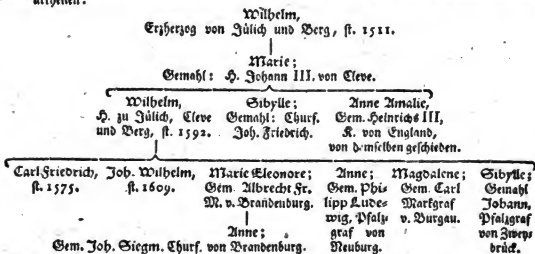
1) Sölde Gesch. von Hessen, 96 — 99. imgl. 154. Struv, S. 1183.

dem Markgrafen von Burgau, und dem Pfalzgrafen von Zweibrück vermählt^{m)}). Der Churfürst von Brandenburg behauptete deswegen ein vorzügliches Erbrecht zu haben, weil die Mutter seiner Gemahlin die älteste Schwester gewesen war; der Pfalzgraf von Neuburg wollte es ihm aber aus dem Grunde streitig machen, weil seine Gemahlin unter denen zur Zeit des Erbfolles lebenden Schwestern die meisten Jahre durch gelebt hatte, und weil von derselben ein Sohn am Leben war. Der Markgraf von Burgau und der Pfalzgraf von Zweibrücken glaubten für ihre Gemahlinnen, als für Schwestern des letzten Herzogs, gleichfalls einen Antheil an der Verlassenschaft verlangen zu könnenⁿ⁾). Das Erbrecht aller derselben war jedoch wegen des ältern Anwartschaftsrechtes des sächsischen Hauses ungültig, das ihm der Kaiser durch sein späteres Privilegium hatte entziehen können. Da es aber doch nun einmal geschehen war, so kam es darauf an, wer sich unter allen diesen Anspruch machenden Fürsten zuerst des Besizes verschern konnte. Nun liebte der Churfürst Christian II. von Sachsen den Frieden. Der kaiserliche Hof hatte auch bereits den Häusern Brandenburg und Neuburg, die sich zu rechter Zeit zur Besitzergreifung rüsteten, dieselbe ausdrücklich unter sagt, und die Prätendenten insofem an seinen oberstrichterlichen Ausspruch verwiesen, zu dem sie sich in Zeit von vier Monaten stellen sollten. Der Churfürst von Sachsen war so gutmüthig, denselben erst abzuwarten; Brandenburg und Neuburg aber, welche den Besitz für das sicherste hielten, ergriffen ihn ohne Verzug, sobald sie von dem Tode des letzten Herzogs Nachricht bekamen. Weil sie aber einander ihre Erbrechte streitig machten, so gerietzen sie auf den Einfall, zu Dortmund durch einen Interimsvertrag^{o)} sich dahin zu vergleichen, daß sie, mit Einwilligung der Landstände, die streitigen Länder bis zur Entscheidung der Sache gemeinschaftlich verwalten, und sich während der Zeit mit vereinigten Kräften be-

dem

im May

m) Man kann diesen berühmten Erbstreit am leichtesten aus folgender genealogischen Tafel be-
urtheilen:



n) Auch der französische Herzog von Nevers und der Graf Heinrich von der Mark machten auf die erledigten Länder Anspruch. Rhevenbiller, VII, 202.

o) Den größten Antheil an diesem Vergleiche hatte der Landgraf Moriz von Hessen. Rhevenbiller, VII, 203.

dem Besitze derselben zu erhalten suchen wollten. Sie bekamen daher den Namen der possidirenden Fürsten.

Kaiserliche
Sequestration
on der jülich-
schen Länder.

8. Das Haus Sachsen, das sich auf seine gerechte Sache verließ, schlug indeß den Weg des Rechtes ein, und verlangte vom Kaiser, daß er ihm als Lehnsherr zur Einräumung des Landes behüßlich seyn sollte. Nun befaßl war der Kaiser den possidirenden Fürsten, die in Besitz genommenen Länder an ihn zurückzugeben. Er gab auch dem Erzherzog Leopold, einem Bruder Ferdinands II., der Bischof von Straßburg und von Passau war, Vollmacht, sich nach Jülich zu begeben, und während der Fortdauer der Streitigkeiten die Sequestration zu übernehmen. Der Erzherzog ging hierauf ganz in der Geschwindigkeit und in der Stille nach Jülich, um, wie er vorgab, seinem ihm vom Kaiser gegebenen Auftrage Genüge zu leisten. Man hatte aber eigentlich die Absicht, einen der Prinzen des Hauses Oestreich bey dieser Gelegenheit zu versorgen. Doch der Pfalzgraf von Neuburg bestürmte sich darum so wenig, daß er, begleitet von dem Grafen von Solms, fast alle Dörter des Herzogthums Jülich selbst bereisete, und den Hulbigungsseid sich ablegen ließ. Noch vorher hatte er und Brandenburg dem Erzherzog ihre Rechte vorlegen, und auf einen Vergleich antragen lassen; sie bekamen aber keine andere Antwort darauf, als daß sie den kaiserlichen Befehlen erst Folge leisten mußten. Sie fuhren also mit Einnehmung der Hulbigung immer fort; den Landständen, die sie verweigerten, gaben sie alle mögliche schriftliche Sicherheit; zugleich suchten sie die Volkziehung der erzherzoglichen Befehle überall zu hintertreiben. Bey dem, was sie hier wagten, rechneten sie freylich auf den Verstand des Königs von Frankreich Heinrichs IV., der ihnen nicht nur zu ihrem Vergleiche glückwünschte, und ihnen seinen Verstand versprach, sondern der auch bereits ein ansehnliches Heer über Chalons, Metz und Metziers heranzücken ließ, um, wenn es nöthig wäre, sein Versprechen sogleich erfüllen zu können. Dies machte den Häusern Brandenburg und Neuburg so viel Muth, daß sie von dem unrecht berichteten Kaiser an dem besser zu berichtenden appellirten; daß sie sich auf das Urtheil aller unparteyischen Reichsfürsten beriefen; daß sie sich heftig darüber beklagten, daß die vom kaiserlichen Hofe durch ränkevolle Mittel herausgelockten Mandate der Reichsconstitution und der Freyheit der deutschen Reichsstände gar sehr zuwider wären, und alle diese Klagen scheuten sie sich nicht dem Kaiser selbst zuzuschicken. Der Erzherzog Leopold widerlegte sie in einer besondern Schrift, worin er sich zu zeigen bemühet, daß der Vorwurf der possidirenden Fürsten, als wenn man sie ungehört aus dem Besitze herauswerfen wollte, ungegründet sey; denn weil der Kaiser schon lange vorher, bey den kränklichen Umständen des letzten Herzogs, die Einrichtung der künftigen Verwaltung des Landes bestimmt hätte, so könnte die darauf folgende Besitzergreifung für nichts anders, als für eine ungerechte Unternehmung erklärt werden, und da der Prätendenten so viele wären, und zugleich Gefahr von Krieg sich zeige, so wäre der Kaiser als Reichsoberhaupt allerdings berechtigt, alle eigenmächtige Veränderungen und Anordnungen zu untersagen. Der Erzherzog war auch wegen der letztern so besorgt, daß er Jülich in guten Vertheidigungsstand versetzte, daß er sich mit Kriegsvolk zu Ross und zu Fuß, und mit Vorrath an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versah. Die possidirenden Fürsten rüsteten sich also

gleichfalls, und so war gerade die wechselseitige Besorgniß Ursache, daß es zum Ausbruche des Krieges kam. Vielleicht hätte der letzte durch die Entscheidung eines Reichstags verhindert werden können; anstatt daß der Kaiser aber eine Reichsversammlung hätte veranstalten sollen, ließ er ein unbedingtes Strafmandat nach dem andern, ließ er eine Vorladung nach der andern, aber nicht zur Darstellung der Rechtsgründe, sondern zur Anhörung des Strafurtheils, ergehen *).

Ende der Ex-
quisition.

g. Dieses eigenmächtige Verfahren des Kaisers, welches das Bestreben, die östreichische Macht zu erweitern, allzu deutlich verräth, munterte den König von Frankreich hauptsächlich auf, der Unterstützung der possidirenden Fürsten alle seine Aufmerksamkeit zu widmen. Er ließ sich daher durch den Grafen Wolf von Mansfeld, den der Churfürst von Sachsen an ihn schickte, gar nicht in seinem Entschlusse wankend machen. Vielmehr empfing er den Fürsten Christian von Anhalt, den die possidirenden Fürsten an ihn schickten, mit ausgezeichnete Achtung, und ließ ihnen versichern, daß er in eigener Person an der Spitze eines Heers ihnen zu Hülfe ziehen wolle. Ein solcher Schuß floßte den possidirenden Fürsten außerordentlichen Muth ein. Der Churfürst von Brandenburg schrieb an den Kaiser in sehr empfindlichen Ausdrücken, daß er das Verfahren des kaiserlichen Reichshofrathes im höchsten Grade mißbillige; daß er von so leidenschaftlichen und parteyischen Männern, als die Reichshofräthe wären, sich nicht könne Recht sprechen lassen; daß die Veränderung, die der Kaiser, seinem dem Fürsten Christian gegebenen Versprechen gemäß, mit den Reichshofrathen hätte vornehmen wollen, nicht erfolgt wäre. Zuletzt wagte er es sogar den Kaiser an die beschworne Capitulation zu erinnern. Der Kaiser nahm das vom Churfürsten von Brandenburg empfangene Schreiben sehr ungnädig auf. Er glaubte, es wären ihm und seinem Hofrath das in Dinge gesagt worden, die er noch von keinem Feinde, oder von keinem Fremden, vielweniger von einem Reichsfürsten, hätte anhören müssen. Der Churfürst, so schrieb er unter andern wieder an ihn zurück, möchte nur die unruhigen, feindselig gesinnten Leute, welche zur Verleumdung ausgab, und zu gewaltsamen Mitteln reisten, aus seinem Dienste entfernen. Der Kaiser ließ auch abermals ein Patent ausgehen, worin er das Gerüchte, als wenn er die jüdischen Lände seinem Hause zuwenden wolle, für Verleumdung ausgab, worin er sich über die Widerspenstigkeit der Fürsten und einiger von seinen Räten und Ständen höchlichst beklagte. Dagegen ermahnten die possidirenden Fürsten die jüdischen und clevischen Stände, ihnen treu zu bleiben, und auf die den Rechten und den Reichsconstitutionen zuwiderlaufenden Mandate und Achtabscheie gar keine Rücksicht zu nehmen. Dieser Föderkrieg ging jedoch bald zum wirklichen Kriege über. Die possidirenden Fürsten nahmen das Schloß Glesch, welches der Erzherzog besetzt hatte, mit Bedingungen ein; der Graf von Mansfeld bemächtigte sich dagegen, in des Erzherzogs Namen, des Städtchens Schlegben. Beide Parteyen übten nunmehr allerley Feindseligkeiten gegen einander aus, und das Kriegsvolk der possidirenden Fürsten nahm sogar einen kaiserlichen Herold gefangen. Schon näherte sich auch den deutschen Grenzen ein französisches Heer, welches auf funfzigtausend Mann geschätzt wurde. Der Erzherzog Leopold gerieth darüber so in Ver-

forge

) Ludolf, I, 263 — 276. Kreyenhillier, VII, 201 — 208.

fortgniß, daß er einem Vergleiche die Hand bot. Als man jedoch an den Vorbereitungen zu demselben arbeitete, langte die Nachricht von der Ermordung Heinrichs IV. an. Leopold brach nunmehr den Vergleich ab, und reiste zum Kaiser nach Prag, um sich von demselben Bestand zu erbitten. Von den possidirenden Fürsten erregte die Nachricht von dem Tode ihres mächtigen Bundesgenossen anfangs große Bestürzung; allein die Versicherung der Königin Regentin, daß sie nebst ihrem Sohn, dem jungen König, dem Bündnisse ihres Gemahls treu bleiben wollte, stärkte ihnen neuen Muth ein. Das französische Heer setzte indessen seinen Anzug nicht fort. Dagegen rückte der Graf Moritz von Nassau aus den Niederlanden mit einem Heere von einigen tausend Mann herbei, welches auf vierzig große Stücke bei sich führte. Mit diesem belagerte er die Festung Jülich so lebhaft, daß der Oberste Rauschenberg, dem der Erzherzog Leopold den Oberbefehl in derselben anvertraut hatte, sie nach fünf Wochen übergeben mußte. Hiermit erreichte die am 1. Sept. östreichische Sequestration ihr Ende.

10. Der Kaiser hatte es hauptsächlich auch der jülich-sächsischen Erbschaftsfrage wegen für nöthig gehalten, einige der vornehmsten Reichsfürsten nach Prag zu berufen. Diese waren die Churfürsten von Mainz, von Eöln und von Sachsen, die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand, der Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig, der Landgraf Ludwig zu Hessenarmstadt, und sein Bruder, der Landgraf Philipp. Von dieser Gelegenheit wurde nun ausgemacht, daß das Haus Sachsen, doch unter der Bedingung, daß es sein größeres Recht erweisen, und in Aufsehung der Religion alles un geändert lassen würde, mit den jülich-sächsischen und clevischen Ländern feierlich belassen werden sollte *). Dieses erfolgte auch noch zu Prag, und die Fürsten des sächsischen Hauses halten sich seit der Zeit berechtigt, sich des Titels und Wappens der jülich-sächsischen und clevischen Länder zu bedienen *). Daß man aber das größere Recht des sächsischen Hauses noch nicht für so ganz ausgemacht erkannte, das sieht man daraus, weil man ihm erst den Beweis desselben auflegte, und weil man zur Entscheidung dieses Streites eine kaiserliche Commission verabredete. Man übertrug dieselbe dem Churfürsten von Trier und dem Grafen von Hohenzollern. Echemann, Hessenarmstadt und Braunschweig sollten dabei die Unterhändler machen. Die Conferenz sollte zu Eöln gehalten werden, und die possidirenden Fürsten wurden von Prag aus förmlich dazu eingeladen. Es fanden sich aber auch französische, englische, churfürstliche und niederländische Gesandten zu Eöln ein. Man machte einander Vorwürfe; man that Vergleichsvorschläge; aber alles vergeblich. Man ging also wieder auseinander, ohne sich nur in Aufsehung eines Punktes verglichen zu haben *). Unter den Vorschlägen, die man zu Eöln gethan hatte, war unter andern auch der gewesen, daß man Sachsen in den Mißßig der jülich-sächsischen Lande aufnehmen möchte. Der Churfürst von Brandenburg ließ sich durch den Markgrafen Christian von Bagreuth und den Landgrafen Ludwig von Hessenarmstadt endlich auch bereben, sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen. Es wurde zur Berichtigung dieser Sache nach Jüterbock eine Zusammenkunft angesetzt. Die Churfürsten von Sachsen und von Brandenburg, im-

Vergleichs
Demühn-
gen, den jülich-
schen Streit
bezuglegen.

im Jul.

im Oct.

gleichem

a) Rhevenhiller, VII, 271.

b) Ludolf am a. O. 302 - 306.

c) Heinrichs sächs. Gesch. II, 287.

1611 in Metz. gleichen die Herzoge Johann Casimir und Johann Ernst von Coburg und Eisenach, fanden sich auch zu Jüterbock in Person ein. Die Landgrafen Moriz und Ludwig von Hessen, und noch einige andre Fürsten, kamen gleichfalls dahin. Man versicherte sich hierauf darüber, daß Sachsen eben so gut, wie Brandenburg und Neuburg, bis zur Entscheidung der Sache, an dem Besitze der sächsischen Länder Antheil haben, vorher aber eine gewisse Summe Geldes an Reichsfürstern erlegen sollte. Man wollte sie indessen durch ein gemeinschaftlich besetztes Rathescollegium verwalten lassen. Den Hauptstreit sollte der Kaiser, mit Zuziehung einiger unparteiischen Reichsfürsten, entscheiden. Unstreitig war dies das beste Mittel, das Ende dieser weitläufigen Erbstreitigkeiten zu befördern. Allein die Churfürstin von Brandenburg, von deren Rechten doch hier eigentlich die Rede war, ließ gleich am Tage nach der Unterzeichnung dieses Vertrages eine feierliche Protestation einreichen. Pfalzneuburg wollte ihm gleichfalls seinen Beyfall nicht geben, so sehr es auch der Landgraf Moriz von Hessen durch die Staaten der vereinigten Niederlande dahin zu bringen suchte. Wenn man also auch gleich in den churfürstlichen Kirchen ein Dankfest anstellte, um Gott für den glücklichen Ausgang der gepflogenen Vergleichsunterhandlungen zu danken, so blieb der Vergleich selbst doch ohne Wirkung. Den größten Vortheil von demselben hatte der Churfürst von Brandenburg; denn auf Vermittelung des Churfürsten von Sachsen verzog der Kaiser jenem die Beleihung, die er ihm zugesagt hatte; auch ließ er ihm die Beleihung andeuten, doch wurden die sächsischen Länder ausgeschlossen).

Die Evangelischen errichteten die Union.

11. Durch die bisher erzählten donauwörthischen, marburgischen und sächsischen Handel wurde das seit einiger Zeit zwischen den Catholicen und den Protestanten herrschende Mißtrauen gar sehr vermehrt, und der Schluß der beiderseitigen Verbindungen befördert. Die Unzufriedenheit der protestantischen Partey äußerte sich aber schon auf dem regensburger Reichstag des Jahrs 1608, auf welchem der Erzherzog Ferdinand von der kaiserlichen Linie die Stelle des Kaisers vertrat. Es herrschte in Ansehung der Gegenstände, die man auf demselben durchzusetzen suchte, eine große Gesinnungsverschiedenheit zwischen den Ständen der verschiedenen Religionsparteyen. Die Catholicen drangen hauptsächlich auf die Erfüllung des kaiserlichen Verlangens nach neuer Türkenhülfe; die Protestanten wollten aber die Klagen über die Verletzung des Religionsfriedens, und über die schlechte Justizverwaltung bey dem Reichskammergerichte, zuerst abgestellt wissen. Sie bestanden darauf, daß die sogenannten Hofproceß vollig aufhören sollten; sie verlangten gleiche Anzahl der Kammergerichtsassessoren von jeder Religionspartey; sie verlangten, daß die gewöhnlichen Visitationen aufgehoben, daß die Klagen der Aebte, Prioren und anderer Geistlichen nicht angenommen werden sollten. Auch wollten sie es nicht ferner zugeben, daß die Catholicen den Evangelischen eine Grabstätte auf ihren Kirchhöfen versagten, daß der Papst einige Gerichtsbarkeit im deutschen Reiche ausübte, daß man den Inhalt des lehnseides bey der Investitur änderte. Diese Punkte waren so beschaffen, daß man in Ansehung derselben unmöglich auf eine Vereinigung rechnen konnte. Der Erzherzog wurde über diese Handlung, die schon vier Monate gedauert hatten, so verdrüsslich, daß er wegriefe, und

der Reichstag erreichte sein Ende, ehe man die Berathschlagung über die vorgelegten Punkte noch angefangen hatte^{u)}. Man wurde es jetzt auf beiden Seiten immer mehr gewahr, daß man durch friedliche Mittel einander nicht näher kommen würde. Die Protestanten hielten auch gleich nach geendigtem Reichstage zu Aschhausen am Obenwald eine Zusammenkunft, wo sie sich zur Vertheidigung ihrer Religion aufs neue verbanden. Geldbeiträge, Mannschaft, Anführer, Oberhäupter — alles wurde hier schon bestimmt. Dem Churfürsten von der Pfalz übertrug man die Oberaufsicht über das Ganze; den Fürsten Christian von Anhalt ordnete man ihm zum Gehülfen bey. Endlich wurde dieses Bündniß zu Halle in Schwaben völlig befestigt. Vermöge einer noch im vorigen Jahre getroffenen Verabredung, kamen hier der Churfürst Johann Siegmund von Brandenburg, nebst seinem Bruder, dem Markgrafen Johann Georg, ferner der Pfalzgraf Johann von Zweibrück, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg mit seinen zwey Söhnen, Wolfgang Wilhelm und August, der Markgraf Joachim Ernst von Anspach, der Herzog Johann Friedrich von Wittenberg, der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der Fürst Christian von Anhalt, der Graf Philipp Ludwig von Hanau-Münzenberg, der Graf Otto von Solms, der Graf Johann von Nassau-Dillenburg, der Graf Gottfried von Dettingen, der Graf Friedrich Magnus von Erpach, zwey Grafen von Löwenstein-Wertheim, eben so viel von Hohenlohe-Waldburg, Graf Gottfried von Castell, ein Graf von Schwarzburg, der Rheingraf Otto, der Graf Johann Ludwig von Leiningen, der Graf Johann Jacob von Eberstein, der Graf Wilhelm von Mansfeld, der Graf von Dentsheim, fünf Herren Schenken, imgleichen die Freyherrn von Limburg, und der Freyherr von Seinsheim, zusammen. Im Namen des Churfürsten von der Pfalz, des landgrafen Moriz von Hessen, und des Markgrafen von Brandenburg, Culmbach, erschien der Freyherr Johann Albrecht von Wolfstein. Es stellten sich außerdem die Abgeordneten von fünfzehn Reichsstädten, imgleichen ein Gesandter des Königs von Frankreich, Namens Boisjé, ein. Der letzte war überhaupt der vornehmste Urheber dieser Union. Der Churfürst Christian II. von Sachsen, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, und noch andre lutherische Reichsstände, nahmen an derselben keinen Antheil, weß so viele Mitglieder derselben aus Calvinisten bestanden^{v)}. Die Fürsten, die sie schlossen, wohnten überhaupt meistens im westlichen Deutschland. Sie legten sich den Namen der unirten Stände bey, und sie erklärten dieses nicht nur in ihrem Manifeste, sondern auch in einem Schreiben, das sie an den Kaiser abgehen ließen. In dem letztern beklagten sie sich hauptsächlich darüber, daß die Wiederherstellung der Stadt Donaumörth noch nicht erfolgt wäre, daß die schnellen Hofprocesse noch immer fortbauerten, daß die im Besitze der jüdischen Länder sich befindende Fürsten

1609

1610 im Jan.

u) Rondonp, III, 219. Goldasts politische Rechtehandel, Th. XXII, S. 946. Abovenshiller, VIII, 2.

v) Sie machten auch in einem nachdrücklichen Schreiben, welches sie an die Städte Ulm, Nürnberg und Straßburg abgehen ließen, denselben harte Vorwürfe, daß sie sich in diese Verbindung mit eingelassen hätten.

sten durch überreichte Achtmanbate und Processen wieder herausgetrieben werden sollten. Im Manifeste führten sie vorzüglich an, daß, wie die Erfahrung lehre, der Land- und Religionsfrieden nicht mehr beobachtet, sondern vielmehr häufig übertreten würde; daß man den Nothleidenden keine Hülfe angedeihen lasse, und daß die Beschwerden sich so vermehrten, daß man, wenn ihnen mit göttlicher Hülfe nicht mit mehrerm Ernst, als bisher geschehen wäre, begegnet würde, die Aufhebung und Vernichtung aller auf den gemeinen Wohlstand abzielenden Verordnungen und Anstalten befürchten müsse. Sie hätten deswegen beschlossen, zur Fortpflanzung der Ehre des göttlichen Namens, und zur Erhaltung der Gerechtigkeit und des gemeinen Friedens, sich über eine nähere und beständige Verbindung unter einander zu vergleichen; dabei wollten sie jedoch weder dem Gehorsam, den sie dem Kaiser schuldig wären, noch der Reichsverfassung, im geringsten nicht zuwider handeln, sondern dieselben vielmehr aufrecht zu erhalten suchen *).

Die Catholiken vereinigen 12. Jetzt stümmten die Catholiken nun auch nicht länger, die sogenannte Liga, die sie seit einiger Zeit entworfen hatten, zum Schlusse zu bringen. Die

Erzfürsten von Mainz, Trier und Eöln hielten gleich darauf zu Coblenz eine

im Oct. Conferenz. Hier verabredete man eine Zusammenkunft der catholischen Partey nach Wirzburg. Hier traten die Bischöfe von Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Osnabrück, Bamberg, Wirzburg, Eichstädt und Augsburg, der Abt von Fulda, der Probst von Elwangen, und der Abt von Kempten, und noch andre Prälaten, imgleichen der Hoch- und Deutschmeister, in eine Verbindung zusammen, welche die catholische Liga genannt wurde. Zum Oberhaupte derselben wählte man den Herzog von Bayern †). Jede von den beiden Verbindungen beschuldigte die andre der schlimmsten Absichten. Die Ligißten behaupteten, die Unirten hätten sich verbunden, ihren Untergang zu befördern, und sie hätten in dieser Absicht dem König von Frankreich die Kaiserkrone angeboten. Dieser hätte zur Behauptung der jüdischen und clevischen Länder keine achttausend Mann Fußvolk und viertausend Reiter nöthig gehabt; es wäre aber sein Plan, die Grenzen seines Reichs bis an den Rhein zu erweitern, und die catholische Religion in Deutschland auszurotten. Die Unirten gaben nun gleichfalls vor, die Ligißten hätten ihnen den Untergang zugeschworen; denn sonst hätte der Erzherzog Leopold, der als Bischof von Passau der Liga beigetreten wäre, nicht nöthig gehabt, so vieles Kriegsvolk im Elsaß und im Hochsitz Passau anzuwerben ‡). Diese Beschuldigungen, die man von beiden Seiten einander machte, waren allerdings übertrieben; sie dienten aber gerade dazu, die Erbitterung der Gemüther nur noch höher zu treiben. Indessen begegneten doch beide Parteyen, wenigstens äußerlich, einander noch ziemlich freundlich. Die Evangelischen ordneten sogar eine ansehnliche Gesandtschaft an den Herzog von Bayern ab, und verglichen sich daselbst mit ihm über gewisse Punkte, vermöge deren beide Theile nur so viel Kriegsvolk behalten sollten, als bey den

Streit

*) Rhevenhiller, VII, 284. 285. Ludolf, 307. 399.

†) Rhevenhiller am a. O. S. 285. Meieri Landorp. suppl. I, 607. Struv, p. 1195.

‡) Rhevenhiller, S. 286.

Streifereien der Leopoldischen Truppen, im Straßburgschen und Passauischen, zur Beschätzung der Grenzen nöthig wären ¹⁾).

13. Während der Zeit, daß die Unruhen und die kigisten ihre Schwerdter Matthias noch ungezückt ließen, wurde der südliche Theil Deutschlands durch Unruhen, welche Streitigkeiten in der kaiserlichen Familie veranlaßten, im Genuße des Friedens gestört. Die vornehmste Gelegenheit zu diesen Streitigkeiten gab der Kaiser Rudolf selbst. Rudolf trieb seine Liebhaberey für die Alchymie, die Sterndeuterey und die mathematischen Wissenschaften so weit, daß er dabey die Regierungsgeschäfte ziemlich vernachlässigte. Dabey schien es ihm nun ganz gleichgültig, die kaiserliche Würde bey seinem Hause zu erhalten. So gleichgültig über diesen Punkt aber dachten seine Brüder nicht, und besonders Matthias, der mit ihm ohnedies nicht in dem freundschaftlichsten Verhältnisse stand. Die erste Veranlassung zu dieser Uneinigkeit gab der Umstand, daß Matthias, ohne Einwilligung seines Bruders, die ihm von den niederländischen Ständen aufgetragene Stelle eines obersten Subernators angenommen hatte ¹⁾. Rudolf behandelte seinen Bruder seit der Zeit mit ausgezeichnetem Kallsinn. Matthias wurde hierdurch zur Ausführung eines herrschsüchtigen Plans, durch den er einen Theil der östreichischen Monarchie sich unterwerfen wollte, noch immer mehr aufgemuntert. Er arbeitete an dieser Ausführung gleich nach dem mit den Türken geschlossenen Frieden. Erst brachte er es dahin, daß sein Bruder Maximilian, nebst seinen Vettern von der gräzischen Linie, Ferdinand und Maximilian Ernst, eine Verbindung mit ihm schlossen, das Ansehen ihres Hauses mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und ihm zur Erhaltung der Würde eines römischen Königs behülflich zu seyn. Die Fürsten des östreichischen Hauses erklärten ihn, wegen einer Gemüthschwachheit des Kaisers, die ihre gefährlichen Abwechselungen habe, für das Haupt ihrer Familie ¹⁾. Dieses verdross Rudolphen so sehr, daß er den Anschlag faßte, seinen Bruder Matthias in der Erbschaft zu übergehen, und sie dagegen der steiermärkischen Linie zuzuwenden. Da er aber auch zugleich den protestantischen Östreichern ihre Religionsfreiheit immer mehr entzog, und Matthias seinen Bruder und die steiermärkischen Erzherzoge, besonders Ferdinanden, an Duldsamkeit zu übertreffen schien, so bemühte letztere die gute Meinung, welche die Östreicher von ihm hegten, seine Absicht zu erreichen. Kurz, es gelang ihm, es so weit zu bringen, daß die Östreicher ihn für ihren Landesherren, so wie die Ungern für ihren König erkannten, und zur Vertheidigung ihrer Wahl ein Bündniß schlossen. Da Matthias den Unwillen seines Bruders beschürzte, so ging er sogleich von Wien nach Kloster-Neuburg. Hier fanden sich viele Herren bey ihm ein, und es wurde auch vieles Kriegsvolk aufgeboden. Der Kaiser beklagte sich über das Betragen seines Bruders bey den Reichsfürsten, und ersuchte sie um ihren Beistand. Wenn sie nun auch geneigt gewesen wären, seine Bitte zu erfüllen, so würde dies doch nicht so bald geschehen seyn. Seine Geldherren rietthen ihm indessen, selbst ein Heer zu sammeln; allein er folgte ihrem Rathe nicht. Matthias bewies eine desto größere Thätigkeit. Er verschaffte sich auch die Unterstützung der Währer. Diese gestatteten ihm nicht nur

Y 9 2

einen

1) Rudolf, S. 313.

c) Khevenhüller, I, 121. 122. Michaelis, I, 212.

b) Königs Reichsarchiv, part. spec. contin. I. Vol. 7.

seit 1606

1608

im April

einen freyen Durchzug; sie halfen auch sein Heer verstärken. Matthias rückte einseilen mit zehntausend Mann bis Znaim, wo er so lange stehen blieb, bis es durch Ungern, Mähren und Oesterreich bis auf fünfundzwanzigtausend Mann angewachsen war. Der Kaiser schickte hierauf den Cardinal Dietrichstein, Bischofen von Olmütz, den der päpstliche Legat und der spanische Gesandte begleiteten, nach Znaim, um seinen Bruder auf andre Gedanken zu bringen. Von den böhmischen Ständen erschienen gleichfalls Abgeordnete bey demselben, die sich bey ihm erkundigen mußten, warum er mit einem Heere in das böhmische Land eingerückt sey. Matthias gab sowohl diesen als jenen eine unbestimmte, nichts sagende Antwort. Jetzt erst faßte Rudolf den Entschluß, Kriegsvolk zu sammeln. Er bot deswegen alle Kreise des Königreichs Böhmen auf. Alle Städte, und der größte Theil des Adels ergrieffen für ihren bisherigen Herrn die Waffen; für den Erzherzog Matthias erklärten sich nur die Herren Wenzel von Budowa, und der Graf Heinrich Thurn. Als Matthias diese Zurüstungen erfuhr, rückte er mit seinem Heere bis nach Czaslau, wohin er die böhmischen Herren zu einer Unterredung einlud. Die meisten

im May

stellten sich ein, besonders diejenigen, deren Besitzungen sein Kriegsvolk erreichen konnte, oder die sich von ihm Religionsfreiheit versprochen. Hier eröffnete ihnen nun Matthias ohne Umstände, Rudolf sollte ihm die Regierung über Ungern, Oesterreich und Böhmen abtreten, und die Thronfolge versichern. Rudolf, der sich nicht gern in Krieg einlassen wollte, bat die böhmischen Stände nun selbst, daß sie seinen Bruder Matthias, auf den Fall, daß er keine nähere rechtmäßige Erben hinterlassen würde, zu seinem Nachfolger in Böhmen annehmen und erklären möchten. Die Protestanten unter den böhmischen Ständen glaubten hier die schönste Gelegenheit zu haben, dem Kaiser die Bestätigung der ihnen von Maximilian ertheilten Religionsfreiheit, die er ihnen bisher verweigert hatte, abzubitten. Wenzel von Budowa, ihr Haupt, entwarf daher funfzehn Artikel, welche Rudolphen zur Bestätigung vorgelegt werden sollten. Diese Artikel unterschrieben sogleich zweyhundert Herren und drehundert Ritter, imgleichen alle Abgeordnete der königlichen Städte, nur Pilsen, Budweis und Ratzen ausgenommen. Einen Herrn von Martinig, der sich diesem Vornehmen widersetzen wollte, drohete man zum Fenster hinauszurufen. Man setzte hierauf fest, daß man alle diejenigen, welche die Bestätigung dieser Artikel verhindern würden, nachdrücklich bestrafen wollte. Sollte ihnen der Kaiser Rudolf seine Unterschrift versagen, so wollte man zur Partey des Erzherzogs Matthias übergehen. Um eben diese Zeit kamen nun Abgeordnete des letztern zu Prag an, welche in seinem Namen den böhmischen Ständen eröffneten, daß es seine Absicht wäre, der kranke Kaiser möchte ihm das ganze Königreich Böhmen abtreten, und nach Tyrol sich zur Ruhe begeben; er machte sich dagegen verbindlich, den Böhmen alle ihre Freyheiten zu bestätigen. Dies ermunterte die Stände, desto lebhafter in den Kaiser zu dringen. Sie begaben sich daher, einig gehundert an der Zahl, auf das Schloß, und drangen darauf, daß der Kaiser die Artikel sogleich bestätigen möchte. Rudolf antwortete: die Sache wäre so wichtig, daß er sie vorher mit seinen Rätthen überlegen müßte. Die Stände verharreten aber so unerschütterlich bey der Bestätigung, daß der Kaiser, der sich gar nicht mehr zu helfen wußte, ausrief: was soll ich denn thun? Er möchte sich kurz erklären,

Nären, sagte man hierauf zu ihm, ob er ihr Verlangen erfüllen wollte, oder nicht? Rudolf mußte also auf der Stelle die meisten Artikel bestätigen; die übrigen, die Religionsfachen betrafen, verstattete er, um sich keiner Gewaltthätigkeit auszuweisen, bis zum nächsten Landtage. Stände und Volk gingen also ziemlich zufrieden nach Hause. Das Kriegsvolk, das sich auf des Kaisers Befehl bey Prag versammeln sollte, war indessen bis auf vierunddrehzigtausend Mann angewachsen. Seine Anführer waren Tilly, Althan und Eulz. Der Kaiser beschloß, mit dieser Macht seinen Bruder wieder aus dem Lande zu treiben. Die Böhmen, welchen die Verwüstungen der bsteirischen und ungerschen Truppen sehr zur Last fielen, munterten ihn selbst dazu auf. Allein die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, wie auch der päpstliche Nuntius und einige Reichsfürsten, riefen dem Kaiser, dem Matthias die bereits versprochne Erbfolge zu bestätigen, und wegen des übrigen einen brüderlichen Vergleich zu treffen. Rudolf folgte ihrem Rathe, der seiner Denkart ohnedies angemessen war. Es stellten sich nun Bevollmächtigte beider Theile zu einer Zusammenkunft ein. Allein Matthias begnügte sich jetzt nicht mit der Bestätigung der Erbfolge; er verlangte, daß ihm Rudolf die Regierung über Böhmen sogleich abtreten sollte. Da jedoch die Böhmen ihrem bisherigen Beherrscher nicht untreu werden wollten, so zerschlugen sich die Unterhandlungen, und Matthias rückte nun mit seinem Heere weiter gegen Prag heran. Jetzt veranstaltete man aber eine zweite Zusammenkunft, und es erfolgte ein Vergleich, der den Wünschen des Erzherzogs völlig angemessen war. Der Kaiser trat ihm Ungarn und Oestreich völlig ab, und die böhmischen Stände versprochen ihn als ihren künftigen König zu erkennen, jedoch mit der Bedingung, daß er ihre Vorrechte und Freiheiten bestätigen, und bloß gebohrne Böhmen bey der Regierung über ihr Reich zu Rathe ziehen sollte. Während sollte er unter dem Titel eines Markgrafen verwalten. Von der Zeit an legte sich Matthias den Titel eines ernannten Königs von Böhmen bey.

Im Jun.

14. Rudolf, der jetzt nichts mehr als Böhmen und Tyrol übrig behielt, versammelte nun seine böhmischen Landstände, um die Religionsfachen der Protestanten in Ordnung zu bringen. Die Stände erschienen in außerordentlich großer Zahl; die Protestanten wollten aber durchaus sich nicht eher in andre Staatsangelegenheiten einlassen, als bis ihnen ihre Religionsfreiheit versichert worden wäre. Der Kaiser erklärte hierauf, er könne von den alten Gesetzen des Königreichs, welche keine andre als die catholische, und die in den Compactaten bestimmte utraquistische Religion duldeten, nicht abgehen; die vom Kaiser Maximilian II. erlangten Religionsfreiheiten hätten nunmehr ihre Gültigkeit verloren. Mit dieser Erklärung waren die Lutheraner und die evangelischen Brüder sehr unzufrieden. Ihre Anzahl war sehr groß, und sie hatten die Grafen Joachim von Schlick, Heinrich von Thurn, und den beredten Wenzel von Budowa, zu Anführern und Häuptern. Diese überreichten, nachdem sie sich vorher mit den Utraquisten verbunden hatten, dem Kaiser eine neue Bittschrift, in der sie auf eine Religionsfreiheit ohne alle Einschränkung drangen. Auf den Rath einiger catholischen Herren schlug ihnen der Kaiser ihr Verlangen ab. Die protestantischen Stände entfernten sich hierauf, ehe auf dem Landtag noch etwas ausgemacht worden war. Sie beharrten auch bey

Die Böhmen erhalten ihre Religionsfreiheit.

1609

Im Jul.

ihrem Vorhaben, ihre Religionsfreiheit durchzusetzen, so standhaft, daß sie ihren Endzweck mit Gewalt zu erreichen beschloßen. Sie hielten daher, dem ausdrücklichen Verbote des Kaisers zuwider, auf der Neustadt eine Versammlung, wählten dreißig Directoren oder Vorsteher, ernannten Heinrich von Thurn, Leonhard von Fels und Johann von Bubna, zu Anführern ihrer Mannschaft, die sie bereits unter der Hand zusammengebracht hatten, und schlugen sich zu den Abgeordneten der Schlesiern, die um eben diese Zeit nach Prag gekommen waren, um sich gleichfalls Religionsfreiheit zu verschaffen. Beide Nationen versprachen einander wechselseitige Unterstützung. Thurn hatte schon dreitausend Mann Fußvolk angeworben, und die beiden andern Feldherren zählten bereits über zwentausend Reiter. Sie warben auch noch immer fort, und der Zulauf war groß. Der Kaiser gerieth dadurch in solche Verlegenheit und Bestürzung, daß er den Protestanten, sogar auf den Rath des Erzbischofs von Prag, die so lange gewünschte Religionsfreiheit ertheilte. Der darüber ausgefertigte Majestätsbrief wurde in die Landtafel eingetragen, und den Privilegien des Reichs einverleibt. Der Kaiser Rudolf verlieh aber den Protestanten nicht allein vollkommne Freiheit, die Grundsätze der augburgischen Confession auszuüben; er erlaubte ihnen auch zu ihrem Gottesdienst neue Kirchen und Schulen anzulegen; er erlaubte ihnen, ein eignes Consistorium zu errichten, und aus ihrer Mitte Defensoren oder Glaubensbeschützer zu wählen, deren Bestätigung er sich jedoch vorbehielt. Sodann übergab er ihnen die hohe Schule zu Prag völig. Zuletzt erklärte er alle gegenwärtigen und künftigen Verordnungen, welche diesem Majestätsbriefe nachtheilig wären oder seyn würden, für ungültig. Die Protestanten dankten jedoch ihr Kriegsvolk nicht eher ab, als bis der Kaiser den Schlesiern, ihren Bundesgenossen, eben diese Freiheiten ertheilt hatte *). Die catholischen und die evangelischen Stände errichteten hierauf einen besondern Frieden unter einander, und es herrschte seit der Zeit allgemeine Toleranz in Böhmen. Man traf öfters in einem Dorfe zwei bis drei verschiedene Glaubensgemeinden, und eben so viele Lehrer und Prediger an, die in Ruhe und Einigkeit mit einander lebten *).

Eben diese erw
werden sich
auch die Oest-
reicher.

15. Auch die Oestreicher mußten ihre Gewissensfreiheit erst erzwingen; denn sobald sich Matthias im Besitze der Regierung sah, so trug er nicht länger Bedenken, den östreichischen Protestanten die freie Religionsübung, die sie zu genießen wünschten, zu versagen. An dieser Unbulsamkeit desselben war freylich der Rath einiger angesehenen Männer von der catholischen Partey am meisten schuld. Der päpstliche Nuntius behauptete, er könne mit gutem Gewissen in das Verlangen der protestantischen Stände durchaus nicht einwilligen. Der Erzherzog Leopold, der als Bischof von Passau besorgt war, daß seinem Hochstifte durch die von den Protestanten erbetene Religionsfreiheit seine Güter, Einkünfte und Rechte entzogen werden möchten, stellte dem Kaiser die Verantwortung, die er sich dadurch vor seinem Gewissen und vor Gott zuziehen würde, mit den lebhaftesten Farben vor. Am stärksten aber schilderte sie ihm Melchior Klesel, der Bischof von Wien. Der König (so schloß er) könnte, ohne die künftige Seligkeit zu verlieren, den Ständen nicht

*) König am a. O. V, 55. Rhevenhiller, VII, 199.

*) Rhevenhiller, VII, 6. fgg. Delsels Gesch. von Böhmen, II, 643 — 654.

nicht mehr Religionsfreiheit angeheissen lassen; er möchte toleriren, aber nicht concediren. Die weltlichen Minister ließen es zwar auf den Vortrag der geistlichen ankommen; sie waren indessen doch der Meinung, daß der Landesherr seinen Untertanen nicht nachgeben dürfe, und daß die letztern am allerwenigsten befugt wären, die Ertheilung der Religionsfreiheit mit bewaffneter Hand zu erzwingen. Das letzte bezog sich auf die Mannschaft, welche die protestantischen Stände bey Horn zusammengezogen hatten. Auf den Rath der Minister schickte ihnen der König zwei Mandate zu. Vermöge des einen sollten sie sogleich die Waffen niederlegen, und die bisher verweigerte Huldigung leisten. In dem zweyten erklärte sie der König in dem Falle, daß sie sich nicht dazu verstehen würden, für Rebellen und Ungehorsame. Beide Mandate machten aber auf die Stände keinen Eindruck. Sie wollten durchaus nicht eher huldigen, als bis man ihre Wünsche würde erfüllt haben. Der König und sein Bruder der Erzherzog Maximilian befanden sich deswegen in großer Verlegenheit. Sie hatten weder Kriegsvolk, noch Geld; sondern besorgten sie, der Kaiser Rudolf möchte ihre Lage benutzen, und durch Versprechung großer Freyheiten die Stände wieder zu gewinnen suchen; er möchte sie alsdann völlig von der Erbschaft ausschließen, und ihnen den Erzherzog Leopold, dessen Werbungen im Passauischen ihnen verdächtig vorkamen, vorziehen. In diesen bedenklichen Umständen folgten sie dem Rathe des mährischen Landeshauptmanns Hieronimus, und bewilligten, alles Widerspruchs des Nuntius und der Bischöfe von Passau und von Wien ungeachtet, den evangelischen Ständen Oesterreichs die verlangte Religionsfreiheit. Die Bedingungen, mit denen sie verknüpft wurde, waren folgende: Die Herren und Edlen sollten die freye Ausübung ihrer Religion in ihren Schlössern, Dörfern und Festungen, in den Städten aber nur in Privathäusern, treiben; deren Kirchen sollten ihnen zu ihrem Gottesdienst eingeräumt werden; die Rathsherren und andre Stadtbeamten sollten von den Religionsverwandten beider Theile bestellt werden, die Erbämter aber in ihrer vorigen Verfassung bleiben. In den Städten sollte die Besetzung der öffentlichen Ämter bloß auf dem Magistrat und der Bürgerschaft, und nicht auf der Einwilligung oder Genehmigung des Hofes beruhen; in denselben sollte auch in Zukunft keine Kirche gesperrt, sondern jeder Partey der Besiz des Seinigen ungestört gelassen werden; die Bürger sollten ihre Prediger selbst bestellen, und diese die Erlaubniß haben, Kranke zu besuchen, und ihnen das Abendmahl zu reichen *).

16. Der König Matthias hatte allerdings Ursache gehabt, den Protestanten unter den österreichischen Landständen die Ursachen zur Unzufriedenheit zu nehmen; denn der Kaiser Rudolf machte wirklich von neuem den Plan, ihm die Thronfolge in Böhmen zu entziehen. Er veranstaltete deswegen eine Zusammenkunft von Reichsfürsten nach Prag, unter welchen die Churfürsten von Mainz, von Eßln und von Sachsen die vornehmsten waren. Doch erschienen sie bloß durch Gesandten; die Erzherzoge Maximilian und Ferdinand, so wie der Herzog Julius von Braunschweig, und die Landgrafen Philipp und Ludwig von Hessen, stellten sich aber in Person ein. Der Herzog von Bayern schickte gleichfalls seinen Bevollmächtigten. Man handelte hier aber nicht allein von der Ausöhnung des Kaisers

1609 im May.

Rudolf und Matthias
1610] ver-
gleichen sich.
im May

*) Königs Reichsarchiv, part. spec. contin. 1. (Vol. 7.) p. 26. Schrenckhiller, S. 160. 169.

mit dem König Matthias, und von der Wahl eines römischen Königs; man besprach sich auch über die jülichischen und donauwörtischen Angelegenheiten. Der Herzog von Braunschweig bewies sich besonders sehr geschäftig. Er reisete nicht nur bald zum Kaiser, bald zum König; er verfertigte auch die meisten Schreiben selbst. Der Churfürst von Mainz ließ durch seinen Kanzler den Gesandten des Königs Matthias eine Schrift zustellen, worin er in seinem und der übrigen Reichsfürsten Namen verlangte, daß Matthias sowohl Oestreich als auch Mähren wieder abtreten sollte. Die Gesandten thaten sich aber Bedenkzeit aus, es ihrem Herrn nach Wien zu berichten, und gingen endlich gar weg. Couriere, Räte und selbst der Herzog von Braunschweig reiseten jetzt zwischen Prag und Wien hin und her. Endlich brachten es die anwesenden Erzherzoge, Fürsten und Gesandten dahin, daß der Churfürst von Eöln, der Erzherzog Ferdinand, der in der Folge Kaiser wurde, imgleichen der Herzog von Braunschweig sich sämmtlich zum König Matthias nach Wien begaben, da denn endlich zwischen dem letztern und seinem Bruder dem Kaiser ein Vergleich geschlossen wurde. Vermöge desselben sollte Matthias seinen Bruder nicht nur für den Kaiser, und für das Haupt des Hauses Oestreich erkennen, sondern ihm auch jährlich zwentausend Eimer Wein, und hunderttausend Gulden an Geld entrichten; die kaiserlichen und königlichen Minister, welche diesen Vertrag nicht hielten, oder etwas dagegen verstatteten, sollten sogleich ihrer Aemter entsetzt werden; die zu Prag anwesenden Fürsten sollten diesen Vertrag bestätigen und unterschreiben; derjenige Theil von Tyrol, den Matthias bisher im Besiz gehabt hätte, sollte wieder an den Kaiser fallen. Die knieende Abbitte, zu der sich Matthias verbindlich machen mußte, schenkte ihm sein Bruder, damit es nicht einmal heißen möchte, ein Erzherzog von Oestreich hätte sich vor einem Kaiser so sehr demüthigen müssen *).

im Aug.

im Dec.

17. Es war eine Hauptbedingung des Vertrags gewesen, daß der Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, das Kriegsvolk, das er angeworben hatte, wieder abbanken sollte. Das geschah jedoch nicht. Man gab zwar vor, diese Mannschaft wäre zur Aufrechthaltung der jülichischen Sequestration bestimmt; als aber etwa achttausend Mann derselben beisammen waren, rückten sie unvermuthet in Oberösterreich ein. Von hier wendeten sie sich plötzlich nach Böhmen, und bemächtigten sich verschiedener Städte, theils mit Gewalt, theils mit List. Dieser unvermuthete Einfall verursachte in Prag eine große Bestürzung. Man behauptete öffentlich: der Kaiser wollte dieses Kriegsvolk nach Prag rücken lassen, um den Erzherzog Leopold zu seinem Nachfolger im Königreiche Böhmen krönen zu lassen, und den Böhmen den ertheilten Majestätsbrief wieder aus den Händen zu reißen. Wahrscheinlich mag der Kaiser auch die Absicht gehabt haben, den Erzherzog Leopold seinem Bruder Matthias entgegenzustellen, ob er gleich öffentlich in einer Versammlung erklärte, daß dieser Einfall ohne sein Wissen und Willen geschehen sey. Er erwähnte sogar die Stände, solche Anstalten zu machen, durch welche alle Befehle für Böhmen abgewendet werden könnten. Während daß diese aber gemacht wurden, nahmen Leopolds Truppen oder die sogenannten Passauer die Stadt Beraun weg, und dann rückten sie vor Prag, und lagerten sich auf dem weißen Berge. In ei-

nem

nein Manifest, das sie von hier ausgehen ließen, erklärten sie, daß es ihre Absicht wäre, sowohl den Kaiser als das Königreich Böhmen gegen Gewaltthätigkeiten zu schützen. Sie machten auch die Prager so treuherrig, daß diese alle Vorsichtigkeit gegen sie ablegten. Dies benutzten sie aber, in die Stadt zu dringen, und viele Gewaltthätigkeiten auszuüben. Allein die böhmischen Stände brachten in der Sechshundertigkeit Mannschafft zusammen, und der König Matthias schickte ihnen achtausend Mann Ungern zu Hülfe. Jetzt mußten sich die Passauer wieder zurückziehen; es wurden aber noch auf zweitausend derselben erschlagen, verwundet und gefangen genommen. Nach ihrem Abzuge erfuhr der Kaiser, daß die Stände den König Matthias eingeladen hätten, nach Prag zu kommen. Es wurde ihm auch, als er sich bey den Ständen deswegen erkundigen ließ, ohne Umstände gemeldet, daß Matthias schon wirklich auf der Reise nach Böhmen begriffen sey. Der Graf Thurn, der oberste Befehlshaber des Kriegesvolkes der Landstände, bemächtigte sich hierauf des Schlosses, und eröffnete dem Kaiser, daß er gekommen sey, die Würde und Person desselben zu schützen. Er stellte aber überall Wachen aus, weil die Stände befürchteten, der Kaiser möchte mit seinen Reichthümern Prag verlassen, und sich nach Bayern begeben. Es blieb dem Kaiser also weiter nichts übrig, als, seinem Bruder Matthias, der nun zu Prag anlangte, seinen Hofstaat entgegen zu schicken, und ihm zu seiner Ankunft glückwünschen zu lassen. Die Stände trugen hierauf dem Matthias die Verwaltung ihres Reichs an. Da der Kaiser nun einsah, daß er Böhmen nicht länger würde behaupten können, so entschloß er sich, die böhmische Krone freiwillig niederzulegen. Er that dieses auf dem landtage, den er, dem Verlangen der Stände gemäß, ausgeschrieben hatte. Als Ursache dieses Entschlusses führte er sein hohes, der Regierungslast unfähiges Alter an. Als er aber durch seine Unterschrift sowohl der Böhmen, als auch die Mährer, Schlesier und kaisiger, des ihm geschwornen Eides der Treue entlassen sollte, gerieth er in den heftigsten Unwillen, befehlte, anstatt zu unterschreiben, das Papier mit Dinte, warf den Hut zur Erde, und zerbiß die Feder in Stücken. Auf diese Art wurde Matthias auch König von Böhmen. Er machte sich dabei verbindlich, den Ständen alle ihre Freyheiten, Vorrechte, Satzungen, und landtagschlüsse, so wie ihre freye Religionsübung, vermittelst eines Majestätbriefes, zu bestätigen und zu erneuern, und er hat, nachdem er gekrönt worden war, dieser Verbindlichkeit auch Genüge geleistet. Rudolf verlorh auf diese Art zwei schöne Königreiche, und seine übrigen ansehnlichen Erbländer, theils durch Unterhandlungen, theils durch Gewalt.

im April

im May

18. Den Churfürsten war es nicht gleichgültig, daß man ihr Reichs- oberhaupt mit so weniger Achtung behandelt hatte. Schon der Churfürst von Sachsen hatte an die böhmischen Stände geschrieben, und sie ermahnt, den Kaiser zu schonen, und ihm in seinem hohen Alter keine weitere Befürchtung zu verursachen. Er hatte auch in eben der Absicht an den Herzog von Braunschweig, welcher den Unterhändler machte, geschrieben, und ihn gebeten, dem König Matthias zu raten, daß er auf die Ordnung nicht dringen, und den alten Kaiser doch nicht betrü-

1) Rhevenhiller, S. 265. 342. — Pelzel, 654. 399.

im Oct.

betrüben möchte ¹⁾. Er und seine Collegen hielten es auch, vorzüglich der wichtigsten Handel im Hause Oestreich wegen, für nöthig, im Herbst dieses Jahrs zu Nürnberg eine Versammlung zu halten. Den Schluß der bey dieser Gelegenheit geflozenen Verhandlungen ließen sie dem Kaiser meiden. Zuerst versicherten sie ihm, wie sie dasjenige, was mit dem König Matthias vorgegangen wäre, sehr ungern vernommen hätten; sodenn erinnerten sie ihn an die Bestellung neuer Reichs-Hof- und andrer Räte; sie baten ihn ferner, sie an den wichtigen und bedenklichen Regierungsangelegenheiten eben so Antheil nehmen zu lassen, wie es seine Vorfahren jederzeit gethan hätten; sie baten ihn um die Ausschreibung eines Reichstags auf künftiges Frühjahr; sie erklärten, daß sie, was die Wahl eines römischen Königs beträfe, auf seine Einwilligung und Bestimmung vorzüglich Rücksicht nehmen wollten, und sie wünschten eben deswegen seine Meinung und seine Vorschläge zu hören. Der Kaiser antwortete ihnen: sie möchten wegen der Wahl eines römischen Königs eine bequeme Zeit bestimmen, damit er seine Einrichtungen dazu machen könnte; wegen eines Reichstags, zu dem ihre Einwilligung nicht nöthig wäre, sollten sie übrigens nicht besorgt seyn ²⁾. Doch Rudolfs Lebensziel war damals nur noch einige Monate entfernt. Seine letzten Schicksale waren freulich nicht so beschaffen, daß sie ihm das Leben angenehm machen konnten. Der Verlust so vieler und so herrlicher Länder schmerzte ihn innigst. Ein Jahrgeld von dreyhunderttausend Gulden, und die schönen Güter, die ihm Matthias zu seinem Unterhalte angewiesen hatte, beruhigten ihn so wenig, daß er sich nur immer mit dem Gedanken beschäftigte, wie er das ihm zugesagte Unrecht abnden könnte. Dies machte ihn unruhig und ängstlich. Hierzu kam, wie man sagt, eine Warnung des berühmten Encho de Brahe, daß er sich vor den Nachstellungen seiner Verwandten hüten sollte. Diese machte ihn so schwermüthig und so mißtrauisch, daß er sich einschloß, und im Januar des folgenden Jahrs erfolgte sein Absterben, nachdem er sein Alter auf neunundsünfzig Jahre und sechs Monate, die Zeit seiner Regierung aber auf fünfundsrenßig Jahre und zwey Monate gebracht hatte ³⁾. Er starb unvermählt. Einen großen Schatz hinterließ er so wenig, als andre Fürsten, die sich mit der Goldmacherkunst abgaben ⁴⁾.

1612
am 10. Jan.

Elfter Abschnitt.

Veränderungen in der Verfassung des ganzen Reichs und der einzelnen Staaten.

I.

Rudolf II. hat die Würde eines Reichsoberhauptes der Deutschen lange genug verwaltet, um das Wohl derselben befördern zu können; Religionshändel beschäftigten ihn und die vornehmsten Reichsfürsten aber viel zu lebhaft, als daß man der

Ab.

1) Rudolf, S. 310.

2) Rudolf, S. 352.

m) Schroeniller, S. 439.

n) Rudolf, S. 383.

Abstellung der Mißbräuche in der politischen Verfassung des Reichs die erforderliche Aufmerksamkeit hätte widmen können, und wenn auch einmal auf einem Reichstage darüber Berathschlagungen angestellt wurden, so blieben sie gewöhnlich ohne Wirkung. Gleich auf dem ersten Reichstage unter Rudolfs II. Regierung, der zu Augsburg gehalten wurde, sprach man viel von der Aufrechterhaltung des Landfriedens, von der Verbesserung der Justizpflege, und der Reichspolizen, und vom andern Gegenständen dieser Art. Einen Hauptpunct machte die Verbesserung des Justizwesens am Kammergerichte aus. Der dieselbe betreffende kaiserliche Antrag gestand zwar ein, daß man bey den jährlichen Visitationen desselben keinen besondern Mangel an rechtsprechenden Personen und an abgefaßten Urtheilen bemerkt habe; ungeachtet aber im verfloßenen Jahre siebzig Definitivurtheile erfolgt wären, so lägen dennoch auf dreyhundert Sachen zum Theil noch bey den Referenten, zum Theil mußten sie gar erst noch ausgehellt werden. Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig äußerte gleichfalls seine Unzufriedenheit über das Kammergericht. Unter andern beklagte er sich darüber, daß, wie die Erfahrung lehre, die Processform fast bey jeder Visitation geändert werde; man nennete es zwar verbessern, er könne aber die Verbesserung nicht so recht eigentlich einsehen. Auch über die allzu vielen unbefugten Mandate, in Fällen, wo sie gar nicht stattfinden, bezeugte er seinen Unwillen. Hiernächst erklärte er es auch für einen beschwerlichen Umstand, daß das Kammergericht zu Speyer den Reichsständen in Sachen, und noch weiter hin in Hollstein, Mecklenburg und Pommern, allzuweit abgelegen sey. Es wäre daher schon einmal im Vorschlage gewesen, für den nördlichen Theil von Deutschland ein besseres Kammergericht anzulegen, und er schlug zum Siege desselben die Stadt Helmstedt vor. So treffend nun auch diese Erinnerungen und Vorschläge waren, so blieben sie und alle Berathschlagungen über die Verbesserung des Justizwesens doch ohne Erfolg *). Eben so wenig fruchteten die Klagen, die verschiedene Reichsfürsten über das rethweilische Hofgericht vorbrachten *). Auch auf dem regensburgischen Reichstage vom Jahre 1594 wurde die Abänderung der Mißbräuche und Unregelmäßigkeiten bey dem Kammergerichte vergänglich in Ueberlegung gezogen *). Erst auf einem Reichsdeputationstage, der vier Jahre hernach (1600) zu Speyer gehalten wurde, nahm man auf die Verbesserung derselben ernstliche Rücksicht *).

2. Daß das Kammergericht sich aber nicht in dem Zustand behauptete, Dieser wird den ihm jeder Patriot wünschen und gönnen mußte, davon war hauptsächlich das durch die Auf-
33 2 wach-

a) Hübner, XII, 150. 599.

b) Ebend. S. 544.

c) Hübner, XVIII, 407. 599.

d) Londorp, III, 52. Es wurde auch einigen Kammergerichtsbeisitzern der Auftrag gegeben, die Kammergerichtsordnung vom Jahre 1555, zu der man in den nachherigen Visitationsschlüssen und Reichsabschieden so viele Zusätze und Veränderungen gemacht hatte, darnach umzuarbeiten. Diese Umarbeitung wurde auch

schon im Jahre 1603 dem Churfürsten von Mainz zugestellt, und von ihm der Reichsoberversammlung vorgelegt. Sie sollte aber erst noch von einer Visitation aufs neue durchgesehen werden, um sodann nach Befinden vom Kaiser und Reich mit der geistlichen Kraft verziehen werden zu können; dies ist aber bis jetzt noch nicht geschehen. Man hat sie daher im Jahr 1713 nur unter dem Titel: Concept der verordneten Kammergerichtsordnung, drucken lassen. Pflügers Entwicklung, II, 29.

nahme des Reichshofraths voran-
 nahm das wachsende Ansehen des Reichshofraths schuld. Eigentlich war das Kammergerichte
 der Reichshof, der, der Bestimmung des Kaisers und der Reichsversammlung
 zufolge, die kaiserliche Gerichtbarkeit in der höchsten Instanz ausüben sollte. Man
 hatte dabei nicht daran gedacht, daß außer dem Kammergerichte noch an irgend
 einem andern Orte, als allenfalls nur an einem unter des Kaisers persönlichen Vor-
 sich mit Reichsständen selbst besetzten Fürstenrechte, kaiserliche Rechtsprüche statt
 finden könnten. Die Proceßordnung, die man dem Kammergerichte durch viele
 Reichsbeschehe vorgeschrieben hatte, konnte durch die jährlichen Visitationen von
 Seiten der Reichsstände noch manche Verbesserung erfahren. Die Reichsstände
 hatten es auch durch das Präsentationswesen in ihrer Gewalt, das Gericht mit
 Männern zu besetzen, die ihr Zutrauen verdienten, und die Visitationen verschaff-
 ten ihnen Gelegenheit, die Denksprüche beständig in der Aufmerksamkeit auf ihre Pflicht
 zu erhalten. Zu diesem Einflusse war ihnen beim Reichshofrath der Weg aber
 völlig versperrt. Die Personen, woraus er bestand, wurden ganz allein vom
 Kaiser angenommen, und gingen also blos von ihm ab. Der Reichshofrath war
 auch von seinem ersten Ursprunge an nicht für Justizsachen bestimmt. Es hatte
 vielmehr die Einrichtung eines Staatsministeriums, das bei seinen Rathschlägen
 hauptsächlich auf den Vortheil seines Herrn zu sehen, das die Entscheidung selbst
 dem Willen desselben zu überlassen hat. Was für Betrachtungen mußten sich nicht
 einem Reichsfürsten darüber aufdrängen, wenn er sich den Fall dachte, daß eine
 ihn betreffende Rechtssache am kaiserlichen Hofe zur Entscheidung kommen möchte?
 Welche Besorgnisse mußten ihm aber einfallen, wenn er besonders ein Protestant
 war; wenn er sich erinnerte, daß am Reichshofrath nicht, wie am Kammerger-
 ichte, auch evangelische Mitglieder, sondern nur catholische Reichshofräthe ange-
 stellt waren; wenn er erfuhr, daß der Einfluß, den Jesuiten und spanische Mi-
 nister auf das kaiserliche Cabinet hatten, auch auf Gutachten oder andre Entschlie-
 sungen des Reichshofraths nicht unwirksam blieb! In einem Schriftwechsel; den
 die Donauwörther Aelterklärung veranlaßte, kam diese Sache zum erstenmal
 zur Sprache. Man fragte dabei nicht, ob das Reichshofrathscollegium, sondern
 ob der Kaiser selbst mit dem Kammergerichte concurrente Jurisdiction habe? Mit
 jesuitisch-scholastischem Scharfsinn wußte man jedoch diese Frage schon zu beantwor-
 ten. Der Kaiser, sagte man, habe seine Gerichtbarkeit dem Kammergerichte nicht
 völlig abgetreten; er habe sie nur mit ihm getheilt; folglich wäre ihm das Recht, sie
 selbst auszuüben, auch nicht benommen worden. An ein solches Zurückbehalten
 von Gerichtbarkeitsmacht hatte man jedoch von Seiten der Reichsstände bei An-
 legung des Kammergerichts gewiß nicht gedacht. Auch würde das kaiserliche An-
 sehen dabei gewonnen haben, wenn man die Aufnahme des Kammergerichts mit
 sorgfältiger Aufmerksamkeit zu befördern gesucht hätte. Der Kaiser war doch im-
 mer das Oberhaupt desselben; war doch immer derjenige, unter dessen alleinigem
 Namen und Siegel die Erkenntnisse ausgefertigt wurden. Je mehr man ihm also
 Wohlkommenheit zu geben, je mehr man dessen Erkenntnisse über alle Einwürfe zu
 erheben suchte, desto mehr mußte die kaiserliche Würde dadurch gewinnen. Die
 kaiserlichen Minister schienen dies aber nicht aus dem rechten Gesichtspuncte an-
 sehen zu haben; oder sie glaubten, daß es dem Kaiser vortheilhafter wäre, wenn

er seine Obergerichtsbarkeit allmählig wieder völlig an seinen Hof ziehen könnte. Der Reichshofrath mußte aber schon deswegen bey ihnen mehr Vorliebe haben, weil dessen Mitglieder aus lauter Catholischen bestanden. Der Religionsunterschied war überhaupt eine der vornehmsten Ursachen, die das Sinken des Kammergerichts beförderte. Er bewirkte besonders die Unterbrechung der jährlichen ordentlichen Visitationen. Da nach der bisherigen Einrichtung immer sieben Reichsstände nach der Ordnung, wie sie auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten, zur Visitation gezogen wurden, so befanden sich unter den sieben Ständen gewöhnlich mehr Catholische als Evangelische, und wenn die letztern über parteyischen Ueberstimmen sich beschwerten, so nahm man darauf keine Rücksicht. So waren noch bey der Visitation und Revision vom Jahre 1587 fünf catholische und nur zwey evangelische Stände; nemlich 1) Churmagnz, 2) Chursachsen, 3) Salzburg, 4) Herzog Johann Casimir zu Sachsen, 5) Prälaten, 6) schwäbische Grafen, 7) Reichsstadt Cöln. Im folgenden Jahre war es jedoch wieder umgekehrt; denn da folgten auf einander: Churmagnz, Churbrandenburg, Magdeburg, Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Prälaten, wetterauische Grafen, und Reichsstadt Regensburg. Indessen war dies bloß ein Zufall, der sich selten ereignete. Aber von eben diesem Zufalle wollte man die Evangelischen keinen Vortheil ziehen lassen. Man hielt daher den Fortgang dieser Visitation zurück, und es wurde seit der Zeit gar keine Visitation mehr gehalten *).

3. So wenig die Verbesserungen, die man dem Zustande des Kammergerichts zubachte, ihren Fortgang gewannen, so wenig gediehen unter Rudolph II. andre Verathschlagungen über Reichsangelegenheiten. Dieses Schicksal hatte unter andern das Moderationswesen, und die Verichtigung der Reichsmatrikel. Viele Reichsstände hatten, der kaiserlichen Proposition nach, sich den Pflichten gegen das Reich entzogen, oder sie hatten durch ausgemachte Protection, Advocacie, Kostenboaten, oder durch den Vorwand der Exemption, ihre Unterwürfigkeit so zweifelhaft oder streitig zu machen gesucht, daß Kaiser und Reich auf ihren Gehorsam und auf ihre Besitzsteuer gar nicht rechnen durften, oder daß sie wol erst gar den Beweis ihrer Reichsoberherrschafft führen mußten. Andre wollten deswegen nichts entrichten, weil man ihnen zu hohen Anschlag aller Klagen umgebracht noch nicht gemildert hatte. Die Stände des schwäbischen Kreises führten wegen dieses Punctes besondre Klage. Vermuthlich haben es noch mehrere Reichsstände gethan. Alle Klagen und Vorstellungen waren jedoch vergeblich, weil auch dieser Artikel erst gegen das Ende des Reichstags vom Jahr 1582 in Verathschlagung gezogen wurde, wo man zur Erörterung desselben nicht mehr Zeit hatte; er wurde daher abermals auf einen besondern Deputationsstag verwiesen *). Eben dieses erfolgte auf dem regensburgischen Reichstage vom Jahre 1594 *). Man kann nummehr auf den geringen Erfolg, den andre Reichstagsberathschlagungen haben mußten, einen ziemlich sichern Schluß ziehen. Dies war z. B. der Fall mit dem Münzwesen, über welchem man von jeher in Deutschland sich nicht vereinigen konnte. Auf dem augsbургischen Reichstage vom Jahre 1582 trug der Kai-

*) Pöcher am a. O.

*) Häberlin, XII, 172. 196.

*) Häberlin, XVIII, 444.

fer darauf att, daß man darauf bedacht seyn möchte, die Münzordnung im Reiche zu erhalten, und den ungebührlichen und schädlichen Steigerungen in Gold und Silber Einhalt zu thun. Er glaubte, daß in dieser Absicht das Münzgebiet vom Jahre 1559 von verschiedenen Mängeln und Unregelmäßigkeiten gereinigt werden mußte. Nun sey zwar schon manches besser eingerichtet worden; die Berichte und Klagen aber, die jährlich von den Probationstagen einiger Kreise bei ihm einliefen, überzeugten ihn, daß der verbesserten Reichsmünzordnung von dem kleinsten Theile der Reichsstände nachgelebt werde. Hierdurch sey es dahin gekommen, daß fast jeder sich in Ansehung der Münzen alles mögliche erlaube; daß man ungescheut geringhaltige einführe, und gute Sorten dagegen einwechsle, und im Werth erhöhe. Natürlich wäre dadurch auch der Preis aller lebensbedürfnisse und anderer Waaren gestiegen, und der gemeine Mann in große Noth versetzt worden. An Berathschlagungen und an Entschlüssen über diesen Punct fehlte es nun auch nicht; es wurde aber desto weniger ausgemacht. Man verabredete eine Zusammenkunft der beiden rheinischen und des westphälischen Kreises, die Münzgebrechen zu untersuchen, und abzugreifen. Das Ausmünzen der halben Baßen und Pfennige, welche zu so manchem Münzunsuge Gelegenheit gaben, wurde gänzlich verboten¹⁾. So ernstlich der Ton war, in dem diese und andre Münzverordnungen dieses Reichstags abgefaßt waren, so sehr hatte der Kaiser auf dem regensburgischen Reichstage vom Jahre 1594 doch Ursache, über die Nichtbeachtung derselben zu klagen. Die Reichsstände konnten aber zu reichlichen Berathschlagungen über dieselben keine Zeit finden, und vernieften sie daher bis auf den nächsten Reichsdeputationstag. Indessen wurden doch einige Anordnungen gemacht, die bis zur völligen Entscheidung dieser Sache ihre Gültigkeit haben sollten. Diese betrafen unter andern wieder das Ausmünzen der halben Baßen; auch sollte niemand sein Münzrecht, bei der Strafe es zu verlieren, an einen andern verleißen oder verkaufen können; die Kreise und deren Stände sollten das Recht haben, die falschen Münzmeister, überall, wo man sie betreten würde, gefänglich einzuziehen, und gegen sie und ihre Gehülfen mit den darauf gesetzten Leibesstrafen verhältnismäßig zu verfahren²⁾. Diese Verordnungen wurden auch auf dem regensburgischen Reichstage vom Jahre 1597 bestätigt³⁾.

4. Wenn aber zu wichtigern Berathschlagungen auf den Reichstagen oft keine Zeit war, so rührte es daher, weil man sich mit Rangstreitigkeiten zu sehr beschäftigte, oder weil andre Sessionstreitigkeiten vorkamen. Solche Streitigkeiten waren unter andern diejenigen, welche auf dem Reichstage vom Jahre 1582 zwischen Salzburg und Magdeburg vorkamen. Auf ebendenselben stritten sich der Herzog Ludwig von Württemberg und der alte Herzog Ulrich von Mecklenburg um den Rang. Jener hatte diesem, als einem alten und verehrungswürdigen Fürsten, bisweilen den Vorrang verstattet; der alte Herzog Ulrich wollte aber endlich ein Recht daraus machen. Dies gab zu manchen Verdrießlichkeiten auf den Reichstagen Gelegenheit, und jetzt war es wieder der Fall. Salzburg und Oestreich machten sich gleichfalls den Vorrang streitig. Es war daher gewöhnlich, daß sie in Ansehung des

1) Häberlin, XII, 194 — 210.

2) Häberlin, XVIII, 429 — 431.

3) Heynenhiller, V, 1916.

des Directoriums im Fürstenrathe von Tage zu Tage abwechselten; auf dem Reichstage vom Jahre 1582 wurden sie aber einig, daß dieses künftig von einem Punkte zum andern geschehen sollte. Eben dieser Reichstag ist aber auch deswegen merkwürdig, weil die Ordnung und die Zahl der weltlichen Stimmen der altfürstlichen Häuser, so wie sie damals stattfand, größtentheils bis auf unsere Zeiten sich fortgepflanzt hat. Diese Fortpflanzung war jedoch so sehr Zufall, daß der Kaiser noch auf dem Reichstage vom Jahre 1594 erklärte, die ungeräde (d. i. zufällige) Eszision und Stimme auf diesem Reichstage, so wie die Unterschrift des Reichsabschiedes, sollte jedem an seinen Rechten, Gerechtigkeiten und Herkommen ohne Nachtheil und unvorgefälscht seyn. Auf eben diesem Reichstage fiel aber wieder ein Rangstreit vor. Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig hatte seinen Gesandten befohlen, darauf zu sehen, daß seine und seines Velters, des Herzog Wolfgangs von Grubenhagen Stimme zunächst nach der bayerischen abgelegt werden möchte. Er wollte dadurch vor den Herzogen zu Sachsen weimarschen und coburgschen Theils, wie auch vor dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach den Vorzug haben. Diese beriefen sich zwar auf ihren Ursprung aus churfürstlichen Häusern; Heinrich Julius wollte ihnen aber nicht eingestehen, daß ihnen dieser Ursprung einen Vorzug geben könnte; er war vielmehr der Meinung, daß das Alter seines Hauses für ihn entscheidend müßte^{a)}. Es äußerten sich jedoch nicht allein Streitigkeiten wegen des Ranges, sondern auch wegen der Zahl der Stimmen, doch eigentlich nur auf Kreistagen. So wollte man dem Markgrafen Ernst Friedrich von Baden und seinen Brüdern auf dem schwäbischen Kreistage nur Eine Stimme verwilligen, da sie sonst drei gehabt hatten^{b)}. Ein solcher Streit entstand auch zwischen den Grafen und Herren und zwischen den übrigen Mitgliedern des fränkischen Kreises. Diese verlangten für jeden regierenden Herrn einer gräflichen und freyherrlichen Familie eine besondere Stimme und Unterschrift; die geistlichen und weltlichen Herren verweigerten ihnen aber dieselbe, und wollten, dem bisherigen Herkommen gemäß, jeder gräflichen und freyherrlichen Familie nur Eine Stimme zugestehen. Hiervon wurden bloß die Grafen von Hohenlohe, die schon seit langen Zeiten zwei Stimmen hergebracht hatten, ausgenommen. Weil nun die fürstlichen Kreishände auf alle Vorstellungen und Protestationen nicht achteten, so wendeten sich die Grafen an den Kaiser. Die Fürsten brachten aber nun allerley Gründe vor, warum dem Verlangen der Grafen und Herren nicht gewillfahrt werden könnte. Erstlich wäre es von jeher so Herkommen gewesen; sodenn finde eben diese Verwahrung auch bei andern Kreisen, den schwäbischen ausgenommen, statt; in ihrem Kreise ließe sich aber dieses Herkommen am wenigsten abändern, denn da die Mitglieder desselben aus sechs Fürsten, aus acht Grafen und Herren, und aus fünf Städten beständen, so würden die Grafen und Herren, wenn jeder von ihnen eine besondere Stimme und Unterschrift haben sollte, die Mehrheit der Stimmen bekommen, und doch bei ihren Anlagen bleiben. Diese Gründe scheinen auch dem Kaiser hinlänglich gewesen zu seyn; wenigstens nahm er sich dieser Sache nicht weiter an. Die Grafen und Herren wendeten sich daher vier Jahre hernach wieder

an

a) Hübner, XII, 216, 216. 610. XVIII, 448. b) Michaelis, III, 181.

an die Kreisstände selbst, ohne jedoch ihre Absicht zu erreichen ^{c)}. Sie waren aber nicht allein wegen ihrer Stimmen auf Kreistagen, sondern auch wegen ihres Stimmrechts auf Reichstagen bekümmert. Ihre Vorfahren hatten, wie sie auf der Reichsversammlung zu Speyer berichteten, auf den in den Jahren 1521, 1524 und 1526 zu Worms, Speyer und Nürnberg gehaltenen Reichstagen Sitz und Stimme behauptet; dieses von ihnen behauptete Recht hatten sie aber durch die Nachlässigkeit ihrer Eltern und Voreltern wieder verlohren, und nun wollten sie weder die wetterauischen, noch die schwäbischen Grafen und Herren zu gleichen oder abwechselnden Stimmen zulassen. Nun waren sie aber in der Reichsmatrikel gar nicht ausgestrichen; vielmehr mußten sie sowol zur jährlichen Unterhaltung des Kammergerichts, als zu andern Reichsanlagen ihren Antheil beitragen. Sie thaten daher ihnen ihr Stimmrecht wieder einzuräumen; man erkannte nun zwar ihre Bitte für billig, es wurde aber dennoch nichts ausgemacht ^{d)}.

Veränderungen in den vornehmsten weltlichen Staaten.

Oesterreich

5. Grafen und Herren fühlten es aber nicht allein bey dieser, sondern auch bey mancher andern Gelegenheit, daß ihre ehemalige Standesgenossen, die Fürsten, sie an Macht und Ansehen hinter sich zurückgelassen hätten. Das Erstgeburtsrecht, das in vielen Häusern der Fürsten nunmehr eingeführt war, gab ihnen Staaten immer mehr Ausdehnung und Räumung. Dies beweiset auch die Geschichte der vornehmsten Veränderungen, die sich unter Rudolfs II. Regierung in den Familien der weltlichen Häuser ereignet haben. Als Rudolf II. sein Leben endigte, hinterließ er keine Söhne, sondern nur drey Brüder; seinen Nachfolger Matthias, den Deutschmeister Maximilian, und Albrecht, der mit seiner Gemahlin, einer Tochter des König Philipps II. von Spanien, die Oberherrschaft über Bургund und die Niederlande zur Mitgift bekommen hatte. Von dem Erzherzog Carl von der steinermärkischen Linie waren noch vier Söhne da: Ferdinand, der in der Folge Kaiser wurde, Maximilian Ernst, Leopold, der Bischof von Straßburg und Passau, und Carl, der Bischof zu Breslau und Bräun war. Unter diesen sieben Herren hatten drey bey dem geistlichen Stande ihre Versorgung gefunden. Matthias war nicht vermählt. Es blieben folglich nur noch drey Herren des österreichischen Hauses, die ihre Familie vermehren konnten, übrig. Alle die weitausflüchtigen Länder des österreichischen Staates waren nur unter zwey Linien vertheilt, und Ungern, Böhmen und Oesterreich besaß Matthias ganz allein ^{e)}. In dem bayerischen Hause gab es bey Rudolfs II. Tode nur drey Herren: den regierenden Herzog Maximilian I., und dann seine zwey Brüder, Ferdinanden, der seinem Vatersbruder Ernst bald darauf als Churfürst von Eßlin folgte, und Albrechten. Ihr Vater, Wilhelm V., lebte damals zwar noch, und er lebte noch funfzehn Jahre hernach; er hatte aber bereits vor vierzehn Jahren die Regierung niedergelegt, um sich ganz den Beschäftigungen der Frömmigkeit und Andacht widmen zu können. Sein ältester Bruder, Ferdinand I. hatte sich mit Marie von Pottenbedin, der Tochter eines Rentschreibers zu München, verheirathet. Die aus dieser Ehe erzeugten Kinder hätten, des bürgerlichen Standes ihrer Mutter wegen, eigentlich kein Erbrecht haben können; da aber der jüngste Bruder Ernst in den geistlichen Stand getreten war, und

Bayern

1598

1583

c) Habertin, XII, 304. 609.

d) Habertin, XVIII, 639. 189.

e) Michaelis, I, 208. 215.

die ganze Fortpflanzung des bayerischen Geschlechts folglich auf Wilhelms eignen Söhnen beruhete, und da Wilhelm die Gefahr, das catholische Bayern an die calvinische Pfalz kommen zu lassen, wahrscheinlich zu vermeiden wünschte, so machte er die Verordnung, daß die Heirath seines Bruders der Nachkommenschaft desselben in der Hauptsache nicht zum Nachtheile gereichen sollte; seine Söhne sollten sich zwar des herzoglichen Titels enthalten, auf den Fall aber, daß seine, die württembergische Linie, jemals zu Ende gehen würde, der Nachfolge fähig seyn. Dieser Fall ist nun zwar nicht eingetreten; aber die Nachkommen Ferdinands I. haben sich bis in dieses Jahrhundert als Grafen von Wartenberg fortgepflanzt ¹⁾.

6. In dem pfälzischen Hause, dem der Herzog Wilhelm V. von Bayern die Erbfolge zu entziehen wünschte, waren unter Rudolf II. große Veränderungen vorgefallen. Von den Söhnen des Churfürsten Friedrichs III. hatte nur Ludwig VI. Nachkommenschaft, und diese bestand in dem einzigen Friedrich IV. Sein Bruder, der berühmte Pfalzgraf Johann Casimir, hinterließ nur eine Prinzessin. Sein Brudersohn Friedrich IV., verwandelte das Dorf Manheim in eine Stadt, die durch Religionsflüchtlinge, die er dafelbst lieblich aufnahm, sehr bald zu einem blühenden Zustande gelangte. Er starb in eben dem Jahre, in welchem er die Union gestiftet hatte. Man rühmt besonders seine Liebe zu den Wissenschaften und seine Fertigkeit in den Leibesübungen. Vielleicht lebte er länger, wenn er den Wein weniger liebte; denn er war bei seinem Tode erst sechsunddreißig Jahr alt. Seine zwei Söhne, Friedrich V. und Ludwig Philipp, waren daher beide noch minderjährig. Derjenige, der zur Vormundschaft über dieselben das nächste Recht hatte, war der Pfalzgraf Philipp Ludwig zu Neuburg. Da sich aber derselbe zur lutherischen Religion bekannte, und da er schon im voraus erklärt hatte, daß er seine Administrationsrechte eben so wenig in geistlichen, als in weltlichen Dingen würde kränken lassen, so konnte man die Veränderungen, die er im Kirchenstaate vornehmen würde, schon voraussehen. Eben deswegen ernannte der Churfürst Friedrich IV. den Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, einen entfernten Agnaten, zum Vormund seiner Söhne. Hierüber entstand zwischen den beiden Pfalzgrafen ein heftiger Schriftenwechsel. Der Pfalzgraf erhielt sich jedoch in dem Besiz, und er wurde in demselben nicht nur vom Kaiser geschützt, sondern auch in das Churfürstliche Collegium aufgenommen ²⁾. Des zweibrückischen Pfalzgrafen Johanns II. Vater, Johann I., verschaffte durch seine Gemahlin Magdalena, eine Tochter Herzog Wilhelms von Jülich, seinem Hause ein Erbrecht auf die jülich-schen und clevischen Länder ³⁾. Er war ein Bruder des Pfalzgrafen Philipp Ludwigs von Neuburg, und ein Sohn des berühmten Pfalzgrafen Wolfgang. Des letztern Söhne, als der eben erwähnte Philipp Ludwig, imgleichen Johann I., Otto Heinrich, und Carl, stifteten die vier Nebenlinien zu Neuburg, Zweibrücken, Sulzbach und Birkensfeld; als aber Otto Heinrich ohne Erben starb, fiel die Grafschaft Sulzbach an Neuburg zurück. Die Linien des pfälzischen Hauses hatten sich also eher vermehrt als vermindert ¹⁾.

Pfalz.

1606

1610

1604

7. Das

1) Westenrieder, II, S. 535. und 536.

2) Michaelis, II, 50. 51.

3) Michaelis, II, 105.

1) Michaelis, ebendas. S. 80. 89.

- Baden. 7. Das Haus Baden erfuhr in diesem Zeitraume grofse Revolutionen. Die drei Söhne des Markgrafen Carls II, Ernst Friedrich, Jacob, und Georg Friedrich, theilten sich in das väterliche Land, und sie residirten seitdem zu Durlach, zu Emmendingen und zu Rasteln. Jacobs Gemahlin kam nach seinem Tode noch mit einem Prinzen nieder, über den der Markgraf Ernst Friedrich die Vormundschaft führte. Eben diese Vormundschaft gab jedoch zu einem lebhaften Streite zwischen ihm und dem Herzog von Bayern Gelegenheit. Der Prinz, dessen Vormundschaft den Gegenstand dieses Streites ausmachte, starb aber schon nach sechs Monaten, und sein bisheriger Vormund, der Markgraf Ernst Friedrich, wurde nun der Erbe seines Landesanteils, welcher aus dem Hochbergischen und Wisingischen bestand. Ernst Friedrich war überhaupt im Länderverwerb besonders glücklich. Er brachte auch das Land seines verschuldeten Vaters Eduard Fortunatus an sich. Dieser hatte sich mit Marie, einer Tochter Jacobs von Eicken, Statthalters von Breba und Hofmarschalls des Prinzen von Dranien, vermählt. Man hielt diese Ehe für unstandesmäßig, und man wollte daher den aus derselben erzeugten Söhnen kein Erbrecht zugestehen. Edwards Brüder aber glaubte man von der Nachfolge ausschließen zu dürfen, weil der eine taub und stumm war, und der andre blödsinnig seyn sollte. Demungeachtet wollte der Churfürst von der Pfalz, und überhaupt das pfälzische Haus, dem Markgrafen Ernst Friedrich den Besitz der Grafschaft Spanheim verwehren; Pfalz und Trier versagten ihm auch die Belehnung. Edwards Minister hatten sogleich einen Abgeordneten an den Kaiser geschickt, und ihm die Gemahlin und die Kinder des verstorbenen Markgrafen nachdrücklich empfohlen. Der Kaiser übertrug auch sogleich dem Herzog Maximilian von Bayern die einstweilige Verwaltung des Landes, und befahl dem Markgrafen Ernst Friedrich, dasselbe dem Herzog so lange einzuräumen, bis der Streit entschieden wäre. Den Churfürsten von Trier ernannte er zum Mitsequester. Ernst Friedrich versuchte alles mögliche, um die Vollziehung dieser Sequestration zu verhindern; der Kaiser befahl ihm aber den Strafen von zweihundert Mark löthigen Goldes, zu gehorchen. Hierauf schickte er seinen Bruder den Markgrafen Georg Friedrich an den kaiserlichen Hof nach Prag; allein er bekam noch immer keine Antwort, wie er sich gewünscht hatte. Man arbeitete seinen Absichten aber auch deswegen entgegen, weil die catholischen Fürsten den evangelischen nicht gern eine neue Stimme im Reichsfürstenrathe einräumen wollten. Eben daher machte man ihm auch eine Stimme auf dem Kreistage streitig; der Herzog von Württemberg nahm sich aber seiner mit solchem Eifer an, daß er endlich unter die Mitglieder des schwäbischen Kreises aufgenommen wurde. Einige Jahre vorher war der Markgraf Friedrich Ernst in einen andern Streit gerathen. Er hatte doch die Töchter seines Bruders Jacob von sich entfernen sollen, damit sie in der catholischen Religion künnten erzogen werden; dies hatte er aber noch immer nicht gethan. Endlich langte ein kaiserlicher Befehl bei ihm an, die Prinzessinnen entweder dem Herzog von Bayern, oder dem Landgrafen von Leuchtenburg, oder aber ihrer Mutter Elisabeth, die sich zum zweitenmal mit dem Grafen Carl von Hohenzollern vermählt hatte, zur fernern Aufzucht zu übergeben. Es waren ihm, wenn er nicht gehorchte, fünfzig Mark löthigen Goldes Strafe angedroht; er befolgte aber

aber dem Befehl des Kaisers oder eigentlich des Reichshofraths dennoch nicht genau, sondern übergab die Prinzessinnen der Aufsicht ihrer Urgroßmutter. Der Reichshofrath drang jedoch auf die Vollziehung seiner Verordnung. Der Markgraf schickte nunmehr die Prinzessinnen nach Baden, wo er sie mit catholischen Lehrern und Erziehern versah. Aber auch dieses war dem Reichshofrath nicht genug. Er bestand auf einer genauern Befolgung seiner Decrete. Der Markgraf appellirte hierauf zweymal an Kaiser und Reich. Dies half ihm jedoch so wenig, als die Fürbitte des Churfürsten von der Pfalz, als die Bemühungen, welche die zu Friedberg versammelten evangelischen Fürsten für ihn anwendeten. Man bedrohte ihn mit der Reichsacht, und er mußte endlich nachgeben. Als nach seinem plötzlichen Tode sein Bruder, der Markgraf Georg Friedrich, alle badenschen Länder erbte, machte er auch auf den Besitz des landesanteils seines Veters Eduard Fortunatus Anspruch. Dessen Wittve und Kinder setzten aber den Kaiser um ihren Schutz an. Inbessen brachte es der Markgraf doch so weit, daß der Churfürst von der Pfalz ihm, auf Befehl des Kaisers, den badenschen Theil an beiden Grafschaften Spanheim einräumte, und daß er auch in die Gemeinschaft der hinterpfälzischen Grafschaft aufgenommen wurde ¹⁾.

1601

1604

8. In Württemberg folgten auf einander zwei Herzoge, die ganz entgegengegesetzte Eigenschaften hatten; Ludwig ließ sich nemlich zu sehr, und Friedrich zu wenig einschränken. Ludwigs Fehler, deren Grund in seiner Erziehung lag, verlorren sich mit den Jahren nicht; seine Aufführung war der Regentenwürde gar nicht angemessen. Die alten Minister und Landstände behandelten ihn daher auch völlig wie eine Person ihres Standes. Die letztern mußten aber auch genug Schulden für ihn bezahlen. Adel und Geistlichkeit rissen die ganze Herrschaft an sich. Die Ausführung aller vom Herzog Christoph gemachten Anstalten unterblieb; der schwache Ludwig vermochte gar nichts durchzusetzen. Die evangelischen Prälaten wirtschafteten äußerst schlecht; sie sahen bloß auf ihren eignen Vortheil, und beförderten dadurch beynahe den Untergang der Klöster. Das einzige Gute, was Ludwig noch stiftete, war die Ausführung des Entwurfs, den Herzog Christoph zum Collegium illustre zu Tübingen gemacht hatte. Es sollte, der Absicht seiner Stiftung nach, das für Juristen seyn, was das theologische Seminarium für die künftigen Diener der Kirche war. Man bestimmte es für junge Leute von Adel, mit welchen die angesehenlichsten Aemter besetzt wurden. Noch gab es in ganz Deutschland kein Institut dieser Art. Hier war das Geld also gut angewendet; desto schlechter brauchte es der Herzog bey dem kostbaren Lusthause, das er in dem von ihm zu Stuttgart angelegten Garten auführte. Es verzehrte, ohne einen bestimmten Belustigungszweck zu haben, auf drey Tonnen Goldes. Unnötige Befestungskosten ludwigen auch viel, und sogar Zeughäuser legte er an, um in der Geschwindigkeit Soldaten, die noch nicht angeworben waren, bewaffnen zu können. Da er keine Söhne hinterließ, so folgte ihm sein Vetter, Herzog Friedrich, der Sohn seines Onkels, des Grafen Georgs von Mömpelgart.

Württemberg
unter dem
Herzog Lud-
wig:

1593

9. In der kurzen Zwischenzeit, die zwischen Ludwigs Tode und Friedrichs Ankunft verfloß, hatten sich die Landstände und die fürstlichen Minister Friedr.

1) Michaeis od. Hamburger, S. 106.

ster unter einander verbunden, allen Neuerungen, die man vermuthen konnte, sich mit gemeinschaftlichen Kräften zu widersehen. Die Landtschaft that also dem neuen Herzog sogleich den Vortrag, daß sie zwar im Jahr 1583 die Bezahlung einer Summe von sechsmaalhunderttausend Gulden Kammer Schulden übernommen habe; Ludwig habe aber dabei ausdrücklich versprochen, daß diese Uebernahme sich blos auf seine Person beziehen sollte, und daß die Landtschaft, in dem Fall, daß er ohne männliche Erben abginge, zur Bezahlung nicht verbunden sey. Sie sagte hierzu einen zweiten dem Herzog nicht weniger unangenehmen Antrag. Er sollte von einer Casse, die man auf den Nothfall gespart hatte, keinen Gebrauch machen dürfen. Außerdem verlangte man von ihm, daß er nicht, so wie in Mömpelgart, Ausländer, und besonders Franzosen, zu Staatsbedienungen anstellen möchte. Allein der neue Herzog ließ sich auf alle diese Anträge und Wünsche gar nicht ein; er suchte vielmehr die Landtschaft zur Anwerbung eines Heeres zu bereben, weil man von Oestreich oder von einer andern Seite her einen Ueberfall zu befürchten habe. Die Stände glaubten jedoch, daß es hinlänglich seyn würde, die Festungen stärker zu besetzen, und die Unterthanen aus den von Ludwig angelegten Zeughäusern mit Waffen zu versehen. Hier hatte also Friedrich sein Vorhaben nicht durchsetzen können; desto standhafter bewies er sich aber in einem andern Falle. Er sollte, einer Verordnung zufolge, die Huldigung nicht eher empfangen, als bis Ludwigs Testament eröffnet und vollzogen worden. Er hatte sich hierzu durch zwei feierliche Eide verbindlich gemacht; allein schon vier Tage nach seiner Ankunft mußte man ihm huldigen, ohne daß er der Bestätigung der Landesprivilegien erwähnte, oder den Aufschub dieser Bestätigung entschuldigte. Zwei Jahre verflossen, ehe nur der tübinger Vertrag bestätigt wurde. Dies erregte ein allgemeines Aufsehn im Lande. Ludwigs alte Minister entfernten sich nach einander; einige dankten freywillig ab, andre wurden wider ihren Willen abgedankt. Eine desto bessere Behandlung fanden die Juden, die sich sehr vermehrten. Der herzogliche Hofprediger, Lucas Oslander, hielt sich berechtigt, dem Herzog mit allem reichthümlichen Ernste deswegen Vorstellungen zu thun; sein Eifer brachte ihn aber um Amt und Prälatur. Friedrich ließ sich durch Betrüger zu allerley kostbaren Projecten verführen. Er wollte den Rhein schiffbar machen; er legte eine große Spinnewerz und Leinewerz an. Keiner der neuen Minister war den alten aber so verhaft, und keinen hielt das Land mehr für den Urheber aller dieser Anschläge, als den ehemaligen tübingschen Rechtslehrer und Professor, Matthäus Englin, dem es in Staatsachen und beym Finanzwesen an gründlicher Einsicht fehlte. Wahrscheinlich war es Englin, der dem Herzog den Rath gab, das ganze Landtschaftscollegium mit allen seinen Familienverwebungen umzuschaffen, die Theologen erst zu dem zu bilden, was sie eigentlich seyn sollten, sich eine stehende Mannschaft anzukwerben, und der Regimentsverfassung und der Finanzverwaltung eine völlig veränderte Gestalt zu geben. Es war ihm überhaupt ein unerträglicher Gedanke, daß er sein Land nicht so besetzen sollte, wie es der Herzog Eberhard II. besessen hatte. Er leugnete daher die Verbindlichkeit der vom Herzog Ulrich geschlossenen Verträge, und behauptete, daß ihm dieser die Rechte der Voreltern ungeschmälert hätte hinterlassen sollen.

10. Eben deswegen bemühte er sich auch gleich bei dem Antritte seiner Regierung, die östreichische Austerlehnenschaft zu endigen. Er trat darüber mit dem Kaiser Rudolf II. in Unterhandlungen, und da dieser immer Geld brauchte, so kam es nach einigen Jahren so weit, daß er sich erklärte, er wolle der Austerlehnenschaft gegen eine verhältnißmäßige Summe entsagen, dabei aber die Anwartschaft auf das Herzogthum vorbehalten. Durch die Treulosigkeit eines von den beiden Unterhändlern, die der Herzog dazu brauchte, wurde aber die Vollendung des Geschäftes noch auf zwei Jahre hinausgeschoben. Vermöge des damals zu Prag geschlossenen Vertrags, entsagte nun das Haus Oestreich, unter der gedachten Bedingung, der württembergischen Austerlehnenschaft; dabei machte es jedoch aus, daß die Erzherzoge von Oestreich, zum Beweise ihrer Anwartschaft, den Titel und das Wappen Württembergs zu führen berechtigt seyn, und daß sie mit den Herzogthümern Württemberg und Teck, so wie mit andern östreichischen Ländern, belehnt werden sollten; der Herzog sollte sich auch um die Einwilligung der Churfürsten, und um die Bestätigung seiner Landstände bewerben. Die Hauptbedingung bestand jedoch darin, daß Friedrich, in Zeit von sechzehn Monaten, viermalhunderttausend Gulden bezahlen sollte ¹⁾.

11. Diese mußten nun die Landstände herbeschaffen; sie sperrten sich zwar sehr, endlich mußten sie sie aber dennoch auszahlen. Während der Zeit, daß sie nun damit beschäftigt waren, das Geld anzuschaffen, verschwendete ihr Herzog immer mehr, theils durch neue Projecte, theils auf einer Reise nach Italien. Er kaufte auch einen Ort nach dem andern, der aber selten dem Lande einverleibt wurde, und zur Verminderung der Landeschulden also auch nichts bestrug. Die alten Minister, die ihm widersprachen, nahmen immer mehr ab, und an ihre Stellen rückten lauter Männer, die für die neuen Regierungspläne gestimmt waren. Auch die Landstände wußte man allmählig zu gewinnen; der eine erhielt eine Wohlthat, welche auf seine ganze Familie wirkte, der andre eine Verwilligung, und so wurden aus den Landständen zuletzt unterthänige Diener des Fürsten. Des Herzogs Wunsch, ein kleines Heer stehender Mannschaft zu bekommen, beförderte die damalige Fährung zwischen den Catholiken und Protestanten. Nachdem endlich die Landstände einmal eingewilligt hatten, einige hundert Mann Garde zu bezahlen, so war es schon eben so gut, als hätten sie sechstausend Mann bewilligt, und so wie sich die Zahl der Truppen vermehrte, so verlorren sich nach und nach die landständischen Freiheiten. Die Beispiele von Strenge, welche der Herzog durch die Verabschiebung Osanders, und durch die Bestrafung eines Hofalchymisten, für welchen ein eigener eiserner Galgen errichtet wurde, gegeben hatte, waren so abschreckend, daß niemand mehr einen Widerspruch wagte. Schon einige Landtage hatten bewiesen, daß man viel ausrichten könne, wenn man den klagenden Ständen nur Trost einzusprechen wisse. Die Zahl der alten Prälaten, die mit der ehemals gewöhnlichen Freymüthigkeit redeten, nahm immer mehr ab. Nach solchen Vorbereitungen rückte der Herzog endlich mit seinem Entwurfe, den tübinger Vertrag abzuändern, hervor. Es geschah dies auf einem Landtage, zu welchem aus jeder Stadt und aus jedem Amt nicht nur eine Gerichts-, und eine Rathes-

H. Friedrich schaffte die östreichische Austerlehnenschaft 1597) terlehnsherrschaft ab.

1599

Desen Der siebten nach Unabhängigkeit.

1607

person, sondern auch die Amtsleute erscheinen mußten. Der Herzog trug darauf an, daß einige Stellen des tübinger Vertrags aufgehoben, andre aber besser erläutert werden sollten. Er that seinen Antrag nicht einmal schriftlich, und sein Befehl war, daß sich die Stände sogleich erklären sollten. Als ihm einige Gegenstellungen gemacht wurden, antwortete Friedrich, eine förmliche schriftliche Verhandlung sey deswegen unnöthig, da ihnen sämmtlich der Vertrag so bekannt wäre, als das Vater unser. In der zweiten Zusammenkunft wurde über den zweiten Punkt des Vertrags, vermöge dessen der Herzog ohne Einwilligung der Stände keinen Krieg führen sollte, geredet, und der Herzog erklärte ihn für aufgehoben. Als Grund führte er an, daß die damals bewilligten achtmalshunderttausend Gulden nicht zur Verringerung der Schulden angewendet worden wären, und daß sogar Herzog Christoph der Bestätigung sich widersetzt habe, weil dreymalshunderttausend Gulden noch bis jetzt unbezahlt geblieben wären. Die Landschaft verlangte nochmals Bedenkzeit. Man bewilligte sie ihr auch, legte ihr aber auch zugleich die Frage vor, ob die Hälfte der Landschaft in Hauptkriegen nur in förperlichem Dienste bestesse, oder auch zugleich durch Geldbeiträge geschehen sollte. Der Herzog bestand darauf, daß es weit besser sey, für jeden Mann monatlich sechs Gulden zu bezahlen, weil es die Erfahrung schon hinlänglich gelehrt habe, wie wenig mit dem Landvolk anzufangen sey. Der Obervogt Sichel, der selbst Kriegsmann gewesen war, bestätigte dies, und zeigte, daß der Bauer, ohne Nachtheil des Landes, nicht könnte vom Pflug genommen werden. Friedrich führte mehrere Beispiele an, daß die Landschaft bey ehemaligen Kriegsnothen ansehnliche Geldhülfe hergegeben habe. Aller dieser Gründe ungeachtet, bestand aber die Landschaft noch immer darauf, daß der tübinger Vertrag unverletzt bleiben, und ihren Beschwerden abgeholfen werden möchte. Ihre Beharrlichkeit brachte den Herzog dergestalt auf, daß er die Verhandlungen abbrach. Ein landschaftssyndicus bekam auch von ihm seinen Abschied. Jetzt hielten die landstände es doch für zuträglich, nachzugeben, um Verzeihung und um Fortsetzung des landtags zu bitten. Friedrich verlangte nun eine förmliche Abbitte, und nur mit Mühe gab er seine Einwilligung, den abgebrochnen landtag wieder fortzusetzen, oder er rief vielmehr einen neuen zusammen. Der landtschaf gab er zwey neue Syndicos, auch ließ er die Städte und Aemter durch besondere Abgeordnete zu dem neuen landtage vorbereiten. Von den Prälaten wurden nicht mehr als vier eingeladen. Die bisherigen Abgeordneten von Stuttgart, Tübingen, Mürtingen und Brackenheim, wurden ausgesprochen, und andre gewählt. Die landschaftlichen Schriften wurden von dem landschaftsintnehmer den Secretarien abgefordert. Der Vertrag geschah wieder im herzoglichen Schlosse, und in Gegenwart des Herzogs, welcher nochmals darauf bestand, daß die persönlichen Dienste in Geldbeiträge verwandelt werden sollten, und daß in Hauptkriegen die Landschaft drey Theile der Kosten, er selbst aber den vierten zu geben hätte; die Unterthanen sollten nur im äußersten Nothfall, und zwar nur im lande, zur Fortschaffung der Artillerie und der Munition verbunden seyn. Der Cansler Englin sammelte in des Herzogs Gegenwart die Stimmen ein, und sie fielen nach Friedrichs Wunsch aus. Es wurde nun niedergeschrieben, in wie fern der tübingsche Vertrag künftig noch seine Kraft behalten sollte. Der Herzog, der die landstände

in

in einer für sich günstigen Stimmung sah, verlangte nun auch von ihnen, daß sie einen beträchtlichen Theil von Kammer Schulden übernehmen sollten. Er bewies, daß sie bey dem Antritte seiner Regierung schon siebenmalhunderttausend Gulden betragen hätten, und daß er es nicht hätte verhindern können, sie noch mit fünfmalhunderttausend Gulden zu vermehren. Dagegen wären aber auch eine Million und sechs malhunderttausend Gulden auf den Ankauf neuer Güter verwendet worden, von welchen die Landschaft Abgaben und Steuern zöge. Die Stände bequamen sich nach einigem Widerstande, elfmalhunderttausend Gulden zu übernehmen. Die Summe, die sie hier bewilligten, war jedoch nicht das wichtigste bey der Sache; genug, daß nun dem Herzog und seinen Nachfolgern der Weg gebahnt war, jedes ihrer künftigen Projecte mit Leichtigkeit ausführen zu können. Friedrich überlebte aber diese für die herzogliche Macht so wichtige Veränderung nicht einmal ein Jahr. Er hatte mit seiner schönen Gemahlin, Sibylle, einer Tochter des Fürsten Joachim Ernsts von Anhalt, funfzehn Kinder, gezeugt, von welchen aber sieben schon vor ihm gestorben waren ^{m)}.

12. In Hessen waren die vier Linien, welche Philipps Söhne stifteten, wieder auf zwei, nemlich auf Cassel und auf Darmstadt, zusammengeschmolzen. Zuerst starb Philipp II. ohne Söhne, und seine drey Brüder theilten sich in sein Land ⁿ⁾. Eben dieser Fall ereignete sich mit dem Landgrafen Ludwig IV. zu Marburg, und es entstand darüber der oben erwähnte Erbstreit ^{o)}. Wilhelm IV., der Stifter der casselschen Linie, vergrößerte sein Land unter andern durch die ererbte Herrschaft Wesse, und durch einige Aemter der ausgestorbenen Grafen von Hoya und von Diepholz, imgleichen der gefürsteten Grafen von Henneberg. Er verbesserte und verschönerte den Zustand seiner Städte; besonders machte er sich um seine Residenz Cassel verdient. Er hatte nur einen einzigen Sohn, seinen Nachfolger Albrecht, der die reformirte Religion in seinem Lande zur herrschenden machte. Als der letzte Abt zu Hersfeld starb, übernahm er die Verwaltung dieses Stiftes ^{p)}.

13. Mit den vornehmsten Schicksalen, die das sächsische Haus unter Kur-Churachsen. Kurfürst August, der sich durch seinen warmen Eifer für die luthersche Lehre ein immervährendes Andenken gestiftet hat, war für seine Untertanen ein wahrer Vater des Vaterlandes, der nicht nur der Staatsverfassung seines Landes eine sehr veränderte und verbesserte Gestalt gab, sondern der auch die Aufnahme des Handels, der Manufacturen und der Landwirthschaft beförderte, der das schöne Zeughaus zu Dresden anlegte, der den Königstein besetzte, und verschiedene Luftschiffe baute, der die Wissenschaften und Künste nicht nur liebte und begünstigte, sondern auch selbst große Einsichten und Kenntnisse besaß, der besonders in der Scheidekunst wichtige Versuche machte, und der, wenn er überflüssige alchymische Operationen vornahm, weiter keinen Fehler beging, als daß er dem Lieblingsgeschmack seines Zeitalters folgte. Die größte Schwachheit, die er beging, war wol die, daß er als ein alter Mann von sechzig Jahren eine dreys

m) Spittler, S. 183. fgg. Hamburger, S. 377 — 393.

n) Säge, S. 93.

o) Säge, S. 96.

p) Säge, S. 90 — 100.

zehnjährige Prinzessin heirathete. Auch genoß er das Vergnügen dieser zweiten Ehe kaum acht Wochen. Er hatte mit seiner ersten Gemahlin funfzehn Kinder gezeugt, von welchen ihn aber nur sein Nachfolger und drei Töchter überlebten. Da unter seiner meistens friedlichen Regierung das Kriegswesen einigermaßen versäumt worden war, so ließ es sein Nachfolger, Christian I., eine seiner ersten Sorgen seyn, sowohl das Kriegsvolk in mehr Uebung, als die festen Plätze, unter andern den Königstein, in bessern Vertheidigungsstand zu versetzen. Einen Theil seiner Mannschaft brauchte er, um den Evangelischen in Frankreich Beistand zu leisten; dieser richtete aber nicht viel aus, und Frankreich ist die zwölf Töchter Solas, welche dieser Hülfszug kostete, schuldig geblieben. Ueber zweymalshunderttausend Thaler verwendete Christian I. auch auf die Erbauung des prächtigen kurfürstlichen Stalls zu Dresden. Er hinterließ drei minderjährige Prinzen, über welche der nächste Agnat, der Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, die Vormundschaft führte. Nach zehn Jahren übergab er die Regierung dem ältesten Prinzen Christian II., der zugleich die Administration des Stifts Meissen, wozu er schon vor neun Jahren postuliert worden war, so wie auch die Vormundschaft über seine beiden jüngern Brüder antrat. Im Namen der letztern verwaltete er auch die beiden Stifter Merseburg und Naumburg. Seine Ansprüche auf das erledigte Land der Herzoge von Jülich und Berg wußte er nicht mit glücklichem Erfolge durchzusetzen; auch starb er schon nach einer Regierung von zehn Jahren im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters. Er hatte mit seiner Gemahlin, Hedwig, der Tochter König Friedrichs II. von Dänemark, keine Kinder gezeugt; es folgte ihm daher sein ältester Bruder, Johann Georg I. ⁹⁾

Herzogl.
Sachsen.

14. In der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen war eine neue Linie, nemlich die altenburgische, entstanden. Der Herzog Friedrich Wilhelm I., der uns aus der Geschichte des sächsischen Calvinismus schon bekannt ist, wirtschaftete anfangs eben nicht zum besten. Er hatte zwar gleich in den ersten Jahren seiner Regierung auf neue Güter ansehnliche Summen verwendet; diese betrugen jedoch gegen seine übrigen Ausgaben nur wenig. Der junge Fürst, der ein großer Liebhaber vom Drechseln und Mahlen war, unterhielt verschiedene Künstler, die ihm keinen unbedeutlichen Aufwand verursachten. Gebäude, Pferde, Spiel, kostbare Geräthschaften und andre dergleichen Bedürfnisse des Luxus kosteten ihm gleichfalls sehr viel, und seine Kammer- und Küchenausgaben betrugen in einem Jahre achtzigtausend Gulden. Hierzu kamen noch große und mannigfaltige Befoldungen von Dienern, die größtentheils überflüssig waren. Jagden, imgleichen Gastmähler, Reisen, Bejäger und andre dergleichen Feiertlichkeiten beförderten vielen Aufwand. Die von dieser Leppigkeit herrührende Finanzverwirrung wurde durch unordentliche und treulose Verwaltung der Einkünfte noch größer gemacht. Die Einkünfte des Fürsten, die jährlich achtzigtausend Gulden betragen sollten, beliefen sich deswegen kaum auf dreißigtausend. Alles dies bewirkte nun, daß die Ausgaben die Einnahme jährlich um hunderttausend Gulden überstiegen, und in Zeit von nicht völlig vier Jahren waren die Schulden schon auf dreymalshunderttausend Gulden angewachsen. Hätte diese unordentliche Wirtschaft nur noch ei-

nige

9) Heinrichs sächs. Gesch. II, 274. 199.

nige Jahre fortgedauert, so wäre der Schade ganz unheilbar geworden. Herzog Friedrich Wilhelm hatte jedoch das Glück, einige Minister zu haben, die Rechtsschaffenheit und Muth genug besaßen, um durch ein überaus nachdrückliches Bedenken den Herzog auf den verwirrten Zustand seiner Finanzen und die gefährlichen Folgen desselben aufmerksam zu machen. Ihr Bedenken bewirkte auch so viel, daß der Herzog sich besann. Man traf nunmehr die Einrichtung, daß die Schulden von der landsteuer abgetragen wurden, und man übertrug dieses Geschäfte den Steuerobereinnehmern. Da sich jedoch noch zuweilen der Fall zutrug, daß der Herzog gewisse Summen von dieser Steuer zu andern Absichten anwendete, und die Abtragung der Schulden dadurch verzögert wurde, so stellte er an gedachte Steuerobereinnnehmer den Befehl aus, seine Anweisungen auf ihre Casse durchaus nicht zu begehren, und er versicherte sie dabei, daß sie deswegen seine Ungnade nicht im geringsten zu besorgen haben sollten. Einen solchen Befehl und eine solche Versicherung hat ein landesfürst nicht leicht ausgestellt! Herzog Friedrich Wilhelm brachte überhaupt die Fehler seiner Jugend durch die weisen Verrichtungen seines reifen Alters in Vergessenheit. Die vormundschafliche landesregierung, die er über Chursachsen führte, gereicht ihm zur Ehre. Auch das beweiset die Vortrefflichkeit seiner Regierungsgaben, daß sein jüngerer Bruder Johann die landesverwaltung, auf deren Theilung er Anspruch machen konnte, ihm immer wieder von neuem überließ. Er vermehrte das land sehr ansehnlich; seine gute Regierung schloß sich aber schon nicht völlig drei Jahre hernach, als er die Vormundschaf über Chursachsen niederlegte, und als er überhaupt nicht länger als vierzig Jahre regiert hatte. Er hatte vier Söhne, die Johann Philipp, Friedrich, Johann Wilhelm und Friedrich Wilhelm hießen. Vormund derselben wurde der Churfürst Christian II. von Sachsen, nachdem sowol der Pfalzgraf Ludwig und der landgraf Moriz von Hessen, als auch Friedrich Wilhelms eigener Bruder Johann die Vormundschaf verboten hatten. Den Churfürsten konnten auch nur die dringendsten Bitten der Mutter und des Onkels der Prinzen, imgleichen die Vorstellungen des Kaisers, bewegen, sich der Vormundschaf zu unterziehen. Der Churfürst und der Pfalzgraf Ludwig besorgten durch ihre Räte eine landestheilung, durch die das weimarsche land nun wieder in den weimarschen und altenburgschen Theil abgesondert wurde. Herzog Johann, der Stifter der neuen weimarschen linie, überlebte diese theilung nicht volle zwei Jahre. Er hatte acht Söhne, die sich größtentheils nicht nur als Helden, sondern auch als landesregenten ganz besonders hervorgethan haben. Da der älteste unter denselben, Johann Ernst, das zwölfte Jahr noch nicht vollig zurückgelegt hatte, so brauchten sie einen Vormund. Auf das Recht, ihn vorzustellen, machte zwar ihr Vetter, der Herzog Johann Casimir von Coburg Anspruch; jetzt trat jedoch der Fall ein, wo der Churfürst Christian II. das seinem Großvater vom Kaiser verliehene Vorzugsrecht ausüben konnte, und Herzog Johann Casimir mußte deswegen zurückstehen. Der letzte und sein Bruder, der Herzog Johann Ernst, standen gleichfalls unter der Vormundschaf des Churfürsten August. Als diese aufgehört hatte, regierte Johann Casimir zehn Jahre hindurch

1590

1593

1602

1603

ft. 1605.

r) Gesch. Thüringens, V, 232 — 266.

1596 durch zugleich im Namen seines Bruders, der ihm die Regierung abgetreten hatte. letzter war jedoch dieser Einrichtung endlich so überdrüssig, daß er auf eine völlige Theilung drang. Diese wurde jedoch so eingerichtet, daß des ältern Antheil fast noch einmal so viel als der des jüngern einbrachte. Johann Ernst residirte seitdem zu Eisenach, und Johann Casimir setzte seinen bisherigen Wohnsitz zu Coburg fort. Für seinen und seines Bruders landesantheil war das Oberhofgericht und der Schöppensstuhl zu Jena bisher gleichfalls ein Gerichtsstand gewesen. Da diese Gemeinschaft aber zu häufigen Streitigkeiten Anlaß gab, so beschloßen die Herzöge Johann Casimir und Johann Ernst sie den weimarschen Herzogen aufzukündigen, und so wol ein Hofgericht als einen Schöppensstuhl für ihr eignes Land anzulegen. Zum Sitz derselben wurde Coburg gewählt, wo bereits um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ein Hofgericht gewesen war. Dieses erneuerte Hofgericht bekam die Hälfte von allen Acten des jenaischen Hofgerichts *).

Anhalt.

15. In Anhalt, wo Fürst Joachim Ernst einige Zeit hindurch ganz allein regiert hatte, waren nun wieder vier Linien entstanden. Joachim Ernst hatte mit zwey Gemahlinnen sechzehn Kinder erzeugt. Seine Söhne waren, den ältesten ausgenommen, bey seinem Tode alle noch minderjährig; jener, der Johann Georg hieß, übernahm daher, nebst dem Churfürsten von Brandenburg und dem Administrator von Magdeburg, die vormundschaftliche Regierung. Ja er hatte auch nachher, als seine Brüder die Volljährigkeit erreicht hatten, noch den größten Antheil an der Staatsverwaltung. Die besondern Verhältnisse des Hauses, seine Schulden und dergleichen Angelegenheiten mehr machten es nothwendig, daß Johann Georg einige Zeit hindurch allein regierte und Hof hielt; doch zog er bey wichtigeren Sachen seine Brüder zu Rathe. Für seine besondre Mühe hatte er den Gehalt einiger Aemter. Mit Schuldenbezahlen hatte man so viel zu kämpfen, daß sie sich im Jahr 1611 auf viermalshundertunddreyundfunfzigtausend Thaler beliefen, und die Stände bequamen sich endlich nach langem Weigern, jährlich achtundvierzigtausend Thaler abzutragen. Während der gemeinschaftlichen Regierung wurde auch die reformirte Religion im Lande eingeführt. Jene enbigte sich, nachdem sie 1586 - 1603 auf siebenzehn Jahre gedauert hatte. Zwen von den sechs Brüdern waren gestorben, und die übrigen fanden die gemeinschaftliche Regierung allmählig lästig. Man beschloß daher eine Theilung, die mit besonders vieler Klugheit und Ueberlegung ausgeführt wurde. Die fürstlichen Brüder zogen, ohne ihren Ministern das geringste davon zu entdecken, ähnliche Verträge ihrer Vorfahren darüber zu Rathe. Hier auf setzten sie drey Hauptpuncte fest, deren Beobachtung sie die glücklichste Vollendung hoffen ließen. Sie setzten 1) den Höchsten und seinen Verstand an; 2) gelobten sie einander nochmals brüderliche Einigkeit, und 3) verpflichteten sie sich, keinem Menschen, und wenn er auch der vertrauteste wäre, von ihrem Vorhaben etwas zu offenbaren. Zwen Visitations- und Landräthe wurden gebraucht, die Theile zu entwerfen. Man machte aber nur vier Theile, und der eine Bruder sollte abgefunden werden. Johann Georg wählte den dessauischen Theil; Christian bat sich den bernburgischen aus; August, der dritte Bruder, erbot sich freywillig, der Abgefundenen zu werden, und alle Bitten seiner beiden jüngern Brüder, daß er sich ei-

nen

*) Gesch. Thüringens, V, 283. 184.

nen Theil wählen sollte, waren vergeblich; Rudolphen sprach er den geistlichen und tugendigen den cöthenschen Antheil zu. Er umarmte sie hierauf, führte sie Hand in Hand zu den ältern Brüdern, und meldete ihnen den glücklichen Ausgang der Theilung. So edelmüthig und so freundschaftlich mögen wol noch wenig fürstliche Brüder getheilt haben! So genau übrigens die Theilung gemacht war, so blieb doch alles vor der Hand in der bisherigen Verfassung, und es mußte so bleiben, weil man erst kurz vorher den Ständen die Kammergüter zur Tilgung der Schulden auf acht Jahre überlassen hatte, und weil der übrige Theil des Landes von den jüngern Brüdern dem ältesten übergeben worden war. Doch schon nach drey Jahren wurde der Theilungsvertrag wirklich zur Vollziehung gebracht ¹⁾.

1606

16. In Churbrandenburg regierten unter Rudolphen II. die Churfürsten Brandenburg Johann Georg und Joachim Friedrich. Jener ist hauptsächlich durch die Einführung der Concordienformel für sein Land merkwürdig geworden. Er hatte mit drey Gemahlinnen zweyunddreyßig Kinder gezeugt, und durch seine Söhne ward er der Stammvater aller nachmaligen Linien des brandenburgischen Hauses. Sein ältester Sohn, Joachim Friedrich, bisheriger Administrator von Magdeburg, wurde Churfürst; der zweyte, Christian, sollte, dem väterlichen Testament zufolge, die Neumark bekommen; er erhielt jedoch hernach das Burggraftum Nürnberg oberhalb Gebirges, und stiftete die jüngere Linie der Markgrafen zu Culmbach oder Bayreuth. Dem dritten Sohne, Joachim Ernst, hatte der Vater die brandenburgischen Stifter bestimmt; es wurde ihm aber dafür das Burggraftum Nürnberg unterhalb des Gebirges zu Theil, und er stiftete die Linie der Markgrafen zu Brandenburg-Anspach. Sowol diese Herren als ihre jüngern Brüder erscheinen unter den berühmtesten Helden des folgenden Zeitalters ²⁾.

unter dem Ch.
Johann Ge-
org,unter dem Ch.
Joachim Friedrich.

1598

17. Daß jene nicht die Länder erhielten, die ihnen der letzte Wille des Vaters bestimmt hatte, das bewirkte der Vertrag zu Oera, den der Churfürst Joachim Friedrich und sein Vetter, der Markgraf Georg Friedrich, schlossen. Zur Grundlage desselben wurde das Testament des Churfürsten Albrechts I. angenommen, und der geraische Vertrag macht nebst diesem ein Familiengesetz des Hauses Brandenburg aus. Vermöge desselben sollte nun die ganze Mark Brandenburg, die Neumark und Crossen mit eingeschlossen, vereinigt bleiben, und allein dem Churfürsten und seinem erstgebohrnen Sohne und Nachfolger in der Chur gehören; auch sollten auf derselben alle Anwartschaftsrechte des Hauses haften. In Franken sollten die zwey Regierungen fortdauern, die der Churfürst Albrecht I. schon angeordnet hatte, und, nach dem Abgang des Markgrafen Georg Friedrichs, auf die zwey ältesten Brüder des Churfürsten fallen. Nach eben diesem Abgang sollte Preußen dem Churfürsten, und Jägerndorf dem Markgrafen Johann Georg zu Theil werden. Jeder Prinz sollte bis zum achtzehnten Jahre, und so lange er noch keine andre Versorgung hätte, jährlich sechstausend Thaler bekommen. Einer der Brüder, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst ausgenommen, sollte zu seiner Apanage das Heermeisterthum zu Sonneburg erhalten. Mit diesem geraischen Vertrage war der Markgraf Christian, des Churfürsten älterer Bruder, unzufrieden. Weil er, noch ehe dieser Vertrag bestätigt war, das achtzehnte Jahr erreicht

B b 2

1599

1) Hamburger, S. 604—117.

2) Buchholz, III, 437—490.

reich hatte, so kündigte er seinem ältern Bruder die Vormundschaft auf, machte zugleich Anspruch auf die Vormundschaft über seine jüngern Brüder, und protestirte wider alle Veränderungen, die man in Ansehung der Neumark vornehmen wollte. Er wendete sich auch an den Kaiser; sein Bruder und sein Vetter nahmen aber auf seine Bewegungen durchaus keine Rücksicht. So blieb es bis zum Tode des Markgrafen Georg Friedrich, wodurch dessen Länder der Churlinie nothwendig anheim fielen. Christian fing nun an einzusehen, daß der geräuschliche Vertrag ihm gar nicht nachtheilig sey. Er willigte daher in einen Brudervergleich, der den geräuschlichen Vertrag bestätigte. Seit der Zeit gab es wieder drey linien im brandenburgischen Hause. Der Churfürst Joachim Friedrich, der dieses wichtige Geschäft seines Hauses so glücklich zu Ende gebracht hatte, dachte nun auch auf die Versorgung seiner Söhne. Den jüngsten, den Markgrafen Christian Wilhelm, traf die Reihe zuerst. Sein Vater, Joachim Friedrich, hatte zwar dem Domcapitel zu Magdeburg versprochen, daß er, sobald er Churfürst werden würde, die Verwaltung des Erzstifts in die Hände desselben übergeben, und ihm völlige Freyheit lassen wollte, einen andern Administrator zu wählen; das Domcapitel hatte auch, sobald es von dem Tode des Churfürsten Johann Georg Nachricht bekam, die Regierung übernommen; da es aber durch einen Vertrag mit den Churfürsten Johann Georg und Joachim Friedrich sich dazu verstanden hatte, wieder einen Prinzen aus dem Churhause Brandenburg zum Administrator zu ernennen, so kostete es dem Churfürsten Joachim Friedrich, welcher ohnedies die Liebe des Domcapitels besaß, gar keine Mühe, es dahin zu bringen, daß sein jüngster Sohn, Markgraf Christian Wilhelm, die Verwaltung des Erzstifts Magdeburg bekam, und er wurde darin sogar vom Kaiser Rudolf II. bestätigt. Da der Prinz aber erst acht Jahre alt war, so führte sein Vater einstweilen die Administration. Weniger glücklich war Joachim Friedrich mit seinem zweyten Sohne, dem Markgrafen Johann Georg, den man zum Administrator des Hochstiftes Straßburg postuliert hatte. Dieses Hochstift war für den Churfürsten von Brandenburg zu weit entlegen, als daß es sein Sohn mit glücklichem Erfolge hätte behaupten können. Letzter bekam indessen eine schöne Geldsumme. Auch brauchte er das Hochstift so dringend nicht, da ihm, nach dem Abgange seines Veters Georg Friedrich, das Herzogthum Ziegenдорff zugefallen war. Joachim Friedrichs Regierung war überhaupt glücklich an Erwerbungen für das brandenburgische Haus. Unter die beträchtlichsten gehörte unstreitig der Anfall der jülichischen und clevischen Länder. Der Churfürst Joachim Friedrich betrug sich aber auch dabey mit einer Klugheit, die ihm Ehre macht. Er traf, noch ehe der Fall sich ereignete, solche Anstalten, daß ihm der Verlust nicht leicht entgehen konnte. Zuerst suchte er mit dem Churfürsten von der Pfalz in ein freundschaftliches Verhältniß zu kommen. Es wurden deswegen zu Heidelberg Unterhandlungen gepflogen, und die Verbindung sollte durch eine Vermählung des Churfürstlichen Enkels, Georg Wilhelms, und der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte besesigt werden. Der Churfürst Joachim Friedrich schloß auch, nach dem Beyspiele des Churfürsten von der Pfalz, mit den Generalfürsten der vereinigten Niederlande, einen Hülfövertrag. Die beiden Churfürsten bezahlten der Republik drey Jahre hindurch jährlich dreyhunderttausend Gulden. Zu dieser Sum-

me trug Churbrandenburg fünf Sechstel bey. Die Generalstaaten machten sich dagegen verbindlich, ein beträchtliches Heer zu ihrem Dienst bereit zu halten, um sogleich von Jülich und Cleve Besiz nehmen zu können. Durch den Tod des Markgrafen Georg Friedrichs bekam Joachim Friedrich, als nächster Mitbelehnter, das Recht, die Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog Albrecht Friedrich von Preußen fortzuführen ¹⁾. Joachim Friedrich war jedoch nicht allein auf die Vergrößerung seines Landes, sondern auch auf die Verbesserung seines Zustandes bedacht. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung machte er Anstalten, das sogenannte Affen- und Pfaffenwerk im Dom zu Berlin abzuschaffen. Es waren nemlich das selbst noch alle die Ceremonien, Feste, Processionen und andre Feierlichkeiten gebräuchlich, die der Churfürst Joachim II., theils aus Neigung zu Feierlichkeiten, theils seine Reformation den Catholiken zu empfehlen, beibehalten hatte, ob sie gleich beynahe in allen andern Kirchen des Landes aufgehört hatten. Eine Commission, die Joachim Friedrich anordnete, bewirkte aber, daß der Gottesdienst in der Domkirche zu Berlin ganz nach dem Muster andrer lutherischen Kirchen eingerichtet wurde. Zuletzt hob der Churfürst auch das Domcapitel zu Berlin auf, um zu einer nützlichern Stiftung, zu der joachimethalischen Fürstenschule, und zu Stipendien für Studierende zu Frankfurt, die Mittel zu erhalten. Seine ganze Regierung dauerte nicht länger als zehn Jahre. Von zwey Gemahlinnen hinterließ er vier Edhne; seinen Nachfolger, den Churfürsten Johann Siegmund, und die drey Markgrafen, Johann Georgen, den Herzog zu Jägerndorf, Ernstern, den Heermeister zu Sonneburg, und Christian Wilhelm, den Administrator zu Magdeburg. Der neue Churfürst erlangte den festen Besiz der Regierung über Preußen, die Polen seinem Vater streitig gemacht hatte. Er erhielt auch die Belehnung über dieses Herzogthum, jedoch mit der Bedingung, daß es, nach dem Abgange des Mannsstammes seines Hauses, an Polen zurückfallen sollte. Während der Zeit ereignete sich auch der Tod des Herzogs von Jülich und Cleve, und Johann Siegmund versäumte keine Zeit, sogleich Besiz zu nehmen. Er bewirkte dies durch einen Bevollmächtigten, den er auf diesen Fall schon Instruction gegeben hatte ²⁾.

1603

ft. 1608

18. Braunschweig-Wolfenbüttel genoss seit des wohlthätigen Julius, der die Regierung seines vortrefflichen Sohnes, Heinrich Julius, eines der größten Fürsten seiner Zeit, der zugleich Administrator des Hochstifts Halberstadt war. Seine drey jüngern Brüder hatten sämmtlich im geistlichen Stande ihre Versorgung gefunden: Philipp Siegmund war Bischof von Verden, und von Danabück; Joachim Carl stellte den Domprobst zu Straßburg, und Julius August den Abt zu Michaelstein und den Domprobst zu St. Blasien in Braunschweig vor. Die Prinzen des braunschweigischen Hauses begnügten sich also selbst mit geistlichen Stellen von mittlerm Range. Doch ihr älterer Bruder, der nachmalige regierende Herzog, bekleidete auch die Stelle eines Hofrichters zu Braunschweig. Als er zur Regierung gelangte, fand er seinen Bruder Philipp Siegmund mit einigen Aemtern, die beiden andern aber mit Geldsummen ab. Er vergrößerte sein Land durch ansehnliche Erwerbungen. Nach dem Absterben des letzten Grafen von Hohnstein,

Braun-
schweig.
seit 1589

1593

B 66 3

bemäc-

1) Buchholz, S. 511 — 519.

2) Buchholz, S. 524. 544. 546.

bemächtigte er sich mit bewaffneter Hand der Herrschaften Lohra und Klettenberg, mit welchen sein Vater von dem Hochstifte Halberstadt belehnt worden war, und bereitete dadurch die Anforderungen der Grafen von Stollberg und von Schwarzburg. Zugleich wurde er auch an des Verstorbenen Stelle zum Administrator des Stiftes Walkenried gewählt. Als der letzte Herzog von Grubenhagen, Philipp II. starb, nahm er dessen Land, des Widerspruchs der Lüneburgschen Linie ungeachtet, ganz allein in Besitz. Endlich fielen ihm auch die beiden erledigten Grafschaften Blankenburg und Regenstein zu. Daß er ein sehr entschlossener Fürst war, das sieht man schon aus der Geschichte seiner Erwerbungen. Eben diese Entschlossenheit bewies er aber auch in seinen Handeln mit der Stadt Braunschweig. Die Bürger derselben, welche die Reichsstädter noch immer nicht vergessen konnten, entzogen sich sehr oft der Erfüllung der Pflichten, die er von ihnen verlangte. Er erklärte sie daher öffentlich für ungehorsame, widerspenstige und rebellische Unterthanen, und als ihm sein Anschlag, ihre Stadt zu überraschen, fehlgeschlagen war, unternahm er eine förmliche Belagerung derselben. Zugleich wirkte er bei dem Reichshofrath eine Aukterklärung aus. Ehe er aber die Vollziehung derselben durchsetzen konnte, erfolgte schon sein Tod ¹⁾. Da die Linie zu Grubenhagen sich mit dem Herzog Philipp II., einem Schwiegersohne Herzog Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, Wolfenbüttel, geendigt hatte, so gab es außer der Wolfenbüttelschen Linie nur noch die Lüneburgsche oder die Harburgsche Linie, von welcher damals Herzog Wilhelm regierte ²⁾.

1613

Die Herzoge
von Mecklen-
burg streiten
sich bis 1536
mit ihren
Ständen.

1589

19. In Mecklenburg standen Herzog Johann Albrechts Edhne, Johann IV. und Siegmund August, noch elf Jahre lang unter der Vormundschaft ihres Vaterbruders Ulrich. Da man sich aber, nach Verfließung dieser Zeit, noch nicht darüber vereinigen konnte, was der jüngere Bruder, Siegmund August, eigentlich bekommen sollte; so fand man für gut, den Herzog Ulrich noch ferner in beider Brüder Namen regieren zu lassen, und die Einkünfte des Landes wurden unter beide gleichgetheilt. Doch wurde diese Einrichtung durch einen Vergleich, den Herzog Ulrich, imgleichen Herzog Adolf von Holstein, dem väterlichen Testamente gemäß, vermittelten, bald wieder aufgehoben. Er und die übrigen Herzoge von Mecklenburg hatten Geld nöthig; ihre Landstände wollten ihnen aber durchaus nicht eher etwas freiwilligen, als bis sie ihren Beschwerden würden abgeholfen haben. Unter diese rechneten sie nun, daß sowohl den Gutsherren als den Untertanen schlechte Prediger aufgedrungen würden; daß man den Edelleuten, gegen welche eine Execution verhängt wäre, die Hofdienste der Bauern sperrte; daß man neue Zölle anlegte; daß die fürstlichen Beamten von den Bauern einiger Klöster Dienste forberten; daß man dem Adel nicht erlaubte, auf seine lehngüter Geldsummen zu borgen; daß die Gerichte allerlei Klagen der adelichen Untertanen annähmen; daß man kein Salz und keine trockne Fische wollte einführen lassen, u. dgl. m. Die Herzoge endigten einen Landtag, als sie sahen, daß ihre Landstände von der Abstellung ihrer Beschwerden gar nicht abgehen wollten. Auf dem folgenden Landtag bewiesen aber die Landstände noch eben den Steifsin. Jetzt fügten sie zu ihren vorigen Beschwerden auch noch diese, daß die Professoren zu Rostock

1) Michaelis, I, 106 — 109.

2) Michaelis am a. D. S. 20. (ingl. S. 121.)

unfleißig wären, und daß die Rechtsgelehrten sich von den Leibeigenen des Adels zu bereichern suchten. Kurz, auch der zweite Landtag ging auseinander, ohne daß die Landesfürsten etwas ausgerichten konnten. Auf dem dritten Landtage sahen sie sich endlich gedrungen nachzugeben, und die meisten Beschwerden der Landstände abzustellen. Die letztern bewilligten hierauf eine doppelte Landbede auf vier Jahre. Daß sie die Herzoge sehr nöthig hatten, das sieht man daraus, daß Herzog Johann erklärte: er müsse, wenn sie nicht erfolgte, die Regierung niederlegen, und in fremde Länder gehen, weil er es wegen großer Dürftigkeit nicht länger ausbalten könne. Doch Herzog Johann war zu schwermüthigen Betrachtungen überhaupt so geneigt, daß er, als sein Vatersbruder, Herzog Christoph, mit dem er in Uneinigkeit gelebt hatte, gestorben war, mit einem Messer sich verschiedene Wunden beibrachte, deren Folgen ihn auch nach acht Tagen tödteten. Seine zwei Söhne, Wolf Friedrich und Johann Albrecht, stifteten zwei neue Linien; dieser die güstrowsche, und jener die schwerinsche¹⁾.

1592

20. Der älteste Prinz war kaum drei Jahre alt; sie standen daher unter der Vormundschaft der Herzoge Ulrich und Siegmund August. Der letzte bedrückte sie jedoch sehr wenig um diese Vormundschaft. Nach Herzog Ulrichs Tode übernahm sie dessen Bruder, Herzog Carl, der sie noch zwölf Jahre fortführte. Der Kaiser hatte die Prinzen nunmehr für mündig erklärt. Da jedoch ihr Haus von einer großen Schuldenlast gedrückt wurde, so rieth ihnen ihr Vetter Carl, sich, des Aufwands wegen, noch nicht huldigen zu lassen. Sie bestanden aber auf die Huldigung; doch bequemen sie sich, die Theilung nicht eher, als nach Herzog Carls Tode, vorzunehmen. Sie ließen hierauf den Ausschuß ihrer Landstände nach Schwerin zusammenkommen, um ihnen den Antritt ihrer Regierung bekannt zu machen, und zugleich die schlechten Umstände ihrer Finanzen vorzustellen. Die Verfassung der Ämter (klagten sie unter andern) habe ihre Einkünfte so sehr vermindert, daß einer von ihnen jährlich nicht mehr als dreitausend Gulden einzunehmen habe. Sie baten daher um Beystand; allein der Ausschuß erklärte, daß seine Vollmacht sich weiter nicht erstreckte, als auf die Abstellung sowohl alter als neuer Beschwerden zu bringen. Unter die letztern gehörte unter andern, daß man das Land bey der wahren Religion und bey dem augsbургischen Glaubensbekenntnisse erhalten, und daß man keine verdächtige Person bey ansehnlichen Diensten anstellen möchte. Das letztere bezog sich auf einen heimlichen Calvinisten, Namens Eilhard Lubin, der erst kürzlich Professor der Theologie zu Rostock geworden war. Man beklagte sich ferner auch darüber, daß, wie doch der Herzog Ulrich versprochen habe, die Einkommnisse der Landhöfen und Türkensteuer nicht der Landschaft anvertraut würde; man hätte schon längst bemerkt, daß die Fürsten nicht aus den Schulden herauskommen würden, so lange nicht die Stände die Einnahme bestellten. Man bat, daß die Rent- und Ruchmeister möchten angehalten werden, seit Herzog Johanns Tode Rechnung abzulegen. Man beschwerte sich über Beinträchtigungen, welche die Jagd des Adels und der Städte erfahren müßte. Dieitterschaft hatte überdies noch ihre besondern Beschwerden. Sie klagte hauptsächlich über zu geringe Achtung, die ihrem Stande widerfähre, indem man Personen aus dem

Die Herzoge müssen nachgeben.

1596

1608

1) Michaelis, II, 374 — 377.

demselben mit hartem Gefängnisse belege, indem man sie sogar in den Städten gewaltsam behandeln ließe; sie klagte ferner über die Unregelmäßigkeit und Unbilligkeit des bisherigen lehnrechts, über verschiedene Policengebrechen, und über andre dergleichen Dinge mehr. Schon Herzog Ulrich hatte einige dieser neuen Beschwerden abgestellt; der Ausschuss der landstände hatte aber noch immer Ursache, die jungen Herzoge zu bitten, daß man den Rentmeister und andre Rechnungsführer zur Ablegung der Rechnung anhalten, daß man das Land bey dem ausburgischen Glaubensbekenntnisse lassen, daß man überhaupt noch andern Beschwerden abhelfen möchte. Die Herzoge bezeugten sich hierzu auch willig; weil Adolf Friedrich indessen voraussetzte, daß die Gelbhülfe der Stände nicht so bald erfolgen würde, so trug er es seinem Canzler auf, mit dem Hofrentmeister zu überlegen, wie der Aufwand einzuschränken, und von dem Ueberschusse etwas zur Abtragung der Schulden anzuwenden sey. Nun fand sich nach genauer Untersuchung, daß die sämtlichen Einkünfte aus den Aemtern, Zöllen und Ordbren (Urbarien), nach Abtrag der Zinsen, jährlich nicht höher, als auf vierzehntausend hundert und vierundvierzig Gulden sich beliefen, und daß zur Erhaltung des Hofgerichts und des Hofstaats gerade auf tausend Gulden mehr erfordert würden. Man mußte also doch wieder zu der Casse des Landes seine Zuflucht nehmen. Die Stände wollten sich aber durchaus nicht eher in Verhandlungen einlassen, als bis der Oberrentmeister in Verhaft genommen wärte. Die Fürsten mußten auch in diesem Puncte nachgeben; die Stände verzögerten jedoch noch immer mit ihrer Verhülfe, und legten desto fleißiger ihre Beschwerden vor. Endlich erklärten sie, daß sie in bequemen Fristen zweymal hunderttausend Gulden zusammenbringen wollten; sie machten es aber dabey zur Bedingung, daß diese Gelder, der freyen Anordnung der Landschaft gemäß, zur Einlösung der verpfändeten Aemter angewendet werden sollten. Allein die Fürsten verlangten fünf Tonnen Goldes; zuletzt bewilligten die Stände drey-mal hunderttausend Gulden. Nach Herzog Carls Tode, der in eben dem Jahre erfolgte, machten die Fürsten schon wieder neue Geldforderungen an die landstände; das Erbieten der drey-mal hunderttausend Gulden (sagten sie) hätten sie damals als noch nicht regierende Herren angenommen; da jedoch die Hälfte von dieser Summe zur Bezahlung der Schulden des verstorbenen Herzog Carls nöthig wäre, so rechneten die Fürsten auf eine noch ansehnlichere Bewilligung der Landschaft. Die Stände wollten sich aber durchaus zu weiter nichts, als zu den einmal bewilligten drey-mal hunderttausend Gulden verstehen, und auch diese wollten sie nicht eher auszahlen, als bis man allen ihren Beschwerden würde abgeholfen haben).

Sie theilen sich in die schwere [1609] einse und in die güttrische Linie.

1610

21. Die beiden Herzoge hatten sich indessen von einander abgesondert. Als der jüngste, Johann Albrecht, auf Verlangen Herzog Carls, nach Antritt seines achtzehnten Jahres, vom Kaiser für mündig erklärt worden, so räumte ihm sein älterer Bruder zwei Aemter ein; auch versprach er ihm so lange, bis sie sich nach Herzog Carls Tode völlig auseinander setzen würden, jährlich sechshundert Gulden auszahlen zu lassen. Als Herzog Carl, der zugleich Administrator des Hochstifts Naumburg war, gestorben war, ließ sein bisheriger Coadjutor, Herzog August von Braunschweig, sogleich von dem Stifte Besitz nehmen; allein

Herzog

Herzog Johann Albrecht rückte ganz unvermuthet vor das Schloß Schönberg, und zwang Herzog Augusts Besatzung wieder abzugeben. Er rechtfertigte sein Verfahren durch eine Schuldorderung, die sein Schwiegervater, Herzog Christoph, noch an das Stift hatte. Verschiedene Fürsten, als der König von Dänemark, der Churfürst von Brandenburg, der Erzbischof von Bremen, und der Bischof von Verden vermittelten hierauf einen Vergleich. Herzog August blieb Administrator, Herzog Johann Albrecht aber wurde sein Coadjutor, und der Besiz des Stiftes sollte künftig unter den beiden Häusern abwechseln. Johann Albrecht regierte übrigens, nach Herzog Carls Tode, mit seinem ältern Bruder anfangs gemeinschaftlich. Im folgenden Jahre drang jedoch letzter schon auf eine völlige Auseinandersetzung. Man theilte aber vor der Hand nur die Aemter. So entstand die schwerrinsche und die güstrowsche Linie ¹⁶¹³). Diesen fiel das ganze mecklenburgsche Land zu, wozu die Vatersbrüder der beiden jungen Herzoge alle ohne Erben starben. Herzog Ulrich vermalte auch das Hochstift Schwerin, er ließ jedoch den Sohn seiner Tochter, den Prinzen Ulrich von Dänemark, zu seinem Coadjutor postulieren. Herzog Georg hatte schon vor sechzig Jahren, bey der Belagerung der Stadt Frankfurt am Main, sein Leben eingebüßt. Herzog Christoph, dem sein Plan auf das Erzstift Riga mißlungen war, mußte sich mit zwey Aemtern und fünfshundert Thalern jährlicher Einkünfte begnügen. Nach Herzog Johann Albrechts Tode machte er auf den vierten Theil des ganzen Landes Anspruch. Er wendete sich auch deswegen an den Kaiser, und dieser trug dem Bischof von Lübeck und dem Herzog von Braunschweig die Untersuchung der Sache auf; es wurde aber bis zu Herzog Christophs Tod nichts in derselben entschieden. Herzog Christoph gehörte unter die gelehrtesten Fürsten seiner Zeit. Er schrieb ein Buch von der alten Philosophie; und Konsumt, imgleichen Alchimie, machten seinen liebsten Zeitvertrieb aus. Herzog Carl, Administrator des Stiftes Raseburg, und Comthur zu Mirow und Nemmerow, bekam nach seines Bruders Ulrichs Tode dessen Landesanteil, und hinterließ keine rechtmäßige, sondern nur zwey natürliche Söhne ¹⁶¹¹).

22. Hollstein wurde einige Zeit hindurch noch von dem König Friedrich II. von Dänemark und von seinen Vettern, den Herzogen Johann dem Ältern und Adolf, beherrscht; Herzog Johann starb aber schon im Jahr 1580, ohne sich vermählt zu haben. Sein Bruder, Herzog Adolf, glaubte, nach schleswigschem und dänischen Rechte, zum Besize seines hinterlassenen Landes allein berechtigt zu seyn; der König Friedrich, ein Sohn Christians III., Johann des Ältern Halbbruders, berief sich jedoch auf das Repräsentationsrecht, und verlangte von der ganzen Erbschaft die Hälfte. Endlich wurde dieser Erbstreit durch die Vermittlung des Churfürsten August von Sachsen, des Herzogs Ulrichs von Mecklenburg, und des Landgrafen Wilhelm von Hessen, zu Glensburg geschlichtet. Die lehn- und unbeweglichen Güter von der Verlassenschaft Johanns des Ältern wurden gleichgetheilt; die beweglichen Güter bekam Herzog Adolf allein. Des Königs Antheil bestand in den Aemtern Habersleben, Döring und Rendsburg; dem Herzog fielen Tundern, Nordstrand, Femarn, und die Klöster Iugumkloster und Bordesholm zu. Des

d) Michaelis, S. 378. 379.
Allgem. Weltb. 56. Th.

c) Michaelis, S. 357 — 361.
Ecc

1586

1587

1608

Der mittlere Theil von Dithmarschen wurde wieder in den südlichen und in den nörhlichen Theil abgesondert. Die Gerechtsame über Hamburg, und über andre nicht wohl theilbare Dinge, blieben in Gemeinschaft. Als Herzog Adolf starb, hinterließ er vier Söhne. Nur der älteste aber, Friedrich II., wurde regierender Herzog von Hollstein-Gottorp. Sein Bruder Johann Adolf war schon seit seinem zehnten Jahre Erzbischof von Bremen, und sein Bruder, Herzog Friedrich, verschaffte ihm auch das in diesem Jahre erledigte Hochstift Lübeck. Friedrich selbst war, auf Anstiften seines Vaters, Herzog Adolfs, zum Coadjutor zu Schleswig ernannt worden. Da diese Ernennung jedoch ohne Einwilligung des Königs geschehen war, so gestand König Friedrich II. dem Herzog Adolf die Verwaltung des Stiftes Schleswig nur auf seine Lebenszeit zu. Auch wollte er dessen Sohn nicht für einen Coadjutor erkennen; vielmehr nahm er nach Adolfs Tode das Bisthum Schleswig mit völliger Zufriedenheit des Domcapitels in Besitz. Doch Herzog Friedrich II. starb bereits im folgenden Jahre, da er nicht älter als zwanzig Jahre alt war. König Friedrich II. folgte ihm bald nach. Er hatte drei Söhne, von welchen der älteste, Christian IV., ihm auf dem dänischen Thron, und als regierender Herzog von Hollstein, folgte ¹⁾. Er war bei dem Tode seines Vaters erst elf Jahre alt. Ueber seine Vormundschaft stritten sich seine Mutter, sein Vatersbruder Johann, und der Reichsrath. Die Königin behauptete endlich die Vormundschaftliche Regierung über die Herzogthümer. Die letztern wollten bei dieser Gelegenheit ihr ehemaliges Wahlrecht wieder herstellen; sie wählten auch wirklich den jungen König, und den ältesten Bruder Herzog Friedrichs II., Philipp, zu ihren Oberherren. Christian IV. schaffte jedoch, nachdem er zur Regierung gelangt war, dieses Wahlrecht, das sich die Herzogthümer anmaßen wollten, wieder ab, indem er, mit Genehmigung des Kaisers, das Erstgeburtsrecht in Hollstein einföhrete ²⁾.

Ursprung des
niederl. Frey-
staats.

23. Während daß diese Veränderungen in den vornehmsten weltlichen Staaten Deutschlands sich ereigneten, riß sich ein Theil desselben, ein Stück des burgundischen Kreises, völlig von demselben los. Die Niederländer errungen allmählich ihre Freyheit, und die Deutschen leisteten ihnen dabei redlich Beystand. Schon im Jahre 1576 hatten die gesammten Provinzen der Niederlande, Luxemburg ausgenommen, um sich des spanischen Kriegsvolks und der Religionsbedrückungen zu entledigen, zu Gent sich genauer mit einander verbunden. Sie bewährten sich hierauf, ein ansehnliches Kriegsheer anzuwerben, und sie suchten besonders auch Deutsche in ihren Dienst zu bekommen. Unter andern wendeten sie sich an den berühmten Pfalzgrafen Johann Casimir, der sie seiner Ergebenheit versichert, zugleich ihnen aber den Rath gab, den Prinzen von Dranien zum Haupte ihrer Regierung zu wählen. Verschiedene niederländische Herren waren aber gleich anfangs nicht recht damit zufrieden gewesen, daß man den Prinzen von Dranien nach Brabant eingeladen hatte. Es war ihnen unangenehm, daß ein Prinz, dem sie sich am Range gleichschätzten, über sie gebieten sollte. Sie entwarfen daher den

1) Christiani Gesch. der Herzogthümer Schleswig und Hollstein unter dem oldemb. Hause, Th II, S. 467. fgg.

2) Michaelis, II, 513. fgg.

den Plan, dem Erzherzog Matthias, dem Bruder Kaiser Rudolfs II. die Regierung der Niederlande aufzutragen. Dieser Prinz war zwar damals noch zu jung; auch fehlte es ihm an Geistesgaben, um einer solchen Regierungslast sich mit glücklichem Erfolge unterziehen zu können. Desto eher aber konnten sich jene Herren, die ihn vorschlugen, geltend zu machen suchen. Daben schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, daß der König von Spanien, der Oheim des Erzherzogs Matthias, ihre Wahl genehmigen, daß der Kaiser einen Vergleich zwischen dem König von Spanien und den Niederlanden desto eher vermitteln, daß vielleicht Philipp dem Erzherzoge eine von seinen Töchtern zur Gemahlin, und die Niederlande zur Mitgift geben, daß endlich der Erzherzog, als ein Verehrer der catholischen Religion, sie in den Provinzen aufrecht erhalten würde. Selbst der Prinz von Dranien war mit diesem Plane endlich zufrieden. Die wenigen Herren, die ihn entworfen hatten, schickten heimlich, und ohne Vorwissen der Stände, einen Abgeordneten an den Erzherzog Matthias, und ließen ihm die Oberstatthalterschaft antragen, und dieser, dem die Ehre, die ihm hier widerfuhr, außerordentlich schmeichelte, entfernte sich heimlich von Wien, und langte glücklich in Brabant an. Die Herren, die ihn eingeladen hatten, machten hierauf in der Stille den Anschlag, sich mit Hülfe des Kriegsvolks der Stände, welches in Brabant versammelt war, des Erzherzogs zu bemächtigen, und ihn nach Dendermonde zu bringen, wo sie im Namen des unerfahrenen Fürsten die Niederlande zu beherrschen gedachten. Allein die Befehlsgeber des Kriegsvolks, welche meistens dem Prinzen von Dranien ergeben waren, wollten die Ausführung dieses Anschlags nicht begünstigen. Die Ankunft des Erzherzogs verursachte überhaupt unter den Ständen, die schon ohnedies uneinig waren, große Bewegung; und der Erzherzog mußte sich glücklich schätzen, daß man ihn, aus Achtung für einen Bruder des Kaisers, nicht wieder nach Hause schickte. Man machte ihm aber, als man ihn endlich zum Oberstatthalter erklärte; Bedingungen, die seine Gewalt mächtig einschränkten. So sollte er z. B. sich nach den Schüssen eines neben ihm regierenden Staatsraths richten, und in Sachen von besondrer Wichtigkeit sollte er nichts ohne Einwilligung der gesammten Stände vornehmen; er sollte keine stärkere Leibwache verlangen, als ihm die Stände, den Umständen gemäß, zugestehen würden; die hohen Kriegsbedienungen sollte er, in Verbindung mit dem Staatsrathe, jedoch mit Einwilligung der gesammten Stände, vergeben; die Verwaltung der Staatseinkünfte sollte er den Ständen völlig überlassen. Die letzte Bedingung war, daß die Stände, sobald er eine derselben übertreten oder verletzen würde, von allem Gehorsam gegen ihn entbunden seyn, daß sie, in dem Falle, wenn er Gewalt gegen sie brauchen, und das geschehene Unrecht nicht abstellen würde, die Freigheit haben wollten, die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Der junge Matthias ließ sich alles gefallen. Der Prinz von Dranien wurde zu seinem Verweiser der allgemeinen Statthalterschaft erklärt. Auf dem letztern beruhete auch damals größtentheils die ganze Regierung der Niederlande, und der Erzherzog hatte an der Verwaltung derselben weiter keinen Antheil, als daß er unterzeichnete.

1577

1578

24. So sehr nun auch der Prinz von Dranien alle Mühe anwendete, der Kriegsverfassung der Niederlande eine furchtbare Gestalt zu geben, so wenig wollte
Der Pfalzgraf Joh. Cas
Ecc 2
ten

Amir ziehe ihm zu Hülfe. ten doch seine Bemühungen recht gelingen. Es war daher gewiß sehr wichtig für ihn, daß der Pfalzgraf Johann Casimir den Entschluß faßte, den bedrängten Niederländern zu Hülfe zu ziehen. Hierzu bewogen ihn nicht allein die Bitten der Niederländer, sondern auch die Aufforderung der Königin Elisabeth von England. Er rückte mit einem ausserlesenen Heere nach Brabant. In der Grafschaft Zülphe blieb er einige Zeitlang stehen, um für die Mannschaft, die er angeworben hatte, den Sold zu erwarten. Obgleich nun die Stände die hierzu nöthigen Gelder nicht aufzutreiben wußten, so ließ er sich doch zur Vereinigung mit dem niederländischen Heere bewegen. Das letzte war nunmehr dem spanischen des Don Juans weit überlegen, und dennoch machte es in seinen Unternehmungen schlechte Fortschritte. Die Ursachen lagen in dem Geldmangel und in der Eifersucht der obersten Feldherren. Der Pfalzgraf wollte nicht unter dem Grafen von Bossu, dem vornehmsten General der Niederländer, stehen. Es herrschte auch zwischen dem Pfalzgrafen und dem Herzog von Anjou, der zur Vertheidigung der Niederländer gleichfalls herbeigerückt war, lebhafteste Eifersucht. So endigte sich der Feldzug, ohne daß man etwas ausgerichtet hatte. Die Reiteren des Pfalzgrafen, der sich bey der Königin von England in eigner Person gerechtfertigt hatte, kehrte zu Anfang des folgenden Jahres nach Deutschland zurück ¹⁵⁷⁹). Der Kaiser hatte inessen zu Eöln Vergleichsunterhandlungen angestellt, und die catholischen Provinzen gingen auch wirklich von der Genter Pacification wieder ab. Die Provinzen Geldern, Holland, Seeland, Utrecht und Friesland verbanden sich hingegen noch genauer durch die Ultrachter Union, der hernach auch Orünngen und Overyssel beitraten, und kündigten zwey Jahre hernach dem König von Spanien den Gehorsam völlig auf. ¹⁵⁸¹ Die Regierungsverfassung der Niederlande änderte sich nun so sehr, daß der Erzherzog Matthias den geringen Antheil, den er an derselben hatte, völlig verlor. Da er nun einsah, daß er den Ständen lästig war, so gab er ihnen seine dem Namen nach geführte Oberstatthalterschaft wieder zurück, und reiste von Antwerpen nach Seeland, und von da nach Holland. Hier würde er sich gern noch einige Zeit aufgehalten haben; allein die Stände wollten an seinem längern Aufenthalt kein Vergnügen finden. Er kehrte also völlig wieder nach Deutschland zurück, und begab sich nach der ihm von seinem Bruder angewiesenen Stadt Linz. Nach seiner Abreise wurde ihm von seinen vielen Feinden in den Niederlanden nachgeredet, er habe mit dem König von Spanien heimlich im Einverständnisse gelebt, und einen Anschlag gegen den Prinzen von Dranien im Sinne gehabt. Es konnte ihm freylich nicht gleichgültig seyn, daß das Haus Oestreich die Niederlande verliehren sollte. Diejenigen, die ihn nach den Niederlanden riefen, waren übrigens auch die ersten, die ihn wieder verließen. Sie merkten endlich, daß die heimlichen eigennützigen Absichten, die sie durch ihn erreichen wollten, nicht gelungen waren. Dies war schon genug, sich seiner auch nicht weiter anzunehmen. Nach seiner Abreise machte man ihm den Jahresgehalt von funfzigtausend Pfund, den er bisher genossen hatte, streitig; der Prinz von Dranien und die Stände wollten ihm zur Schadloshaltung das Hochstift Lüttich verschaffen; ihre Bemühungen wurden aber durch den Prinzen von Parma vereitelt ¹).

b) Hübner, XI, 160. 163, 194 — 197.

1) Hübner am a. O. S. 415 — 417.

25. lehrte, der nunmehr des Königs von Spanien obersten Statthalter vorstellte, bedrängte die vereinigten Niederländer so sehr, daß sie in die größte Verlegenheit geriethen. Diese vermehrte der durch die Hand eines Meuchelmörders bewirkte Tod des vortrefflichen Prinzen Wilhelm von Oranien. Die Niederländer wollten sich jetzt bald der französischen, bald der englischen Krone unterwerfen; beide verbatnen sich aber die Oberherrschaft über dieselben. Doch unterstützte sie Elisabeth mit Kriegsvolk und Geld. Die französische Lige leistete ihnen gleichfalls nachdrücklich Beystand. Die spanische unüberwindliche Flotte half ihnen ein Stürm überwinden, und von dem Herzog von Parma, ihrem schlimmsten Feinde, befreite sie der Tod. Jetzt erhielten sich die Niederländer immer mehr. Die wichtigsten Dienste in ihrer Bedrängniß aber leistete ihnen der deutsche Graf Moriz von Nassau, der zweite Sohn des ermordeten Prinzen von Oranien, den die Provinzen Holland, Seeland und Utrecht zu ihrem Statthalter gewählt hatten. Dieser trieb die Spanier allmählig aus Geldern, Overnessel, Friesland und Grönningen heraus. Man übertrug man ihm nicht allein die Oberaufsicht über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen, sondern Geldern und Overnessel erwarbten ihn auch zu ihrem Statthalter; die Statthalterschaft von Friesland und Grönningen wurde hingegen seinem Vetter, dem Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, zu Theil. Mancher Haufe muthiger Deutschen half den Niederländern ihre Freiheit erschekten; mancher andre half sie aber auch bekämpfen. Dies geschah besonders, als der Erzherzog Ernst, Kaiser Rudolfs II. Bruder, die Generalstatthalterschaft in den Niederlanden, die ihm Philipp II. an die Stelle des verstorbenen Herzogs von Parma übertrug, annahm. Der Kaiser genehmigte zwar seinen Entschluß eigentlich nicht; doch konnte er die Vollziehung desselben auch nicht verhindern. Indessen ließ er sich doch durch seinen Gesandten bey dem König von Spanien betteln, daß er den Erzherzog Ernst von der Regierung der innerösterreichischen Länder nach den Niederlanden gerufen habe, ohne ihm zu rechter Zeit davon Nachricht zu geben. Der Erzherzog hatte bey dem Schritt, den er jetzt that, eine doppelt große Aussicht. Er hoffte, bey den damals fortdauernden Unruhen der Lige, König von Frankreich, oder wenigstens Herr der Niederlande, zu werden; er hoffte dem Kaiser die Infantin Isabelle wegzunehmen ¹⁾. Er nahm unter andern den Grafen Peter Ernst von Mansfeld mit nach den Niederlanden. Ein hitziges Fieber tödtete ihn aber schon zu Anfang des Jahrs 1595 im zweyundvierzigsten Jahr seines Alters. Zu seinem Nachfolger ernannte er den Grafen von Fuentes ²⁾. Der spanische Hof bestimmte aber seinen Bruder, den Erzherzog und Cardinal Albrecht, damaligen Vizekönig von Portugal, dazu. Dieser brachte drehtausend Mann Kriegsvolk und viel ungemünztes Silber mit aus Spanien. Er wurde auch in den Niederlanden mit großer Freude empfangen. Da jedoch nicht nur Elisabeth, sondern auch Heinrich IV. von Frankreich, in Verbindung mit den vereinigten Niederlanden, den König von Spanien mit Krieg überzogen; so mußte der Erzherzog Albrecht seine ganze Macht gegen die französische Grenze wenden. Während der Zeit fehlte es nicht an Vergleichsunterhandlungen, welche sowohl die Erzherzoge Ernst und Albrecht, als ihr Bruder, der Kaiser selbst, zu befordern suchten; die

Statthalterschaft der Erzherzoge Ernst und Albrecht.

1584

1592
seit 1585

1593

1595

1596

Ec c 3

ver.

f) Schevenhiller, IV, 1071 — 1074.

1) Häberlin, XIX, 82. fgg.

vereinigten Niederländer, welche nicht sowohl ihre mächtigen Verbindungen, als ihr Handelsglück stolz gemacht hatte, verwarfen jedoch alle Vorschläge zum Vergleich. Philipp II. entwarf hierauf einen, seiner Meinung nach, sehr sinnreich ausgedachten Plan, die vereinigten Niederlande seiner Oberherrschaft wieder zu unterwerfen. Er gab seiner Tochter Isabelle, die er an den Erzherzog Albrecht vermählte, alle Niederlande, nebst der Grafschaft Burgund, zur Mitgift, und bedung sich blos in Ermangelung ihrer Nachkommenschaft, den Rückfall aus. Allein die vereinigten Niederländer wollten durchaus keine fremde Herrschaft mehr über sich erkennen. Die Erzherzoge (Albrecht und Isabelle) setzten nun zwar den Krieg mit den Niederlanden eifrig fort; sie sahen sich endlich aber doch genöthigt, denselben erst einen Frieden und hernach einen Waffenstillstand anzubieten, der, nach langen Unterhandlungen, von Frankreich und Großbritannien, endlich zu Antwerpen, auf zwölf Jahre geschlossen wurde. Spanien versprach während dieser Zeit die vereinigten Niederlande für eine freye, mit einem uneingeschränkten Handelsrechte versehene Nation anzuerkennen. Von der Zeit an wurden sie auch von allen Mächten, Spanien ausgenommen, als ein unabhängiger Staat angesehen, und Deutschland hatte nunmehr ein beträchtliches Stück von seinem bundnißlichen Kreise verloren.

Zwölfter Abschnitt.

Regensburger Reichstag vom Jahr 1613. Kriegshandel, die der jülichche und clevische Erbstreit veranlaßte.

I.

Bei dieser Lage der deutschen Verfassung war es nun, daß Matthias, Rudolfs II. Bruder, Deutschlands Regierung antrat. Da er jedoch noch nicht zum römischen Könige gewählt war, so ereignete sich ein sogenanntes Interregnum, dergleichen in dreihundertneunzig Jahren nicht vorgefallen war. Der Churfürst Johann Georg I. von Sachsen, und der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, der Vormund des jungen Churfürsten Friedrichs V. von der Pfalz, traten sogleich das Reichswicariat an ^{m)}. Dem letztern machte es der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg zwar streitig; der Pfalzgraf Johann behauptete sich aber bey dem Besitze. Das Interregnum dauerte überhaupt nur fünf Monate. Bey den Wahlberathschlagungen fielen nicht alle Stimmen gleich auf den König Matthias; vielmehr kamen der Erzherzog Albrecht, für den sich, außer dem Churfürsten von Sachsen, auch die geistlichen Churfürsten geneigt bezeugten, imgleichen der Herzog Maximilian von Bayern, der Herzog von Savoyen und noch andre mehr in Vorschlag. Als aber der Erzherzog Albrecht, um alle Streitigkeiten zu vermeiden, sich seines Bruders Sache annahm, so wurde derselbe endlich zum Kaiser gewählt, und elf Tage hernach gekrönt. Drey Tage hernach vollzog man auch die Krönung der kaiserlichen

Matthias
nicht zum Kai-
ser gewählt.

am 3. Jun.

m) Goldsch. polit. Reichth. VII, 108. London, I, 100. 101.

Gemahlin. In die Wahlcapitulation des Kaiser Matthias wurde zum erstenmal der Umstand eingebracht, daß, auch ohne Einwilligung der Reichsversammlung, ein römischer König sollte gewählt werden können, so oft es die Churfürsten für nöthig hielten¹⁾. Deutschland hatte nun ein neues Oberhaupt, von dem die meisten Bewohner desselben schmeichelhafte Hoffnung hegten. Der lebhafteste Geist, der seine jüngern Jahre befehlte, schien sie auch zu diesen Hoffnungen zu berechtigen. Den lebhaftesten Geist drückten jetzt aber Krankheiten darnieder. Auch ließ sich Matthias zu sehr von spanisch-jesuitischen Rathschlägen leiten²⁾, und mit den Jahren verschlimmerte sich auch seine unbuldsame Laune. So war also seine Regierung über Deutschland gleichsam dazu gestimmt, um den so höchstverderblichen dreißigjährigen Krieg desto eher herbeizuführen.

2. Gleich auf Matthias' erstem Reichstage zeigte sich, daß der neue R. Matthias Kaiser nicht der Regent war, der das Ende der deutschen Religionshändel befördern konnte. Er schrieb seinen ersten Reichstag nach Regensburg aus; doch erklärte er gegen die Stadt Nürnberg, wo, einer Verordnung der S. M. zufolge, der erste Reichstag eines neuen Kaisers gehalten werden soll, daß dies ihrem Rechte keinen Eintrag thun sollte. Die Gegenstände, welche der Kaiser auf diesem Reichstage in Vortrag bringen ließ, betrafen die Erhaltung des Landfriedens, die Türkenhilfe und das Münzwesen. Ungleich wichtiger aber, als alle diese Gegenstände, waren den protestantischen, und besonders den unirten Fürsten, die Religionsbeswerden, die sie dem Kaiser und der Reichsversammlung schon so oft vergeblich vorgelegt hatten, und die sie jetzt von neuem überreichen. Der erste Punkt der Religionen betraf die zu ausgedehnte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths. Dieses Rathschollegium (sagte man) habe sich seit langer Zeit her unterstanden, mit seiner Gerichtsbarkeit zu weit um sich zu greifen, und sich über die Reichsstände, eben sowohl in geistlichen als in weltlichen Sachen, eine völlige Gewalt anzumessen; dieses sey ihnen aber nicht nur lästig, sondern es streite auch wider die alte Kammergerichtsordnung, welche den Richter einer jeden Sache genau genug bestimmt habe; man hätte daher das Kammergericht jederzeit für das oberste Gericht des heil. römischen Reichs gehalten; man hätte geglaubt, der Kaiser habe demselben alle andere Reichssachen, Landfriedensbruch und Befehlungen ausgenommen, übergeben; man wünschte und hoffte, daß es auch künftig bei dieser Einrichtung bleiben möchte, daß sich der Reichshofrath nicht wieder unterstellen würde, der offenbaren Reichsconstitution zuwider, sowohl in Religions- als politischen Sachen, ganz unbedingte Mandata wider die evangelischen Fürsten ergehen zu lassen, in eben diesen Sachen Commissionen auszuscheiden, den Commissarien Gewalt und Befehl zu geben, alles bis zur völligen Entscheidung vorzubereiten, und diese hernach wieder dem Reichshofrath zu übergeben; dieses gereiche den Ständen aber um so eher zum Nachtheile, weil ihnen dadurch das Vermögen, auf den Ausspruch des Kaisers sich zu berufen, entzogen werde. Zu den Commissionen habe man meistens lauter Catholische gewählt,

n) Rhevenhiller, VII, 443. fgg. Ponderp I, 102. Struo, S. 1201.

o) Meißner Klerik, der Bischof zu Wien, war sein Geheimrathsdirector. Dessen Mandat ne muß man von dem, was Matthias that, gemäß das meiste zuschreiben. Rhevenhiller S. 443.

wählt, und wäre auch einmal ein Evangelischer dazu gezogen worden, so wäre doch zuletzt alles wieder dem Urtheile des ganz catholischen Reichshofraths übergeben worden. Ueberhaupt wäre es ganz unschicklich, daß die Reichsstände jenen obersten Gerichte über sich erkennen sollten. Ueber den Umstand, daß das Präsidentenamt bey dem Kammergericht seit vielen Jahren mit lauter Catholischen besetzt worden war, wurde gleichfalls Klage geführt. Auch darüber beschwerte man sich, daß diese Stelle gewöhnlich einem Geistlichen anvertraut würde, da doch in den Reichsconstitutionen festgesetzt wäre, daß man einen weltlichen Kammerrichter oder Präsidenten allemal einem geistlichen vorziehen sollte. Auch wären, vom Anfange des Kammergerichts bis zum Jahre 1569, viele weltliche Fürsten, Grafen und Herren, und nur Ein Geistlicher, zu diesem Amte gelangt. Daß die sonst gewöhnlichen Disputationen nicht mehr gehalten wurden, das gab gleichfalls zu einer erneuerten Beschwerde Veranlassung. Vorzüglich aber beklagten sich die Evangelischen auch noch darüber, daß auf einigen Reichstagen, besonders im Fürstenrathe, die Sachen, welche die Religion und freywillige Contributionen betroffen hätten, durch die meisten Stimmen wären entschieden worden, und daß man die Einwendungen der Protestanten gar nicht geachtet, ja sie nicht einmal niedergeschrieben hätte. Manche Beschwerde wurde jetzt nur wieder erneuert. Der Kaiser befahl hierauf den Gesandten der drey geistlichen Churfürsten, wie auch dem Bevollmächtigten des Churfürsten von Sachsen, ihm ihr Gutachten über die Beschwerden der correspondirenden Fürsten mitzutheilen. Dieses fiel nun dahin aus, daß der Kaiser es bey den vorigen Bescheiden bewenden lassen, und die supplicirenden Stände ermahnen sollte, sich nach der Billigkeit zu bequemen, und den Reichstagsberathschlagungen fleißig beizuwohnen. Wie nun indessen den sämtlichen Churfürsten und Ständen die Rathversammlungen von neuem angesagt worden waren, so suchten die Correspondirenden durch ein Memorialschreiben um schnelle Abhelfung ihrer übergebenen Beschwerden nach. Der Kaiser ertheilte ihnen hierauf zur Antwort: daß er sich an seine Pflicht, den Reichsconstitutionen gemäß zu handeln, nicht brauchen erinnern zu lassen; er fände es auch unbillig, daß die das allgemeine Wohl des deutschen Reichs betreffenden Berathschlagungen besondern Angelegenheiten nachstehen, daß die mehrrn Stimmen gegen die wenigern nichts entscheiden sollten. Nach dem Empfange dieser Antwort erklärten nun die Gesandten der correspondirenden Stände, daß sie an den Reichstagsberathschlagungen gar keinen Antheil nehmen könnten. Der Rath, den die Catholischen dem Kaiser gaben, lautete aber immer so, daß Ihre Majestät gar nicht nöthig hätten, sich mit den correspondirenden Ständen in weitere Unterhandlungen einzulassen, sondern daß sie bey ihren vorigen Resolutionen verharren sollten. Die Catholischen reichten auch um eben diese Zeit eine Schrift ein, wo sie ihre geschlossene Lige zu vertheidigen suchten, und von der Union dagegen in sehr heftigen Ausdrücken redeten. In einer andern Schrift übergaben sie aber die Religionsbeschwerden, die sie gegen die Protestanten hatten, und die wir, weil sie schon mehrmals vorgekommen sind, hier übergehen wollen.

im Sept.

3. Indem man nun auf dem Reichstage Schriften mit einander wechselte, ohne zu den Hauptberathschlagungen fortzuschreiten, kam die Nachricht an, daß die Türken in Siebenbürgen eingefallen wären, und daß Gabriel Bathori seine

Un

Fruchtloser
Ausgang des
Reichstags.

Unternehmungen fortsetze. Der Kaiser ließ hierauf die Stände um schleunige Hülfe, und um Fortsetzung der Reichstagsberathschlagungen, ersuchen. Wegen des ersten Punctes verlangte er in zwey Terminen, auf Weihnachten und auf Johannistag des folgenden Jahrs, vierzig Römermonate, und, in dem Falle, daß diese nicht hinreichen sollten, trug er noch auf eine eben so große Anzahl an. Die übrigen Berathschlagungen möchten auf einen andern Reichstag verschoben werden, weil nicht nur des Kaisers Erblande seine Gegenwart erforderten, sondern weil auch das Menschensterben zu Regensburg immer weiter um sich griffe. Die Gesandten der correspondirenden Reichstände protestirten aber wider alle diese Versügungen, und bestanden immerfort auf die Abstellung ihrer Beschwerden. Durch Vermittlung des Erzherzogs Maximilians vereinigten sich endlich die Stände beider Religionsparteyen, daß die Angelegenheiten, die man jetzt nicht abthun könnte, auf einen zu Speyer zu haltenden Deputationstag verschoben werden sollten. Die catholischen Stände erklärten sich bereit, dem Kaiser mit dem einfachen Römerzug an Geld zu zwey Jahren, und in zwey Terminen (oder mit dreßsig Römermonaten), bezug zu stehen. Die correspondirenden Stände legten aber wider diese Entschlieung eine feierliche Protestation ein, und so endigte sich auch dieser Reichstag, ohne daß er Ruhe und Einigkeit unter den verschiedenen Glaubensgenossen in Deutschland nur im geringsten befördert hatte *).

im Oct.

4. Doch Ruhe und Einigkeit war nun einmal von Deutschland auf lange Zeit entfernt. Dies äußerte sich nicht allein auf dem Reichstage, sondern auch bey der jülichischen Erbstreitsache. Aller Bemühungen ungeachtet, wurde dieser Erbstreit immer lebhafter. Man hielt deswegen zu Erfurth eine Zusammenkunft, um die Häuser Sachsen, Brandenburg und Neuburg zu einem Vergleiche zu stimmen. Der Herzog Maximilian von Bayern, der Markgraf Christian von Brandenburg, und die Landgrafen Moriz und Ludwig von Hessen, so wie der Graf von Hohenzollern, wohnten demselben als kaiserliche Deputirte bey. Pfalzneuburg wollte jedoch den jülicherischen Vertrag durchaus nicht genehmigen. Doch die possidirenden Fürsten selbst, welche anfangs so fest verbunden schienen, wurden nunmehr uneinig. Als der Markgraf Ernst, churbrandenburgischer Administrator des jülichischen Landes, gestorben war, ernannte der Churfürst seinen Sohn, den Markgrafen Georg Wilhelm, zu seinem Nachfolger, und er machte dies den Ständen durch ein Patent bekannt. Weil er aber dieses gethan hatte, ohne dem Hause Pfalzneuburg vorher Nachricht davon zu geben, so ließen dessen Statthalter und Räte ein andres Patent anschlagen, worin sie einige Bedingungen, welche der brandenburgische Prinz vor der Ueberrahme der Administration erfüllen sollte, festsetzten. Diese Bedingungen bestanden nun darin, daß er, als noch minderjährig, dem Restitutionsbeneficium entsagen, daß er während der Gemeinschaft keinen Termin gestatten, daß er seines Vorgängers Handlungen genehmigen, und die zwischen beiden Häusern aufgerichteten Reversalien unverbrüchlich halten sollte, u. s. w. Diese und andre Bedingungen, wozu man ihn zwingen wollte, schienen dem Prinzen sehr bedenklich. England und die Generalstaaten ermahnten zwar beide Parteyen zum

Friede

*) Rhevenhiller, VII, 556—603. Londonp, I, 112. 138. Rudolf, I, 425. 599.

Frieden, und versprochen allen Beystand; der Churfürst von Brandenburg rechnete auch vorzüglich auf ihren Beystand. Der Pfalzgraf Ludwig bewarb sich aber eben deswegen um andre Hülfe ¹⁾. Er bewarb sich in dieser Absicht um die bayerische Prinzessin Magdalene für seinen Sohn, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm. Herzog Maximilian gab auch, der verschiedenen Religion des Pfalzgrafen ungeachtet, zu dieser Verbindung seine Einwilligung, und der Pabst dispensirte, aber unstreitig in der schmeichelhaften Voraussetzung, daß der Pfalzgraf eben sowohl die Union als seinen Glauben verleugnen würde, und in dieser schmeichelhaften Voraussetzung haben sie sich auch nicht getäuscht ²⁾. Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm trat, zur großen Betrübniß seines Vaters, zur catholischen Religion über, und übergab sich, um der Unterstützung der Lige zu genießen, dem Willen und der Verordnung des Kaisers gänzlich. Spanien versprach ihm nunmehr allen Beystand. Alle diese Vorgänge waren für die Gegenpartey so kränkend und beleidigend, daß der Ausbruch der Feindseligkeiten nunmehr ganz unvermeidlich war.

1614

Sie suchten
einander zu
verdrängen.

5. Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm hatte die catholische Religion angenommen, um sich einen mächtigen Beystand zu verschaffen; der Churfürst von Brandenburg wendete sich aus eben dem Grunde zur reformirten Religion. Er wollte hierdurch nicht nur seine eclevischen Unterthanen, sondern auch die Holländer gewinnen. Die letztern waren auch seit der Zeit die besten, aber auch theure Stützen des Churfürsten ³⁾. Denn seitdem der König Heinrich IV. von Frankreich nicht mehr lebte, ging die Hülfe, welche der französische Staat den possidirenden Fürsten leistete, nicht weiter, als das Haus Oestreich im Jülich'schen keinen festen Besitz ergreifen zu lassen. Ja die Königin Regentin war durch des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm Uebertritt zur catholischen Religion ihm geneigter geworden, und sie sah es nicht ungern, daß er durch die Spanier und die Lige sich zu behaupten suchte. Indessen dauerte, oder sollte doch wenigstens die gemeinschaftliche Regierung der possidirenden Fürsten fortdauern. Aber zwischen den beiden Statthaltern herrschte freylich gegenseitiges Mißtrauen, und das Bestreben, einander in allem entgegenzuhandeln. Beide glaubten sich zu Düsseldorf vor einander nicht sicher, und jeder verstärkte seine Mannschaft, so daß zu befürchten war, daß sie einander in der gemeinschaftlichen Residenz angreifen würden. Der brandenburgische Churfürst sah sich endlich bewogen, Düsseldorf zu verlassen, und sich nach Cleve zu begeben. Jenes blieb also dem Pfalzgrafen allein, und fast hätte er auch Jülich durch Hülfe der Spanier in seine Gewalt bekommen. Auf einer Reise, die er nach Brüssel vorhatte, nahm er seinen Weg über Jülich. Bey dieser Gelegenheit glaubte er dies

a) Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm hatte den Churfürsten von Brandenburg zu Königsberg und Küstrin gesprochen. Man hatte allerley Vergleichsunterhandlungen geführt, und man war zuletzt auf den Einfall geraten, den Pfalzgrafen mit der ältesten Tochter des Churfürsten zu vermählen. Man verabredete, sowohl diese, als andre die jülich'sche Erbsache betreffende Angelegenheiten auszumachen, eine Zusammenkunft nach Düsseldorf. Diese war je

doch eine unglückliche Zusammenkunft! Der Churfürst und der Pfalzgraf wurden hier so einig, daß jeder diesen ins Gesicht schlug. Hiermit waren alle Unterhandlungen auf einmal abgebrochen. Buchholz, III, 550.

b) Rudolf, S. 445 — 447.

c) Er wirkte hierdurch eine Schuld, welche durch die Künste der Beichtler mit der Zeit bis auf 12,600,000 Gulden anwuchs. Buchholz, S. 551.

dieser Festung sich sehr leicht versichern zu können. Der Oberbefehlshaber, den der brandenburgische Churprinz noch zu rechter Zeit gewarnt hatte, verhinderte es aber, indem er die Besatzungsmannschaft, die dem Neuburgschen Hause geschworen hatte, fortschickte, und holländisches Kriegsvolk dafür einnahm¹⁾. Dagegen mißlang dem brandenburgischen Churprinzen auch sein Anschlag, Düsseldorf, aus welchem der Pfalzgraf die brandenburgischen Truppen herausgeschafft hatte, mit vierhundert Mann, die er von den Generalstaaten bekommen hatte, zu überraschen. Unter solchen Umständen konnte sich der Churfürst von Brandenburg freilich wenig geneigt fühlen, den Ermahnungen des Kaisers, zu einem Vergleich mit Pfalzneuburg die Hand zu bieten, Folge zu leisten. Diese Ermahnung war schon im vorigen Jahre an ihn ergangen; der Churfürst aber verzögerte seine Erklärung bis im April dieses Jahres. Er begleitete sie mit einem sehr nachdrücklich abgefaßten Schreiben an den Kaiser, worin er sich hauptsächlich über Ränke beklagte, die der kaiserliche Abgesandte auf der Zusammenkunft zu Erfurth, der Graf von Hohenzollern, ihn zu hintergehen angewendet habe. Endlich kam es aber doch zu einer Vergleichskonferenz, die zwischen den possidirenden Fürsten, dem Churfürsten von Eöln und den Bevollmächtigten der Generalstaaten zu Wesel gehalten wurde. Pfalzneuburg drang ganz ernstlich auf die Räumung der Festung Jülich. Es that dabei den Vorschlag, daß sowohl diese Festung, als auch andre Städte und Schloßer in gemeinschaftlicher Verwahrung gehalten, und durchaus niemand eingeräumt werden möchten, daß die Bestimmung der vornehmsten Oberbefehlshaber von dem eingeweihten Adel des Landes abhängen, und daß sie eben sowohl der Landschaft als den possidirenden Fürsten schwören sollten. Diese Bedingungen hätten, wenn sie beobachtet worden wären, vieles Unglück verhindern können. Der Churfürst war jedoch gegen Pfalzneuburg einmal so mißtrauisch geworden, daß er von einer holländischen Besatzung in Jülich durchaus nicht abgehen wollte.

im Jun.

6. Wie hätte er aber auch Zutrauen haben können, da das Schicksal der Städte Mühlheim und Aachen ihn von den Gesinnungen der Gegenpartei hinlänglich unterrichtete? Mühlheim, ein Städtchen am Rhein, hatte wegen seiner vortreflichen Lage die Aufmerksamkeit der possidirenden Fürsten dergestalt auf sich gezogen, daß sie durch Ertheilung neuer Privilegien, und durch Religionsfreiheit, welche sie für alle Fremden ankündigten, es zu einer volkreichen und blühenden Stadt zu machen suchten. Eöln fing wegen der Nähe dieser Stadt frühzeitig an besorgt zu werden. Es ließ deswegen eine Protestationschrift drucken, worin es die Nebenbuhlerin ein naheß Dorf nannte, worin es, sich auf alte und neue Verträge, wie auch kaiserliche Verordnung beziehend, über die Anlegung einer neuen Stadt Klage zu führen, sich berechtigt glaubte. Eine Hauptursache der Eifersucht, welche die Eöllner über die neue Stadt hegten, war jedoch die, daß die Evangelischen, die man zu Eöln auf allerley Weise gedrückt hatte, sich zu Mühlheim unter dem Schutz der possidirenden Fürsten niederließen. Die letztern suchten auch die eöllnische Protestationschrift durch eine andre Schrift, die sie herausgaben, zu widerlegen. Sie achteten dabei auf die eöllnischen Einwendungen so wenig, daß sie vielmehr die neue Stadt zu erweitern und zu besetzen eifrig fortsetzten. Eöln

Mühlheim
verfällt in die
Reichsacht.

Ddd 2

wen

1612 im Jul. wendete sich jedoch an den Kaiser Matthias, und wirkte von demselben eine unbedingte Verordnung aus, welche den possidirenden Fürsten, bey Strafe von hundert Mark löthigen Goldes, auferlegte, die Erbauung und Befestigung der neuen Stadt zu unterlassen, und alles wieder in den vorigen Zustand zu versetzen. Als dieses sollte in Zeit von sechsunddrenßig Tagen geschehen. Da nun die Zeit verstrichen war, ohne daß die possidirenden Fürsten zur Befolgung des kaiserlichen Befehls Anstalten gemacht hatten, bekamen sie von Prag aus noch eine zweyte Verordnung des Kaisers, die ihrem Gehorsam noch eine kürzere Frist bestimmte, und von diesem Gehorsam in Zeit von einem Monat Nachricht haben wollte. Da nun auch diese nicht befolgt wurde, so säumte die Stadt Eöln nicht, bey dem Kaiser auf Execution anzutragen. Die possidirenden Fürsten hatten darauf gerechnet, daß sie durch Verufung auf den besser zu berichtenden Kaiser oder an die Reichsverammlung, den Fortgang der Execution so lange würden verhindern können, bis die Eölnner des Streitens überdrüssig wären, und Nüßheim sich in vollkommenem Festungszustand befände. Allein die Kache nahm eine andre Wendung. Der Kaiser ließ, zu Ende des vorigen und im Januar des jetzigen Jahrs, ein weit schärferes Mandat sowohl den possidirenden Fürsten, als den Einwohnern zu Nüßheim bekannt machen, worin ihnen, selbst bey angebotener Reichsacht, die Niederreißung und Abtragung der aufgeführten Gebäude anbefohlen wurde. Der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm gehorchte der kaiserlichen Verordnung, ließ sogleich einen Theil des Walls niederreißen, und setzte das Bauen nicht weiter fort. Churbrandenburg protestirte davor, munterte die Bürger zur Beständigkeit auf, bezog sich auf die Provocation an den Kaiser, imgleichen an die an den Kaiser ergangnen Vermittlungsschreiben auswärtiger Mächte und deutscher Reichsstände, und auf andre dergleichen Umstände mehr. Alles dieses vermochte jedoch die kaiserliche Resolution nicht zu ändern.

Dieses wird
verföhrt auch
der Stadt
Aachen.

7. Eben das Schicksal hatte die Stadt Aachen, wo vor drey Jahren die Religionshändel von neuem ausgebrochen waren. Die evangelischen Einwohner dieser Stadt, welche im Jahr 1593 die freye Ausübung ihres Glaubens verlohren hatten, wohnten seitdem den gottesdienstlichen Versammlungen ihrer evangelischen Nachbarn bey. Nach einiger Zeit wollte ihnen der nunmehr ganz catholische Rath zu Aachen auch diese Freyheit nicht länger gestatten, und er belegte diejenigen, die seinem Verbote zuwider handelten, mit Gefängniß, oder Geldstrafe. Da er wollte nicht einmal die geheime Religionsübung in den Häusern dulden. Diese hatten Einschränkungen wurden den evangelischen Bürgern Aachens zuletzt uners-träglich. Da sie nun vielleicht auf den Schutz der possidirenden Fürsten, der Schutzherren von Aachen, rechneten, so wagten sie es, einige Abgeordnete an ihren Stadtrath zu schicken, und um Aenderung und Milderung ihres harten Zustandes ehrerbietig nachzusuchen. Ihre Abgeordneten wurden aber gar nicht vorgelassen. Die gemeinen Leute geriethen darüber so in Hitze, daß sie lerm riefen. Die ganze Bürgerschaft ergriff das Gewehr; man bemächtigte sich des Rathhauses und der Stadthore, stellte überall starke Wachen aus, und vertrieb die Jesuiten aus ihrem Collegium. Der catholische Stadtrath suchte hierauf bey dem Churfürsten von

1611

von Cölln und bey dem Herzog Albrecht in den Niederlanden, um Beystand an; die evangelischen Bürger bewarben sich aber um die Unterstützung der possidirenden Fürsten. Beide Theile schickten nun Bevollmächtigte in die Stadt, um einen Vergleich zu vermitteln; man stritt sich aber schon über die Vorbereitungen zu demselben so heftig, daß die Vergleichshandlungen selbst unmöglich Fortgang gewinnen konnten. Die niederländischen Gesandten des Erzherzog Albrechts hatten ihren Herrn, als Herzogen von Brabant, für einen Beschützer, Vertheidiger und Obervogt der Stadt erklärt. Sie bezogen sich dabey auf einen zwischen demselben und dem Stadtrath errichteten Vertrag, mit dem die Bürgerschaft gar nicht bekannt war, und der daher zu einer neuen Beschwerde Anlaß gab. Der Rath hatte sich gegen den Erzherzog verbindlich gemacht, keine andre als die evangelische Religion zu dulden; die Bürgerschaft verlangte aber die uneingeschränkte Freiheit, nicht nur den benachbarten Gottesdienst ihrer Religion zu besuchen, und die Copulationen und Kindtaufen in ihren Häusern verrichten zu lassen, sondern auch wie ehemals im Rathe und bey andern Aemtern angestellt zu werden; sie verlangte ferner die Zurückberufung der der Religion wegen vertriebenen Bürger, und die gänzliche Entfernung der Jesuiten. Weil nun beide Parteyen keinen gemeinschaftlichen Schiedsrichter über sich erkennen wollten, so konnten die Unterhandlungen gar nicht gedeihen, bis endlich eine französische Gesandtschaft anlangte, welche den Auftrag hatte, Ruhe und Frieden in der Nachbarschaft zu erhalten. In Verbindung mit derselben brachten es die Abgeordneten der possidirenden Fürsten so weit, daß beide Theile ihren Vergleichsvorschlägen sich zu unterwerfen versprachen. Wie es aber zum wirklichen Vertrage kam, hatte sich der Rath wieder anders besonnen. Er hatte nemlich Nachricht bekommen, daß kaiserliche Strafverordnungen gegen die Bürgerschaft auf dem Wege wären, und daß die eblnischen und niederländischen Gesandten sehr bald als Subdelegirte ihrer Herren Principalen, welche der Kaiser zu Commissarien ernannt hätte, auftreten würden. Dies erfolgte auch kurze Zeit hernach; die Bürgerschaft protestirte aber darwider, und wendete eine Appellation dagegen ein *). Unter dem Reichsvicariat von Ehurspfalz hatte man einen neuen Vergleichsversuch gemacht; aber auch dieser war vergeblich. Der Kaiser Matthias und sein Hofrath beharrten bey den alten Verordnungen wider Aachen, die zum Theil noch im vorigen Jahrhundert ergangen waren. Die Evangelischen sollten bey dem Stadtrath und bey andern Aemtern durchaus nicht angestellt seyn. Da nun weder von Frankreich, das seinen Heinrich IV. nicht mehr hatte, noch von den Generalstaaten, die mit Spanien damals im Waffenstillstande lebten, eine Unterstützung der evangelischen Aachner zu erwarten war, so konnte es die Gegenpartey desto eher wagen, die Reichsacht wider sie ergehen zu lassen. Sie wurde dem Churfürsten von Cölln und dem Erzherzog Albrecht aufgetragen. Letzter schickte den spanischen General Spinola, der sich zu diesem Geschäfte bey seinem Aufenthalte zu Prag empfohlen hatte, mit zwanzigtausend Mann ins sogenannte Reich von Aachen. Die in der Stadt liegenden vierhundert Mann Brandenburger mußten ohne weitere Umstände abziehen; die catholischen Rathsherren und Beamten wurden wieder in ihre Aemter gesetzt,

Ddb 3

und

1614

* v) Ludolf, S. 353 — 355.

und die evangelischen, die sich nicht durch die Flucht retteten, kamen ins Gefangniß.

Spinola besetzt Jülich und Cleve und zerstört Mülheim.

8. Spinola, der nun einmal im deutschen Reiche war, führte bey der Gelegenheit noch zwey Anschläge aus; er besetzte für Pfalzneuburg Jülich und Cleve, und vollzog die Reichsacht gegen Mülheim. Von Aachen rückte er nemlich ins Jülichsche und Clevische, wo er einen Ort nach dem andern, besonders aber Düren, Droßon, Berckem und Duisburg, wegnahm. Hierauf ging er unterhalb Cöln über den Rhein, vereinigte sich mit achthundert Reitern und fünftausend Mann Fußvolk, die Pfalzneuburg zu ihm stoßen ließ, und rückte endlich nach Mülheim, wo er alle neuerbaute Häuser abbrechen, die Wälle niederreißen, und die Gräben anfüllen ließ. Von da fuhr er den Rhein herunter nach Wesel, und forberte die Stadt zur Uebergabe auf; die Bürger öffneten schon am dritten Tage die Thore. Sie hatten sich zwar gute Bedingungen gemacht; diese wurden aber schlecht gehalten. Anstatt tausend Mann, um die sie gebeten hatten, legte man zweytausend Mann und noch drehundert Pferde bey ihnen ein, die ihnen allerley Drangsale anthaten, die unter andern ihre Prediger beschimpften, und ihre Weibspersonen mißhandelten. Jetzt konnten die Generallstaaten sich unmöglich länger ruhig verhalten. Sie ließen also den Grafen Moriz mit einem Heere von achtzehntausend Mann in der größten Geschwindigkeit vorrücken, um Wesel zu retten; dieses war jedoch schon übergegangen. Dagegen besetzte der Graf Moriz Emmerich und Rees; er ging auch die Maas hinauf, und nahm verschiedene Dörfer, als Gennep und Goch, in Besitz, und legte im Namen des Churfürsten von Brandenburg Besatzung hinein. Er ließ sodann durch einen abgeschickten Haufen Unna und noch andre Dörfer in der Grafschaft Mark besetzen. Die Spanier versuchten auf ihrer Seite eben so. Holländer und Spanier standen dabey äußerlich im freundschaftlichsten Verhältnisse; sie schmauschten und zechten zusammen, während daß sie eine Schanze nach der andern wegnahmen.

Anzug des Grafen Moriz.

Vertrag zu Ranten.

9. Indessen veranstalteten die benachbarten Fürsten eine neue Vergleichssammelfunktion zu Ranten, wo englische, französische, dänische, kölnische, pfälzische und württembergische Gesandten sich einfanden. Es wurden daseibst eine Menge Vorschläge gethan; es wurde über diese Vorschläge außerordentlich viel gesprochen; es wurden endlich Vergleichspuncte entworfen, die Churbrandenburg ohne alles Bedenken genehmigte, Neuburg aber, welches sich auf seine überlegene Macht stützte, durch allerley Bedingungen und Einwendungen nicht zur Vollziehung kommen ließ. Am meisten aber war es Spinola, der diesen Vergleich hintertrieb. Der Erzherzog Albrecht erklärte sich bereit, Wesel zu räumen, sobald die Mannschaft der Generallstaaten aus Jülich würde herausgezogen seyn; Spinola aber bestand darauf, daß er ohne Befehl seines Monarchen in gar nichts einwilligen könnte. Es war also bey den Spaniern gar nicht mehr die Frage, wessen Auftrag sie zur Besetzung der Stadt Wesel berechtigt hatte, sondern ob die Räumung derselben ihrem König zuträglich, oder nicht zuträglich sey. An die Rechte des Hauses Sachsen wurde bey dieser Besitzergreifung so wenig gedacht, daß es dasselbe für nöthig erachtete, sie wieder in Erinnerung zu bringen. Der Churfürst that dieses in einem Schreiben an den Kaiser, worin er unter andern sagte: er hoffe, Se. kais.

fers

ferliche Majestät würden bey dieser Gelegenheit (wie sie, Gott lob! sehr wohl thun könnten) ihm und seinem Hause in der jülichischen Sache alle Unterstützung angedeihen lassen. Um alles dieses bekümmerte sich aber Spinola nicht. Er dachte bloß auf den Vortheil seines Königs. Er wollte Wesel durchaus nicht eher verlassen, als bis ihm die Generalstaaten die Räumung von Jülich durch Geiseln würden zugesichert haben. Sein Verfahren zog nicht allein die Aufmerksamkeit der possibirenden, sondern auch der unirten Fürsten auf sich. Die letztern hielten deswegen zu Heilbronn eine Zusammenkunft, um sich über ihr Benehmen bey diesen Handeln zu berathschlagen. Sie schrieben auch an den Churfürsten von Sachsen, daß sie der Meinung wären, daß die Nichtsvollziehung mit spanischem Kriegsvolk die Unterdrückung der deutschen Freyheit und der evangelischen Religion zur Absicht habe. Der Churfürst, dessen große Ehrerbietung für das kaiserliche Haus sich bey dieser Gelegenheit schon sehr deutlich verrieth, antwortete hierauf: da die gebührende Ehrfurcht gegen den Kaiser gefallen sey, da unter den Ständen Mißtrauen herrsche, welches durch die ungewöhnliche Trennung vor den Rathversammlungen auf dem letzten Reichstag vermehrt worden, so wäre dadurch die traurige Nothwendigkeit entstanden, daß der Kaiser die Erhaltung seines Ansehns und seiner Hoheit durch alle mögliche Mittel zu befördern suchen müsse. Die Generalstaaten (sagte er ferner) wären an den gegenwärtigen Kriegshandeln in den jülichischen Ländern ganz allein schuld, indem sie die Festung Jülich mit mehreren tausend Mann besetzt hätten, um die Vollziehung der gegen die Stadt Aachen ergangnen kaiserlichen Acht zu verhindern. Da nun die Erreichung ihrer Absicht sowol dem Ansehen des Kaisers und Reichs als den benachbarten Reichsfürsten nachtheilig seyn würde, so könnte man es dem Kaiser nicht zumuthen, die bereits vollzogene Acht und die deswegen getroffenen Anordnungen aufzuheben, und das Kriegsvolk abzulassen. Was aber den Verdacht der unirten Fürsten beträfe, daß der spanische Kriegszug von den Catholischen wäre veranlaßt worden, um die deutsche Freyheit und die evangelische Religion zu unterdrücken, so wäre ihm nichts davon bekannt; und sollten sie wirklich eine solche Absicht haben, so würde er in dem Falle nicht unfähig bleiben ¹⁰).

10. Wie sehr der Churfürst von Sachsen die rechte Lage der Dinge kenne, Die Spanier te, oder wie mehr oder weniger offenerzig er redete, das erhellt aus dem fernern wollen nicht Benehmen der Spanier. Diese besetzten, mit Einwilligung des Abts, das feste Kloster Espurg, aus dem sie die Brandenburger vergeblich zu vertreiben suchten. Die Spanier hatten überhaupt gar keine Lust, die jülichischen und elevischen Länder zu räumen, ungeachtet die Generalstaaten, dem Vertrage zu Xanten zufolge, die schriftliche Versicherung von sich gaben, daß sie alle ihre Mannschafft aus den eingenommenen Dörfern, und besonders aus der Festung Jülich, herauszuziehen bereit wären, um den Spaniern allen Vorwand zur fernern Besetzung der jülichischen und elevischen Länder zu benehmen, ungeachtet der König von England den Erzherzog Albrecht durch einen besondern Gesandten zur Vollziehung des rantzischen Vertrags auffordern ließ. Allein das letztere stand nicht in des Erzherzogs Gewalt. So sehr Er und der Kaiser sich vielleicht geneigt fühlen mochten, die Bedingungen des

zu

- zu Fanten geschlossenen Vertrags zu erfüllen, so wenig konnten sie dem Absichten der spanischen Minister sich widersetzen. Daß die Spanier die von ihnen eingenommene Dertter sobald nicht verlassen wollten, erhellte unter andern daraus, daß sie Wesel immer mehr besetzten, und mit Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehen, daß sie das Kriegsvolk, welches Pfalzneuburg als unnöthig abbandte, sogleich wieder in Sold nahmen. Bey solchen Umständen versäumten die Brandenburger auch keine Gelegenheit, ihren Besitz weiter auszudehnen. Sie nahmen mit Hülfe des niederländischen Kriegsvolks die ganze Grafschaft Mark ein, und der Graf Heinrich von Nassau, der im Namen der Hansestädte der Stadt Braunschweig eben zu Hülfe zog, mußte, dem Wunsche des Churfürsten von Brandenburg gemäß, seinen Weg durch die Grafschaft Ravensberg nehmen, und Hervorden besetzen ¹⁾. Dies diente den Spaniern zum neuen Vorwande, sich immer mehrerer Dertter zu versichern. Ihr Feldherr, der Graf Heinrich von Berg, rückte mit neuntausend Mann, die er aus den Garnisonen gezogen hatte, gegen Dortmund heran; als aber diese Stadt allen Gehorsam und vollkommne Neutralität versprach, ging er von da nach Oese und Lippstadt, in die er mit bewaffneter Hand eindrang ²⁾.

Dreyzehnter Abschnitt.

Älterley Vorspiele des dreyßigjährigen Kriegs.

I.

- B**raunschweig geräth während dieses großen Vorspiels des dreyßigjährigen Kriegs, ereigneten sich noch verschiedene kleine, unter welchen sich die Handel der Stadt Braunschweig mit ihren Herzogen besonders auszeichneten. Durch Vermittlung verschiedener Reichsstände, besonders des Herzogs von Württemberg, hatte man zwischen der Stadt und dem Herzog Friedrich Ulrich einen Vergleich eingeleitet. Der Herzog erklärte dabei, daß er durch diese Unterhandlungen weder seinen Rechten, noch der kaiserlichen Auktorität Eintrag zu thun Willens sey. Dies war weiter nichts als eine Verwahrung gegen alle nachtheilige Folgen, welche der zu stiftende Vergleich für ihn haben könnte. Die gemeinen Bürger, die es aber so verstanden, als wenn er seine Rechte sich gleichsam vorausbedingen wollte, erregten darüber einen Aufstand, droheten allen denen, die sich zu den Unterhandlungen würden brauchen lassen, entsetzten sogar einige derselben, die hierzu Lust zeigten, ihres Amtes, und bewogen andre, selbst abzutreten; kurz, sie thaten alles, um zu verhindern, daß die Vergleichszusammenkunft nicht vor sich gehen möchte. Der Herzog wurde darüber so aufgebracht, daß er seinen Unterthanen alles Gewerbe und alle übrigen Verbindungen mit der Stadt Braunschweig untersagte ¹⁾. Im folgenden Jahre wurde zwar, durch Vermittlung der Hansestädte, zu Hannover ein Vergleich geschlossen, und die Stadt erklärte sich bereit, dem Herzog alle Jahre eine beträchtliche

¹⁾ Ludolf, S. 526. 527.

²⁾ Ludolf, S. 578.

³⁾ Ludolf, S. 498. 499.

Abgabe zu bezahlen, ihm ihre Thore Tag und Nacht zu öffnen, und ihm auch die Erbanung eines neuen Schlosses zu verstaten; er konnte aber, als es zur Vollziehung dieses Vergleichs kam, nicht einmal die Schlüssel zu einem Stadthore erheben. Der Herzog befand sich jedoch in einer so guten Kriegsverfassung, daß er die Stadt sogleich mit zwanzigtausend Mann belagern konnte. Gleich beim Anfange dieser Belagerung unternahm es der König von Dänemark, die Braunschweiger zu friedlichen Unterhandlungen zu bewegen. Es fanden sich in eben dieser Absicht auch Gesandten des Landgrafen Moriz von Hessen, der Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen, und von noch andern Reichsständen, im Lager ein. Die Braunschweiger machten es aber allemal zur ersten Bedingung, daß der Herzog die Belagerung zuvor aufheben möchte. Ihre Hartnäckigkeit stützte sich freilich auf die Hülfen, die ihnen die Hansestädte versprochen hatten, und die auch bald erfolgte. Der letzte Oberbefehlshaber, der Graf Friedrich von Solms, rückte mit einem ziemlich beträchtlichen Haufen Kriegsvolk zum Entsatz der Stadt Braunschweig herbei. Sein Bruder, der Graf Hans Georg, war mit einigen Compagnien Reiterei und tausend Mann Fußvolk schon wirklich in der Stadt angelangt. Er selbst hatte jedoch weniger Glück. Des Herzogs Befehlshaber, die seinen Anzug erfuhren, stellten sich ihm bey der Landwehr entgegen; es erfolgte ein blutiges Gefecht; der Graf Hans Georg, der seinem Bruder aus der Stadt zu Hülfen eilte, gerieth in die Gefangenschaft, und Graf Friedrich rettete sich in dieselbe; nachdem er auf dreihundert Mann verlohren hatte; dem Herzog kostete jedoch dieses Gefecht gleichfalls viele Kriegerleute. Es kamen nunmehr auch kaiserliche Abgeordnete an, welche die Stadt im Namen des Kaisers zum Frieden ermahnten; die Braunschweiger wollten aber, ohne Einwilligung der Hansestädte, sich durchaus zu nichts verstehen. Nachdem aber sowohl von den Hansestädten, als von den Generalstaaten Gesandten in der Stadt angekommen waren, so wurde ein Waffenstillstand geschlossen. So endigte sich diese Belagerung von viertelhalb Monaten, nachdem der Herzog zwölf, und die Stadt dreitausend Mann in derselben eingebüßt hatte. Einen Monat hernach wurde im Kloster Steyerburg ein völliger Friede geschlossen. Die Stadt machte sich verbindlich, den Herzog als ihren regierenden Landesfürsten zu verehren, und ihm nach der im Jahr 1569 beschwornen Form die Erbhuldigung zu leisten; der Herzog bestätigte ihr aber dagegen alle ihre Privilegien, Freyheiten und alte Herkommen, auch versprach er, die Aufhebung der kaiserlichen Achtserklärung zu befördern. Im Februar des folgenden Jahres wurde auch dem Herzog von den Braunschweigern feierlich gehuldigt.

im Aug.

im Nov.

im Dec.

1616

Verbindung
der Hanse-
städte.

2. Das Schicksal der Stadt Braunschweig, welche zu den Hansestädten gehöret hatte, erfüllte ihre Schweftern mit der gegründeten Besorgniß, daß noch mehrere von ihnen, besonders von Seiten Dänemarks, ein ähnliches Loos treffen würde. Sie glaubten demselben am besten durch eine Verbindung mit den Generalstaaten der vereinigten Niederlande vorbeugen zu können, und zehr von denselben, nemlich Witten, Bremen, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar, Magdeburg, Braunschweig, Lüneburg und Greifswalde, giengen diese Verbindung wirklich ein. Den ersten

70 A. Rudolf, S. 529. 159. 1mg. S. 577.

Allgem. Weltk. 56. Th.

Ecc

Stadt den Auftrag, die Ursachen der Streitigkeiten zu untersuchen und beizulegen ¹⁾. Diese vermittelten auch zu Anfang des folgenden Jahres einen Vergleich, bei wel- 1613 im Jan. chem verschiedene Beschwerden der Bürger abgestellt wurden. Dieser Vergleich er- hielt jedoch den Ruhestand nicht lange. Die misvergnügten Bürger schickten nicht nur einen Ausschuss von sechzig Personen auf den Römern, sondern erschienen auch einhundert Mann stark vor demselben, und drangen darauf, daß ihnen verschie- dene Rechnungen und Bücher möchten vorgelegt werden. Der Rath wußte sich aus dieser Verlegenheit weiter nicht herauszuhelfen, als nachzugeben. Nun be- standen sie aber auch auf die gänzliche Entfernung der Juden ²⁾. Da nun der Rath, wegen verschiedener kaiserlichen Privilegien, welche die Juden schützten, ihre Ausweisung nicht bewilligen konnte, so entstand aufs neue Lärm. Nun langte ein kaiserliches Mandat an die Ränste und die Bürgerschaft an, welches ihnen die Pflicht auflegte, den Rath in alle seine Gerechtigkeiten und Ehren wieder einzusetzen, wie auch die angeordnete Untersuchung nicht zu hindern, da- mit die Schuldigen zur gebührenden Strafe gezogen werden könnten. Es fanden sich auch die Ränste des Churfürsten von Mainz und des Landgrafen von Hessen zu Frankfurt ein, welche die Bürger zum Gehorsam ermahnten, und den Handwerksjungen und lebigen Gesellen ihre ungehorsamen Meister zu verhaften befohlen. Dies machte jedoch so wenig Eindruck, daß vielmehr noch an eben dem Abend die Judengasse erschüttert und geplündert wurde. Den Juden selbst widerfuhr dabei die schlimmste Behandlung. Der Kaiser schickte hierauf ei- nen Herold nach Frankfurt, der eine feierliche Aechtoerklärung wider die gemeinen Bürger und Handwerksleute verkündigte. Die Partey der Patrioten wurde nunmehr so mächtig, daß sie der Urheber der Unruhen sich bemächtigen, und sie dem Churfürsten von Mainz überliefern konnte ³⁾. Sie wurden zwei Jah- re hernach hingerichtet, und die Juden durften nun wieder in ihre Wohnungen zu- rückkehren.

1616

4. Zu Worms waren im vorigen Jahre der Juden wegen gleichfalls Unru [1615] Handel entstanden. Die Bürger hatten schon seit einiger Zeit über den Wucherges- hen 14 Worms. Geist der Juden gar sehr geklagt. Da die Juden das Schicksal ihrer frankfurter Mitbrüder besorgten, so suchten sie bei dem Kaiser um eine Verordnung an, die sie gegen alle Mißhandlungen und Anfälle schützen sollte. Der Kaiser forderte hier- auf Bericht von dem Stadtrath. Ehe aber die kaiserliche Resolution darauf er- folgt war, wendeten sich die Bürger an das Kammergerichte, und wirkten bei dem- selben einen Stadtschreib an den Magistrat aus, welcher folgenden Inhalts war: Da in den Reichsabschieden; und besonders in der letzten Polizeiordnung; in Anse- hung der runderlichen Contracte unter andern festgesetzt worden, daß die Juden nicht mehr als fünf vom Hundert zu nehmen befugt seyn sollten, der Rath ihnen aber vierzehnteils Procente, und zwar wol gar auf bloße Handschriften, bewilligt habe, so würde ihm bei Strafe von zehn Mark löthigen Goldes befohlen, die Juden zur Zurückzahlung der zuviel genommenen Zinsen anzuhalten, und von der Befolgung dieser Verordnung in Zeit von vierundzwanzig Tagen Bericht abzustatten. Diese Zu- rückzahlung machte jedoch sehr langsame Fortschritte, weil die Juden der Verord- nung

1. 273

E e 2

nung

1) Rudolf, S. 391 — 394. 2) Rudolf, S. 447 — 449. 3) Rudolf, S. 497. 398. 393. 380.

nung des Kammergerichts keine Folge leisten wollten oder konnten, indem sie sonst vielleicht das ganze Capital wieder hätten herausgeben müssen. Den Bürgern währte aber die Zeit darüber so lange, daß sie sich endlich selbst Recht zu verschaffen beschloßen. Auf dreihundert derselben kamen demnach, jedoch ohne Orreuer, zusammen, schickten siebzehn aus ihrer Mitte in die Judengasse, und ließen den Juden anzeigen, daß sie die Stadt auf der Stelle verlassen, und nicht mehr, als sie tragen könnten, mitnehmen möchten; ihre übrigen Habseligkeiten sollten ordentlich aufgezeichnet, und ihnen, nach Abzug der schuldigen Summen, nachgeschickt werden. Man gestattete ihnen auch nicht mehr als eine Stunde Aufschub, und nun zogen die Juden mit Weib und Kind, und mit ihrem Gepäcke fort, und erhoben dabei ein so erbärmliches Geschrei, daß selbst einige Christen davon gerührt wurden. Als die Bürgermeister sich erkundigten, auf wessen Befehl dieses geschehen sey, antworteten die Bürger: Da man ihnen auf ihre vielfältigen Klagen und Bitten keine Hülfe hätte widerfahren lassen, so sahen sie sich genöthigt, sich selbst Recht zu verschaffen, und sie glaubten dieses vermöge kaiserlicher Privilegien und Freiheiten thun zu dürfen. Das letzte machte ihnen auch so vielen Muth, daß sie in die Judengasse einbrachen, daß sie die Synagoge niederrißen, daß sie die schwersten Grabsteine herausarbeiteten, und die Bürgermeister wußten weiter nichts zu thun, als Notarien und Zeugen zur Handlung zu führen. Gleich darauf suchten sie jedoch bezugnehmend Churfürsten von der Pfalz, dem Schutzherrn der Stadt, um Hülfe nach. Dieser ließ in der Stille seinen Ausfuß aufziehen, rückte in der Nacht ganz unvermuthet mit viertausend Mann vor die Stadt, und wurde am folgenden Morgen eingelassen. Man versicherte sich der Urheber der Unruhen, und ließ die Bürger von neuem schwören. Die Bürger baten nun die churfürstlichen Commissarien auf den Knien liegend, ihnen ihre begangnen Ausschweifungen zu verzeihen, die Befehle von der Bürgerschaft wieder loszulassen, und die Juden zu entfernen. Der Churfürst berichtete nun an den Kaiser: er habe, als nächstgeessener Churfürst, und noch größeres Unglück zu verhüten, im Namen des Kaisers und Reichs diese Execution vorgenommen, und dem Magistrat sein Ansehen und seine obrigkeitliche Gewalt wieder verschafft. Hierbei wäre weder dem Domcapitel und der übrigen Geistlichkeit, noch sonst jemand Schaden zugesügt worden. Weil aber viele unruhige und feindselige Leute unter den Einwohnern Worms allerley Drohungen gedäuert hätten, so habe er, bis zur völligen Entscheidung Sr. kaiserlichen Majestät, dreihundert Mann Landvolk in der Stadt zurückgelassen. Uebrigens sehe er nicht ein, wie die Juden, wegen der großen Erbitterung, welche die Bürger gegen sie hegen, wieder nach Worms zurückkehren, oder daselbst in Sicherheit leben könnten. Der Kaiser muß diesen Bericht des Churfürsten wohl aufgenommen haben; wenigstens empfangen die Urheber des Aufstandes zwei Jahre hernach ihre Strafe.

1617
Aufsruhr in
Berlin.
1614

5. Noch fielen in diesem kleinen Zeitraume einige Unruhen vor, welche Religionseifer veranlaßte. Der Churfürst Johann Siegmund von Brandenburg beschloß die reformirte Religion, zu der er sich bekennen hatte, auch in seinem Lande einzuführen. Er ließ deswegen ein Mandat ausgehen, worin er das, was in Zukunft auf den Kanzeln gelehrt werden sollte, so wie auch die gottesdienstlichen Gebräuche

D. Laboff, S. 532-535.

bedürche und Feiertlichkeiten genau vorschrieb. Es wurden dabei viele sogenannte gleichgültige Mittelbänge abgeschafft, um die Uebereinstimmung mit der schwedischen und holländischen Confession desto eher zu erreichen. Die lutherischen Prediger ärgerten sich aber diese Veränderungen so sehr, daß sie ihren Unwillen auf den Kanzeln ausließen, und daß ihnen der Churfürst die Aeußerungen ihres Verdrusses durch ein scharfes Mandat untersagen mußte. Dies hatte die Folge, daß die gemeinen Bürger zu Berlin einen Aufstand erregten. Es trankte sie hauptsächlich, daß die kostbaren Altäre, die schönen Bilder und Crucifixe, nebst dem Taufstein, aus der Domkirche herausgeschafft wurden. Ihr Unmuth ging so weit, daß sie nicht nur die Fenster des Hauses, worin die reformirten Prediger wohnten, einwarfen, sondern daß sie auch das Haus selbst stürmten, die Bücher zerrissen, und noch manche andre Gewaltthatigkeiten ausübten. Der Markgraf Johann Georg, der Statthalter des Churfürsten, ritt hierauf mit einigen von seinen Leuten in der Stadt umher, um den Ausschweifungen der gemeinen Leute Einhalt zu thun. Er gerieth jedoch darüber in große Gefahr; es kam zwischen seinen Leuten und den Bürgern zum Gefechte, in welchem von diesen drey, von jenen aber zehn erschossen wurden. Der Markgraf selbst bekam durch einen Steinwurf eine Wunde am Schenkel ¹⁾.

1615

6. Noch lebhaftere Unruhen veranlaßten die Religionsbedrückungen in Oestreich. Viele Einwohner Wiens besuchten den evangelischen Gottesdienst, der auf einem benachbarten Edelmannsdorfe gehalten wurde. Allein die catholische Geistlichkeit ruhete nicht eher, als bis dem Edelmann sein Gottesdienst untersagt wurde. Die öfereichischen Stände des Landes unter der Ems baten hierauf den Kaiser eheerbietigst und dringend, daß er ihnen sein im Jahr 1609 gegebenes Versprechen, den Gottesdienst auf ihren Schloßern und Gütern ungestört zu lassen, doch zu halten geruhen möchte; sie erhielten aber keine Antwort, wie sie sie wünschten ²⁾. Eben so wenig willfahrte man ihrer Bitte, als sie verlangten, daß die Sache durch eine Commission von unparteyischen Besitzern beider Religionen möchte untersucht werden. Den Städten und Flecken wurde ihr Ansuchen um freye Religionsübung gleichfalls abgeschlagen. Der Kaiser war schon im May dieses Jahrs nach Prag abgereiset, wo er sich bis zum Anfange des Jahrs 1618 aufhielt. Der Bischof Elesel, sein erster Minister ³⁾, war ihm nachgefolgt. Da nun die öfereichischen Stände ihre Religionsklagen nicht selbst vorbringen konnten, so schickten sie einige Abgeordnete nach Prag. Diese bekamen am Ende weiter nichts, als eine verschlossene Resolution, die sie erst in Oestreich eröffnen durften, und als sie sie nun öffneten, so enthielt sie so viel wie nichts, und man hatte sie also gleichsam zum Wisten gehabt. Derjenige aber, der den glücklichen Fortgang ihrer Bemühungen am meisten hintertrieb, der Bischof Elesel, wurde, auf Verlangen des Kaisers, und wegen seiner sowol der römischen Kirche, als dem Hause Oestreich geleisteten Dienste, vom Papst in den Cardinalsstand erhoben ⁴⁾.

Religionsbedrückungen in Oestreich.

1614

1615

1616

a) Rudolf, S. 495. 535.

b) Rudolf, S. 495. 535.

c) Dieser sah es damals schon gern, daß man ihn einen grüßigten Fürsten und Herrn nannte.

d) Kaupps evangel. Oestreich, IIte und letzte Fortsetzung, S. 319. 320.

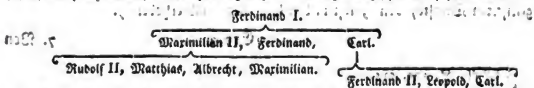
Der kün.
Erzherzog Fer-
dinand wird
A. Matthias
Nachfolger in
Unsern Vöh-
men 16.

7. Von diesem drückenden Zustande sich bald wieder befreit zu sehen, hatten die evangelischen Destreicher nicht den geringsten Ansehn von Hoffnung. Ihr künftiger Landesheer; der Erzherzog Ferdinand II., war von aller Duldbarkeit sehr weit entfernt. In Ansehung ihrer künftigen Regierung wurden aber eben damals Verathschlagungen gepflogen. Denn da Matthias keine Erben hatte, und da auch seine Brüder, Albrecht und Maximilian, nicht damit versehen waren, so hatte der Erzherzog Ferdinand allerdings das nächste Erbrecht¹⁾. Die Erzherzoge Albrecht und Maximilian mußten jedoch, wenn dasselbe nach dem Tode des Kaisers Matthias sogleich gültig seyn sollte, dem ihrigen entsagen. Sie bequamen sich hierzu, und eben dieses that der König Philipp III. von Spanien. Nachdem nun alle diese Verzichtleistungen erfolgt waren, begab sich Matthias nach Prag, versammelte die Stände, und eröffnete ihnen, daß er, in der Absicht, damit nach seinem Ableben keine Unruhen wegen der Thronfolge entstehen möchten, seinen Vetter Ferdinand zum künftigen König von Böhmen bestimmt habe; sie sollten sich also über die Festsetzung eines zur Vollziehung dieses Geschäftes schiedlichen Tages bereben. Die Stände, die jedoch ihr vermeintes Wahlrecht noch immer nicht aufgeben wollten, waren zum Theil sehr unzufrieden darüber, daß der Kaiser desselben gar nicht erwähnt hatte. Die protestantischen Herren, an deren Spitze der Graf Heinrich Matthes von Thurn stand, waren mit den Entschlüssen des Kaisers auch schon deswegen nicht einverstanden, weil sie vor dem Gedanken, daß der unzulässige Ferdinand über sie herrschen sollte, zitterten. Als sie aber sahen, daß die Vornehmsten unter den Ständen dem Verlangen des Kaisers zu willfahren geneigt waren, so durften sie auch nicht länger widersprechen. Die meisten entfernten sich also von Prag, und begaben sich auf ihre Güter. So wurde der Erzherzog Ferdinand, der Besitzer von Steyermark und Kärnthen, für des Matthias Nachfolger im Könige reich Böhmen anerkannt. Hierbei mußte er freilich allerlei versprechen, was den Vorrechten und Freiheiten der Stände Sicherheit gewähren sollte, was sie aber, wie wir in der Folge hören werden, nur so lange gewährte, als es Ferdinand und seinen Ministern beliebte. Doch Ferdinand wurde von dem Eid, durch den er alles dieses beschworen hatte, von dem päpstlichen Nuntius sogleich wieder freigesprochen²⁾.

Der Union
Bedeutung
ten darüber.

8. Diese Staatsveränderung schien aber nicht allein den protestantischen Herren in Böhmen, sondern auch den unirten Fürsten in Deutschland sehr befehllich. Sie hielten deswegen zu Heilbrunn eine Zusammenkunft. Ebenfalls bekamen sie aber ein vom Kaiser an den Churfürsten von der Pfalz gerichtetes Schreiben, worin sie ermahnt wurden, von der Union und von andern Verbindungen, die

1) Zur Erläuterung dieses Erbrechts mag folgende kleine genealogische Uebersicht dienen:



m) Rheuenhiller, I, 755. 881. 1070. 1100. Rudolf, I, 611. Pelzel, II, 683 — 686, Struv, S. 1205.

die sie unter einander errichtet hätten, als von höchstschädlichen Trennungen im Reiche, abzugehen; der Kaiser erklärte zugleich, daß er, mit Zugiehung der Churfürsten, dem zunehmenden Mißtrauen abhelfen, und die Beschwerden abzustellen sich bemühen wollte. Ein solches Schreiben erhielten auch die zu Frankfurt versammelten catholischen Fürsten und Abgeordneten der Reichsstädte, und letztern wurde der Befehl angethünigt, sich aller Bündnisse und Unionen zu entschlagen. Die Fürsten waren auch bereitwillig, ihre Liga sogleich aufzugeben, wenn die Unionen ihre Verbindung gleichfalls aufheben wollten. Von den letztern bekam jedoch der Kaiser die vielbedeutende Antwort: daß dergleichen Union und Verbindung freylich nicht nöthig gewesen wäre, wenn man ihnen Recht und Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen; nachdem aber ein evangelischer Stand nach dem andern, unter dem Schein des Rechtes, durch Execution in große Verlegenheit, und zum Theil um Religion und Freyheit gebracht worden wäre, ohne daß ihn Keils und Executionsordnungen hätten schüßen können; so hätten sie sich freylich genöthigt gesehen, eine Union unter einander zu errichten, die jedoch niemanden zum Nachtheil gereichen, noch viel weniger eine Trennung vom Kaiser und Reich bewirken, sondern einzig und allein eine sowohl in göttlichen, als weltlichen und natürlichen Rechten verfaßte Selbstvertheidigung, dergleichen im römischen Reiche bisher nicht ungewöhnlich gewesen wäre, zur Absicht haben sollte; zwischen ihrer Union und der Liga der Catholischen sey ein großer Unterschied, denn wenn diese auch gleich die mit fremden Mächten und Feldherren eingegangne Verbindung (dergleichen bey ihnen gar nicht, stattdem) aufgaben, so blieben sie doch, außer dem Kaiser, noch einem andern fremden hohen Haupte verpflichtet; dies könnte man aber von den Unionen, die kein andres Oberhaupt als den Kaiser hätten, nicht sagen. Sie erwähnten hiernächst auch der Einfälle und Executionen, die durch eine fremde hohe Macht (die spanische) im westphälischen Kreise geschehen wären; sie berührten ferner die donauwärtische Restitutionsache, und sie baten bringend, daß allen diesen Beschwerden abgeholfen, die Prozesse und die Executionen mit fremdem Kriegsvolk hingegen eingestellt werden müßten. Diejenigen, die dieses Schreiben unterzeichneten, waren die Churfürsten von der Pfalz und von Brandenburg, der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst zu Brandenburg, der Herzog Johann Friedrich zu Württemberg, der Markgraf Georg Friedrich zu Baden, der Fürst Christian zu Anhalt, der Graf Gottfried zu Dettingen, sodenn die bey ausgeschreibenden Reichsstädte für sich und die übrigen unionten Städte. Der Kaiser ertheilte nun nicht einmal eine Resolution auf dieses Schreiben. Jetzt süßten die Unionten die Nothwendigkeit, bey ihrer Union zu verhärten, immer stärker. Wie hätten sie sie auch ohne Gefahr aufheben können, da die Lige der Catholischen noch immer fortbauerte, da besonders die Bischöfe, welche an dem Pöbst eine starke Stütze hatten, sich immer fester angeschlossen? Es kamen auch auf catholischer Seite, und wol meistens aus jesuitischer Feder, allerley Schriften heraus, welche den Religionsfrieden angriffen, und die lutheraner und Reformirten mit feindseligen Besinnungen gegen einander anzufüllen suchten. Die Spanier setzten ihren Aufenthalt in Deutschland, und besonders in den sächsischen und rheinischen Ländern, beständig fort. Es ereigneten sich überdies noch einige andre Vorfälle, welche die

Verbitterung beider Parteien vergrößerten. Die Bischöfe zu Breslau in Schlesien und zu Paderborn in Westphalen zwangen ihre Unterthanen, die catholische Religion anzunehmen. Jener, der Erzherzog Carl von Oestreich, befahl seinen und den Unterthanen der schlesischen Abteyen, entweder catholisch zu werden, oder mit Verkaufung des Irgens, in einer bestimmten Zeit sich aus dem Lande zu begeben. Eben das Schicksal hatten die Unterthanen des Bischofs von Paderborn. Da nun ihre Klagen beym kaiserlichen Hofe kein Gehör fanden, so wendeten sie sich an die Generalstaaten, und baten dieselben um Fürsprache, die aber, wie man leicht erwarten wird, vergeblich war. Die Catholiken und Protestanten ärgerten einander endlich auch durch Jubelfeste. Der Papst Paul V. schrieb, wegen allgemeiner Noth der Christenheit, ein solches Fest aus, um den Höchsten anzurufen, daß er die Kirche beschützen und erhöhen, die Ketzeren vertilgen, und den christlichen Mächten Frieden und Einigkeit verleihen möchte. Die Evangelischen feierten, auf Chursachsens Verordnung, auch ein Jubelfest; aber sie feierten es zu Ehren luthers, der vor hundert Jahren zuerst den Ablass bekämpft hatte. Der Churfürst von Sachsen trug es der Universität zu leipzig auf, dieses Fest mit allen möglichen Feierlichkeiten zu begehen. Die chursächsischen Theologen forderten hierauf alle evangelische Kirchen, eben sowohl außer als in Deutschland, auf, dieses Fest gleichfalls zu begehen, und selbst die Reformirten entzogen sich dieser dankbaren Erinnerung der lutherschen Verdienste nicht *). So bereitete sich alles zu dem großen, für Deutschland so höchstverderblichen dreißigjährigen Kriege zu, der den Hauptgegenstand des folgenden Buches abgeben soll. Ehe wir jedoch den Uebergang zu demselben machen, müssen wir die Stufen der Cultur, welche unser Deutschland bis dahin erstiegen hatte, noch etwas näher betrachten.

Vierzehnter Abschnitt.

Deutschlands Verfassung im verfloffenen Zeitraume.

Einführung des Erstgeburtsrechts in den meisten Häusern. Deutschlands Staatsverfassung entwickelte sich in dem verfloffenen Zeitraume so weit, daß sie ihrem gegenwärtigen Zustande schon ziemlich nahe kam. Hauptächlich bewirkte dies die Einführung des Erstgeburtsrechts, in den deutschen Häusern. In diesem Punkte gab besonders das Haus Oestreich ein mächtiges Beispiel. Nach Maximilians II. Tode äußerte sich zuerst in der östreichischen Familie eine Veränderung, die wahrscheinlich auf einem von demselben errichteten neuen Hausgesetze beruhte. So oft nemlich bis dahin ein regierender Herr vom Hause mehrere Söhne hinterlassen hatte, so wurde von denselben eine Theilung vorgenommen; das edeliche Herzogthum Oestreich blieb zwar, der Verordnung Kaiser Friedrichs I. zufolge, immer ungetheilt, und wurde nur nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt; die übrigen Länder des Hauses, als Steyermark, Kärnten, Tyrol u. s. w.

n) Ludolf, S. 614. 199.

waren jedoch der Trennung unterworfen, und jüngere Söhne und deren Nachkommen besaßen sie als regierende Herren. Dieser Fall fand z. B. noch bey Ferdinands I. Nachkommenschaft statt. Von sechs Söhnen, die Maximilian II. hinterließ, bekam aber nur der Erstgebohrne Rudolph II, die Regierung über Land und Leute; den übrigen war nur ihr standesmäßiger Unterhalt angewiesen, oder sie wurden auf andre Art versorgt *). Der größte Staatsrechtslehrer der neuern Zeit zieht hieraus den Schluß, daß Maximilian II. das Recht der Erstgeburt durch eine neuere allgemeinere Verordnung eingeführt haben müsse, obgleich diese Verordnung zur Zeit noch nicht bekannt sey. Vielleicht war es jedoch auch nur eine mündliche Verabredung. Doch die Länder, die Maximilian II. hinterließ, konnten auch nicht so recht schicklich getheilt werden. Das Erzherzogthum Oestreich blieb ein für allemal untheilbar, und auch Ungern und Böhmen waren, unter dem östreichischen Hause, noch nie von einander getrennt worden. Also war die Ausschließung der Söhne Maximilians II. vom Antheile an dem väterlichen Lande vielleicht nicht so wol bestimmte Anordnung, als eine natürliche Folge der damaligen Umstände. Aus der folgenden genealogischen Geschichte des östreichischen Hauses läßt sich die ausdrückliche Einführung des Erstgeburtsrechts auch nicht wohl beweisen; denn die Söhne des Erzherzogs Ferdinands in Tyrol des Bruders Maximilians II., konnten, ihrer umstandesmäßigen Herkunft wegen, auf das väterliche Land keinen Anspruch machen, und Maximilians II. jüngere Nessen von seinem dritten Bruder, Carlm, dem Urheber der steiermärkischen Linie, wurden zwar meistens auf andre Art versorgt, der dritte Leopold, der Erzbischof zu Straßburg und Passau, bekam jedoch in der Folge die Grafschaft Tyrol zu seinem Antheile, die er auf seinen Sohn, Ferdinand Carl, vererbte *). Das Erstgeburtsrecht im Hause Oestreich mag jedoch Anordnung oder bloßer Zufall seyn, so ist soviel ausgemacht, daß es in dem verfloffenen Zeitraume mehrere deutsche Häuser eingeführt haben. Das erste Beispiel einer ausdrücklichen Einführung gab der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg *); doch wurde demselben in der Folge manchmal wieder entgegengehandelt. Ob der Herzog Julius von Braunschweig Wolfenbüttel das Erstgeburtsrecht in seinem Hause ausdrücklich einführt, ist mir nicht bekannt; seine jüngern Söhne wurden freulich alle im geistlichen Stande versorgt, und auch die jüngern Söhne seines Nachfolgers, des Herzogs Heinrich Julius fanden, außer einem Antheile am väterlichen Lande, ihre Versorgung. Der zweyte, Rudolph, wurde zum Bischof von Halberstadt postuliert, und als er im folgenden Jahre starb, so trat sein älterer Bruder der Christian an seine Stelle. Ein jüngerer Bruder, Christoph, soll in dänischen Kriegsdiensten gestorben seyn *). Was die Einführung des Erstgeburtsrechts in Pfalzgräfenbüschen betrifft, die im Jahr 1591 erfolgt seyn soll, so kenne ich die genauere Angabe dieses Factums auch nicht; so viel aber ist ausgemacht, daß sie unter der Regierung des Pfalzgrafen Johanns I., als des Stiefers der eigentlich zweibrückischen Linie, die zwischen die Jahre 1570 und 1602 fällt, geschehen seyn muß; denn die Söhne des Pfalzgrafen Johanns I., Johann II., Friedrich Casimir

x615

und

*) Man vergleiche oben S. 247.

p) Michaelis, I, 315.

q) Oken S. 255.

r) Michaelis, I, 109.

1606

und Johann Casimir, theilten sich in die väterlichen Länder nur dergestalt, daß die beiden letztern ihre Abfindung bekamen *). In Hessen-Darmstadt wurde die Einführung des Erstgeburtsrechts durch einen besondern Vertrag, den der Landgraf Ludwig mit seinen Brüdern errichtete, gesichert. Vom Kaiser ist dieser Vertrag in den Jahren 1608 und 1622 bestätigt worden, und da dies, in Ansehung beider regierenden Häuser, im westphälischen Frieden geschah, so wurde dieser Vergleich dadurch ein immerwährendes Reichsgrundgesetz †). In Holstein-Gottorp führte Christian IV. im Jahr 1608 das Recht der Erstgeburt ein †).

Folgen dieser
Einführung.

2. Durch die Einführung des Erstgeburtsrechts blieben manche Länder, welche sonst eine Zerstückelung erfahren hätten, nicht nur ungetrennt, sondern es wurden auch manche eben deswegen vereinigt, weil nicht mehr, wie bey fortgesetzten Theilungen, mehrere Brüder sich standesmäßig vermählen, und ihren Stamm fortsetzen konnten. Besonders merkte man die Folge davon auch bald in Ansehung der weltlichen Fürstenstimmen auf dem Reichstage. Dieser wurden immer weniger, weil immer weniger regierende Herren im Fürstenrathe erschienen. Bisher hatte der weltliche Fürstenstand manchnial dadurch ein Uebergewicht über die geistlichen Fürsten erhalten, weil man die Stimmen nach der Anzahl der erscheinenden Personen zählte. Bey den geistlichen Fürsten war die Anzahl natürlich unveränderlich; auf der weltlichen Bank vermehrten sich hingegen die Stimmen bey jedem Todesfall eines Vaters, der mehrere Söhne hinterließ, die sich in die väterlichen Länder theilten. Je mehr das Erstgeburtsrecht befestigt wurde, desto mehr verlor sich dieser Vortheil. Eben diese Umstände waren auch wahrscheinlich Ursache, daß in dem verfloßenen Zeitraum die ganze Reichstagsverfassung, was die Zahl der fürstlichen Stimmen betrifft, eine andre Gestalt bekam. Seit dem Reichstage vom Jahre 1582 wurde, aus uns unbekannten Ursachen, mehr auf die Länder, als auf die Personen gesehen. Daß aber die Zahl der Stimmen, wie sie auf diesem Reichstage war, sich zufälliger Weise erhalten hat, das beweisen mehrere Beispiele aus der Geschichte der fürstlichen Häuser. Waren damals mehrere Linien, so blieben auch für die Zukunft eben so viel Stimmen, wenn gleich einige von diesen Linien wieder ausstarben. So sind z. B. zwey Linien des Hauses Braunschweig-Lüneburg, welches damals in vier Aeste getheilt war, wieder erloschen, und dennoch werden ihre Stimmen noch immer fortgeführt. Hatte hingegen im Jahre 1582 ein Land nur Einen Herrn, der hernach mehrere Söhne, welche sich in das väterliche Land theilten, hinterließ, so blieb auf dem Lande doch nur Eine Stimme haften. Dieser Fall ereignete sich besonders im Hause Anhalt, wo die Söhne des Fürsten Joachim Ernst, der im Jahre 1582 ganz Anhalt noch ungetrennt besaß, vier regierende Linien stifteten. Wenn auch nach dem Jahre 1582 die Besizer eines Landes ganz ausstarben, und das Land einem andern Fürsten zufiel, so wurde, wie dies unter andern gleich damals mit der erledigten Grafschaft Henneberg geschah, die vorige Stimme dennoch fortgeführt; waren aber die Besizer der Länder vor dem Jahre 1582 ausgestorben, so hatten auch ihre Stimmen aufgehört †).

*) Michaelis, II, 105. fgg.

†) Ebde, S. 155.

u) Michaelis, II, 515.

v) Pütters Entwicklung, II, B. VI, Nr. II.

3. Co

3. So wie seit der Einführung des Erstgeburtsrechts die deutschen Staaten an Umfang immer zunahmen, so wuchs auch meistens ihre landesherrliche Befugnisse. Der Fürst, dessen Land und Unterthanen sich vermehrt hatten, fühlte immer mehr Muth, als der Besitzer eines kleinen Fürstenthums; seine Hoheitsrechte geltend zu machen. Wie mancher deutsche Fürst, z. B. ein Herzog Friedrich von Württemberg, und ein Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, arbeiteten mit allen Kräften daran, ihre Regierung möglichst uneingeschränkt zu machen. Aber manchmal gründete sich dies Bestreben auf einen wechselseitigen Mißverständnis, der sich deswegen schwer auflären ließ, weil die Grundbegriffe beider Parteien verschieben waren. Die Landesfürsten selbst wußten (ein unter den gelehrtesten deutschen Fürsten älterer und neuerer Zeiten sehr gewöhnlicher Fall!) von alten Landesgeschichten und alten Landesverträgen wenig. Die Landstände waren mit ihrem Rechten und Freiheiten nicht sowol aus Acten bekannt, und wußten sie auch nicht sowol aus Acten zu beweisen, als daß sie sich derselben vermöge des zwar dunkeln aber höchstzuverlässigen Herkommens erinnerten. Die Härte, womit man ihre Rechte angriff, die niemand bisher bezweifelt hatte, machte sie selbst den Brief und Siegel so fürchtam, daß sie Brief und Siegel bis auf den äußersten Fall verstreckt hielten. Anstatt Urkunden und Acten, die vorläufig manchen Proceß gehindert, und auf die Befinnungen des Gegentheils den vortheilhaftesten Einfluß gehabt hätten, einander wechselseitig und offenherzig mitzutheilen, gedöhrnte man sich vielmehr an eine schädliche Verheimlichung derselben, woraus aber die Folge entstand, daß selbst die Stände ihre Rechte nicht aus Urkunden und Acten kannten. Der Adel erlitt nun die Kränkung, daß selbst sein Urrecht, nur vor dem Fürsten oder den höchsten Landesgerichten zu Rechte zu stehen, geschmälert werden sollte. Wie oft verlor er, selbst im Proceß mit seinem Unterthan, selbst vor dem Hofgerichte und vor der Rathsstube des Fürsten, solche Rechte, für die er zwar nicht Brief und Siegel aufweisen konnte, die man aber eben deswegen, weil sie unbestritten klar gewesen zu seyn schienen, nicht niedergeschrieben hatte. Der Canzler (wie das z. B. bei dem Canzler des Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, Wolfenbüttel der Fall war) wollte auch keine Urkunde anerkennen, wenn sie nicht die Urschrift war¹⁾.

4. Manches Recht hatte der Adel erst seit der Zeit verloren, seitdem die römischen Doctoren des römischen Rechts, die bei den Hofgerichten oder in den fürstlichen Rathsstuben angestellt waren, deutsche und römische Gerichtsbarkeit kaum mehr von einander zu unterscheiden wußten, seitdem das Verhältniß des Edelmanns zu seinen Unterthanen, dessen Beurtheilung doch ganz allein auf Kenntniß altdeutscher Geschichte und altdeutscher Verfassung beruhete, unter lateinische Namen römischer Verfassung oft nur um einiger Aehnlichkeit willen gezwungen werden sollte. Das römische Recht, das den nach Despotismus sich hinneigenden Befinnungen deutscher Fürsten so mächtig schmeichelte, mußte nebst denen, die es lehrten, oder die ihre Aussprüche darnach formten, bei den Fürsten natürlich vielen Eingang finden. Je mehr aber die Zahl der Rechtsdoctoren zunahm, je mehr mußten Gerichte und Gesetze sich vervielfältigen, und nicht leicht ist ein Jahrhundert der deutschen

Geschichte an neuen Gerichten und Gesessammlungen reicher gewesen. In Thürsachsen, in Anhalt, in Brandenburg, in Braunschweig, und in andern deutschen Ländern mehr, bestrebte man sich mit ungewöhnlichem Eifer, an der Verbesserung der Gerichtsverfassung zu arbeiten, und sie nach römischem Muster umzubilden. Die letzte Behauptung erläutern besonders die Gerichtsveränderungen, die im verfloßnen Zeitraume im Braunschweigischen sich ereigneten. Unter der Regierung des Herzogs Julius zu Wolfenbüttel sollte wegen des Calenbergischen, welches ihm zugefallen war, eine neue Gerichtsverfassung eingeführt werden. Statt der alten getheilten Regierungen in Münden und Neustadt sollte zu Sandersheim eine beständige Regierung und Canzlen errichtet werden, und als höchste Landesinstanz gelten. Man sollte sich von derselben allein nur an den Fürsten wenden dürfen. Sie sollte, mit adelichen und gelehrten Rätthen stattlich besetzt, mit dem wenigsten Zeitverlust, dasjenige entscheiden, was die verordneten Amtsverwalter, Hauptleute und Oberhauptleute nicht ausmachen könnten. Solche Oberhauptleute oder Großvögte wollte nemlich der Herzog in Calenberg, Neustadt und Münden anstellen, und ihnen, besonders da, wo es Streitigkeiten mit den Nachbarn vielleicht nothwendig machen könnten, einen römischen Doctor und Secretär zuordnen. In Sandersheim sollte aber nicht allein die höchste Landesregierung, sondern auch ein gemeinschaftliches Hofgericht *) für Wolfenbüttel, Calenberg und Hoya, errichtet werden. Die neuen Unterthanen des Herzogs, die Calenberger, hatten aber wider die Ordnung des wolfenbüttelschen Hofgerichts, welche man auch bei dem Sandersheimischen zum Grunde legen wollte, manches einzuwenden; sie wollten hauptsächlich nicht so geradezu ihre löblichen alten Gewohnheiten, ihre Statuten und ihr Sachenrecht mit dem römischen Rechte vertauschen, und so gern sie auch zugaben, daß Gelehrte in den Gerichten seyn sollten, so wenig wollte sich doch der calenbergische Adel aus demselben verdrängen lassen, und die Anzahl der ständischen Deputirten zum Hofgerichte sollte der Anzahl der Doctoren, welche der Herzog schickte, wenigstens gleich seyn. Der Herzog gab den Wünschen der Landstände Gehör; wenigstens erklärte er, daß es seine Absicht gar nicht sey, das sächsische und andre statutarische Rechte geradezu aufzuheben; es sollte vielmehr immer erst von verständigen Rechtsgelehrten und einigen angesehenen Personen aus der Landschaft erwogen werden, in welchen Fällen die statutarischen Rechte und Gebräuche zuzubehalten wären, in welchen andern man sie aber aufheben müsse. Freilich behauptete allmählig, wie man leicht denken kann, die einmal schon vorhandene wolfenbüttelsche Hofgerichtsordnung vor Constitutionen, die noch erst gemacht werden sollten, ihren Vorzug, und so wurde auch im Calenbergischen, aller vom Herzog Julius zum Vortheil des Sachenrechts und der herrschenden rechtlichen Gewohnheiten geschehen Versprechungen ungeachtet, das römische Recht völlig triumphirend²⁾. Auf ähnliche Art mag das römische Recht sich wol in die Gerichte mehrerer deutschen Staaten eingeschlichen haben.

Vermehrung
der Steuern

5. Ein andrer Punct, den die deutschen Fürsten dieses Zeitalters mit beynahe unerschütterlicher Standhaftigkeit durchzusetzen suchten, das Recht, ihre
Un

*) Dieses Hofgericht wurde im Jahr 1587 wirklich eröffnet.

2) Epistler am a. O. S. 283. 310. 346.

Untertanen mit neuen Abgaben zu belegen, war den Landständen noch empfindlich und anderer, als die Einführung des römischen Rechts, und sie lebten eben dieses Punctes Abgaben wegen mit ihren Landesfürsten fast im beständigen Kampfe. Die wirttembergische, die mellenburgische, die calenbergische Geschichte beweisen dieses zur Genüge. Von dem Puncte des Geldebens gingen die Fürsten immer am wenigsten gern ab. So nachgiebig z. B. Herzog Julius von Braunschweig, Wolfenbüttel in Rücksicht alter Sitten und Rechte sich bewies, so entschlossen forderete er doch von seinen Landständen, daß die alten, außerordentlichen Steuern fortgesetzt werden, daß Fräuleinsteuern und Reichsanlagen, Cammerzieler und Kreissteuern auch künftig, wie es recht sey, von ihnen bezahlt werden möchten. Vergeblich wollten sich die größern Städte von der Bezahlung der Cammerzieler und Kreissteuern frey machen; vergeblich suchten sie um eine Minderung ihres Antheils zu den Reichssteuern nach. Gewöhnlich wurden die Steuern, eben deswegen, weil sie anfangs außerordentliche waren, nur auf eine gewisse Zeit, im Calenbergischen z. B. auf neun Jahre, verwilligt. Die gemeinste Veranlassung zu solcher Verwilligung waren Schulden der Landesfürsten. Diese erforderten manchmal eine so große Auflage, daß sie nicht bloß von den Landesproducten genommen, sondern nach Hufen bestimmt werden mußte. Damit auch der Grundeigenthümer die Last nicht allein tragen mußte, wurden Handwerker, Krüger und Herbergirer auf den Dörfern nach dem Gutsdanken der Schatzräthe taxirt, und niemand blieb frey, als Pfarrer und Kirchen mit ihren Gütern, wie auch der Hof, auf welchem der Ritter selbst wohnte, und die Güter, die er nicht an Maier ausgethan hatte. Eben die große Geldnoth, in welcher sich die Fürsten befanden, war aber auch Ursache, daß die Landstände die Aufsicht über die Cassé des Staats sich ganz allein zueigneten. So war im Calenbergischen die Steuerkasse nicht mehr Cassé des Landesherrn, sondern der Stände selbst; keine Einnahme derselben konnte seitwärts fließen, keine Ausgabe zum Nachtheile der übernommenen Schuldenbezahlung untergeschoben werden. Jährlich wurde die Rechnung abgehört, und wenn nicht, wie sich gar nicht erwarten ließ, die fürstlichen Räte und die ständischen Deputirten im Einverständnisse lebten, so konnte weder Eigennuß noch Untreue der zweckmäßigen Verwendung der Gelder nachtheilig seyn ¹⁾. Auch in Thüringen, in dem Lande des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen, trat der Fall ein, daß die Stände die Bezahlung der landesfürstlichen Schulden durch ihren Steuerobereinehrer besorgen ließen, und wahrscheinlich geschah es auf die Vorstellung desselben, daß der Landesfürst auch keine Anweisungen auf die Steuerkasse mehr ausstellen durfte ²⁾. Die Landstände wußten die Geldverlegenheit ihrer Fürsten überhaupt recht gut zu benutzen, um ihnen manches Recht und manche Freyheit abzukämpfen, die sie ohne dieselbe nicht erlangt hätten ³⁾.

6. Daß die Fürsten aber immer größere Einkünfte nöthig hatten, daran war aber auch die stehende Mannschaft, die sie nunmehr unterhielten, Ursache. Gewöhnlich fingen sie mit einer Garde von einigen hundert Mann an. Bei der veränderten Art Krieg zu führen, konnte man mit dem Landvolk nicht so recht gut verfahren. Die Fürsten unterhalten immer häufiger stehende Mannschaften.

§ff 3

mehr

1) Epittler am a. O. S. 277. 297. 315.
364. 383.

a) Gesch. Thüringens, V, 240.

b) Die Beweise liefert der elfte Abschnitt.

mehr auskommen^{c)}. Man brauchte auch bereits eine Art von Landdragonern oder Landhusaren, um das liebliche Gefindel aus dem Lande zu entfernen. So warb man im Mecklenburgischen Einspänniger an, zu deren Unterhaltung jeder Bauer achtzehn Pfennige und der Cossate einen Groschen geben sollte^{d)}. In einigen deutschen Ländern, als im Calenbergischen, dauerte es jedoch bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, bis man beständige Mannschaft unterhielt. Außer den Gardereitern, die der Herzog Erich zuweilen bey sich hatte, oder außer einigen Landknechten, die der Landesherr unter den Thoren seiner Festungen stellte, sahe man im ganzen Lande kein geworbenes Volk, als höchstens fremde, gardende Landknechte, die hier und da bald bettelnd, bald trotzend durchs Land zogen. Deswegen aber war man auf den Fall, wenn sich ein Feind zeigen sollte, doch nicht ungerüstet. Ritter und Vasallen saßen, sobald es gefordert wurde, zu Pferde. Es fehlte weder an Harnischen und Spießen, noch an Feuerrohren; an wohlversuchten, weglündigen Knechten durfte auch kein Mangel seyn. Schon wenn Herzog Julius musterte, mußte jeder Bürger sein taugliches, lauges Feuerrohr, aus seiner eignen trefflichen Fabrik, haben. Er schlug selbst manche kleine Lonne voll Feuersteine, und sein Zeughaus in Wolfenbüttel war ungleich besser als selbst zur Zeit seines kriegerischen Vaters Heinrich versehen. Doch jene Musterung geschah etwa des Jahres einmal. Man untersuchte bloß das Gewehr, ob etwa künftig einmal daraus geschossen werden könnte, und gewöhnlich kam der Befehl, mit Kraut und Loth sich bereit zu halten, nicht eher, als wenn der Feind drohete. Diese Art einer immer gerüsteten Selbstverteidigung, die zugleich dem Bürger und Landmann für alle Verhältnisse seines Lebens ein muthvolleres Bewußtseyn gab, war bey vorübergehenden Bedürfnissen immer hinreichend, und man warb im Nothfalle höchstens einige hundert Landknechte hinzu. Als aber im Jahr 1598 aus den Niederlanden ein spanisches Räuberheer in Westphalen einfiel, da vermochte die gewöhnliche Hülfe kaum Schutz genug zu verleihen. Der Herzog Julius schickte ihnen nicht nur als niederländischer Kreisoberster einige Regimenter entgegen, sondern setzte sich auch selbst in Vertheidigung, und allein die calenbergischen Landstände mußten über hunderttausend Goldgulden verwilligen, damit zehn Fahnen Fußvolk und ein paar Fahnen Reiter gewonnen werden konnten. Die Reiter wurden alle gleich und in eben die Farbe gekleidet, die ihre Fahne hatte; der Rock des Fähnrichs unter dem Fußvolk mußte die Farbe seiner Fahne haben. Eben der Herzog Julius schickte dem Kaiser tausend Mann nach Ungern, die sämtlich lange, schwarze Röcke mit Zipfeln trugen. Endlich sollte jedes Regiment, oder jede Haupttruppe des Ausschusses seine besondere Montur, und alle sollten Mäntel haben, um unter denselben die Lunten vor dem Regen zu verwahren^{e)}. In Ansehung des Soldes der geworbenen Mannschaft scheint noch keine große Aenderung vorgefallen zu seyn; denn im Jahr 1607 wurde für jeden Mann monatlich sechs Gulden gerechnet^{f)}.

7. Doch

c) Hamburger, S. 389.

d) Michaelis, II, 290.

e) Spittler, S. 359. 362. Auch in Döhren wurde, wegen der Gefahr vor dem Türkenkriege, im Jahr 1593 ausgemacht, daß jeder zehnte Mann zu Fuß mit einer Sturmhaube,

langem Rock und Seitengewehr ausgerüstet werden, und jeder Kreis seine Leute in Röcke von einreiner Farbe kleiden sollte, damit man im Falle der Noth sie dazun erkennen möchte. Söderlin, XVII, 346.

f) Hamburger, S. 389.

7. Doch Soldaten waren es nicht allein, welche die Ausgaben der Fürsten vermehrten. Der Ráthe und Hofdiener wurden jetzt immer mehr, und ihre Besoldungen wurden immer größer. Die Fürsten fingen jetzt unter andern an, sich ein Geheimrathscollegium zuzulegen. Sonst hatte der Landesfürst bey einer wichtigen Angelegenheit bloß das Gutachten einiger wenigen sich geben lassen, oder auch wol in voller Versammlung seines ganzen Hofraths die bedenkliche Sache überlegt. Aber die Geschäfte und Welthandel drängten jetzt einander in so schneller Reihe, daß ein eignes Collegium, ein Kammerrath oder Geheimerrath nöthig war, um die Angelegenheiten von größter Wichtigkeit in möglichster Stille und Geschwindigkeit zu entscheiden. Einzelnen vertrauten Ráthen hatte man schon seit sunstzig Jahren den Titel Kammerrath gegeben, und ehedem hatten wol selbst auch Ritter den Namen der heimlichen oder geheimen Ráthe erhalten. Aber jetzt fingen die Fürsten an, aus den Mitgliedern ihrer fürstlichen Rathsstube einige vorzügliche Männer sich auszusuchen, die mit einander vereinigt die höchste Oberaufsicht führen, und außer der fürstlichen Rathsstube noch eine geheime Rathsstube ausmachen sollten. Ein solches Collegium errichtete der Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel *). Bey dem Namen Kammercollegium oder Kammer darf man also noch gar nicht an ein eignes Domänencollegium denken, und wenn auch öfters wegen Liquidirung und Bezahlung der fürstlichen Schulden eine eigne Zahlkammer errichtet war, so erstreckte sich doch die Bestimmung und das Ansehn derselben nie weiter, als für den damaligen Zweck. Wichtige Veränderungen und Vorfälle, die sich in Ansehung der Domänen ereigneten, wurden von einigen besondern dazu bestellten Secretarien in der geheimen Rathsstube, in welcher ohnedies, neben dem Cangler und Hofrichter, gewöhnlich der Kammermeister eine Hauptperson war, vorgetragen. Eine Hauptursache des Aufwandes der Fürsten machte endlich ihre Verbindung mit Kaiser und Reich aus. Reichstäge, Kammerzieler, Römermonate, Türkensteuer verursachten ihnen jetzt manchen Aufwand, den sie von ihren Kammergütern unmöglich bestreiten konnten. Eben die Absicht, diesen Aufwand zu vermindern, mag wol Ursache gewesen seyn, daß die Fürsten die Reichstäge sehr wenig mehr in eigner Person besuchten.

8. So wie aber der Aufwand der Fürsten sich mannigfaltig vermehrte, Die tarifliche
so öffneten sich ihnen auch immer wieder neue Quellen der Einnahme. Eine solche Post ist noch
Quelle gab wenigstens für einige Fürsten schon das Postwesen ab, welches in diesem
Zeitraume große Fortschritte machte. Anfangs als Carl V. leonhard von Zar-
is zu seinem niederländischen Generalpostmeister bestellte, so war es gar nicht seine
Absicht, ihn zugleich zum Reichsgeneralpostmeister zu machen *). Dies erhellet aus
den mit dieser Bestellung verknüpften Umständen. Die Ausfertigung des Befal-
lungsbriefes geschah nicht in der Reichscanzley, sondern in der niederländischen
Canzley zu Brüssel; sie wurde nicht so wie andre kaiserliche Ausfertigungen in deut-
scher, sondern in französischer Sprache gemacht; auch wurde in derselben nicht, so
wie in kaiserlichen Urkunden, Churfürsten, Fürsten, Prälaten, Grafen, Freyherrn,
ren,

g) Epiteler's händw. Gesch. S. 392. fgg.

h) Zum Oberpostmeister im Reiche hat er ihn aber dennoch bestellt. Man vergl. oben S. 118.

ren u. s. w. geboten, sich darnach zu achten, sondern es war nur eine Verordnung für Richter, Beamte, Diener und Unterthanen in den niederländischen Erbländern, auf deren Einkünfte auch die Auszahlung der Besoldung der Postbedienten angewiesen wurde. Allein die Posten, die Taxis anlegte, gingen ja von Brüssel bis nach Wien, von einem Ende Deutschlands bis zum andern, gingen durch so vieler andern Reichsstände Länder und Gebiete. Der Bestallungsbrief, den Leonhard von Taxis von Carl V., als Regenten der burgundischen Niederlande, erhalten hatte, konnte ihn doch unmöglich zur Anlegung der Posten in andern Ländern berechtigen. Das hat allerdings seine völlige Richtigkeit; jedoch in allen andern Ländern und Gebieten, durch die der Durchgang der taxischen Posten erfolgen mußte, sah man dieselben bloß als eine Privat Sache an. Wenn Leonhard von Taxis, oder ein andrer in seinem Namen, an Orten, wo seine Posten durchgehen sollten, mit gewissen Leuten übereinkam, daß sie zur bestimmten Zeit wöchentlich ein, oder zweimal ein Pferd bereit halten sollten, damit ein von ihm gleichfalls geborener Postknecht nebst seinem Jelleisen jedesmal weiter reiten könnte; so war dies in der That bloß ein Privatgeschäft, das an manchen Orten der Obrigkeit oder der Landesherrschaft vielleicht nicht einmal recht bekannt wurde. Wenn sie es auch endlich erfuhr, so brauchte sie, so lange sich keine Mißbräuche, oder andre üble Folgen dieser Posteinrichtung hervorthaten, nicht einmal Kenntniß davon zu nehmen. Die Contracte, die einzelne Unterthanen nach ihrer natürlichen Freiheit und Zuträglichkeit mit andern schlossen, konnten ihr ganz gleichgültig seyn; ja es konnte wol gar auf ihre Zufriedenheit Anspruch machen, wenn es das Ansehen hatte, daß dadurch fremdes Geld ins Land kommen könnte, wenn die Bequemlichkeit, Briefe und Packete ohne viele Umstände weiter zu schaffen, in die Augen fiel. Land sich nachher irgend eine Inconvenienz dabey, so hatte ja jeder Reichsstand die Freiheit, Verfügungen zu treffen, wie er sie zum Besten seines Landes zuträglich fand; er konnte die taxischen Posten in seinem Lande aufnehmen, oder sie herausweisen; er konnte im ersten Falle ihre Aufnahme bloß auf Bitten und bis auf weitere Verfügung, oder auch auf bestimmte Zeiten, gestatten; er konnte allenfalls Bedingungen vorschreiben.

Sie wird es
auch unter
Ferdinand I.
und Maria
milian II.
nicht.

9. So lange Carl V. die Regierung verwaltete, so mochte der Umstand, daß er mit der Herrschaft über die Niederlande auch zugleich die Kaiserwürde verband, wol dazu befrörderlich seyn, daß man in reichsständischen Ländern und Gebieten, besonders in Reichsstädten, Grafschaften und geistlichen Ländern, weniger darauf dachte; einen von Carl V. mit einem Bestallungsbriefe versehenen niederländischen Generalpostmeister bei den Anstalten, die er zur Durchführung seiner Posten auf deutschem Boden machte, Hindernisse zu verursachen. Als aber nach Carl V. Tod sein Sohn Philipp Herr der Niederlande wurde, fiel die Rücksicht auf die mit den Niederlanden vereinigt gewesene Kaiserwürde nicht nur weg, sondern es mochte vielmehr manchem Reichsstande jetzt bedenklich vorzukommen, das spanisch-niederländische Postwesen in seinem Lande oder Gebiete festen Fuß fassen zu lassen. Leonhard von Taxis mochte daher an einigen Orten Schwierigkeiten wahrnehmen, die ihn auf den Gedanken brachten, für seinen von Carl V. erhaltenen niederländischen Bestallungsbrief sich von Ferdinand I. eine kaiserliche Be-

stättig

stätigung auszuwirken. Sein Wunsch wurde erfüllt. Der Bestallungsbrief Carls V. wurde, wie gewöhnlich, der kaiserlichen Bestätigung eingeschaltet, und aus dem Französischen wörtlich ins Deutsche übergetragen. Die Schlußclausel besam jedoch die in kaiserlichen Ausfertigungen gewöhnliche Form: Und gebieten darauf allen und jeden Churfürsten, und Fürsten u. s. w., nebst dem Zufuß: Und sonst allen andern unsern, auch unserer Königreiche, erblicher Fürstenthümer und landes Untertanen und Getreuen. Diese kaiserliche Bestätigung konnte nun den tarischen Posten allerdings den Vortheil verschaffen, daß man in manchen reichsstädtischen Ländern und Gebieten mehr Willfährigkeit gegen sie bewies. Deswegen blieben sie aber noch immer burgundisch, niederländische oder jetzt spanisch, niederländische Posten. Leonhard von Paris wurde auch dadurch nicht Reichs-Generalspostmeister; er blieb und hieß noch immer Generalspostmeister in den Niederlanden. Daß Ferdinand auch nicht die Absicht hatte, der Landeshoheit der Fürsten durch ein Aufbringen derselben Eintrag zu thun, das sieht man daraus, daß er in der Bestätigung ausdrücklich erklärte, sie sollte den Posten, die er selbst unterhielt, nicht zum Nachtheile gereichen; das Recht aber, das Ferdinand in seinen östreichischen deutschen Erbländern hatte, das durfte auch keinem andern Reichsstande in seinem Lande verpagt werden. Da auch das tarische Postwesen seiner ursprünglichen Beschaffenheit nach von einem von dem Beherrscher der Niederlande angeordneten Generalpostmeisteramte abhing, das jetzt unter spanischer Hoheit stand, so hätte es in der Folge dahin kommen können, daß die Reichsstände, in deren Ländern die tarischen Posten sich festsetzten, in einer so wichtigen Sache, wie die Posten waren, unter eine von der Krone Spanien abhängende wahre Staatsdienbarkeit gerathen wären. In so fern war es allerdings zuträglich, daß die tarischen Posten, so fern man sie im Reiche gestattete, doch eher unter kaiserlichem als spanisch, niederländischem Ansehen ihren Fortgang behielten. Wahrscheinlich war dies die Ursache, warum Kaiser Maximilian II. von den Reichsständen ermahnt wurde, das Postwesen beym Reiche zu erhalten, und nicht in fremde Hände kommen zu lassen. Dies hatte aber gewiß nicht den Sinn, die Post für ein kaiserliches Reservatrecht zu erklären, das, ohne Rücksicht auf Landeshoheit, auch in reichsstädtischen Ländern nicht anders als vom Kaiser ausgeübt werden könnte, oder auch dem Kaiser das Recht zugesprochen, den Reichsständen vorzuschreiben, daß sie tarische Postmeister und Postbediente in ihren Ländern aufnehmen sollten und mußten. Daß das letzte nicht der Fall seyn konnte, das sieht man aus dem, was sich Churfürsten und Wittenberg in Ansehung des Postwesens erlaubte. Der Churfürst August von Sachsen nahm im Jahr 1574 einen eignen Postmeister an, den er einige Zeit hernach mit einer eignen Bestallung versah. In Württemberg war um eben diese Zeit die Post schon so eingerichtet, daß selbst Adliche als edle Postjungen zu Landpostdiensten angestellt wurden. Doch selbst in den deutschen Erbländern des Hauses Oestreich hielt um eben diese Zeit der Erzherzog Matthias einen niederösterreichischen Landpostmeister, der Erzherzog Ferdinand hatte in Tyrol einen Oberstpostmeister, und in Steyermark gab es einen Erblandpostmeister. Das tarische Generalpostmeisteramt war in diesem Zeitraume überhaupt in Gefahr, durch die achtzig Jahre hindurch fortwährenden Unruhen in den Niederlanden ganz sein Ende zu erreichen.

Allgem. Welthist. 56. Th.

§ 99

Diese

1563

1579

1586

Diese Unruhen hemmten die spanischen Geldzahlungen so sehr, daß Leonhard von Taxis im Jahr 1576 den vier württembergischen Postmeistern schon sechstausend Kronen schuldig war. Ein gewisser Jacob Henott zu Eöln hatte es auch, selbst mit kaiserlicher Unterstützung, schon fast so weit gebracht, daß die taxischen Posten in Deutschland ganz abgeschafft, und durch andre von ihm angelegte Posten ersetzt werden sollten. Leonhard von Taxis erhob sich jedoch noch glücklich über seinen Nebenbuhler, und vom Jahre 1595 an machte sein Postwesen nicht nur festere, sondern auch stärkere Schritte.

Ob dieses an-
ter Rudolfs
II. und Mat-
thias gesche-
hen ist.

10. In diesem Jahre erließ nemlich Kaiser Rudolf II. theils offene Pa-
tente ins Reich, theils versiegelte Schreiben an einzelne Reichsstände, die sich auf
einen Vertrag bezogen, den er mit dem König in Spanien, der altgewöhnlichem
Herkommen nach als Herzog zu Burgund das Generalpostmeisterramt zu verleih-
en, und mehresten Theils den Verlag dazu hergegeben habe, geschlossen hatte.
Diesem Vertrage zufolge bestätigte Rudolf II. den königlich-spanischen Bestallungs-
brief nicht nur als Kaiser, sondern er befahl jetzt auch, Leonhard von Taxis für
seinen (kaiserlichen) Generaloberstenpostmeister im Reiche zu erkennen. Der letzte
Umsand, daß Leonhard von Taxis nun einen kaiserlichen Generaloberstenpostmeister
im deutschen Reiche vorstellte, schien vermuthlich das bequemste Mittel, allen
Vorwürfen und Besorgnissen, das deutsche Postwesen möchte unter eine spanische
Staatsdienbarkeit gerathen, auszuweichen. Verschiedene Reichsstände, namentlich
Ehursalz und Württemberg, fuhren aber demungeachtet noch fort, das taxische
Postwesen als eine bloß spanisch-burgundische Anstalt anzusehen. Dies mochte
wol Ursache seyn, daß in Rudolfs II. neuem kaiserlichen Bestallungsbrieve vom
Jahr 1597 die Post für ein hochbefreutes kaiserliches Regal erklärt wurde, dem
kein Hinderniß, Eintrag, oder Nachtheil zugesügt werden dürfe, wie doch von ei-
nigen Handelsleuten und Privatpersonen mit Nebenboten und sogenannten Wies-
gerposten geschehe, die der Kaiser deswegen abgestellt wissen wollte. Rudolfs II.
Nachfolger, der Kaiser Matthias, ertheilte endlich dem indessen in den Freggerren-
stand erhobenen Lamoral von Taxis, einem Sohn Leonhards, der bis in sein neun-
zigstes Jahr dem Postwesen vorgestanden hatte, die Beilehnung, für ihn und seine
männlichen Nachkommen, über die Posten im Reiche als ein von neuem ange-
setztes Regal und männliches Reichslehn, die hernach Ferdinand II. auch auf Lamo-
rals Enkelinnen und weibliche Erben erstreckte. Lamoral, Freggerherr von Taxis,
mußte sich aber auch dagegen verbindlich machen, 1) als Reichsgeneralpostmeister
nicht nur auf den Kaiser, sondern auch auf Ehurmanns Rücksicht zu nehmen; 2) nicht
nur von Eöln nach Frankfurt, und von da nach Nürnberg, und sodann bis an die
nächste Post in Böhmen eine neue ordentliche Post auf seine Kosten anzulegen, son-
dern auch die seit alten Zeiten gewöhnlichen ordinären Posten gehörig zu bestellen
und zu erhalten; 3) sowol kaiserliche Staffetten, als andre Briefe des Kaisers, des
Ehursfürsten von Wagnz, des Reichsvicereanzlers, der kaiserlichen geheimen Räte
und Reichshofräthe, auch andrer hohen Beamten, unentgeltlich zu besorgen; hin-
gegen 4) den kaiserlichen Hof- und niederösterreichischen Postämtern keinen Eintrag
zu thun. Die taxischen Posten waren übrigens bis dahin auf folgende Art einge-
richtet. Eine ordentliche Post ging wöchentlich vom kaiserlichen Hofe, wie auch
von

von Rom, Venedig, Mailand, Mantua, u. s. w. nach Augsburg, und von da, durch das Württembergische, auf Rheinhäusen, Creuznach, und denn nach Brüssel, und wieder zurück. Dabei waren aber Reichsstände, in deren Städten, Flecken oder Dörfern Poststellen angelegt waren, von aller Briefstape frey, und den Häusern Pfalz, Bayern, Württemberg, Burgau und Baden, wurden auch ihre Conspicillpafete unentgeltlich besorgt. Hingegen mußten sie die Posthäuser und Postbedienten nicht nur von allen Beschwerden befreien, sondern auch wegen richtiger Bestellung ihrer Briefe und anderer Sachen, noch einen gewissen Zuschuß geben. Von Rheinhäusen nach Frankfurt war in den Jahren 1603 bis 1610 auch schon eine Post eingeführt worden. Vom Jahre 1615 an kamen aber noch folgende Posten hinzu: 1) über die Bergstraße; von Rheiz in der Oberpfalz bis Nürnberg; 2) von Nürnberg nach Frankfurt; 3) von Frankfurt über Fulda, Erfurt, Naumburg nach Leipzig, und 4) von Eöln nach Hamburg. Der ganze Verlauf der Sache zeigt es deutlich, daß alles, was hier vorging, nicht etwa eine reichstägige Berathschlagung und Einwilligung zum Grunde hatte, sondern bloß auf einseitigen kaiserlichen Erklärungen und Ausfertigungen, die höchstens nur Euhmahnung genehmigt hatte, beruhete. Stand es aber nach der Reichsverfassung, wie sie in den Jahren 1597 und 1615 sicher schon fest gegründet war, in der Macht des Kaisers allein, die Zahl der Regalien zu vermehren, ein so wichtiges Recht, wie das Postwesen, für ein hochbefreutes kaiserliches Regal zu erklären, ohne Vorwissen und Genehmigung der Reichsversammlung ein neues Reservatrecht daraus zu machen, und darüber eine erbliche Belehnung zu erteilen? Es kam also auch nach dem Jahre 1615 noch immer auf eines jeden Reichsstandes Gutfinden und freye Bewilligung an, ob er dem niederländischen und nunmehr zugleich kaiserlichen Generalpostmeister gestatten wollte, in seinem Lande Postanstalten zu machen, und unter welchen Bedingungen und Umständen er ihm diese Verstattung erteilen wollte. Dies alles wird durch die Geschichte der tariflichen Posten in den einzelnen Ländern hinlänglich bekräftigt. Die Herren, oder nachmaligen Grenzherrn, in der Folge Grafen und endlich Fürsten von Lothar, mußten mit jedem einzelnen Reichsstande über die Gestattung ihrer Posten sich in Unterhandlungen einlassen; sie konnten sie nicht als Schuldigkeit verlangen, sondern sie durften nur in der Güte darum nachsuchen. Sie haben sich wol auf die kaiserliche Belehnung bezogen; sie haben auch wol kaiserliche Vorschreiben, aber nie eigentliche kaiserliche Befehle, ausgesprochen, und wenn das letzte auch einmal geschah, so ermangeten die Reichsstände nicht, sich sogleich durch Widerspruch zu verwahren. So weit war das tarifliche Postwesen bis auf den dreißigjährigen Krieg gediehen!).

11. Sonderbar ist es, daß zu eben der Zeit, da das Postwesen, eine Verfall des so vorzügliche Stütze des Handels, zu immer größerer Aufnahme gelangte, der deutsche Handel selbst schon merklich in Verfall zu gerathen anfang. Dies sieht man aus den Klagen, welche die Hansestädte schon auf Rudolfs II. erstem Reichstage vorbrachten. Sie beschwerten sich aber hauptsächlich über Bedrückungen, die ihr Handel in England, Dänemark und Schweden erfuhr. Diese bestanden aber dar:

§§ 2

in,

i) Ich bin hier den Erörterungen und Beyspielen des deutschen Staats, und Fürstenrechts vom Herrn geh. Rath Pütter, Heft I. gefolgt.

in, daß man den deutschen Handelsstädten alle Vorrechte und Freiheiten, die sie ehedem auf dem Stapelhofe zu London genossen, gänzlich entzogen hätte, daß die Engländer ihr Tuch nun selbst nach Deutschland brächten, und den Preis desselben nach ihrem Gefallen bestimmten, wodurch sie ein Monopolium anrichteten, welches jährlich viele tausend Gulden aus Deutschland herausjögte. Man erklärte es ferner für eine große Bedrückung, daß der König von Dänemark auf Lebensmittel und andre Waaren einen großen ungewöhnlichen Zoll gelegt habe. Man beklagte sich endlich auch darüber, daß die Seidenwaaren jetzt in einem so hohen und theuren Werthe ständen, in dem sie vorher nie gewesen wären, und weil die Kleiderpracht sehr gestiegen sey, und noch täglich steige, so würde auch dadurch vieles Geld aus Deutschland gezogen¹⁾. Vorzüglich aber lebten die Hansestädte damals mit England in Handelsstreit. Es hatten nemlich einige englische Kaufleute, die man Adventurirer nannte, schon im Jahre 1569 von Antwerpen sich nach Hamburg gewendet, und daselbst unter gewissen Bedingungen eine sogenannte Residenz zu ihrem Handel, auf zehn Jahre, erhalten. Nach dem Verlauf dieser Zeit verlangte die Königin Elisabeth vom Rathe zu Hamburg, er sollte die ihren Unterthanen zugestandenen Privilegien und Freiheiten durch Briefe und Siegel erneuern und verlängern. Der Rath zu Hamburg erklärte aber, daß er dieses ohne Einwilligung der Hansestädte nicht thun könne, und daß er es daher auf der nächsten Versammlung derselben erst vortragen müsse. Nun war zu Utrecht im Jahr 1547 zwischen dem König Eduard VI. von England und den Hansestädten ein Vertrag errichtet, und besonders im vierten Artikel desselben eine gewisse Norm festgesetzt worden, auf welche Art die beiderseitigen Unterthanen Handel und Gewerbe mit einander treiben könnten und sollten. Diesen Vertrag wünschten die sogenannten wendischen Städte nicht nur bestätigt zu sehen, sondern sie suchten auch um die Erneuerung der Privilegien an, welche die Hansestädte bisher gehabt hätten. Diese schlug ihnen aber Elisabeth so lange ab, bis sie ihr Verlangen in Ansehung der zu Hamburg wohnenden Engländer würden erfüllt haben. Die ließ zugleich in England ein Decret bekannt machen, vermöge dessen im Fall, daß der Consul und Rath der hansischen Kaufleute auf dem Contoir zu London der Königin, noch vor dem 25ten März, nicht hinlängliche Versicherung geben würde, daß die englischen Kaufleute zu Hamburg und in andern Hansestädten eben die Freiheit zu residiren, und freye und ungehinderte Kaufmannschaft zu treiben, haben sollten, wie sie die hansische Gesellschaft zu London hätte, die letzten, sogleich nach Ablauf des Termins, ihre vorige alte Freiheit, in England zu handeln, verließen, und vor andern fremden Kaufleuten in Zukunft gar keinen Vorzug haben sollten. Nun schob zwar Elisabeth, auf Bitte des Rathes zu Lübeck, die Vollziehung dieses Decrets bis auf Jacobi auf; sie fügte aber dem vorigen Decrete noch hinzu, daß den hansischen Kaufleuten die Aus- und Einfuhr von Waaren nicht eher verstattet werden sollte, als bis sie, durch einen Pfandsbürger, oder auf andre Art, die Versicherung gegeben hätten, daß sie, wenn die Hansestädte der Königin nicht willfahren würden, allen Zoll, den sie bisher weniger als die Fremden entrichtet hätten, nachbezahlen wollten. Die Hansestädte konnten sich aber demungeachtet nicht entschließen,

1579

1) Hübner, XII, 112.

ßen, den Adventurirern fernern Aufenthalt zu Hamburg zu gestatten; diese begaben sich hierauf im folgenden Jahre nach Emden, wo man sie bereitwillig aufnahm. Die Folge war, daß die Königin Elisabeth den Hansestädtern alle bisherige Handelsfreiheiten völlig entzog ¹⁾. Die Hansestädte nöthigten hingegen alle Engländer, die sich bey ihnen aufhielten, sich zu verpflichten, daß sie allen Schaden, den das oben erwähnte Decret der Königin den Hansestädten bringen würde, vergüten wollten. Man beschloß auch von den englischen Gütern und Waaren eben so viel Zoll zu nehmen, als man in England von den Hansestädtern fordern würde. Die Hansestädte brachten es auch bey dem Kaiser dahin, daß er den Grafen von Ostfriesland Befehl zuschickte, die Adventurirer, die sich zu Emden niedergelassen hatten, wieder zu entfernen; die Grafen wußten aber allerley Ursachen, ihre Nichtbefolgung der kaiserlichen Befehle zu entschuldigen ²⁾. Einige Jahre hernach, als vielleicht die Adventurirer zu Emden ihre Rechnung nicht genug fanden, als sie vielleicht einfahen, daß ein an der Elbe oder in der Nähe dieses Flusses gelegener Ort zur Absetzung ihrer Waaren in Deutschland bequemer seyn möchte, als Emden, zogen sie von da weg, und gingen zuerst wieder nach Hamburg; weil man sie aber hier nicht dulden wollte, wendeten sie sich nach Stade, wo sie der Magistrat, der sich ihrentwegen mit der Königin Elisabeth in Unterhandlungen eingelassen hatte, mit offenen Armen empfing, und ihnen viele Vorrechte und Freiheiten zugestand. Sie handelten hauptsächlich mit englischen Tüchern; doch wurden auch von ihnen noch verschiedne andre Waaren, besonders aber Hanf und Glas, nach Deutschland gebracht. Stade, das sich vorher in so dürftigen Umständen befand, daß es seine Privilegien der Stadt Hamburg versetzen mußte, hob sich durch das Geld der Adventurirer so sehr, daß sein Wohlstand in ganz Deutschland Aufmerksamkeit erregte. Unter andern setzte er die Eifersucht der Hamburger so sehr in Bewegung, daß sie nicht eher ruheten, als bis die Adventurirer sich wieder von Stade entfernen mußten ³⁾. Eben die Hamburger, die ihnen den Aufenthalt zu Stade nicht gestatten wollten, nahmen sie, wie man aus den Klagen der übrigen Hansestädte sieht, hernach selbst wieder auf ⁴⁾.

12. So wie aber die wendischen Hansestädte über Handelseinschränkungen in England zu klagen Ursache hatten, so erfuhren einige derselben auch in den nordlichen Reichen große Handelsbedrückungen. Hamburg war besonders mit dem König von Dänemark in solche Streitigkeiten gerathen, daß jener ihre Bewohner von allen Seehäfen in Dänemark, Norwegen und Island ausgeschlossen hatte, und daß sie sich, zu ihrem großen Nachtheile, alles Handels mit den nordlichen Reichen und in der Ostsee enthalten mußten. Endlich kam es zu Flensburg zu Vergleichsunterhandlungen, und es wurde, durch Vermittlung des Churfürsten Augusts von Sachsen, und des Herzog Ulrichs von Mecklenburg, ein Vertrag geschlossen. Die Hamburger erhielten die entzogenen Handelsfreiheiten wieder; sie mußten aber versprechen, daß sie dem König in fünf Jahren hunderttausend Thaler bezahlen wollten ⁵⁾. Ein Hauptpunct bey diesen Streitigkeiten, nemlich das von

imgleichen zu
Dänemark
und Schwed.
1573) den.

1579

§§ 3

der

1) Häberlin, XI, 112 — 116.

2) Häberlin, XIX, 73 — 75.

3) Häberlin, S. 307 — 309.

4) Häberlin, XIV, 652 — 662.

5) Häberlin, XI, 120 — 122.

1580

der Stadt Hamburg behauptete Einschränkungsrecht der Schifffahrt auf der Elbe, wurde auf einer neuen Zusammenkunft, die im folgenden Jahre zu Kiel vor sich ging, zum Gegenstande der Unterhandlung gemacht. Hamburg wollte das Recht haben, die Ausfuhr des Getreides allen Anwohnern der Elbe unterhalb Hamburg zu verwehren, und es behauptete, daß seine Ausübung dieses Rechts zur Verhinderung einer ungewöhnlichen Theuerung dienlich sey. Der König von Dänemark, als Herzog von Hollstein, wendete dagegen ein, daß die Wacht, auf der Elbe, so weit sie Hollstein, Stormarn und Dithmarschen berührte, zu gebieten, und zu versetzen, ein Regale sey, mit welchem die Herzoge von Hollstein von den Kaisern seit alten Zeiten beliehen worden wären; er glaubte auch das Eigenthum des Zolles, der zu Hamburg von dem auf der Elbe abgeführten Getreide und andern Waaren erlegt würde, sich anmaachen zu dürfen; die Herzoge von Hollstein waren auch, seiner Meinung nach, jederzeit in dem Besitze und der Ausübung des Rechtes gewesen, die Ausfuhr des Getreides auf der Elbe, zur Zeit einer Theuerung, zu versetzen. Kurz, kein Theil wollte nachgeben; darüber blieben die Unterhandlungen ohne Erfolg ¹⁾. Ein ähnliches Schicksal mit Hamburg hatte die Stadt Lübeck in ihren Handelsstreitigkeiten mit dem König von Schweden ²⁾. Rostock litt, auf Anstiften der Herzoge von Mecklenburg, mit welchen sie der Oberherrschaft wegen in Streit lebte, von Seiten Dänemarks große Bedrückungen des Handels. Der König Friedrich II, der Schwiegersohn und Schwager Herzog Ulrichs von Mecklenburg, ertheilte Befehl, alle Schiffe und Güter der Rostocker, die sich im Dreesund und in allen dänischen Seehäfen befanden, in Beschlag zu nehmen; auch versah er seinen Unterthanen dasjenige, was sie den Rostockern schuldig wären, zu bezahlen. Da er legte endlich sogar zwei bewaffnete Schiffe vor die Warnemünde, um allen Schiffen das Aus- und Einlaufen zu verwehren. Man mußte sich Rostock entschließen, die Wünsche der Herzoge zu befriedigen ³⁾.

1583

Uneinigkeit
und Eifersucht
unter den
Hansestädten.

13. Der Handel der deutschen Seestädte litt aber nicht allein durch Einschränkungen und Bedrückungen der benachbarten Reiche, sondern auch durch den Geist der Uneinigkeit und Eifersucht, der unter ihnen herrschte. Eine Folge davon war, daß die Hansestage immer seltener gehalten, und immer weniger zahlreich besucht wurden. Im Jahr 1579 war seit dreien Jahren keine Zusammenkunft gehalten worden, und die Stadt Lübeck hielt es daher für gut, wieder einen Hansestag auszusprechen. Die Abgeordneten der Hansestädte stellten sich aber mit großer Langsamkeit und in sehr geringer Anzahl ein. So schickten z. B. aus den westphälischen und sächsischen Quartieren nur die Hauptstädte Osnabrück und Braunschweig, und aus Pommern die Stadt Stralsund ihre Gesandten nach Lübeck. Man handelte deswegen auch zuerst von der Strafe derjenigen, die gar nicht erschienen, oder doch zu langsam kämen. Sodann brachte man eine erneuerte Verbindung der Hansestädte, so wie eine Form des Verfahrens, welches bei den Streitigkeiten unter den Hansestädten stattfinden sollte, in Vorschlag, und beide wurden durch die Mehrheit der Stimmen genehmigt. Die Bedingungen der Verbindung hatten aber

1) Häberlin, C. 310. fgg.

2) Häberlin, XIII, 560. fgg.

3) Häberlin, XI, 119. XII, 254.

aber hauptsächlich solche Anstalten, welche Einigkeit unter den Mitgliedern und Vertheidigung gegen Auswärtige befördern sollten, zum Gegenstande ¹⁾).

14. Je mehr einige von den deutschen Seestädten in Ansehung ihres Handels einbüßten, desto blühender wurde das Gewerbe andrer in der Mitte von Deutschland gelegenen Städte. Zum Beispiel mag hier leipzig und Augsburg dienen. Leipzig hatte an seinen Churfürsten so eifrige Beförderer seines Handels, daß niemand ihm Eintrag zu thun sich unterstehen durfte. Als im Jahr 1558 die Bürger zu Wursen und Schafstedt es wagten, öffentliche Jahrmärkte auszusprechen, und dabei sich auf ein Privilegium des Bischofs Johann von Meißen beriefen, so mußten sie auf Befehl des Churfürsten August ihre Jahrmärkte wieder einstellen. Eben das Schicksal hatte die Stadt Naumburg, als sie ihre Messen durchzufehen einen neuen Versuch machte. Sie bat den Kaiser Ferdinand I. um die Bestätigung der ihrer Stadt von dem Kaiser Maximilian I. verstatteten Verlegung ihrer Jahrmärkte, und um den kaiserlichen Schutz wider allen Widerspruch und alle Einwendungen, die sie von leipzig befürchtete; allein der Kaiser schlug, auf Antrieb des sächsischen Hofes, diese Bitte ab, und erneuerte vielmehr die Privilegien der Stadt leipzig. Kaum war Naumburg mit seinen Forderungen abgefertigt worden, so wollte schon wieder eine andre Stadt, nemlich Pegau, ein ungehindertes Handelsrecht behaupten. Sie gründete ihren Anspruch auf eine Bestätigung ihres Handels, die sie vom Churfürsten Friedrich II. erhalten hatte. Der Churfürst August war aber gegen alle ihre Bitten und Vorstellungen unerbittlich; Pegau, sagte er, läge der Stadt leipzig viel zu nahe, als daß durch ihren Handel derselben kein Eintrag geschehen sollte. Im Jahre 1573 machte die anhaltische Stadt Edthén zu zwey Messen Anstalten; die Vorsichtigkeit des Magistrats zu leipzig vereitelte aber diese Anschläge, die der Handlung seiner Stadt hätten nachtheilig seyn können. Die Versuche der Städte Eilenburg und Lützenwerda, Messen anzulegen, überwand die leipziger gleichfalls glücklich ²⁾. Auf diese Art konnte sich ihre Handlung schon im sechzehnten Jahrhundert zu einer ansehnlichen Stufe erheben. Ein wichtiges Beförderungsmittel derselben, ihr Stapelrecht, wurde aber gleichfalls, besonders von der Stadt Halle, angegriffen. Dies geschah im Jahre 1570, als sie es wagte, ihre vom Kaiser Friedrich III. versagte Newjahrmesse auf Judica zu verlegen. Der Churfürst von Sachsen wendete sich an den Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg, den damaligen Administrator zu Magdeburg, der aber die Gründe der Stadt Halle natürlich sehr überzeugend fand. Zerst blieb dem Churfürsten von Sachsen weiter kein Mittel übrig, als vom Kaiser Maximilian II. eine Verordnung an die Stadt Halle auszuwirken, worin ihr die Verlegung ihrer Messe ernstlich untersagt wurde ³⁾. Unter der Administration des Herzog Friedrich Wilhelms von Sachsen suchte Erfurt seine alten Ansprüche auf das Stapelrecht wieder durchzusetzen. Es machte damit den Anfang, daß es die Waaren, welche von Lüneburg nach Nürnberg und von Nürnberg nach Lüneburg gebracht wurden, bey sich niederlegen ließ. Auf die Vorstellungen der leipziger wurde es zwar den Erfurtern von dem

Aufnahme
des Handels
zu Leipzig.

1559

1561

1581

1590

1) Hübner, XI, 108. fgg.

2) Pragmatische Handlungsgeschichte der Stadt Leipzig, Leipz. 1771, 8. S. 79 - 86.

3) Leipz. Handlungsgeschichte, S. 121. fgg.

dem Administrator untersagt; letztere fühlten sich aber gar nicht geneigt zu gehorchen. Eben so wenig wollte die Stadt Naumburg die Versuche, ihr Stapelrecht zu behaupten, aufgeben; leipzig triumphte jedoch. Man wußte aber nicht allein Hindernisse zu entfernen, sondern auch Beförderungsmittel anzuwenden. Zu den letztern gehörte der schon im Jahr 1530 erbaute auerbachsche Hof, und die im Jahr 1571 angeordnete Selektskutsche der nach leipzig und Frankfurt hin und her reisenden Kaufleute, die von den Landesherren, deren Länder sie berührte, durch einige wohlgerüstete und gutberittene Einspanniger begleitet wurde, und dafür ein gewisses Selektsgeßel entrichten mußte. Es gehörte auch hieher eine Verordnung, den Verkauf der Rauch- und Wildwaaren betreffend; es gehörten hieher die Artikel für die Kramerinnung, oder für die ganze Gesellschaft derjenigen, die Krämerertrieben. Briefe und Packete wurden anfangs durch Kutscher und Boten besorgt. Der Magistrat soll daher ein ordentliches Botenamit gehalten, und schon im Jahr 1608 eine Botenordnung herausgegeben haben. Zur Bestrafung banqueroutirter Kaufleute und Schuldner war schon im Jahr 1595 das sogenannte Spindelrührmchen oder der Schuldthurn angebracht. Im Jahr 1604 bekam leipzig die vierte Apotheke *). Der Buchhandel fing um diese Zeit auch schon an zu blühen. Der Churfürst August erließ nicht nur Mandate, welche der Universität die Censur der künftig zu druckenden Bücher anbefahlen; er erteilte auch den Buchhändlern ein Privilegium über ihre Verlagsartikel, um sie gegen den Nachdruck zu sichern, jedoch mit der Bedingung, daß sie an die Cenzler, und besonders an das Oberconsistorium, eine gewisse Anzahl von Exemplaren liefern sollten. Da die letzte Bedingung sehr nachlässig erfüllt wurde, so schärfte sie der Churfürst Christian II. (1609) durch eine neue Verordnung ein. Die Buchhändler erhielten durch dieselben den Befehl, ein richtiges Verzeichniß der Bücher, die sie seit der Regierung des Churfürsten Christians II. gedruckt hatten, imgleichen ein Exemplar von jedem Buche, der Büchercommission zu überreichen; jeder, der dawider handelte, sollte sein Privilegium verlieren. Die eben erwähnte Büchercommission wurde schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts errichtet. Mitglieder derselben sind ein Professor und ein Mitglied des Rathes. Ihre Pflichten bestehen darin, daß sie die versprochenen Bücher confisciren, und die über die Herausgabe und Verlegung eines Buchs entstandenen Streitigkeiten untersuchen und belegen. Die Censur der Bücher besorgen die Dechanten der dreyn obern Facultäten; bey der philosophischen Facultät censirt jeder Professor die in sein Fach einschlagenden Schriften, und ist der Inhalt vermischet, so unterzieht sich der Dechant der philosophischen Facultät dieser Pflicht *).

Blühender Handel zu Augsburg. 15. Auf den blühenden Zustand des Handels der Stadt Augsburg kann man daraus schließen, daß die dasigen Kaufleute im Jahr 1559 mehr als siebenmalhunderttausend Kronen vom französischen Hofe zu fordern hatten. Diese Summe war allmählig von den Königen Franz I. Heinrich II. und Franz II. ihnen abgeliehn worden. Schriftliche Erinnerungen thaten keine Wirkung. Da nun gerade damals auch andre Reichsstädte, die gleichfalls große Forderungen an den französischen

y) Handelsgeschichte, S. 139. 144. 191. 203. 315. 348. 351.

x) Handelsgeschichte, S. 383. 389.

jüdischen Hof hatten, es für rathsam hielten, des wegen eine besondre Sendtschaft nach Frankreich abzufertigen, um im Namen der stämmlichen Interessenten die Bezahlung zu betreiben, so gestellte ihn der Magistrat zu Augsburg, auf Bitten seiner Kaufleute, gleichfalls einige Abgeordnete beg. Diese kehrten zwar mit schmeichelfhaften Versprechungen, aber mit leerer Hand wieder aus Frankreich zurück. Durch die niederländischen Unruhen erlitten die Kaufleute zu Augsburg viele Einbuße. Auf spanischen und portugiesischen Schiffen, welche die damals sogenannten Geusen im Jahr 1572 bey Blistingen weggenommen hatten, büßte nur ein augsburgisches Handelshaus für fünfzigtausend Gulden Pfeffer ein ^{a)}. Im Jahr 1599 nahmen einige Straßenräuber, nicht weit von Roveredo, die nach Venedig gehenden Waaren der augsburgischen Kaufleute weg, und diese litten dabey, weil sich viele Koffbarkeiten darunter befanden, großen Schaden. Einen andern sehr fühlbaren Nachtheil hätte ihnen bald der Bischof zu Augsburg zugefügt. Auf dessen Befehl machte nemlich (1572) ein in der Domkirche präbiger Jesuit den Landt, daß niemand, der den Wechslern und andern Kaufmannsgesellschaften Geld vorschießen würde, zum Abendmahl gelassen, oder nach der Beichte absolvirt werden sollte. Die Vollziehung einer so unsinnigen Verordnung würde die Handlung zu Augsburg in die größte Verwirrung gebracht haben; der Magistrat leitete es jedoch durch seine Vorstellungen bey dem Bischof und bey dem Domecapitel bald dahin ein, daß das Verbot wieder aufgehoben wurde. Daß jedoch der Eigennuß der augsburgischen Geldhändler dem Bischof zu seiner Verordnung Veranlassung gegeben haben mag, das sieht man aus andern Beispielen von allzugroßer Gewinnsucht derselben. Sie wollten nemlich den Färbern ihren Arbeitslohn nicht in Gelde geben, sondern ihnen Waaren, und noch dazu für einen sehr hohen Preis, aufhängen. Der Magistrat untersagte ihnen dieses; da sie aber diesem Verbote nicht gehorchten, so wurden sie (1603) dergestalt gestraft, daß sie den vierten Theil vom dem Betrag der Waare, von der sie zu viele Procente genommen hatten, erlegen mußten, und verschiedenen kostete dieses über tausend Gulden. Eben das Schicksal erfuhren einige Kaufleute, die im Verkaufe der Wolle an die Werber zu großen Wucher getrieben hatten. Die Gewinnsucht der augsburgischen Kaufleute war zum Theil eine Folge ihres Geschmacks für Ueppigkeit und Pracht. Durch die letzten machten sie sogar die Eifersucht der Geschlechter rege. Diese beschwerten sich nemlich (1572) bey dem Rathe, daß die Kaufleute, dem Herkommen zuwider, sich das Recht, goldne Ketten zu tragen, anmaßten; es wurde ihnen daher vom Magistrat untersagt. Die Kaufleute thaten es aber den Geschlechtern in Ansehung der Kleidung und des Puges nicht nur nach, sondern sie suchten sie wolgar zu übertreffen. Die dadurch entstandenen Handel wurden aber (1581) durch einen Vergleich geschlichtet. Vermöge desselben sollten zwar die Geschlechter bey öffentlichen Zusammenkünften, als bey Kirchgängen, Hochzeiten und Leichen, den ihnen gebührenden Rang behaupten, so wie auch gewisse Vorzüge in Fuß und Kleidung, besonders das Recht, goldne Ketten zu tragen, ausschließlich besitzen; doch wurde den Kaufleuten,

a) Dieser Verlust und der Umstand, daß verschiedene augsburgische Kaufleute Bankrott thaten, das französische Geld ausblieb, hatte die Folge, gut machten.

leuten, die im Rathe und Berichte saßen, vor denen von der Herrenstube, die seine öffentliche Aemter hatten, der Vorgang eingeräumt, auch sollten sich dieselben, so wie die Geschlechter, der ruckmädern *) Mannsröcke bedienen dürfen *). Einer der vornehmsten Handelsartikel der Augsburger, der die Kaufleute so übermächtig machte, war der leinwandhandel. Nur in einem Jahre (1595) wurden auf dem Weberhaufe viermalhundert und zehntausend neunhundert und dreßsig Stück Barchent geschaut. Man kann jedoch von den großen Summen, welche die Handlung den damaligen Augsburgern eintrug, nicht besser urtheilen, als aus den bestimmten Nachrichten von großen Bankruthen derselben. So machten z. B. im Jahr 1574 Melchior Mantich und sein Sohn gleiches Namens, nebst ihrem Schwiegersohn und Schwager, Carl Meidhard, ein Falliment von siebenmalhunderttausend Gulden. Dagegen aber soll ein Jahr vorher ein hiesiger Patricius Conrad Roth mit dem König Sebastian von Portugal einen Contract wegen indischen Pfeffers für eine Million und drey-mal-hunderttausend Scudi geschlossen haben. Eben derselbe legte auch zu Augsburg eine Zuckerfeilerey an, in der er aus indischem Zucketrohre Zucker sieben ließ *).

Nürnberg: 16. Der Handel der Stadt Nürnberg hob sich erstlich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Die durch die vorhergehenden Kriege fast zu Grunde gerathenen Handwerksleute wurden durch ihre Armuth zu größerm Fleiß angetrieben, so daß sie sich bemüheten, ihre bisherigen Manufacturen zu einer höhern Vollkommenheit zu bringen, neue zu erfinden, und ausländische nachzumachen. Die Kriege veranlaßten auch manche ansehnliche Handelsleute, wie auch geringere Kaufleute und Handwerker, aus den vornehmsten Städten Italiens, Frankreich, und besonders aus den Niederlanden, ihre Zuflucht nach Nürnberg zu nehmen, und sich daselbst niederzulassen. Diese trieben theils durch die an ihrem ehemaligen Wohnorte zurückgebliebenen, theils durch ihre ehemaligen in andern Ländern zerstreuten Correspondenten, einen wichtigen Handel, der sich sowol mit der Ausführung nürnbergischer, als mit der Einföhrung fremder Waaren beschäftigte. Dieser neue Flor des Handels wirkte auch auf die Capitalisten, die bey dieser Gelegenheit ihre Gelder vortheilhafter anlegen und benutzen konnten. Sie interessirten sich daher mit vielen Tonnern Goldes bey den ungerschen, siebenbürgschen, böhmischen, sächsischen, tyrolischen, braunschweigischen und mansfeldischen Bergwerken, wie auch bey den Salzgruben, und da die landesherren großen Vortheil davon hatten, so beachteten sie sich nicht, ihnen ansehnliche Vorrechte und Freyheiten zu erteilen. Die deutschen Handelsleute sungen aber nunmehr auch an, an dem so einträglischen Handel des neuentdeckten Westindiens Antheil zu nehmen. Nürnbergische Waaren, die in diesem Welttheile besonders Benfall fanden, wurden theils durch die dritte Hand, nemlich durch italienische und französische Handelsleute, theils unmittelbar nach Spanien, und von dort nach America, geschickt *). Einen vorzüglich ausgebreiteten

b) Die Bedeutung des Wortes ruckmädern wurde, hörte, vermuthlich wegen der Kostbarkeit des Holzes, bald wieder auf. v. Stettens Kunstgesch. I, 248.

c) Paulus von Stetten Geschichte der Melchs. Stadt Augsburg, Th. I, 1743, 4. S. 536. 602. 752. 611. 703. 779. 730. 603. 737.

d) v. Stetten, S. 608. 606. Die Zuckerfeilerey, die Anfangs mit Vortheil betrieben

e) Journal von und für Deutschland; 1785, S. 193. fgg.

ten Handel aber trieben die Nürnberger mit gefärbter keinewand, von welcher viele tausend Ballen nach Italien und Spanien versendet wurden. Eine große Menge von der keinewand, die zu Nürnberg gefärbt wurde, kam aus Schlesien. Da wegen der in den Niederlanden herrschenden Unruhen die englischen Tücher nicht mehr nach Antwerpen, sondern nach Hamburg zum Färben und Bereiten geschickt wurden, so suchten die Nürnberger diese Gelegenheit, ihr Gewerbe zu vermehren, zu benutzen. Der Magistrat gestattete daher nicht nur eine künftige Einfuhr der englischen Tücher, sondern er war auch auf Mittel bedacht, das Färben und Bereiten nach Nürnberg zu ziehen. Er ließ daher fremde Färber und Bereiter von Antwerpen nach Nürnberg kommen, und verschaffte ihnen alle Bequemlichkeit, die sie nöthig hatten. Einige Jahre hernach (1573) gab es auch schon sehr geschickte Seidenfärber zu Nürnberg. Am Ende des verfloßenen Zeitraums fand man zu Nürnberg viele Italiener, die mit Wachselen und Seidenwaaren große Handlung trieben. Die Arbeiten der nürnbergischen Trompetenmacher waren auch an allen europäischen Höfen berühmt ¹⁾. Daß übrigens die Juden durch ihren Buchergeist die Eifersucht und den Unwillen ihrer christlichen Mitbrüder im höchsten Grade rege machten, das haben uns die traurigen Händel gelehrt, die am Ende des verfloßenen Zeitraums zu Frankfurt am Main und zu Worms sich ereigneten.

um 1569

17. Zu Augsburg und Nürnberg blüheten aber nicht allein Handel und Manufacturen, sondern auch Künste und Handwerke auf eine sehr vorzügliche Art. Die augsburgische Kunstgeschichte macht, wie sich leicht beweisen läßt, einen großen Theil der deutschen Kunstgeschichte dieses Zeitalters aus. Augsburg hatte damals einen sehr berühmten Mechaniker, Christoph Schißlern, welcher eigentlich das Messingarbeiten im Kleinen oder das Gürtlerhandwerk gelernt hatte; sein Genie aber machte ihn zum Feldmesser, zum Mechaniker, zum Astronomen, und er pflegte sich einen geometrischen und astronomischen Werkmeister zu nennen. Er verfertigte besonders für den Kaiser Rudolf II, diesen leidenschaftlichen Schnitter der Künste, mancherley Werkzeuge und Automaten ²⁾. Die augsburgische Stadtbibliothek besitzt eine von ihm gearbeitete Ringkugel, die er dem Magistrat im Jahre 1606 überreichte, und in der holländischen Bibliothek zu Orford befindet sich ein ganz goldener astronomischer Quadrant, der über einen rheinländischen Schuh im Quadrat hat, und auf sechs bis acht Pfund schwer seyn soll. Der mathematische Saal im Zwingergebäude zu Dresden besitzt von seiner Arbeit ein quadratum geometricum, zur Messung der Höhen und Entfernungen ³⁾. Ein vertrauter Freund Schißlers, Martin Fenzel von Naumburg, verfertigte für den Churfürsten August von Sachsen einen Wegweiser, den er selbst ein neues und unerhörtes Instrument nennt ⁴⁾. Da um diese Zeit, besonders seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die Geometrie und vorzüglich die Astronomie, die Copernicus, de Brahe, Galiläi, Kepler und andre große Männer so sehr empfahlen, die lieblingsswissenschaften der vornehmsten Personen wurden, so gab es auch zu Augsburg man-

Handwerke
und Manu-
facturen.

Hh 2

f) Journal v. u. f. D. am a. O. S. 376. 189.

h) Herr Hofrath Beckmann zu Eßtrigen hält ihn für eben den, der sich in der Kunstsammlung zu Dresden befindet. Beyträge zur Gesch. der Erfindungen, II, 458.

g) Vielleicht auch die ungemein künstlichen Wegemeister, deren sich dieser Kaiser bediente. v. Sietten, II, 58.

g) v. Sietten am a. O.

de Beförderer derselben. Unter den letztern zeichneten sich besonders die beiden gelehrten Rathsherren, Johann Baptist und Paulus Hamzel, aus. Der letztere ließ im Jahre 1570, nach Angabe des Incho de Drahe, auf seinem Landgute zu Böggingen, einen sehr großen Quadranten errichten. Gerhard Ennojer verfertigte für die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. vortreffliche und kunstreiche astronomische Uhren, dergleichen vorher nie gesehen worden waren. Eben so ein Künstler war Jacob Marquart, der, nachdem er die Kunst bey seinem Vater erlernt hatte, sie in Frankreich und Italien noch mehr ausbildete, und der von seinem Geschlechte rühmte, daß es die Uhrmacherkunst schon seit zweyhundert Jahren getrieben hätte. Hans Schlottheim machte für den Kaiser Rudolf II. sehr künstlerische Uhrwerke, die zum Theil zu einem Geschenke für den türkischen Kaiser bestimmt waren. Unter denselben befand sich eine Galere. Georg Röll, der für eben den Kaiser Rudolf (1589) ein sehr künstliches Uhrwerk verfertigte, mag vielleicht auch der Schöpfer des Uhrwerks gewesen seyn, welches Peter Eremita auf seiner Durchreise durch Augsburg (1600) zu sehen bekam, und als ein Wunderwerk beschrieb. Es stellte den Lauf der Sonne, des Mondes, und der Planeten, nebst der Bewegung der Fixsterne, sehr künstlich vor. Die Kunst, Automaten oder sich selbst bewegende Bilder zu verfertigen, brachte besonders Achilles Langenbucher, ein gelehrter Goldschmied und geschickter Doffirer, sehr weit. Hauptsächlich verfertigte er selbstspielende musicalische Instrumente, als, ein großes Instrument in eine Kirche, welches eine ganze Weiber von zweytausend Tacten von sich selbst schlug. Man hatte von seiner Arbeit auch allerley Tanzwerke, Jagden, Schäferen und dergleichen Spielwerke mehr. Die augsburgischen Buchsenmacher waren wegen ihrer Geschicklichkeit so berühmt, daß, als der König von Spanien (1590) Buchsenmacher suchte, sein Vetter, der Erzherzog Ferdinand, deswegen nach Augsburg schrieb. Die Kunst des Silber- und Golddrathziehens, die in Deutschland noch wenig bekannt war, brachte (1575) der Franzose Journier nach Nürnberg; er hatte aber kein besseres Schicksal, als Schulz zu Augsburg, bis Friedrich Held, der Arbeitsleute aus Frankreich und Italien kommen ließ, das Gewerbe zu größerer Vollkommenheit erhob. Schulz verdarb über der von ihm angelegten Fabrik, ungeachtet sie der Rath durch ein Privilegium begünstigte. Denn noch setzten andre das Gewerbe fort; hauptsächlich gaben sich die reichen Kaufleute Hoyer viele Mühe, es in Aufnahme zu bringen. Sie zogen deswegen Italiener nach Augsburg. Die Feuerwerkerkunst wurde von den Augsburgern (1559) gebraucht, um Kaiser Ferdinanden I. ein Vergnügen zu machen; das Feuerwerk fiel jedoch durch zufällig hinzugekommenes Feuer zu frühzeitig in die Luft. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte zu Augsburg Hans Braun, ein geschickter Glaschmelzer, den verschiedene große Herren in ihre Dienste zu ziehen suchten. Gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war auch eine Fabrik von Majolica dafelbst. Die Färber nahen im sechzehnten Jahrhundert zu Augsburg dergestalt zu, daß die vielen Färber einander Eintrag thaten, und daß man (1602) die Erlangung des Meisterrechts erschweren mußte. Vor dem dreißigjährigen Kriege waren allein vor der Stadt vierzig Färberhäuser, und eine noch weit größere Anzahl gab es innerhalb der Mauern.

18. Unter den augsburgischen Malern zeichnet sich Abraham del Hell, ^{Schöne Rän} wahrscheinlich ein Niederländer, aus, der gewiß keine gemeine Geschicklichkeit ^{ist} besaß, da sich (1576) die kaiserliche Familie von ihm malen ließ. Auch der berühmte schweizerische Maler, Joseph Hainz, ließ sich zu Augsburg nieder, und wurde daselbst Bürger. Dies war der Maler, nach dessen Gemälden die vornehmsten Kupferstecher seiner Zeit stachen, den Rudolf II. nach Prag zog, wo unter dem Schutze dieses Kaisers die Künste in sehr blühendem Zustande sich befanden. Ein gleichfalls sehr berühmter augsburgischer Maler dieser Zeit war Hans Notenhammer, von München gebürtig, der sich zu Venedig nach Tintoret bildete. Die Kirchen zu Augsburg bewahren noch verschiedene Denkmäler seiner Kunst auf. Unter die besten augsburgischen Holzschnitzer gehörte Hans Rogel, der Verfasser eines kleinen, sehr künstlichen Modells von Augsburg, und Marx Anton Hannas, der besonders sehr schöne Porträte in Holz schnitt. Seit Hannas Zeiten kam das Formschneiden aber sehr in Verfall, und es wurde fast nur zu Buchdruckerstöcken, höchstens zu Wappen und dergleichen Arbeiten, oder zu sogenannten Rüstungen von einzelnen Figuren, wie auch zu Spielkarten und Buchbinderstöcken zu den Schweinslederbänden gebraucht. Die Holzschnitzer verwandelten sich in neuern Zeiten in Lederhändler, welche die Modelle für Cautundruckereyen verfertigten. Die Kupferstecherkunst kam zu Augsburg erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in blühenden Zustand. Um diese Zeit ließ sich Dominicus Custos, ein niederländischer Künstler, daselbst nieder; er war der erste, welcher eine Kupferstechhandlung anlegte. Er und sein Sohn, Raphael, waren beide keine große Künstler; sie gaben aber ansehnliche Werke heraus, an welchen sie und andre arbeiteten, und sie machten sich dadurch um Augsburg verdient, daß sie auf Jahrhunderte Nahrung in die Stadt brachten. Ungleich größere Künstler waren ihre Schüler und die Stiefföhne des Dominicus Custos, die Kiliane, vornemlich Lucas, der ältre Bruder, der sich seinen guten Geschmack zu Venedig erwarb. Er erreichte im Grabstich einen fast unnachahmlichen Nachdruck, und arbeitete außerdem ordentlich viel. Der Geschmack an Bildsäulen fand zu Augsburg erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts Eingang. Als im Jahr 1594 ein großer Springbrunnen mit metallnen Bildsäulen geziert werden sollte, hatte man keinen Künstler zu Augsburg, dem man eine so große und wichtige Arbeit anvertrauen konnte; man mußte daher einen fremden Künstler, Hubert Gerhard, einen Niederländer, der bisher Bildformer und Stuccador am Hofe zu München gewesen war, herberufen. Seine Bildsäulen sind schön gearbeitet, und dennoch kommen sie denen nicht bey, womit ein anderer Niederländer, Adrian de Bries, der lange in Kaiser Rudolfs II. Diensten gestanden hatte, zwei Springbrunnen zu Augsburg zierte. Johann Reichel, aus Bayern, hat sich gleichfalls durch schöne Bildhauerarbeit um Augsburg verdient gemacht. Unter den hiesigen Goldarbeitern gab es auch damals sehr geschickte Leute, und zwei augsburgische Siegelhändler, Anton und Franz Schweinberger, waren Kaiser Rudolfs II. Kammergoldschmiede. Die Fontaine fand zu Augsburg an den Fuggern die vorzüglichsten Stöner. Die besten Muster aber waren Niederländer; z. B. der ehrenvolle und kunstreiche Martin Voets von Brüssel, des wohlgebohrnen Herrn Jacob Fuggers Muscus, und

der herzoglich-bayerische Capellmeister Orlando di Lasso, den man den Orpheus seiner Zeiten nannte. Des Raths des leßtern bedienten sich Johann Treer, von Füssen, Conventual bey St. Ulrich, der die catholische Kirchenmusik verbesserte. Um die evangelische Kirchenmusik machte sich Adam Bimpelzhaimer, ein Bayer, Cantor bey St. Anna, eben so verdient. Er gab ein Compendium Musices heraus, welches sehr oft aufgelegt wurde, und in Schwaben, in Bayern, in der Schweiz, und in andern Gegenden sehr beliebt war. Die Edhne der angesehensten Personen zu Augsburg waren seine Schüler; selbst junge Frauenzimmer lernten von ihm das Singen. Sein Zeitgenosse, Johann Leo Hasler, ein Nürnberger, der sich in Juggerschen Diensten befand, setzte sehr viele Messen und andre catholische Kirchenstücke, kam hierauf als H-fimulicus in kaiserliche Dienste nach Prag, diente sodann dem Churfürsten Christian II. von Sachsen, und starb zu Frankfurt am Main. Bey allen Compositionen zur Kirchenmusik wurden keine Instrumente gebraucht. Nur an hohen Festtagen, oder bey besondern Feiertlichkeiten, nahm man Trompeten und Pauken, auch zuweilen eine Violine, Fide, einen Fagott, u. dergl. dazu; die leßtern ließen sich mit einer oder der andern Singstimme gleichlautend hören, und die Orgel spielte allezeit den Generalbass dazu. Ueberhaupt war in den ziemlich guten Zeiten zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Musik zu Augsburg sehr beliebt. Man hielt zwar keine öffentliche, jedoch aber freundschaftliche Concerte, und die laute, das Regal und die Fide scheinen die liebblingsinstrumente gewesen zu seyn. Um eben diese Zeit wurde der italienische Geschmack in der Musik schon allgemeiner in Deutschland. Man wußte schon, was in der Vocalmusik Motetten, Madrigale, Arien, in der Instrumentalmusik aber Concerten, Phantastien, Symphonien, Fugen, Sonaten, Intraden, Toccaten u. waren. Noch hörte man aber wenig in der italienischen Sprache singen; noch erhielt sich die lateinische in den Kirchen, und die Muttersprache war bey Gastmahlen, oder auch wol bey Concerten, gebräuchlich ¹⁾.

Verehrung
und Verbesse-
rung der
Schulen.

1608

19. Die Wissenschaften fanden in dem verfloßnen Zeitraume, wo Künste und Handwerke mit solcher Vollkommenheit getrieben wurden, unter den deutschen Fürsten und Herren sehr thätige Beförderer. Dies beweisen mancherley neue Schulanstalten, welche in demselben angelegt wurden. In Brandenburg bestimmte der Churfürst Joachim Friedrich die Einkünfte des aufgehobenen Domcapitels zu Berlin zur Stiftung der Fürstenschule zu Joachimsthal, und zu Stipendien für junge Leute, die zu Frankfurt studirten. Derjenige, den er bey diesen wohlthätigen Anschlägen hauptsächlich zu Rathe zog, war sein Hofprediger, D. Berdise, einer der berühmtesten und rechtschaffensten Theologen seiner Zeit. Zum Eise seiner Fürstenschule baute er das Städtchen Joachimsthal, und er versorgte sie mit so vielen Einkünften, daß sie zum freyen Tisch für hundert und zwanzig junge Leute hinreichten ¹⁾. Besonders merkwürdig aber ist die Stiftung des Collegii illustris zu Tübingen, dessen erster Entwurf von Herzog Christoph, die gänzliche Vollendung aber von Herzog Friedrich herrührt. Zum Eise desselben wurde in Tübingen ein eignes schönes Gebäude aufgeführt; es wurden eigne Lehrer angestellt, und man machte besonders für die Bildung in allen ritterlichen

1) v. Stettens Kunstgeschichte, Th. I und II.

2) Nachholz, III, 328. 339.

hen Uebungen Anstalten. Ein Institut dieser Art, das in ganz Deutschland seines Gleichen nicht hatte, zog nicht nur Edelleute, sondern selbst Prinzen herbei. In der ersten fürstlichen Ordnung für dieses Fürstencollegium war befohlen, daß alle diejenigen, die sich künftighin in demselben befinden würden, einen Noth tragen sollten, wie ihn der Herzog selbst in jüngern Jahren getragen habe. Jede von drei verschiedenen Classen von Jünglingen hatte ihre eigne Tafel, und jede Tafel war, ohne daß das gesetzmäßigbestimmte Kostgeld vergrößert wurde, hinlänglich besetzt. Auf die erste Tafel kamen bei dem Mittagessen zehn, und bei dem Abendessen acht Berichte. Wein wurde nach Nothdurft gegeben. Für die erste Tafel bezahlte man wöchentlich drei Gulden. Im wissenschaftlichen und im Religionsunterrichte wurde, für jene Zeiten, gewiß nichts versäumt. Die Jünglinge hörten die Geschichte nach den vier Monarchieen, hörten die Politik nach Iulius so vortreflich, daß sie die *monita politica* desselben meistens auswendig lernten. Classische Schriften wurden fleißig gelesen, und man nahm dabei immer auf die eingestrieten Maximen Rücksicht. Zu bestimmten Zeiten fielen öffentliche Reden vor, und wenn einer eine lange stattliche Rede in laudem Germaniae abgelegt hatte, so folgte gleich ein andrer, der sich in vituperium Germaniae erschöpfte. Mit solchen Redebübungen wechselten öffentliche, so recht aus dem Kern der Philosophie genommene, Disputationen über Aristoteles, oder über Epilogistik, ab. Selbst der Herzog Johann Friedrich disputirte, wie er als Erbprinz in diesem Collegium studirte, öffentlich mit großem Beyfall ¹⁾. In Baden entstand unter Rudolfs II. Regierung das Gymnasium zu Durlach, zu welchem der Canzler Achtsnit, der Generalsuperintendent Dürr und der bekandte Vistorius die ersten Vorschläge thaten. Die beiden ersten hatten bei der Anlegung desselben die Absicht, daß es zur Erhaltung und Ausbreitung der lutherschen Religion dienen sollte. Man wollte auf demselben die fähigsten landeskinder mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und unter den Augen des Fürsten und der Regierung, zu künftigen Dienern der Kirche, ohne großen Aufwand, erziehen. Es wurden sechs Classen errichtet, von welchen jede ihren eignen lehrer bekam. Unter den letztern befand sich ein Director und vier Professoren ²⁾. Eine Art von tübingschem Institut, eine sogenannte Hoffschule, errichtete der gelehrte landgraf Moritz zu Cassel. Es war seine Absicht, daß die Jüngen und andre junge Edelleute in derselben in den schönen Wissenschaften unterrichtet werden sollten. In der Folge wurde jedoch dieses Collegium mit der Universität zu Marburg vereinigt ³⁾. Unter den Schulanstalten, die bereits vorhanden waren, erfuhr besonders die Universität zu Jena sehr wohlthätige Schicksale. Schon unter der vormundschaftlichen Regierung des Churfürsten August wurde nicht nur für die öffentliche Bibliothek eine jährliche Summe festgesetzt, sondern auch die Zahl der Stipendiaten vermehrt. Die Universität erlangte auch das Recht, daß sie zu jeder erledigten Professorstelle zwei bis drei Männer, von deren Geschicklichkeit sie hinlängliche Erkundigung eingelegen hätte, der Herrschaft vorschlagen sollte ⁴⁾. Der Churfürst August gab auch zur Stiftung einer Ritterschule zu Coburg Gelegenheit. Er ließ den Söhnen des gefangnen Herzogs Johann Fried-

1583

1593

1) Epitiles wircmb. Gesch. S. 190 - 192.

2) Michaeis fortgesetzter Hamberger, S. 182.

3) Säge, Hess. Gesch. S. 95.

4) Gesch. Thüringens, V. 230.

1576

drich zu Sachsen zu Coburg eine so vortreffliche Erziehung geben, daß auch andre Eltern von Stande wünschten, daß ihre Kinder an diesem Unterrichte Theil nehmen möchten. So wurden der Herzog Wilhelm von Lüneburg, zwei Grafen von Gleichen, ein Graf von Hohnstein, ein Grenzherr von Lautenburg, und achtzehn andre junge Herren aus den vornehmsten fränkischen, thüringischen und meißnischen Geschlechtern, zugleich mit den sächsischen Prinzen erzogen, und es entstand hierdurch eine kleine Academie zu Coburg *). Die Geseze, Statuten und die ganze Einrichtung der Universität zu Jena legte Herzog Julius von Wolfenbüttel bey der zu Helmstedt gestifteten hohen Schule zum Grunde. Der Erhaltung derselben widmeten allein die Landstände hunderttausend Goldguden Capital, und der Herzog fügte noch Klostereinkünfte hinzu. Man errichtete gleich anfangs ein Conventorium für hundertundvierundvierzig Studenten, rief Professoren für alle vier Facultäten herben, ließ zwei Skelete von Paris kommen, und gab dem Fiscal Besehl, jährlich zwei Leichname zu liefern, und so sehr man damals über das Zerschneiden der menschlichen Körper noch aufgebracht war, so ließ der Herzog doch ein eignes Haus dazu bauen. Dieser Herzog machte sich überhaupt um das Schulwesen seines Landes sehr verdient. Es erhielt eine neue Einrichtung und gedruckte neue Ordnung. In größern und kleinern Städten wurden lateinische Schulen errichtet, und deutsche Schulen entstanden selbst auf Dörfern.

Gelehrte Fürst
Herrn. Alton:
der h. Heim:
rich Julius.

20. Herzog Julius war überhaupt einer der vornehmsten Beförderer der Wissenschaften der damaligen Zeit. Er stellte in seinem Lande besoldete Aerzte an, und ließ Apotheken im Lande errichten, und selbst seine Gemahlin hielt zum Vortheil der Armee eine kaiserliche Hof- und Hausapotheke *). Ein solcher Vater mußte seinem Sohne, Heinrich Julius, gewiß die beste Erziehung geben, die einem Prinzen damals zu Theil werden konnte. Entfernt von allem Hofgeräusch, wurde Heinrich Julius unweit Sandersheim in einer ländlichen Stille erzogen, und sein Vater war in der Wahl seiner Lehrer eben so glücklich, als in der Wahl seiner Gesellschafter und Erzieher; auch machte der junge Prinz in allem, was damals ein junger Fürst wissen sollte, so bewundernswürdige Fortschritte, daß er schon in seinem neunten Jahre bey einer theologischen Disputation zu Sandersheim opponirte, daß er zur großen Freude seines Vaters schon als zwölfsähriger Knabe das Rectorat der neugestifteten Universität zu Helmstedt antrat, daß er lateinische Reden frey und aus dem Gedächtniß hersagte. Nach der h. Schrift (so versicherte einer seiner Leichenredner) war ihm von Jugend auf nichts lieber, als Justinians Institutionen; die Pandecten zog er allen Reizungen der Welt vor, und den Justinianischen Cobey las er lieber, als irgend einen Roman. Eben deswegen konnte er nachher als Fürst selbst mit Jesuiten disputiren, konnte er noch bey seines Vaters Leben, recht zu seinem eignen Vergnügen, das Amt eines Hofrichters übernehmen, und bey den Streitigkeiten, die er mit der Stadt Braunschweig hatte, bey manchen Handeln, die ihm in Prag zustießen, schrieb er selbst Deductionen, vertheidigte er sein Recht mit fast beispielloser Gründlichkeit. Er schrieb lateinischgelehrte Deductionen und deutsche Comödien, die, nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen, aus

o) Hönne sachsen. Historie, Th. II, S. 199. 200.

p) Spicilers Gesch. von Hannover, S. 273. 133.

mußig und sinnreich waren. Nichts von allem, was irgend damals die Aufmerksamkeit eines Fürsten anzog, entging seinem wißbegierigen Geiste, und mit flüchtigem, halberlernten Kenntnissen war er niemals zufrieden. Seit den Zeiten des Paracelsus und Thurneisers hatten die deutschen Fürsten für die Chemie und Alchemie, für das eigne unermüdete Forschen nach Arzeneien und Wundertincturen einen so großen Geschmack gewonnen, daß nicht leicht eine Fürstin war, die nicht ihre eigne Hausapotheke hielt, und daß es nicht leicht einen Fürsten gab, der unter seine Hoffeindeuten nicht auch einige Alchemisten zählte. Selbst Herzog Julius, der doch übrigens so wirtschaftlich dachte, und so wenig aus Geldbedürfniß Alchemie zu seyn brauchte, schenkte einem aus Weissen entlaufenen Geistlichen Edmerring sein Vertrauen, bestrebte sich Verjüngungsarzneien zu finden, verschwendete große Geldsummen, den Stein der Weisen zu entdecken, und so trauert das Ende der Feuerphilosophen war, die ihn dabei getäuscht hatten, so wenig kam doch die edle Kunst am Hofe in Verachtung, und sowohl der alte Herzog als sein Sohn, Prinz Heinrich Julius, hielten chemische Versuche für ihren edelsten Zeitvertreib, und chemischen Aufwand für ihre nützlichste Nebenausgabe. Heinrich Julius gab manches kostbare Experiment selbst an, und manche herrliche Arznei wurde nach seiner Vorschrift entdeckt *). Wenn aber die Deutschen Fürsten dieses Zeitalters Chemie und Alchemie mit aller Leidenschaft liebten, so ging ihnen darin Kaiser Rudolf II. mit hinreißendem Beispiele vor; Kaiser Rudolf II., dem seine übertriebene Vorliebe für diese Wissenschaften Land und Leute kostete.

21. Fürsten, welche Künste und Wissenschaften befördern, sehen aller Joh. Kepler. zeit Männer, welche sich den Künsten und Wissenschaften mit vorzüglichem Eifer widmen, voraus. Ein solcher Mann war Johann Kepler, einer der größten deutschen Astronomen, der es verdient, daß wir uns mit seiner Geschichte näher bekannt machen. Er war (1571) zu Weil im Herzogthume Württemberg gebohren, und wurde von seinem tübingischen Lehrer der Astronomie, Mößlin, den landständen in Steyermark dergestalt empfohlen, daß sie ihn zum Professor an dem evangelischen landschaftsgymnasium zu Grätz ernannten. Religionsbedrückungen, und Uneinigkeit zwischen den landständen und ihrem Erzherzoge, wie auch unter sich selbst, waren Ursache, daß Kepler den wiederholten Einladungen des großen Incho de Brahe endlich Gehör gab, und als kaiserlicher Mathematicus und Incho's Gehülfe an Kaiser Rudolfs Hof nach Prag ging. Nach einem elsjährigen Aufenthalt zu Prag, wo er mit Dürftigkeit und andern Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, nahm er die mathematische Professur am evangelischen Gymnasio zu linc an. Aber auch hier verfolgte ihn sein widriges Schicksal. Er bekam nicht nur seine Besoldung sehr unrichtig ausgezahlt, sondern der lincische Superintendent Hgler excommunicirte ihn sogar wegen seiner geäußerten Abneigung gegen die Concordienformel. Schon zu Grätz hatte er zur Sterndeuterei, in der jeder Astronom dieses Zeitalters bewandert seyn mußte, seine Zuflucht genommen. Mit derselben verband er in der Folge

*) Epistler am a. O. S. 323. fgg.

Folge das Studium der Arzneywissenschaft, um sich dadurch in seinem Vaterlande zu einem medicinischen Lehrstuhle, oder zur goldnen Praxis den Weg zu bahnen. Da ihm aber dieses nicht gelingen wollte, so legte er sich desto mehr auf die Astrologie. Kepler war nicht nur bey drey Kaisern, sondern auch bey dem berühmten Wallenstein, Hofastronom. Diese und andre Großen ließen alle durch ihn bey wichtigen Angelegenheiten den Himmel befragen. Sein im Jahre 1618 gestelltes Prognosticon des siebenfachen M. stellte ihn, bey dem im folgenden Jahre sich ereignenden Tode des Kaisers Matthias, in ganz Deutschland als einen Propheten und astrologischen Seher dar. Man fand nemlich in jenen sieben Buchstaben die prophetischen Worte: Magnus Monarcha Mundi Matthias Mense Martio Morietur. Kepler trat auch gegen die Feinde der Astrologie, an welchen es damals schon nicht fehlte, als Vertheidiger seiner Kunst auf. Doch Kepler wurde nicht bloß als Astrolog, sondern auch als Astronom bey seinen Calendern, sehr geschätzt. Dies beweiset das ihm vom Kaiser und von der Reichsversammlung bey der vorhabenden Veränderung und Verbesserung des Calenderns geschenkte Zutrauen, da er vom Kaiser Matthias (1612) den Befehl erhielt, sich fertig zu halten, um den Kaiser im April des folgenden Jahres nach Augsburg zu begleiten. Kepler folgte zwar diesem Befehl; seine Bemühungen aber waren, der Religionsjähren wegen, unnöthig. Die Astronomie brachte ihm überhaupt nicht so viel, als die Astrologie ein; denn die nichtswürdige Kunst, die Schicksale der Menschen am Himmel lesen zu wollen, der die wahre Sternkunde ihre Aufnahme zu danken hat, schätzte den Vater der heutigen Astronomie gegen Hunger und Dürftigkeit. Je glücklicher aber Kepler in seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen war, desto unglücklicher war er in seinen übrigen Schicksalen. Nur durch sein Ansehen, und mit der größten Mühe, rettete er seine Mutter vom Scheiterhaufen, für den sie angeschuldigte Zauberey bestimmt hatte. Zuletzt (1628) trat er in die Dienste des berühmten Wallensteins, der damals Herzog von Mecklenburg geworden war. Dieser trug ihm die mathematische Lehrstelle zu Rostock an. Da aber der Herzog seine vom Kaiser Ferdinand II. an ihn gewiesene Fordrung von zwölftausend Gulden nicht auszahlen wollte, so reiste Kepler (1630) auf den Reichstag nach Regensburg, um von dem Kaiser selbst die Auszahlung der schuldigen Summe zu erbitten. Eine lange und beschwerliche Reise zu Pferde brachte ihn endlich auch dahin; allein die ausgestandenen Veschwerlichkeiten hatten seine Kräfte so erschöpft, daß ein Catarrhalsieber das Ende seines thätigen Lebens beschleunigte. So lebte und starb einer der größten Männer, die es jemals in Deutschland gab. Er war es, der den Planeten ihre Bahn bestimmte, und die Gesetze erforschte, welche diese ungeheure Kugeln in ihren Bahnen befolgen müssen; er ist der eigentliche Vater der heutigen Sternkunde. Seine Geschichte ist nicht nur für die Wissenschaften, sondern auch für das ganze damalige Zeitalter merkwürdig *).

Theologen.

22. Solche Männer, wie Kepler, hatte das damalige Deutschland freylich nicht mehrere aufzuweisen; indessen zeichneten sich doch damals in allen Wissenschaften

*) Journal v. u. f. D. 1786, S. 159. 199.

schaften so viele Deutsche aus, daß schon ein Verzeichniß ihrer Namen einen für unsere Absicht zu großen Raum einnehmen würde. Die vornehmsten Theologen und Juristen, auf welche das damalige Deutschland stolz seyn konnte, sind uns auch bereits wegen ihres Einflusses in die Hände dieser Zeit bekannt. Unter die größten Theologen derselben Zeit gehörten unstreitig André, Ehndraus, Hunnius, Osiander, Arnd, und Gerhard. Jacob André, ein Württemberger, der von seinem Vater zum Schmied bestimmt war, und (1590) als Kanzler der Universität zu Tübingen starb, hat, wie die Geschichte der Religionshändel des verfloßenen Zeitraums beweiset, um die Befestigung der lutherischen Religion sich ungemein große Verdienste erworben. David Ehndraus (Kochbass), zu Ingelfingen in Schwaben (1530) geböhren, wurde schon im funfzehnten Jahre seines Alters zu Tübingen Magister, und zuletzt Professor der Theologie zu Rostock. Sein Antheil an den Religionshändeln des verfloßenen Zeitraums ist sehr groß. (st. 1600.) Sein vornehmstes Werk ist die Historie der augsburgischen Confession. Regidius Hunnius, ein Württemberger, der zuletzt Professor und Superintendent zu Wittenberg wurde, zeichnete sich hauptsächlich durch seine gelehrten Streitigkeiten mit den einsichtsvollsten Reformirten und Glacianern, wie auch durch seinen Antheil an verschiedenen Religionsgesprächen, aus. Nur allein seine lateinische Werke machen fünf Folianten aus. Andreas Osiander (Hosmann) der Jüngere, gleichfalls ein Württemberger, der sich bis zur Stelle eines Kanzlers der Universität zu Tübingen emporzuschwang, wohnte, als einer der gelehrtesten Theologen unter den lutheranern, den Religionsgesprächen zu Baden und zu Regensburg beg. Johann Arnd, von Ballenstädt im Anhaltischen, zuletzt Generalsuperintendent zu Zelle, ist der Verfasser einer großen Anzahl ascetischer Schriften, und besonders des berühmten Paradiesgärtleins, welches schon so manchen lutherischen Christen erbauet hat. Johann Gerhard, ein Quedlinburger, studirte, so wie Arnd, zu Wittenberg anfangs die Arzneiwissenschaft, verwechselte aber zu Jena das medicinische Studium mit dem theologischen, und wurde hierauf Professor der Theologie und endlich Generalsuperintendent zu Coburg. Weil aber das Predigtamt weniger Reize für ihn hatte, als das academische Leben, so nahm er eine theologische Professorstelle zu Jena an. Nicht leicht fand ein Theolog in größerer Achtung bey Fürsten und in stärkerm Briefwechsel (er hat über zehntausend Briefe geschrieben); nicht leicht bekam ein Gelehrter häufigere Amtsanträge (seine Vocationen machten einen ganzen Band aus); nicht leicht stellte ein Theologe bey so manchen Religionsgesprächen eine Hauptperson vor, und bey alle dem sind seine Schriften doch sehr zahlreich. Der berühmteste catholische Theolog dieses Zeitalters war der im Gebiete des Hochstifts Colnig geböhrene Jesuit Jacob Gretser, der zu Ingolstadt Philosophie, im gleichen theologische und scholastische Moral lehrte, und einen so rüstigen Streiter gegen die Protestanten abgab, daß ihn seine Glaubensgenossen einen Hammer für die Keger nannten. Seine Werke machen siebzehn Quartanten aus.).

23. Die größten Rechtsgelehrten dieses Zeitalters hatten sehr oft auf die Rechtsgesetzpolitischen Händel desselben Einfluß. Ein solcher Mann war Johann Ulrich Zasius, te

geb. 1550.
gest. 1603.

geb. 1562.
gest. 1617.

geb. 1555.
gest. 1621.

geb. 1582.
gest. 1637.

geb. 1560.
gest. 1625.

ein
gest. 1570.

- ein Frenburger, der Kaiser Ferdinands I. und Maximilians II. Staatskanzler, der unter andern einen Commentar über die Pandecten herausgab. Schon sein Vater Ulrich Zasius war ein berühmter Rechtsgelehrter; ja man bewundert ihn als den größten Juristen seiner Zeit, man rühmte ihn als denjenigen, der das justinianische Recht bey den Deutschen eben so in Aufnahme gebracht habe, als Wilhelm Budäus bey den Franzosen, und Alciatus bey den Italienern. Sein Geburtsort war die Stadt Costnig, und er hielt zu Frenburg in Breisgau mit dem größten Beyfall Vorlesungen. Er hat aber auch ziemlich viel geschrieben. Matthäus Wesenbeck, ein Niederländer, wurde, nachdem er seinen juristischen Geschmack in Frankreich besser ausgebildet hatte, zu Zena Doctor und Professor der Rechte, und ging von da nach Wittenberg. Der Churfürst August ernannte ihn zu seinem geheimen, so wie zum Appellationsrath, und Maximilian II. erneuerte ihm seinen alten Adel. Er hat berühmte Schriften herausgegeben, und sich besonders um die juristische Lehrart seiner Zeit sehr verdient gemacht. Hubert Gifanius, ein Niederländer, der zu Löwen und Paris studirt, und zu Orleans die juristische Doctorstelle angenommen hatte, begleitete französische Gesandten nach Italien, lehrte hierauf zu Strassburg Moral, Philosophie und endlich Institutionen, ward sodann Professor zu Ingolstadt und Altorf, und hob sich zuletzt zum kaiserlichen Rath empor. Er gehört unter die fleißigsten Schriftsteller seines Zeitalters. Joh. Richard, Senecus der Reichsstadt Frankfurt am Mann, der zu Padua und Bologna die Rechte studirt hatte, gab zuerst lebensbeschreibungen von Juristen heraus. Johann Schneidewein, geböhren zu Stollberg am Harze, lebte auf zehn Jahre in Luthers vertrauester Gesellschaft, heirathete auf dessen Rath im zwanzigsten, widmete sich hierauf der Rechtswissenschaft mit dem größten Fleiße, und brachte es in seinen Bemühungen so weit, daß er Professor und Appellationsrath zu Wittenberg wurde, und daß ihn der Churfürst von Sachsen in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog; auch hat er an den sächsischen Constitutionen vielen Antheil. Den Rechtsgelehrten ist er besonders durch seinen Commentar über die Institutionen bekannt geworden. Conrad Rittershus, ein Braunschweiger, studirte Philologie mit dem glücklichsten Erfolg, legte sich hierauf auf die Theologie, vertauschte aber in der Folge das theologische Studium mit dem juristischen, und starb als Professor zu Altorf. Er hat unter andern über die Institutionen und über die Novellen gelehrte Erläuterungen herausgegeben. Simon Schard, ein geböhrender Sachse, der Philologie und Geschichtskunde mit der Rechtsgelehrsamkeit verband, und zuletzt Kammergerichtsassessor wurde, gab verschiedene juristische und politische Schriften heraus, und man hält ihn für den ersten Sammler im deutschen Staatsrechte. Georg. 1511. Basilius Johannes Herold, von Hochstätt an der Donau, eigentlich ein Theolog, verdient als der erste Herausgeber der alten deutschen Gesetze hier eine Stelle. Um den Sachsenspiegel machte sich noch besonders Melchior Klinge, und um den Schwabenspiegel Christian Meichner verdient. Ludolf Schrader, ein Braunschweiger, der zu Bologna die juristische Doctorwürde erhielt, und erst zu Wittenberg, und sodann zu Frankfurt an der Oder Professor der Rechte war, den auch nicht nur die brandenburgischen, die braunschweigischen, und die meklenburgischen Fürsten, sondern

sondern auch der Kaiser Maximilian II. zum Rathe ernannten, erwarb sich als Schriftsteller um das tehnrcht große Verdienste ¹⁾. Die Rechtswissenschaft wurde im sechzehnten Jahrhunderte von den Deutschen überhaupt mit großem Eifer bearbeitet. Man wendete jetzt Kenntniß der alten Sprachen, Geschichtskunde, Alterthümer und Kritik zur vollkommnern Ausbildung derselben an; die Philosophie ließ man aber an der Aufklärung derselben noch keinen Antheil nehmen. Hauptsächlich war es das justinianisch, römische Recht, das die meisten Juristen beschaffte, und es gelangte dadurch in den Gerichtshöfen zu einer solchen Herrschaft, daß es die vaterländischen Rechte beynahe völlig verdrängte. Auf allen Universitäten lehrten jetzt Professoren und Doctoren beider Rechte, des päpstlichen und des kaiserlichen, oder des geistlichen und des weltlichen Rechtes. Da jedoch Luther, und überhaupt die Protestanten, das römische Recht, um das päpstliche zu unterdrücken, mit vorzüglichem Eifer zu heben suchten, so wird die große Aufnahme des letztern sehr begreiflich. Die Kaiser, oder vielmehr ihre Minister, beschäftigten sich zwar zuweilen mit dem Gedanken, eine neue Sammlung von deutschen allgemeinen Rechten zu veranstalten, und Maximilian II. soll auf dem speyerischen Reichstag vom Jahr 1570 wirklich dazu Hoffnung gemacht haben. Es blieb jedoch bloß bei der Hoffnung, und die deutschen Fürsten waren daher selbst auf eine für ihre Unterthanen schickliche Gesessammlung bedacht. So entstanden unter andern die sächsischen Constitutionen des Churfürsten Augusts, die, weil die Sammler derselben, als eifrige Verehrer des römischen Rechtes, ihre justinianisch, römischen Rechtsgrundsätze überall einmischten, dem alten sächsischen Rechte einen mächtigen Stoß versetzten, und die Erlernung des römischen Rechtes ganz unentbehrlich machten. In den chursächsischen Institutionen wurde besonders das leihungsrecht, das Einlager, das Einreiten, die Bürgschaft, abgeschafft, und Kaiser Rudolf II. folgte diesem Beispiele ²⁾.

24. Auch die Arzneywissenschaft erstieg im sechzehnten Jahrhunderte schon Arzte. eine ziemlich hohe Stufe der Cultur. Um die Diätetik machte sich Johann Placotomus (Wretschneider), gebürtig von Mursstadt, Professor der Medicin zu Königsberg, und zuletzt Stadtphysicus zu Danzig, durch verschiedene Schriften, und besonders durch eine Uebersetzung des Polybius von der Diät, verdient. Die Zergliederungskunst, die jetzt ungleich fleißiger als vorher getrieben wurde, bearbeitete besonders Andreas Vesalius, von Brüssel, mit großem Eifer. Schon in seiner zarten Jugend, als er zu Löwen studirte, war seine Neigung zur Anatomie so unvordenklich groß, daß er die Menschenengerippe nicht nur von den Gottesäcern, sondern sogar von Galgen und Rade wegholte. Darüber mußte er sich entfernen; allein nun ging er nach Paris, und studirte seine lieblingswissenschaft mit solchem Fleiß, daß er zu Padua Professor der Anatomie wurde, und daß er sich durch seine Kenntnisse in der Zergliederungskunst allgemeinen Ruhm erwarb. Verschiedene große

R. 1574.

geb. 1514.

1) Jöcher am a. O.

2) Fabricii Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit, III, 511. fgg.

- große Herren, und besonders Carl V. und Philipp II., nahmen ihn zu ihrem Leib-
 arzte an; aber eine Fautippe quälte ihn, und auf der Rückreise von Jerusalem,
 1564 wohin ihn ein Gelübde führte, starb er auf der Insel Zante in dem elendesten Zu-
 stande. Sein Hauptwerk handelt vom Bau des menschlichen Körpers in sieben
 Büchern. In der Physiologie that sich besonders Nicolaus Viesius, aus Gent in
 Flandern, Professor der Medicin zu Löwen, und endlich Maximilian II. leibartz,
 geb. 1516. herv. 1573. Einer der vornehmsten Pathologen war Johann Langé, ein Schlesi-
 geb. 1435. er, zu Leipzig studirte, daselbst Professor der Philosophie wurde, nach einiger Zeit
 aber seine Stelle wieder niederlegte, nach Italien ging, und zu Bologna die Arz-
 neywissenschaft erlernte, endlich über vierzig Jahre bey fünf Churfürsten von der
 Pfalz den leibartz vorstellte. Er war (für seine Zeiten wahrlich eine große Ehre!)
 ein erklärter Feind der Calendermacher, so wie auch der landdoctorn und Barbierer.
 Seine glückliche Praxis erwarb ihm nicht nur großes Ansehen, sondern auch vieles
 Vermögen. Die Emiotik bearbeiteten obengedachter Johann lange, imgleichen
 1535. Euricius Cordus mit besonders glücklichem Erfolge. Letzter, ein Hesse, lehrte erst
 zu Leipzig die Dichtkunst, begab sich hierauf wieder nach Erfurt, wo er Ma-
 gister geworden war, ging, weil die Pest daselbst wüthete, von da nach Frislar,
 reiste hierauf nach Italien, und erlangte zu Ferrara die medicinische Doctorwürde.
 Er war einige Zeit hindurch Professor der Medicin zu Marburg, starb aber zu
 Bremen. Er ist auch als Dichter bekannt. Sein Sohn, mit dem Vornamen
 Valerius, war einer der ersten Botaniker unter den Deutschen. Vorzügliche Ken-
 ner und Beförderer der Kräuterkunde waren auch Theodor und Ionicer. Jener, zu
 Bergzabern im Zweibrückischen geböhren, erhielt in Frankreich die medicinische
 1590 Doctorwürde, und starb zu Heidelberg als Churfälzischer leibmedicus. Das, was
 ihn als Arzt auszeichnete, bestand darin, daß er die ausländischen einfachen Mit-
 tel, und die weitläufigt zusammengesetzten Arzeneyen haßte. Durch ihn wurde der
 Sauerbrunnen zu Langenschwalbach zuerst entdeckt und bekannt gemacht. An einer
 Kräutersammlung arbeitete er sechsunddrenzig Jahre hindurch, und dennoch brachte
 er nur den ersten Theil derselben zu Stande. Andre sehien sie aber fort, und gaben
 sie heraus. In einem andern Werke, das Theodor neuen Wasserschatz nannte,
 beschrieb er die in Deutschland befindlichen Gesundbrunnen, besonders zu Langen-
 schwalbach. Ionicer, ein Marburger, war an seinem Geburtsorte erst Professor
 der Mathematik, verschaffte sich aber hierauf die medicinische Doctorwürde, und
 bekam das Stadtphysicat zu Frankfurt. Man hat von ihm ein bekanntes Kräu-
 terbuch. Einer der größten Kenner desjenigen, was sich unter der Oberfläche der
 Erde befindet, hatte das damalige Deutschland an Georg Agricola (Bauer) von
 Glauga in Meissen, der in Italien die Arzneywissenschaft erlernte, und nach sei-
 ner Zurückkunft, zu Joachimsthal und zu Chemnitz, wo er den practischen Arzt
 machte, sich außerordentlich eifrig mit der Bergwerkskunde beschäftigte. Seine
 Werke, welche dieselbe zum Gegenstande haben, machen zwey Folianten aus.
 Gleichfalls ein Kräuterkenner, der aber mit der Botanik überhaupt eine ungemein
 große Kenntniß der Arzneywissenschaft verband, war der Oberpfälzer Leonhard
 Fuchs, der schon im dreyzehnten Jahre seines Alters zu Erfurt Baccalaureus
 wurde

wurde, und im dreyzwanzigsten die medicinische Doctorwürde erhielt. Er war hierauf bald Professor zu Ingolstadt, bald leibarzt zu Anspach. Endlich starb er als Professor der Anatomie zu Tübingen. Der Großherzog von Toscana berief ihn vergeblich mit einem ansehnlichen Gehalt zum Professor nach Pisa, und Kaiser Carl V. erhob ihn wegen seiner Verdienste in den Adelsstand. Seine didactischen Werke machen allein vier Bände in Folio aus. Der größte, wenigstens der berühmteste Arzt der Deutschen dieses Zeitalters, wiewol eigentlich ein Schweizer, war Theophrastus Paracelsus, Bombast, zu Hohenheim nicht weit von Zürich geböhren. Sein Vater, ein licentiat der Medicin, und der natürliche Sohn eines Deutschmeisters, gab ihm den ersten Unterricht in der Medicin und Chirurgie. Da er aber eine große Neigung für die Chemie verrieth, so schickte man ihn zu dem berühmten Abt Tritheim nach Spanheim, von dem er verschiedene Geheimnisse dieser Kunst erlernte. Von da begab er sich zu Siegmund Fuggern nach Augsbourg, der, als einer der eifrigsten Beförderer dieser Wissenschaft, mehrere Kenner derselben besoldete. Noch in seinen jüngern Jahren durchreiste er nicht nur Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien, sondern auch Polen, Siebenbürgen, Croatien und noch andre Länder, sammelte sich überall Kenntnisse ein, und lernte eben so wol von alten Weibern, als von Aerzten, Chirurgen und Chemisten. Als Feldarzt wohnte er hierauf manchen Treffen und Belagerungen bey. Hierauf wollte er auch nach Ausland gehen; er wurde aber von den Tataren gefangen, und nach Constantinopel gebracht, wo er, wie man damals glaubte, den Stein der Weisen zu finden das Glück hatte. Freylich wußte er manche Krankheit zu heilen, der andre Aerzte keinen Widerstand thun konnten. Dies that er besonders zu Basel, wo er erster Professor der Chemie wurde. Von den alten Aerzten, und besonders von den arabischen, war er so ein abgesagter Feind, daß er des Galens und Avicenna Schriften öffentlich auf dem Catheder verbrannte. Seiner großen medicinischen Wissenschaft ungeachtet, starb er aber, ohne Amt und ohne bestimmten Wohnort, zu Salzburg in einem Wirthshause, starb er schon im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters, da er durch ein besondres Elixir sein Leben auf Jahrzehnte hinaus fristen zu können sich einbildete. Physik, Astronomie, Alchemie und Erdmigkeit waren bey ihm die vier Säulen der wahrhaften Medicin. Uebrigens wollte er durchaus den Reformator in der Medicin machen. Seine Schriften, die wegen des häufigen Gebrauchs der von ihm erfundenen Kunstwörter sehr dunkel sind, machen drey Folianten aus. Es sollen aber auch noch viele Manuscripte von ihm vorhanden seyn ^{v)}.

geb. 1493.

25. Paracelsus macht in der medicinischen Geschichte des sechzehnten und Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts Epoche. Durch ihn und seine Anhänger wurden die bisherigen Kräuter, Mineralien, Zuleppe, Latwerge und Schrupe durch lauter Oele, Salze, Elizire und Spiritus verdrängt. Freylich gab die paracelsische Secte zu manchen Streitigkeiten Anlaß; sie hat aber auch dagegen das Verdienst, die Aufnahme der Chemie zu fördern

Arzneymittel:
schafft über:
haupt.

v) Jöcher am a. O.

fördert zu haben. Neben ihr dauerte noch die Secte der mathematischen Aerzte fort ^{m)}. Die Chirurgie bekam jetzt an der Anatomie eine vortrefliche Gehülfin. Die Apotheken vermehrten sich nicht nur, sondern sie kamen auch unter bessere Aufsicht. Der Magistrat zu Augsburg verordnete im Jahr 1563, daß die Apotheken künftig jährlich visitirt werden sollten; auf den Vorschlag der Visitatoren, unter welchen sich vier Aerzte befanden, wurde den Apothekern eine besondere Arzneytore vorgeschrieben ⁿ⁾. Wolf Decio, einer der medicinischen Visitatoren, bekam durch seinen Beruf Gelegenheit, die berühmte augsbургische Pharmacopöe herauszugeben. Er legte dabey das Arzneyenverzeichnis des berühmten Valerius Cordus zum Grunde. Diese Pharmacopöe fand in Deutschland so vielen Beyfall, daß sie im Zeit von sechzehn Jahren dreizehnmal aufgelegt wurde; ja nur allein in Einem Jahre (1613) kamen zwey neue verbesserte Auflagen heraus ^{o)}. Dieser geschärften Aufsicht über das Medicinalwesen ungeachtet, war man zu Augsburg doch nicht im Stande, der Pest und andern ansteckenden Krankheiten hinlänglich Einhalt zu thun. So starben zu Augsburg im Jahr 1564 über dritthalbtausend Menschen an der Pest und an andern Krankheiten, und nur die zu Anfang des folgenden Jahres fortdauernde strenge Kälte bewirkte, daß die Wuth der Pest auf einige Zeit nachließ. Im Jahr 1571 zeigte sich die tödtliche Pest schon wieder. Der Magistrat machte nun die Anstalten, daß keine Betten, Kleider und andres Geräthe von den an der Pest verstorbenen auf dem Erdelmärkte verkauft, daß die Wäschchen auf den Gassen abgestellt werden, daß die Personen der Familien, bey welchen die Pest eingerissen wäre, sich zu Hause halten, die armen Fremdlinge aber sogleich wieder fortgeschafft werden sollten. Diese Vorsicht konnte es aber doch nicht verhindern, daß nicht die Pest im folgenden Jahre nur in Einer Woche über siebzig Personen tödtete. Ein italienischer Arzt, Lucas de Turchi, der sich damals zu Augsburg aufhielt, behauptete in einer kleinen Schrift, ein ganz vorzügliches Mittel wider die Pest zu beüßen, und er hielt besonders sehr viel auf den Gebrauch der Aderlasse; der Magistrat erlaubte ihm auch, Beweise von seiner Kunst zu geben; es dauerte aber gar nicht lange, so starb er selbst an der Pest. Im Jahr 1586 starben zu Augsburg schon wieder drehtausend hundert und sechsunddreßzig Menschen an der Pest; im Jahr 1607 raffte sie zwehtausend und achtundvierzig Personen hinweg. Außerdem würgte sie noch in manchem Jahre, ohne daß die Anzahl angegeben wird ^{p)}, und dies geschah, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht allein zu Augsburg, sondern in den meisten, besonders großen, Städten. Zu Augsburg errichteten die Aerzte im Jahr 1582, mit Genehmigung des Magistrats, ein Collegium medicum, um sich von den Quacksalbern und andern medicinischen Puschern und Betrügnern zu unterscheiden. Sie versahen sich auch mit einer besondern Ordnung, und mit eignen Statuten. Eben so macht es den augsburgischen Aerzten

m) Fabricius, S. 522.

n) v. Etterten, Geschichte der Reichsstadt Augsburg, I, 556.

o) v. Etterten's Kunstgesch. I. 243.

p) v. Etterten Gesch. von Augsburg, I, 563. 599. 601. 603. 614. 692. 698. 700. 726. 758. 790. 808.

Ärzten Ehre, daß sie bereits im Jahr 1590 eine vermehrte und verbesserte Hebammenordnung entworfen hatten *).

26. Wenn die Arzneywissenschaft des sechzehnten Jahrhunderts noch mancher Aufklärung entbehrte, so war umstreitig der damalige Zustand der Philosophie. Auch seit der Reformation gab es, besonders unter den Catholicen, noch viele Scholastiker; andre, hauptsächlich die Verehrer der schönen Wissenschaften, glaubten an den Aristoteles ganz allein; wieder andre gaben der pythagorisch, platonischen und cabbalistischen, oder der parmenideischen, der stoischen, der demokritischen, der epicurischen, und andern dergleichen alten Secten, den Vorzug. Es fanden sich sodann einige, welche dem Scepticismus ergeben waren; andre wollten theosophische Philosophen vorstellen, und wieder andre hielten es für möglich, die verschiedenen Secten zu vereinigen, und dem ganzen Gebäude der Philosophie überhaupt eine andre Gestalt zu geben. Den Deutschen gereicht es übrigens zur Ehre, daß sich unter ihnen zuerst Männer fanden, welche mit der Fortdauer und der Ausbreitung der scholastischen Philosophie höchstunzufrieden waren, und ihren Unwillen laut zu äußern sich nicht scheuten. Solche Männer waren unter andern Petrus Ahenanus, Johann Aventinus, Johann Sturm, Johann Reuchlin, und Erasmus von Rotterdam, die zum Theil luthers und Melanchthons Beispiel folgten. Des Aristoteles Philosophie wurde nun wieder rein und unvermischet vorgetragen, und wenn auch Luther, von seinem Eifer wider die scholastische Philosophie verleitet, den Aristoteles einen Erstultum, einen hochmüthigen, schalkhaften Heiden, einen elenden Menschen, einen müßigen Esel genannt hatte, so schonte ihn doch Melanchthon wieder etwas mit demselben aus. Weil überhaupt Melanchthon, sowol den Reformirten, als den Lutheranern in ausgezeichneter Achtung stand, so fanden seine philosophische Schriften auf allen protestantischen Universitäten eine günstige Aufnahme, und man brauchte sie zum Hülfsmittel, den Aristoteles ohne alle scholastische Zusätze zu studiren. Auf diese Art herrschte also Aristoteles doch wieder auf den protestantischen Universitäten, und herrschte dieses ganze Jahrhundert hindurch; in seinem Gefolge schlich sich allmählig auch die scholastische Philosophie dergestalt wieder ein, daß fast alle Professoren der Philosophie und die meisten Theologen der Lutheraner und Reformirten Aristoteliker waren, und daß besonders die Theologen die aristotelisch-scholastische Philosophie in ihren Streitigkeiten mit den Catholicen für unentbehrlich hielten. Keine Aristoteliker unter den Lutheranern waren, außer Melanchthon, Camerarius, Simonius, Melzel, Chyträus, Strigel u. a. m. Die stoische Philosophie empfahl vorzüglich Justus Lipsius; die sceptischen Lehrer bekamen an Wilhelm Bigot, einem gelehrten Franzosen, in Deutschland einen Märtyrer. Bigot, der in Tübingen Professor war, wurde deswegen abgesetzt, weil er sich wider das System Philipps des Großen erklärt hatte. Die theosophische Weisheit suchte besonders Paracelsus

a) v. Stetten, ebendaf. S. 643. 715.

emporzubringen. Die dadurch entstandene Secte verworf alle menschliche äußere Kenntniß und Wissenschaft, drang auf innerliches Licht oder unmittelbare Erleuchtung und Offenbarung, die sie auch der h. Schrift vorzog, legte dem Menschen einen Astralgeist, und eine gleichsam aus dem göttlichen Wesen geflossene Seele bey, behauptete überhaupt den Ausfluß aller Geschöpfe aus Gott, beschästigte sich sehr viel mit dem Weltgeiste oder der Seele der Welt, imgleichen den mancherley Geis tern und Bezeichnungen (Signaturen) der Dinge, baute in der Naturlehre auf Schwefel, Mercurius und Salz, auf die Entwicklung des Samens der Metalle, auf Tincturen, auf die Verwandlung des Steins der Weisen, und drückte sich weit dunkler aus, als alle andern Philosophen, und weit fürchterlich geheimnißvoller, als alle Scholastiker. So groß überhaupt die Zahl der Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts ist, so waren sie doch, einige wenige ausgenommen, insgesammt Ectirer, und ihre ganze Weisheit bestand blos im Auswendiglernen und Nachbeten der Lehrsätze andrer. Da konnte unmöglich Freyheit im Denken herrschen; da konnte keine neue Wahrheit entdeckt, keine alte in größeres Licht gesetzt werden. Diejenigen, die sich wider den Aristoteles oder den Melanchthon erklärten, wurden eben sowol bey den Protestanten, als bey den Catholiken abgesetzt und verfolgt. Daben haben sich in den besondern Theilen der Philosophie nur sehr wenige ausgezeichnet *).

Orientalische
Sprachen.

27. Die Hülfsmittel der Gelehrsamkeit, die Sprachen, wurden jetzt schon ungleich fleißiger, als im vorigen Jahrhundert getrieben. Die orientalische Philologie fand seit der Reformation immer mehr Eingang bey den Deutschen, denen sie Johann Reuchlin zuerst empfahl. Aus seiner Schule kamen fast alle deutsche Kenner der hebräischen Sprache, als Pellicanus, Böschenstein, Münster, Cellarius, Capito u. a. m. Als Melanchthon Böschensteins *instituciones hebraicas* herausgab, hatte man zu Wittenberg noch keine hebräische Buchstaben; man mußte sie daher hinzu schreiben. Johann Förster schrieb unter den Deutschen das erste hebräische Wörterbuch. Ueberhaupt gab es schon damals nicht leicht einen Theologen, der sich nicht eine Kenntniß der hebräischen Sprache zu erwerben suchte. Die Deutschen erwarben sich aber auch das besondre Verdienst, daß sie das *Studium* andrer orientalischen Sprachen einführten. Sebastian Münster erleichterte (1527) zuerst die Erlernung der chaldäischen Sprache durch eine Grammatik und ein Wörterbuch. Zur Kenntniß des Syrischen bahnte Johann Albrecht Widmanstadt, der das Syrische zu Rom gelernt hatte, durch seine Ausgabe des syrischen neuen Testaments, die zu Wien 1555 herauskam, den Weg. Das Aethiopische trieb in Deutschland zuerst Johann Pottken, ein Probst zu Eöln, der (1511) diese Sprache zu Rom von einigen Mohren erlernt hatte, und hierauf nicht nur den Psalter, nebst Salomons höchem Liede, sondern auch die erste Grammatik über diese Sprache drucken ließ. Der erste deutsche Lehrer der arabischen Sprache war Franciscus Rapheleng, der auch eine Grammatik und ein Wörterbuch herausgab. Jacob Christmann

*) Fabricius, E. 239. fgg.

mann wurde zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu Heidelberg der erste Professor der hebräischen Sprache. In der persischen Sprache unterrichtete die Deutschen schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts Adam Erato. In zu Jena lebte um eben diese Zeit schon ein Gelehrter, Christoph Hammer, der fünf orientalische Sprachen, nemlich das Hebräische, das Chaldäische, das Syrische, das Arabische und das Aethiopische auf einmal lehrte, und der Einleitung in dieselben, die er drucken ließ, auch noch einen Unterricht im Lesen der armenischen Sprache, vielleicht den ersten deutschen Versuch von dieser Art, hinzufügte. Die Deutschen strebten damals aber auch schon nach der Kenntniß außereuropäischer Sprachen, so gab J. B. David Schramm ein mauritanisches und ein americanisches Wörterbuch heraus ¹⁾.

28. Die Cultur der griechischen Sprache, zu der man schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts einen schönen Grund gelegt hatte, stieg jetzt immer höher. Weil jetzt die Theologen aus dem Grundtexte des neuen Testaments, die Aerzte aus den Schriften des Hippocrates und Galenus, und die Philosophen aus den Werken des Aristoteles und anderer griechischen Weisen, unmittelbar zu schöpfen wünschten; weil man sich jetzt mit Erforschung der Alterthümer beschäftigte, weil man die classischen Schriftsteller der Griechen erklärte, übersetzte und herausgab; weil jetzt fast niemand mehr den Namen eines Gelehrten behaupten konnte, welcher der Kenntniß der griechischen Sprache entbehrete: so giebt es derer, die sich im sechzehnten Jahrhundert um die Bearbeitung des Griechischen verdient gemacht haben, schon eine große Zahl. Einige unter ihnen hatten es so weit gebracht, daß sie das Griechische reden, oder wenigstens griechische Verse machen konnten ²⁾. Die lateinische Sprache bekam schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so viele Liebhaber, daß Cicero von einigen fast abgöttisch verehrt wurde. Doch der Umstand, daß das Lateinische jetzt die gemeine Sprache der Gelehrten war, und daß die Gelehrten ihre unelige Streitigkeiten in derselben führten, hat der feinen Ausbildung derselben vielen Eintrag gethan ³⁾.

29. Die Muttersprache wurde in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ungleich mehr als ehedem bearbeitet. Es erschienen jetzt schon verschiedene deutsche Grammatiken; man übersetzte nun schon verschiedene griechische und lateinische Autoren; man bekam bereits eine deutsche Prosodie; man arbeitete deutsche Wörterbücher aus; der deutschen Gesänge und anderer Gedichte waren auch schon sehr viele ⁴⁾. In man hatte am Ende des verfloßenen Zeitraums schon eine deutsche Gesellschaft. Dies war die fruchtbringende Gesellschaft, die im Jahr 1617 zu Weimar entstand. Der Urheber derselben war der herzogliche Hofmeister Caspar von Teutleben, der, bey Gelegenheit der Anwesenheit vieler fürstlichen und adelichen Personen zu Weimar, auf den Gedanken gerieth, die Stiftung einer Gesellschaft

Stk 2

1) Fabricius, S. 230. fgg.

2) Fabricius, S. 252. fgg.

3) Fabricius, S. 162. fgg.

4) Fabricius, S. 169.

Gesellschaft zu veranlassen, die so, wie viele dergleichen Gesellschaften in italienischen Städten, es zu ihrem vorzüglichsten Geschäfte machen sollte, die Ausbildung der Muttersprache zu befördern. Der Fürst Ludwig von Anhalt-Deschtern war einer der ersten, der den Vorschlag des Herrn von Teutleben billigte, und da er auch unter den anwesenden Fürsten der älteste war, so wurde er von der Gesellschaft zu ihrem Oberhaupt gewählt. Man nannte diese neue Gesellschaft die Fruchtbringende, oder den Palmenorden, weil die indianische Palme, oder der Cocobaum, mit der Ueberschrift: alles zum Nutzen, ihr Sinnbild vorstellte. Jedes Mitglied der Gesellschaft trug es, neben einem selbstgewählten Sinnbilde, in Gold geschmeltzt, an einem papagengrünen seidnen Bande. Jeder bekam auch beim Eintritt einen academischen Namen, der aber zuweilen noch wenig Geschmack verrieth. Dergleichen Namen waren z. B. der Derbe, der Gemästete, der Kichliche, der Klebrige, der Krichende, der Einfältige, der Beregnete, der Räuchernde, der Scharffprißende, der Schußelnde, der Unansehliche. Der Orden entstand um das Jahr 1680, und in diesem Zeitraum wurden überhaupt 887 Mitglieder, und zwar von 1617 bis 1668 ein König, drei Churfürsten, neunundvierzig Herzoge, vier Markgrafen, zehn Landgrafen, acht Pfalzgrafen, neunzehn andre Fürsten, sechzig Grafen, fünfunddreißig Freyherrn, sechshundert Edelleute und Gelehrte, aufgenommen. Die Zahl der eigentlichen Gelehrten von Profession, alle in öffentlichen Ehrenämtern stehende mit eingeschlossen, beläuft sich noch nicht völlig auf hundert, und unter diesen war nicht der fünfte Theil Schriftsteller. Ueberhaupt zählte der Orden bis 1668 nicht mehr als einundsechzig Schriftsteller, und rechnete man von diesen noch die Verfasser einzelner kleiner Abhandlungen oder einzelner Gedichte ab, so kommt auf jedes Jahr noch nicht Ein Schriftsteller, und nicht der sechzehnte Theil der Ordensglieder gab sich mit Bücherschreiben ab. Mehr als zwey Drittheile dieser Schriftsteller aber waren Versemacher. Der Einfluß, den diese Gesellschaft auf die deutsche Litteratur hatte, konnte also unmöglich groß seyn. Der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gab es auch nur wenige, und man kann bloß einen Agricola und einen Mollenhagen hieher rechnen *). Johann Agricola, zu Eisleben geboren, der nach mancherley Wanderungen als churbrandenburgischer Hespreniger starb, gab verschiedene theologische und polemische Schriften heraus, die aber alle nicht so allgemeinen Beyfall fanden, als seine Auslegung deutscher Sprüchwörter, durch die er das Publikum mit dem Wize der Voreltern nähren und unterhalten wollte. Sonst sein Gegenstand als seine Sprache fanden Eingang, und er half den Geschmack seiner Zeitgenossen veredeln. Georg Mollenhagen, ein Brandenburger, und zuletzt Director und Scholarch zu Magdeburg, hat sich durch seinen Freyschmäußer, zu dem er den Stoff aus Homers Batrachomyomachie entlehnte, einen Ruf erworben. Er hat Homers einfache Geschichte mit mancherley Dichtungen und Epischen durchflochten; er hat eine Menge bedächtlicher Sittenlehren und leichtfertiger Züge mit eingewebt, die dem Ganzen ein gemischtes Ansehen von Scherz und Ernsthaftigkeit geben.

(R. 1566.)

(R. 1609.)

gaben. In einer Reihe wunderlicher Erzählungen, die er Thieren groß und klein in Mund legt, trägt er, nicht ohne Weltkenntniß und Politick, auch nicht ohne satirische Kunst und comisches Talent, die gemeinnützigsten Grundsätze der practischen Philosophie vor; er straft die Laster der Welt, die Thorheiten und Irrthümer der herrschenden Stände, in ungezwungenen Allegorien und Gleichnissen. Bald spottet er mit Bitterkeit, bald unterrichtet er im Tone des Scherzes *).

30. Die Geschichtskunde bekam in dem verfloßenen Zeitraume verschiedene einsichtsvolle und fleißige Bearbeiter. Johann Junk, der in der nürnbergischen Vorstadt Wöhrd geboren war, und am Hofe des Herzogs von Preussen vom Hofprediger und herzoglichen Beichtvater bis zum Hofrath und Minister sich emporhob, zuletzt aber darüber seinen Kopf verlor, schrieb ein bekanntes chronologisches Werk, das verschiedene Fortsetzer bekam. Siegmund Frentherr von Herberstein, ein Steyermarkter, der bey vier Kaisern einen Staatsminister und Gesandten vorstellte, lieferte in lateinischer Sprache eine Beschreibung von Lithauen und eine historische Nachricht von Rußland. Einer der fleißigsten und geschmackvollsten Geschichtschreiber dieses Jahrhunderts war Georg Fabricius. Rector des Gymnasiums zu Weizen, den Kaiser Maximilian II. zum Dichter krönte, und in den Abstand erhob. Simon Schard, aus Sachsen, zuletzt Kammergerichtsassessor zu Speyer, machte sich unter andern durch eine Sammlung deutscher Geschichtschreiber verdient. Joachim Camerarius, der Ältere, einer der größten Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, von Bamberg, zuerst Professor der griechischen Sprache und der Geschichte, wie auch Director des Gymnasiums zu Nürnberg, sodann Professor der Beredsamkeit und der griechischen Sprache zu Tübingen, und endlich Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Leipzig, hat sich besonders um die Geschichtschreiber der Griechen und Römer große Verdienste erworben. Der berühmte Matthias Jacius (Francowig) gab die magdeburgischen Centurien, eine Kirchengeschichte der dreizehn ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, heraus. Johann Löwenklau, ein Westphälinger, der zuerst an dem saxonischen Hofe lebte, sodann zu Heidelberg die griechische Sprache lehrte, durchreiste einen beträchtlichen Theil des Orients, und sammelte bey dieser Gelegenheit allerley Nachrichten zur morgenländischen Geschichte, die er hernach durch gedruckte Schriften bekannt machte. Reiner Meincicius, ein Paderborner, Professor der Geschichte erst zu Frankfurt an der Oder, und hernach zu Helmstedt, gehört unter die fleißigsten deutschen Geschichtschreiber dieses Jahrhunderts. Man hat von ihm unter andern eine Sammlung deutscher Geschichtschreiber, und er hat sich auch um die Geschichte und Genealogie verschiedener deutscher Häuser verdient gemacht. Hieronymus Hennings, Archidiaconus zu Lüneburg, gab das Theatrum genealogicum, ein wichtiges genealogisches Werk, heraus. David Chyträus, den wir oben unter den Theologen kennen lernten, war auch im historischen Fache ein fleißiger Schriftsteller, und er hat sich besonders durch seine Geschichte der ausgeburgischen Confession ein ausgezeichnetes Verdienst erworben. Erhart Spangenberg, aus Nordhausen,

Geschichte
kunde und Ge-
schichtschre-
ber.

(1566)

(gest. 1566.)

(gest. 1571.)

(st. 1573.)

geb. 1500.

gest. 1574.

geb. 1520.

gest. 1575.

gest. 1593.

geb. 1547.

gest. 1595.

gest. 1597.

geb. 1528.

gest. 1604.

Rtt 3

der

b) Charactere deutscher Dichter und Prosaisten, I, 103 — 108.

der zuerst Schullehrer und hernach Prediger zu Eisleben, sodenn Stadt- und Schlossprediger, wie auch Generalbecanus zu Mansfeld, und endlich Prediger zu Schliessee in der Buchau war, bearbeitete verschiedene Theile der deutschen Specialgeschichte. Levin Huls, von Gent gebürtig, ein gelehrter Buchhändler, der eine Zeit hindurch zu Nürnberg, hernach zu Frankfurt lebte, gab eine der ersten Sammlungen von Seereisen heraus. Johann Vistorius, von Widda in Hessen, erst Doctor der Medicin und badenburlachischer Leibarzt, sodenn nach seinem Abtritt von der protestantischen Religion Doctor der Theologie, kaiserlicher Rath und Weichvater, hat sich durch Sammlungen von deutschen, polnischen und spanischen Geschichtschreibern um die Geschichtskunde verdient gemacht. Eine Sammlung deutscher Geschichtschreiber besorgte auch Justus Reuber, der verschiedene ansehnliche juristische Aemter bekleidete. Christoph Lehmann, Stadtschreiber zu Speyer, ist wegen seiner von deutschen Geschichtschreibern gar häufig benutzten speerischen Chronik sehr berühmte. Marquard Freher, ein Augsburger, der als Vicepräsident zu Heidelberg starb, ist unstreitig einer der größten, wo nicht der größte Geschichtsforscher dieser Zeit. Serhus Calvisius, der Sohn eines thüringischen Bauern, zu legt Musikdirector und Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig, gab ein bekanntes chronologisches Werk heraus').

Rustbarkeiten; Armbrustschießen.

31. So sehr die Wissenschaften und Künste im verfloffenen Zeitraume von den Deutschen geschätzt und befördert wurden, so wenig äuferten sie doch auf den Character der Nation einen merklichen Einfluß. Der Deutsche, sowohl der Vornehme als der Geringe, suchte noch auf eben die Art Vergnügen und Zerstreuung, wie er sie vor Jahrhunderten gesucht hatte. So war das Büchschiesßen und das Schiesßen mit dem Stahl oder Armbrust eine der vornehmsten Rustbarkeiten der damaligen deutschen Höfe. Ein solches Stahlschiesßen wurde im Jahr 1560 zu Stuttgart gehalten. Die Zahl der Schützen belief sich über fünfhundert. Zwen Pritschenmeister (Pritschenmeister), eine Art von herumziehenden Hofpoeten und Lustigmachern, die mit den Meisterfängern einige Aehnlichkeit hatten, führten den Zug an, und zwar in Hofkleidung, an welcher man (in der gemahlten Vorstellung derselben) noch etwas den Schellen ähnliches bemerkt, mit langen Spizbärten und mit Pritschen in den Händen, die mit dem württembergischen Wappen geziert waren. Auf die Pritschenmeister folgte ein Pfeifer und ein Trommelschläger, gleichfalls in Hofkiren. Sodenn kamen neun Fahnen der neun Reuner, einer Art von Brauten, nebst einer andern Fahne, welche die weidste Fahne hieß. Auf diese folgten sechs, welche die sogenannten Ritterschüsse gethan hatten; an diese schlossen vier der zwey Pritschenmeister an; nun kamen zwey Trompeter zu Fuß, an deren Trompeten das herzogliche Wappen bis an die Kniee herabhang; nach diesen erschien die herzogliche Fahne, an welcher hundert Ducaten, der beste Preis, zu sehen waren, und endlich schlossen neunundachtzig Fahnen, auf welchen die noch übrigen Gewinne, nebst den Namen derer, die sie erhalten hatten, verzeichnet waren.

Die

Die Gewinnste gehen von funfzig Gulden bis auf vierzig Kreuzer herunter. Zu legt steht auch noch eine Fahne, welche die Prinzenfahne heißt, und die mit einem Gulden und vierzig Kreuzern bezeichnet ist. Den Beschluß machen zwey Fahnen, über welchen der Name des Reimeufängers und seines Sohnes, der auch Pritschenmeister war, sich befinden. Bey jedem steht zehn Gulden. Vermuthlich war dies die Belohnung für die Bemühung, die der Pritschenmeister bey dieser Feierlichkeit hatte. Diese Belohnung war nun freylich nicht groß; die Dichter wußten sich aber schon auf andre Weise schadlos zu halten. Sie schrieben ihre Schildkrug vielfach ab, ließen sich Holzschnitte dazu machen, ließen die Holzschnitte durch Maler illuminiren, und verschenkten sie an alle die Herren und Städte, welche an dem Feste Theil genommen hatten. Die Zueignung eines solchen Werks wurde auch wol mit zehn Gulden bezahlt. Bey einem Nachschießen, das bey dem feierlichen Schießen zu Stuttgart gehalten wurde, war dem besten Schützen ein Ochse bestimmt. Dieser Ochse erschien, auf beiden Seiten bis auf die Füße, auf der einen Seite mit dem Wappen des Herzogs, auf der andern mit dem Wappen der Herzogin, theils von Gold, theils von Silber behängt, ganz mit Seide bedeckt, die Hörner versilbert, und den Kopf mit seidnen Bändern umwickelt. Die Aufsicht über das ganze Fest führten sogenannte Männer und die Pritschenmeister. Auch jene bekamen neue Hoffleider von leidenschem Tuch, nemlich Rock, Wammes und Beinkleider. Die Männer theilten die Schützen in sechs Viertel ab, und unterschieden jedes durch eine besondrer Fahne. Sie mußten auch bey dem Schießen selbst darauf sehen, daß alles in der rechten Ordnung zugeht, und daß die Schüsse genau aufgeschrieben wurden. Sie hatten freye Tafel, und bekamen jedesmal sechzehn Gerichte, die der Küchenmeister selbst auftrug, und sie wurden allemal mit Trommeln und Pfeifen heimgeführt. Damit auch der einfallende Sonntag nicht ohne eine besondrer Festlichkeit seyn möchte, wurde ein Lauf- und Fechtspiel in dem Lustgarten ange stellt. Die Läufer bekamen einen Wammes und ein paar Beinkleider von leidenschem Tuch, und einen Federhut. Den Fechtern sah die Herzogin mit ihren fünf ältesten Prinzessinnen im Lustgarten zu. Sie fuhr auf einem Wagen dahin, auf welchem vorn und hinten zwey vergoldete Löwen saßen, die das herzogliche Wappen hielten. Der beste Fechter bekam einen Wammes von Lasset, und von den übrigen Herren erhielt der Sieger zwey Thaler. Wenn Beschlusse des Hauptschießens sezte die älteste württembergische Prinzessin dem Churfürsten von der Pfalz einen Perlenkranz auf. Aber auch hierbey mußten, unter dem Vorgesang des Hofmarschalls, vier Trompeter vor der Prinzessin herblasen ¹⁾.

32. Auch die Ringelrennen gehörten noch zu den vornehmsten Hoflustbarkeiten des damaligen Zeitalters. Ein solches Ringelrennen wurde unter andern auf dem augsburgischen Reichstag vom Jahr 1566 gehalten. Zu demselben lud der Churfürst August von Sachsen unter dem Namen des Hannibals, und der kaiserliche Stallmeister, Rudolf Ruhn, unter dem Namen des Hector, die anwesenden Fürsten, Grafen und Edelleute ein. Der auf dem Wrinmarkk hierzu ausgeschochne

Ringelrennen, Büchsen
schießen, Fests
spiele, Pferde
rennen.

schöne Platz wurde mit Holzwerk eingefast, welches hier und da mit lebendigen Bäumen geziert war. In der Mitte desselben erhob sich ein Triumphbogen, in welchem der Ring befestigt war. Auf einer neben dem Rennplatze stehenden Bühne saßen die Richter, welche die ausgefetzten Gewinnste, die in Silbergeschirt und Kleinodien bestanden, vor sich liegend hatten. Es fanden sich bey diesem Spiele auch ungemein viele vermummte Ritter in allerley Kleidungen und Aufzügen ein¹⁾. Im folgenden Jahre wurde, gleichfalls zu Augsburg ein feierliches Rencourschießen in Anwesenheit des Herzog Albrechts von Bayern, seiner Gemahlin und Prinzen, und noch vieler andern vornehmen Herren, gehalten. Die Zahl der Schützen belief sich auf zweyhundert und fünfundneunzig, und der erste Gewinnst bestand in hundert Gulden. Sechzig Fahnen wurden bey dem Auszuge von jungen Patri-ciern und andern vornehmen Bürgersöhnen getragen, die alle mit Blumen bekränzt, und mit goldnen Ketten geschmückt, in weißen Kleidern aufzogen. Seit der Zeit wurden, wenigstens zu Augsburg, keine so große und feierliche Schießen mehr gehalten, und nur erst im Jahre 1617 fiel in der Rosenau ein Büchschenschießen vor, bey welchem man drehhundertundfünfzig Schützen zählte²⁾. Fechterspiele nahmen, nach dem Schießen und Ringelrennen, den nächsten Platz ein. In allen großen Städten in Deutschland gab es Männer, die sich als gewaltige Fechter auszeichneten. Stolz auf kaiserliche Privilegien, machten sie zweyerley Bruderschaften aus, nemlich die Meister des langen Schwerdtes oder die Federfechter, und die Frenschter oder Marxbrüder. Beide hatten ihre selbstgewählten Vorgesetzten, welche die Schulen hielten. Sie nannten ihre Handgriffe mit dem Schwerdte, den Dufeggen, Stangen, Hellebarthen, Dolchen und Spießen, eine ritterliche Kunst, und sie hatten zu Augsburg ihre Ordnungen, die von dem Magistrat bestätigt worden waren. Der Hauptplatz ihrer Kunst war jedoch zu Frankfurt am Main, wo vermuthlich auch die Urschriften ihrer kaiserlichen Freiheitsbriefe nöthen vorhanden gewesen seyn. Die Meister in der Kunst unterrichteten die jungen Leute von Stande. Ein solcher Meister war zu Augsburg Kirschin Esser von Eöbln, ein angelobter Meister des langen Schwerdtes, ein Panzermacher, der seine Schule in einem Saale eines Wirthshauses hielt. Sonst war der Ort, wo die Meister ihre gemeine Schule unter sich hielten, das Tanzhaus. Dort zeigten sie ihre Geschicklichkeit nicht nur vor Einheimischen, sondern auch vor Fremden. Letztere traten öfters aber auch selbst auf. Für zwey Pfennige Eintrittsgeld hatte jedermann die Erlaubniß zuzusehen, und erst im Jahre 1600 durfte von der Person ein Kreuzer genommen werden. Diese Spiele wurden aber, wie es scheint, mehr von gemeinen, als vornehmen Leuten besucht³⁾. Für die letztern war hauptsächlich auch das Pferderennen bestimmt. In demselben fanden jedoch auch die augsburschen Patricier vielen Geschmack. Die Pferderennen waren aber damals keine Unternehmungen von Privatleuten, sondern eine Veranstaltung des Magistrats. Dieser schrieb sie aus; dieser lud dazu ein, und die Herzoge von Bayern, die

1) v. Stettens Gesch. der St. Augsburg, I, 571.

m) v. Stettens Kunstgesch. I, 199.
n) v. Stetten, II, 168 — 171.

die Pfalzgrafen, die benachbarten Bischöfe und andre Herren folgten der Einladung mit Vergnügen. Bürgermeister, Bauherren und Stimmherren, unter deren Aufsicht die Kasse gesiegelt wurden, mußten feierlich dabei seyn. Der Stadtvogt zu Pferde hielt mit seiner Wache nicht nur auf der Bahn, sondern er führte auch den Zug durch die Stadt zurück, und überbrachte den Siegern die Gewinnste. Diese bestanden in einem Stücke rothen Luchs zu vierzig Gulden, in einem schönen Armbrust zu sechs Gulden, in einem mit Silber beschlagenen Schwerdt zu vier Gulden, und in einem gemästeten Schweine. Die Rennbahn war vor dem rothen Thore, auf einer Viehweide. Die Stadtpeiser machten während dem Rennen beständig Musik. Die Herren Fugger, die eben sowol adliche Leibeskünste, als Wissenschaften und schöne Künste, mit freygebigem Aufwand beförderten, und von welchen einer den Wahlspruch führte: nichts angenehmers ist doch auf der Erd, als eine schöne Dame und ein schönes Pferd; die zeichneten sich auch dadurch aus, daß sie eine schöne Reitbahn anlegten, welche der Lummelpfad genannt wurde *).

33. Eine Lustbarkeit, an welcher zu Augsburg beide Geschlechter thätigen Antheil nahmen, war der Gesellschaftertanz. Zu demselben luden die jüngsten Männer aus der Gesellschaft in einer besondern altmodischen Kleidertracht ein. Die Tanzlustigen erschienen in eignen dazu schicklichen, theils possirlichen Kleidungen, oder Masken, ohne jedoch ihr Gesicht verdeckt zu haben. Ihre Tänze waren gute, ehrliche, deutsche Tänze, die von Zinken, Pfeifen, Schalmeyen, Dudelsäcken, Eithern, Trommeln und Posaunen, welche die dazu bestellten Sackpfeifer bliesen, begleitet wurden. Doch im Jahr 1577 scheint der letzte Gesellschaftertanz vorgekommen zu seyn. Außer diesen großen Gesellschaftstänzen, wurde aber auf allen, sowol vornehmen als gemeinen, Hochzeiten getanzt, und bey diesen Tänzen zeigte sich, so lange Reichthum und Wohlstand unter den Bürgern blüheten, Pracht, Aufwand und Leppigkeit im höchsten Grade. Die Fugger hielten Feierlichkeiten von der Art, denen wol wenige fürstliche Hochzeiten gleichkamen. Sie veranstalteten dabei nicht nur gewöhnliche Tänze, sondern auch Schlittensfahrten, Stechen, Ringekrennen, Nummeryen oder Maskeraden, ja wol gar große Aufzüge, bey welchen Menschen und Pferde in mancherley Gestalten verhüllt waren. Auch darin mag es ihnen damals noch kein deutscher Hof gleichgethan haben. Nummeryen oder waren zur Fastnachtszeit seit mehrern Jahrhunderten gewöhnlich. Der starke Verkehr mit Venedig, dem ältesten Sitze dieser Art von Lustbarkeiten, veranlaßte vermuthlich die Nachahmung, zu der sich Reiche und Arme geneigt fühlten. Schon im Jahr 1370 wurde die Verdeckung des Gesichtes zur Fastnachtszeit verboten. Aber auch Geistliche bedienten sich dieses Privilegiums zu Ausschweifungen. Es wurde ihnen daher vom Rath im Jahr 1400 untersagt. Die Weiblichen trieben aber, des harten Verbotes ungeachtet, die Nummeryen beständig fort, und ganze Schaaeren vermummter Personen rennten, ritten und fuhren durch die Straßen, und übten mancherley Unfug aus *).

700

*) v. Stetten, II, 171. 599.

p) v. Stetten, S. 163. 599.

wo von fünf, sieben und mehrern Personen die sogenannten Fastnachtsspiele, die mit den satyrischen Schauspielen der Griechen und den Schenkenbühnen der Römer die größte Aehnlichkeit hatten, sowohl in Privathäusern, als in Gasthöfen, aufgeführt wurden. Augsburg und Nürnberg waren die Goldgruben dieser Leute. Sie sangen nach und nach an, Geschichte der Religion, der Fabel, oder sonst einer wahren Begebenheit in ihr Schauspiel einzuflechten; die Anlage fiel freylich höchst buntschädig und abgeschmackt aus, und sie war mit den niedrigsten Scherzen und den größten Possen verbrämt *).

Lurus in der
Kleidung.

34. Der Lurus der Tafel und der Kleidertracht herrschte bis zum dreißigjährigen Kriege im ausschweifendsten Maasse. Nicht allein am Hofe, sondern auch in den Städten, und besonders in Augsburg, zeigte sich, sowohl bey Herren als Damen, in der Kleidung ein großer Aufwand an Pelzwerk, goldnen Ketten, Gürteln, Ringen, Perlen, und der Kopfschmuck der augsbургischen Frauenzimmer war so prächtig, daß ihn Königinnen und Prinzessinnen nicht glänzender hatten. Alle diese Kleidungen waren jedoch, den damaligen Begriffen von Ehrbarkeit und Wohlstand gemäß, bis unter das Kinn, mit großen Halskrausen von kostbaren Spitzen geschlossen. Andre reiche und bemittelte Bürgerfrauen zu Augsburg suchten es den Patricierdamen, so gut es ihre Kräfte erlaubten, nachzutun. Auch sie trugen goldne Ketten und Gürtel, imgleichen Ringe und Armbänder, die mit Halbedelsteinen, als Carneolen, Zopisfen, Achaten, u. dgl. m. besetzt, und in Gold gefaßt waren. Ihre Haare steckten in Netzen, die mit guten Perlen durchflochten waren, oder es verbargen sie mit Gold gewirkte Hauben, um die sich Haarbänder von Perlenchnuren mit goldnen Ketten, oder auch mit Steinen besetzt, herumwunden, und auf denselben wurden kleine Birette von schwarzem Sammt oder Seidenzeuge getragen. Bey dem unverheiratheten Frauenzimmer, besonders bey Tänzerinnen, waren auch schon die größern runden mit Federn besetzten Hüte, nicht ungewöhnlich. An den Leib anliegend trugen die Damen ein Kleid von farbigem Seidenzeuge; über dieses warfen sie einen schwarzen Oberrock oder Mantel ohne Ermel her. Einige Zeit hindurch waren auch die Wülste unter den Achseln Mode, und die Halskrausen hatten eine bald größere, bald kleinere Form. Am längsten hielt sich die Schleiertracht, welche doch, indem sie das ganze Gesicht verbarg, den Reiz der Damen so wenig erhöhte, daß schon Kaiser Maximilian I. der eben kein Feind von schönen Gesichtern war, diesen Kopfschmuck sehr widrig fand, und die augsbургischen Damen um die Ablegung desselben ersuchen ließ. Die Gallasleider der Mannspersonen waren immer von schwarzer Farbe. Die Patricier unterschieden sich durch einen Pelzvorschuss von Marderrücken und eine goldne Kette. Seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts hatten sie die Mützen mit Hüten vertauscht. Die Unterleider mußten auf den Leib passen; die mit Pelz ausgeschlagenen Oberdecken aber waren sehr weit. An ihre Stelle traten in der Folge die anfangs ebenfalls mit Marderrücken, hernach mit Sammt ausgeschlagenen Mäntel. Die Haare trug man kurz abgeschnitten; die starken Bärte wurden im siebzehnten Jahrhundert erst

*) Gesch. der deutschen Bühne im goth. Theatercalender von 1775.

erst kurz zusammengepist, so daß ein schmaler Streif an der Oberlippe blieb, bis endlich der untere Bart ganz abging, und nur der obere stehen blieb. Die Halskrausen dauerten bis ungefähr 1600; hernach verwandelten sie sich in bloße Umschläge von feiner Leinwand, die auch wol mit kostbaren Spitzen besetzt waren. Auf diese folgten endlich die gespaltenen Umschläge oder Kragen, unter welche man anfangs Quasten mit kleinen Perlen hängte. Außer dem Rathhaus und der Kirche, trugen Herren und Frauen auch Kleider von bunter Farbe, besonders lebige junge Leute, vornehmlich zum Tanze. In den ältern Zeiten trugen die Mannspersonen sehr weite Beinkleider, die man Pluderhosen nannte; auch waren die Wammse mit sehr weiten Ermseln versehen. Die Lebensbeschreibungen der Schwarze beweisen die veränderliche Mode der männlichen Kleidung zur Genüge¹⁾. Die augsbürgischen Stüßer hatten um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kleine runde Schlaguhren vorne auf der Brust hängen; ja sie trugen wol gar Sanduhren, die auch die Minuten sollen angezeigt haben, unter dem Knie²⁾.

35. Was die Vergnügungen der Tafel der damaligen feinen Welt betrifft, so waren sie zwar weniger geschmackvoll und ausgefuchst, als in unsern Zeiten; sie ersetzten aber das, was ihnen daran fehlte, durch Vielheit und Menge der Speisen und Getränke. Von einer Vermählungsfeier zu Stuttgart im Jahr 1609 wurden, in Zeit von vier Wochen, allein in der Küchenverwaltung funfzehntausend und drehundert Gulden ausgegeben. Während der Zeit wurden 1408 Eimer Wein getrunken. Von zahmen Vieh schlachtete man 330 Ochsen, die über 15021 Centner wogen, 448 Kälber, 2967 Hammel, und 356 Spanferkel. An Wildpret verzehrte man 129 Hirsche, 429 Stück andres Wild, 45 Wildkälber, 475 Rehe, 366 Haasen, 51 Schweine, 105 Bächen, 68 Frischlinge; an Geflügel 128 welsche Hühner, 25 Phasanen, 26 Pfauen, 396 Wachteln, 438 Kapannen, 721 Gänse, 148 Enten, 3222 alte Hühner, 2608 junge Hühner, 102 Dugend Krametsvögel, 36284 Stück Eier, u. s. w. Zur Zubereitung derselben brauchte man 48½ Centner Speck, 130 Centner Schmalz, 7 Centner und 87 Pfund Butter, 3 Fäschchen gesalzene Butter, 163 Eimer Milch. An Gewürze und Früchten ging auf 44 Pfund Nägelein, 17 Pfund Zimmt, 10 Pfund Safran, 83 Pfund Ingwer, 1 Centner und 11 Pfund Pfeffer, 9 Centner und 73 Pfund Zucker, 74 Pfund Cubeben, 3 Centner und 42 Pfund Mandeln, 75 Pfund Feigen, 2 Centner und 40 Pfund große Weinbeeren, 3 Centner und 16 Pfund Rosinen, 28 Centner Zwetschen, 3464 Limonen, 397 Pomerangen, 239 Citronen, 284 frische Limonen; 7 Centner und 24 Pfund Reis, 3 Centner und 15 Pfund Parmesankäse, 11 Centner und 11 Pfund holländischer Käse, 17 Centner und 21 Pfund Schweizerkäse; 2 Centner Baumöhl. Von Fischen wurden geessen, 31 Centner und 49 Pfund Hecht, 84 Centner und 22 Pfund Karpfen, 28 Centner und 7 Pfund Barben, 19313 Krebse, 3 Tonnen Härtige, 494 Stockfische, u. s. w. An Brodt wurden verzehret 83583 Weißbrodte, 278399 Gefindebrodte, 10200 Hundebrodte, 6648 Schnittbrodte³⁾.

§ 11 2

Ein

1) v. Etetten, II, 86. fgg.

2) Etendaß. S. 65.

3) Journal v. u. f. D. 1786, S. 329. fgg.

Ein Vorrath, der für eine kleine Armee auf acht Tage hätte hinreichen müssen! Hiermit vergleiche man nun den Aufwand, der bey einem Abendessen, das der Rath zu Augsburg den fünf Prinzessinnen Kaiser Ferdinand's I., dem Herzog Albrecht von Bayern, und dessen Mutter und Gemahlin gab, gemacht wurde. Es speiseten in allem nicht mehr als 47 Personen. Nur für Gewürze und Confect wurden 61 Gulden bezahlt. Der Becker bekam für das Herrenbrod 15 Gulden und 18 Kr. An Fleisch wurde verzehrt 6 Kälber, eben so viele Lämmer, 4 Hammel, 55 Kaputten, 120 Hühner, 66 Rebhühner, 134 Wachsteln, 20 Grillen, 23 Enten, 26 Gänse, 2 Rheinschwalben, 4 Pfauen, u. s. w. Hierzu wurden auch noch ein Hirsch und ein Reh geschenkt, die nicht mit in die Rechnung kamen. Man weiß in der That nicht, ob man mehr den guten Appetit, oder die Verschwendung unserer Vorfahren bewundern soll. Uebrigens sieht man aus diesem Verzeichniß, daß man damals nicht allein in der Menge, sondern auch in der Verschiedenheit der Speisen eine Ehre suchte. Von einigen damaligen Delicateßen, als Grillen, Rheinschwalben, Pfauen, wissen wir jetzt nichts mehr. Da man im Julius (am 20sten) noch Äpfel, Birnen und Weintrauben aufsuchen konnte, so muß man die Kunst, sie lange zu erhalten, recht wohl verstanden haben *). Daß übrigens bey solchen reichlichen Gastmahlen nicht wenig getrunken wurde, das beweiset schon der ansehnliche Weinvorrath, der dabei aufging. Als Kaiser Ferdinand I. auf dem augsburgischen Reichstag des Jahrs 1559 die anwesenden Churfürsten und andern Fürsten, wie auch die Gesandten der abwesenden Churfürsten, nebst dem französischen Votschafter, zur Tafel eingeladen hatte, so ermahnte er sie dabei auf das nachdruckvollste, sie möchten sich des bisher in Deutschland gewöhnlichen Trinkens nicht nur selbst enthalten, sondern es auch, seinem Beyspiele gemäß, bey ihrem Hofgesinde abstellen *). Gegen die große Menge von Speisen und Getränken, die man damals bey jeder Gelegenheit verschwendete, sticht nun die öftre Theuerung, und der öftre Brodmangel, der sich dagegen einstellte, gewaltig ab. In Augsburg ereignete sich dieses sehr häufig. Der Magistrat bewies aber in solchen Fällen den lebhaftesten Eifer, dem drückenden Mangel abzuhelfen. Als z. B. im Jahr 1570 nicht nur zu Augsburg, sondern auch an vielen andern Orten Deutschlands, ein großer Mangel an Getreide und andern Lebensmitteln herrschte, so ließ der Rath mehr als dreyundzwanzigtausend fast vierpfündige Leib Brod backen, und sie an die Bürger, deren Dürftigkeit die Unterhauptleute erwiesen hatten, noch einmal so wohlfeil verkaufen, als sie die Becker gaben. Zu dergleichen wohlthätigen Anstalten hatte er aber oft Gelegenheit, und er ließ wol gar das Getreide aus der Türken kommen *).

u) v. Stetten, Kunstgesch. II, 151. 599.

v) v. Stetten's augsb. Gesch. I, 532.

w) v. Stetten am a. O. S. 592. 601.





Register

der merkwürdigsten Personen und Sachen.

A.

Aachen, Religionsunruhen daselbst 283. es geräth darüber ins Gedränge 284. daselbst behauptet sich die catholische Religion 285. wird abermals in die Reichsacht erklärt 394.
Abgaben, Vermehrung derselben 122.
Adolf, S. von Hollstein, dient Philippen II. 237. 257.
Adventurirer, zu Hamburg 418. zu Embden 419.
Affricanische, ästhetische über Württemberg, wird aufgehoben 371.
Agnes, Gräfin von Mansfeld, des Churfürsten Gebhards von Edlin Geliebte 288.
Agricola, Georg 436.
Alba, Herzog von, löst den L. Philipp in Verhaft nehmen 45. beweiset sich sehr grausam 237.
Albrecht, Erzhertzog, Generalschatthalter der Niederlande 387.
Albrecht der Weise, Herz. zu Bayern, führt das Erbgeburtsrecht ein 113.
Albrecht V., Herz. von Bayern 114. drückt den Grafen von Ortenburg 227.
Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Culmbach, geräth in die Gefangenschaft 37. über Gewaltthatigkeiten aus 92. 10. söhnt sich mit Carin V. wieder aus 95. ob er von der Ausöhnung mit dem Kaiser Vortheil hatte? 96. kehrt die Fehde gegen die fränkischen Stände fort 97. zieht sich nach Niedersachsen 98. verliert das Treß

sen bey Sievershausen 100. Seine Lage wird immer gedrängter 101. er verliert sein ganzes Land 102. seine letzten Schicksale 104.
Alexander, Prinz von Sachsen, wird Administrator von Merseburg und Naumburg 120.
Altenburgische Linie, Ursprung derselben 375.
Amberg, Stadt, will sich nicht reformiren lassen, 325.
Andreas, Jacob, hat in die Religionshändel großen Einfluß 213. 217. 219. 433.
Anhalt, um 1558. 118. unter Maximilian II. 252. Ursprung der vier Linien desselben 376. wird reformirt 333.
Anne Marie, Herzogin von Württemberg 248.
Apologie der Concordienformel 326.
Armbrustschießen, 494.
Arndt, Johann, 334. 433.
Arneywissenschaft, Zustand derselben 437.
Asscurierte Ziemer 204.
Astronomie, ihre Werthschätzung 135.
Augsburg, Carl V. Regierungsveränderung daselbst 65. blühender Handel daselbst 422.
August, Churf. von Sachsen, dessen Handel mit Grumbach 191. belagert Gotha 196. und bestimmet es in Dessau 202. verfolgt die heimlichen Calvinisten 215. dessen Verdienste um Churfachsen 250. 373.
Aumale, Herzog von, gefangen 96.

B.

Bachmeister, Lucas, 264.
 Baden, um 1558. 114. unter Maximilian II.
 248. unter Rudolf II. 368.
 Barbarus, Franz, Patriarch von Aquileja 273.
 Baukunst, ausburgische 139.
 Baumgärtner, Hans, 203. 204.
 Bayer, Hans, Grumbachs Anhänger 201. 203.
 204.
 Bayern, um 1558. 113. unter Maximilian II.
 248. unter Rudolf II. 366.
 Bebaum, Martin 135.
 Berg, Graf Heinrich von, 398.
 Bergwerke, sächsishe 148.
 Berlin, Aufruhr daselbst 402.
 Bernhard, Bischof zu Münster 224.
 Bibel, neuländische 324.
 Bienenwieg, 135.
 Biecius, Nicolaus 436.
 Bildgießer, 138.
 Bildhauer, ausburgische 427.
 Bischöfe, evangelische, wurden von dem Stimm-
 rechte auf dem Reichstage ausgeschlossen 311.
 Bläß, Philipp, 192.
 Böhm, Hans, dessen Aussage gegen Grumbach
 192.
 Böhmische Stände zwingen Rudolph II. ihre
 Religionsfreiheit ab 355.
 Bonn wird belagert und erobert 300.
 Brandenburg, um 1558. 116. unter Maximilian II. 252. unter Rudolf II. 377.
 Brandenstein, Hieronymus von, Oberster zu
 Gtha 200 201. 204.
 Brandwein, früher Mißbrauch desselben 152.
 Braunschweig, um 1558. 115. unter Maximilian II. 253. unter Rudolf II. 379.
 Braunschweig, Stadt, geräth unter die hertzogl.
 Oberherrschafft 398.
 Bremen, Erzbist 223.
 Bremen, Stadt, wird belagert 36.
 Broihan, Erfindung desselben 153.
 Brück, Cansler zu Gtha 201. 203. 204.
 Buchhandel, leipziger 422.
 Buchhändler, Ursprung derselben 136.
 Bücherzensur, päpstliche 169.
 Bücherverzeichnis, erstes 136.
 Büchenschiffen, 495.
 Burgmaier, Hans 138.
 Burgundischer Actus, Ursprung desselben 52.

C.

Camerarius, Joachim 209.
 Capuciner, Ursprung derselben 170.

Cario, Johann 134.
 Cassander, Georg 177.
 Calvinismus, heimlicher, in Chursachsen 214.
 216. 327.
 Christian III, König von Dänemark 118. 257.
 Christian I, Churfürst von Sachsen, ist mit heims-
 lichen Calvinisten umgeben 331. dessen Ende,
 332. dessen Regierung 374.
 Christian II, Churf. von Sachsen, Vormund der
 Herzoge von Sachsen 375.
 Christian, Fürst von Anhalt 309. 310.
 Christoph II, Markgraf von Baden 249.
 Christoph, J. von Wittenburg 383.
 Christoph, Prinz von Wirtemberg, will dem
 heilbrunner Vergleich nicht genehmigen 33. er
 kennt die österreichische Ackerlehenschaft an 115.
 Chyträus 209. verfertigt eine österreichische Rits-
 chenagende 210. 219. 433.
 Claus, ehrenberger, wird vom Churf. Moriz er-
 obert 83.
 Clesel, Melchior, Generalreformator in Oestreich
 265. 267. erster Minister 403.
 Collegien, hohe, Vermehrung derselben 413.
 Collegium illustre zu Tübingen 428.
 Commendoni, Cardinal 209. 210.
 Concilium zu Trident, Reichstagsberathschlagung
 gen über dasselbe 53. es wird nach Bologna
 verlegt 55. des Kaisers Unwillen darüber 57.
 ferner Unterhandlungen wegen Erneuerung
 desselben 167. Erfolg derselben 168.
 Concordienformel, bergische 219. Verfertigung
 derselben, ebend. Unterschreibung derselben 220.
 sie wird nicht von allen Protestanten angenom-
 men 221. verkehrt immer mehr von ihrem An-
 sehn 326. 329.
 Consistorien, Ursprung derselben 120.
 Cordus, Curcius 436. Valerius, ebend.
 Costnitz, wird von Carl V. hart behandelt 66.
 Cracau, D. Urheber der sächsischen Constitutionen
 250.
 Crell, D. Paul 215.
 Crell, D. Nicolaus, begünstigt die Calvinisten
 327. wird deswegen hingerichtet 332.

D.

Declaration, Ferdinandsche, Handel deswegen
 228 11.
 Döckelmeyer, Lamprecht, brandenburgischer Canz-
 ler 253.
 Dietmarschen wird von den Beherrschern Holl-
 steds erobert 257.

Doms

Domberrern, Straßburgsche, streiten sich der Religion wegen 306 16.

Donauwörth, Religionshandel daselbst 342. kömmt in bayerische Gewalt 343.

Drathsieben, Einführung desselben in Deutschland 138.

Dürer, Albrecht 137.

Durlach, Gymnasium daselbst 429.

E.

Eduard Fortunatus, Markgraf von Baden, wirtschaftet sehr schlecht 282. stirbt ohne Erben 283.

Edichard, Johann 434.

Eichsfeld, Religionsbedrückungen in demselben 226.

Eicken, Marie von, 368.

Eitel Heinrich, Junker 299. 300. 302.

Eigen, D. Paul von 219.

Elisabeth, K. von England, schränkt die Handelsfreiheit der Hansestädte ein 418.

Elisabeth, H. Georgs Schwigertochter, steht den W. Albrecht von Brandenburg in ihr Recht 37.

Ersturt, Kreiſdeputationstag daselbst 204. 421.

Erich, der Jüngere, H. von Calenberg, wird geschlagen 36.

Erich II, Herzog von Braunschweig, besetzt seine Nachbarn 182.

Ernst, Erzherzog, Statthalter in Oestreich 260. drückt die Oestreicher 263. 269. 273. Generalstatthalter der Niederlande 387.

Ernst, H. von Braunschweig, bey Mühlberg gefangen 41.

Ernst, Herzog von Bayern, Bischof zu Ertzrich und Freyſingen 294. wird Churfürst von Cöln 296. und reformirt 302.

Ernst Friedrich, W. zu Baden, erbt Baden-Durlach 281. nimmt das Land seines Vaters

Eduard Fortunatus in Besitz 282. zieht dem Bischof Joh. Georg von Straßburg zu Hülfe

310. reformirt 336. erwirbt Länder 368.

Ernestinische Linie des Hauses Sachsen, Theilung in derselben 251.

Erstgeburtsrecht, Einführung desselben 406. Folgen desselben 408.

Erstgeburtskrait, bayerischer 113.

Evangelische, sind nicht einig 318. Anfang ihrer Verbindung 340. vergrößern dieselbe 341.

Exercutionsordnung, wird verbessert 238.

Exorcismus, soll in Churfachsen abgeschafft werden 329. 331.

F.

Färberey, zu Augsburg 426.

Fechtspiele, 495.

Feistel, Michael, Grumbachs Rathgeber 201.

Ferdinand I, Kaiser, dessen Regierungsantritt 154. dessen Bestreben, die Protestanten zur Annahme des tridentinischen Conciliums zu bewegen 167. bemühet sich, seinem Sohne die römische Königswürde zu verschaffen 173. sein Tod und Character 175.

Ferdinand, Erzherzog von Oestreich, drückt die Innerösterreich 274. und rettet die evangelische Religion in Innerösterreich völlig aus 275.

Ferdinand, Erzherzog, wird des Matthias Nachfolger in Ungern, Böhmen 16. 404.

Feuerschloß, Erfindung desselben 129.

Feybel, Martin 425.

Flacius, Matthias, Erzfeind des Interims 63. sein Einfluß auf das wormsische Religionsgespräch 155. seine Unbesonnenheit 167.

Frankfurt am Mayn, unterwirft sich Carl V. 30. protestantische Zusammenkunft daselbst 154.

Frankfurt, Unruhen daselbst 400.

Franz von Taxis, Generalpostmeister 127.

Freile, Johann von, französischer Gesandter 78.

Friedrich III, Churfürst von der Pfalz, weigt sich zur Lehre der Reformirten 165. befindet sich, der Religion wegen, im Gedränge 179. seine Standhaftigkeit 181.

Friedrich IV, Churf. von der Pfalz 323. stirbt frühzeitig 367.

Friedrich V, Churf. von der Pfalz 367.

Friedrich, Herz. von Wirtemberg 369. will uns eingeschränkt regieren 370. 371. sein Lebensende 373.

Friedrich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, Domherr und Chorbischof zu Cöln 258. 290. 291. 293. 297.

Friedrich Ulrich, Herz. von Braunschweig, erbt die Stadt dieses Namens 398.

Friedrich Wilhelm, Herzog von Sachsen, folgt seinen Theologen zu sehr 320. rettet die calvinische Lehre in Churfachsen wieder aus 332. ein lobenswürdiger Regent 374.

Fruchtbringende Gesellschaft 441.

Fuchs, Leonhard 436.

Fugger, Herren von, deren Verdienste um die Wissenschaften 135. ihr großer Handel 141.

Gulda, Religionshandel daselbst 225.

Hörstschulen, sächsische 133.

Hufsvoll, Einrichtung desselben 130.

G.

G.

Gehard Truchseß, Churfürst von Eöln, will sich verheirathen 287. handelt dabey sehr unvorsichtig 290. wird vom Pabst und vom Doms capitul gewarnt 291. geräth mit dem Doms capitul in Krieg 292. wird vom Pabst abgepficht 295. er sucht sich mit Gewalt zu behaupten 296. seine Lage wird immer bedrängter, 298. er wird aus dem Besitze des Churf. Eöln völlig vertrieben 302. bemühet sich vergeblich, seine Rechte zu behaupten 302. Verachtungen über sein Vornehmen 304. begiebt sich nach Straßburg 308.

Georg XIII., Pabst 288.

Georg, Herzog von Meßlenburg, schlägt die Magdeburger 71.

Georg, braunschweigischer Prinz, Administrator zu Bremen 223.

Georg Friedrich, Markgraf von Brandenburg 253.

Geraltcher Vertrag des Hauses Brandenburg 377.

Gerhard, Johann 433.

Gesner, Conrat 135.

Getreidemangel, 500.

Gisanius, Hubert 434.

Goldsarbeiter, ausburgische 427.

Golds- und Silberdrathzieher 426.

Gotha, wird belagert 196. und übergeben 202.

Grafenbänke, Urfprung derselben 126.

Gregorischer Calendar, dessen Geschichte 312.

Greiser, Jacob 433.

Grimmenstein, Schloß bey Gotha 191. 202. niedergerissen 204.

Grubenhagensche Linie, Ende derselben 380.

Grumbach, Wilhelm von, Herkunft desselben 182.

geräth mit Melchior von Zobel in Handel 183.

wird beym Raifer angeklagt 185. übersfällt die Stadt Würzburg 187. erwidert sich H. Joh. Friedrichs Zutrauen immer mehr 189. hegt gegen den Churf. von Sachsen feindselige Anschläge 190. wird in Verhaft genommen 201. und hingerichtet 204.

Grynäus, D. von Basel 324.

G.

Gains, Joseph 427.

Galkenbüschsen, Ursprung derselben 129.

Halberstadt, Hochstift, kommt an Brandenburg 119. 222.

Halberstadt, Reformation daselbst 334.

Halle 421.

Hamburg streitet sich mit den Herzogen von Hollstein 256. dessen Handelsfreistigkeiten 418. 419. 420.

Handel, oberdeutscher 141. leipziger 142. hanseatischer, dessen Einschränkung 143. in England und durch Engländer 144. blühender in den Niederlanden 145.

Handwerke und Manufacturen im 16ten Jahrb. 425.

Hanseatische Verbindung, Verfall derselben 145.

Hansefuge, Abgang derselben 420.

Hansestädte, neue Verbindung derselben 399. Esersucht unter denselben 420.

Hebenstreit, Johann 136.

Heinrich II., König von Frankreich, verbindet sich mit einigen deutschen Fürsten 79. nimmt Rouen, Verdun ic. weg 87.

Heinrich III., König von England 337.

Heinrich der Jüngere, Herzog von Braunschweig Wolfenbüttel, in Fehde mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg 98. behandelt seinen Sohn sehr streng 253.

Heinrich Julius, braunschweigischer Prinz, Administrator zu Halberstadt 222. Bischof zu Halberstadt, reformirt 334. Herz. von Braunschweig, dessen Regierung 379. ein gelehrter Fürst 430.

Helmstedt, neue hohe Schule zu, 430.

Hermann, Churf. von Eöln, wird abgesetzt 35.

Hermann, Graf von Schaumburg 224.

Herold, Johann Basilus 434.

Herzog, Johann 135.

Hessen, um 1558. 115. unter Maximilian II.

249. unter Rudolf II. 373.

Heslhusius, D. zu Magdeburg 163.

Hildesheim, Reliquienüberdrückungen daselbst 226.

Hinterprenßen fällt an einen Fürsten des braunschweigischen Hauses 117.

Hochstifter, sächsisch, kommen an sächsische Prinzen 336.

Hohe Schulen, zu Wittenberg, Frankfurt an der Oder 131. zu Erfurt 132. zu Jena 132.

Holle, Eberhard von 223.

Hollstein, um 1558. 118. unter Maximilian II.

256. unter Rudolf II. 383.

Hugel, M. Andreas 160.

Hunnius, Regidius 433.

J.

Jagemann, D. Gesandter des Herz. Heinrich Julius 312.

Jägerndorf, Herzogthum 253.

Ja

Jacob III, Markgraf von Baden, wendet sich zur catholischen Religion 281. will seine Unterthanen zwingen, catholisch zu werden 281. 297.
Jena, Universität zu, 429.
Jesuiten, Ursprung ihres Ordens 170. ihr früherer Einfluß auf deutsche Angelegenheiten 170. Einrichtung ihres Ordens 171. ihr Einfluß auf die Religionsfreiheit der Oesterreicher 263. 276.
Jheronim, Vorfertigung desselben 59. es wird von den meisten Reichsfürsten angenommen 60. es erregt aber demohingachtet allgemeine Unzufriedenheit 62.
Joachim II, Churfürst von Brandenburg 252.
Joachim Ernst, Fürst von Anhalt 252. reformirt 333.
Joachim Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, Administrator zu Magdeburg 222. 225. Churfürst von Brandenburg 377 1c.
Joachimsthalisches Gymnasium zu Berlin 428.
Johann, Herz. von Sachsen 375.
Johann, Markgraf von Brandenburg, dient Philippen II. 237.
Johann Albrecht, M. von Brandenburg, Erzb. zu Magdeburg 42. 118.
Johann Albrecht I, Herzog von Mecklenburg, streitet sich mit Rostock 254. 1c. dessen Regierung 381 1c.
Johann Ernst, H. zu Sachsen 375. 376.
Johann Friedrich, Churf. von Sachsen, dessen Abneigung gegen eine Verbindung mit den Schweizern 3. imgleichen mit seinem Vetter Moritz 4. Ursachen seiner Abneigung 5. sucht das Religionsgespräch zu Augsberg zu verhindern 7. zieht wieder nach Hause 28. brandtschloß die geistlichen Fürsten 29. erobert sein Land wieder — und Moritzens Land dazu 30. überrascht den Markgr. Albrecht von Brandenburg 37. wird selbst vom Kaiser überrascht 38. verliert die entscheidende Schlacht bey Mühlberg 38. geräth in des Kaisers Gefangenschaft 40. beweiset Standhaftigkeit 41. wird in Freyheit gesetzt 89.
Johann Friedrich, Herzog von Sachsen, nimmt an den theologischen Zänkereyen Antheil 155. 160. Versöhnungsgelst desselben 164. nimmt Grumbach in Schutz 186. verlegt seinen Sitz nach Gotha 190. ist gegen den Churf. August mißtrauisch 193. wird in die Reichsacht erklärt 194. rüßtet sich zur Vertheidigung 195. kömmt in Verleumdung 198. 200. wird in die Gefangenschaft abgeführt 202. und stirbt in derselben 205.
Johann Franz, Bischof von Verceil 295. dessen Regierung 377.
Allgem. Welthist. 56. Th.

Johann Georg, M. von Brandenburg, wird Bischof zu Erzbischof 308.
Johann Georg, Fürst von Anhalt, reformirt 334.
Johann Kasimir, Herz. zu Sachsen 375. 376.
Johann Kasimir, Pfalzgraf 231. 235. nimmt sich des Churfürsten Gebhards von Cöln an 294. 297. 298. nimmt sich der reformirten Religion an 322. zwingt die Pfälzer, wieder reformirt zu werden 323. besonders in der Oberrhein 324. giebt den bedrängten Niederländern zu Hülfe 386.
Johann Siegmund, Churf. zu Brandenburg 379.
Johann Wilhelm, Herzog von Sachsen, nimmt an den Zänkereyen der Theologen Antheil 212. zieht nach Frankfurt 232. sein Ende 252.
Johann Wilhelm, letzter Herzog von Jülich, Cleve und Berg 345.
Isabelle, Erzhert. Albrechts Gemahlin 388.
Jubelfest, erstes lutherisches 406.
Juden, ihr Wuchergelst 425.
Judensteuer 125.
Judenverfolgung zu Frankfurt 400. zu Worms 401.
Jülichscher Erbstreit 345 1c. 349.
Julius III, Papst 65.
Julius, Herzog von Braunschweig, Wolfenbüttel 253. hilft Rudolf II. und Matthias vergelten 358. ändert die Gerichtsverfassung 419. thätiger Beförderer der Wissenschaften 430.
Julius, Bischof von Brixburg, drückt seine protestantischen Unterthanen 279.
Juliusdörfler 253.
Jüterbockscher Vergleich 350.

K.

Kalender, erste 136.
Kalenderstreit zu Augsberg 313. 316.
Karl V, Kaiser, unterhandelt mit den Protestanten 11. rüßtet sich zum Kriege 12. sucht seine eigentlichen Absichten zu verbergen 14. erklärt den Churf. von Sachsen und den Landgr. von Hessen in die Acht 17. seine Verlegenheit 18. er entgeht derselben und verstärkt sich 20. verbindet sich mit H. Morizen 23. züchtigt die Reichsfürsten 30. 34. imgleichen die Westphäliger 35. schlägt den Churf. Job. Friedrich bey Mühlberg 38. nimmt Wittenberg durch Capitulation ein 41. bemühet sich, den schwäbischen Bund wieder herzustellen 49. seine herrschsüchtige Absichten in geistlichen Sachen 52. sein despotisches Verfahren gegen einige Reichsfürsten

- fälle 65. sein Bestreben, seinem Sohne Philip die Thronfolge zu versichern 75. muß vor dem Eurf. Moriz fliehen 84. muß den passauer Vergleich eingehen 85. rüßt sich gegen Frankreich 88. belagert Reg. vergeblich 89. ist ein zweyten unglücklichen Feldzug 91. dessen Widerständigkeit gegen das Ende seines Lebens 100. legt die Regierung nieder 110. sein Tod 112.
 Karl IX., König von Frankreich 231. 235.
 Karl, Markgraf von Baden-Durlach 232.
 Karl, Herz. von Lothringen, wird Bischof von Straßburg 308.
 Karl, Herz. von Meissenburg 382.
 Katechismus, heidelbergischer 165.
 Katholiken, Mittel derselben ihre Religion aufrecht zu erhalten 169. stellen Gegenreformationen an 225. nehmen den gregorianischen Kalender an 312. beschwerten sich über die Evangelischen 337.
 Kammergericht, Wiederherstellung desselben 51. verordnete Gestalt desselben 241. besonders durch den Reichsabschied von 1570. 243. Verfall desselben 361. Ursachen desselben 362.
 Kammergerichtsordnung 123.
 Kammergerichtsvisitation, Anordnung derselben 124. hört auf 363.
 Kepler, Johann, Nachricht von denselben 431.
 Kiliane, angebursche Wähler 427.
 Kirchengesang, evangelischer 140.
 Kleidertracht, 498.
 Klesch, eifert für catholische Religion 357. s. Clesel.
 Klöster, verwandeln sich in Schulen 133.
 Koburg, Mitterschule zu, 429.
 Koburgisches Hofgericht 376.
 Konigsberger, Johann 136.
 Kranach, Lucas 137.
 Kreisstände, fränkische, streiten sich, des Eithums rechts wegen 305.
 Kreisverfassung, Anordnung derselben 124.
 Künstler, mehnsche 425.
 Kupferstecher, erste 137.
 Kurachsen unter Maximilian II. 249. unter Rudolf II. 373.
 Landchartenmacher, erste 137.
 Landesflüchten müssen sich immer mehrere Rechte an 409. werden darin von den römischen Rechtsdoctoren unterstützt 410. unterhalten immer häufiger stehende Mannschafft 412.
 Landesoboth, die, der Fürsten bestimmt einen größern Umfang 124.
 Landtagsauschuss, Ursprung desselben 121.
 Landesperger Hund 240.
 Lamoral von Taxis 416.
 Lange, Johann 436.
 Leipzig wird eine blühende Handelsstadt 421.
 Leonhard von Taxis, Oberpostmeister im Reich 128.
 Leopold, Erzherzog von Oestreich, kaiserlicher Bequester in Jülich 347. 348. 349. Bischof von Passau 356.
 Lichtenau, von dem M. Albrecht eingenommen, und zerstört 92.
 Lige, catholische, Ursprung derselben 352.
 Lonicer, ein Arzt 436.
 Ludwig VI., Eurf. von der Pfalz, führt die lutherische Religion wieder ein 321. sein Ende 323.
 Ludwig, Herz. von Württemberg 369.
 Ludwig, Graf von Nassau 237. 238.
 Lustfucht, der Deutschen erste Bekandtschaft mit derselben 152.
 Luther, dessen Abneigung gegen die Calvinisten 4. dessen Lebende 9. dessen Verdienste um die Cultur der Muttersprache 133.
 Lurus, um 1558, 152.
 Lyffen, Georg, Superintendent zu Weissenfels 330.
 211.
 Magdeburg, Erzstift, kommt an Brandenburg 119. 222.
 Magdeburg, Stadt, der Eith der Interimsfeinde 63. wird in die Asche erklärt 70. leidet Einbuße 71. wird vom Eurf. Moriz belagert — es hält eine gute Capitulation 74.
 Mahler, ausburgische 427.
 Malvenda, Peter 7.
 Mandelsloe, Ernst von, 196. 198.
 Manheim, Ursprung dieser Stadt 367.
 Mansfeld, Grafschafft, wird sequestrirt 251. die Grafen streiten sich 10.
 Mannschafft, stehende, wird immer häufiger erhalten 411.
 Marbach, Prof. zu Heidelberg 324.
 Marburgischer Erbsteit 344.
 Maskeraden, 407.
 Matthias, Erzherzog, Generallieutenant der vereinigten Niederlande 385. 386. reist Ungern, Oestreich und Währen an sich 352. gleichchen Todten 359. wird zum Kaiser gewählt 388. hält seinen ersten Reichstag 389.

Maximilian II. wird römischer König 174. dessen Handel mit dem Papst 176. seine duldsamen Religionsgesinnungen, ebenfals. seine Aufmerksamkeit auf die grubbadischen Handel 188. 190. dessen Krieg mit den Türken 207. gestattet den Oestreichern Religionsfreiheit 208. setzt seine Religionsduldsamkeit fort 210. seine Gedanken über die pariser Bluthochzeit 236. Antheil an den niederländischen Handel 237. dessen Tod 247.

Maximilian, Erzherzog, drückt die Innerenstreit der 273.

Maximilian, Herz. von Bayern, erobert Donauwörth 343.

Meissen, Burggrafthum, fällt an Chursachsen 251.

Meisterfänger 140.

Meklenburg um das Jahr 1558, 117. unter Maximilian II. 254. unter Rudolf II. 380. die Herzoge streiten sich mit ihren Landständen 381. theilen sich in die schwedische und süstrowische Linie 382.

Metz, von Carin V. belagert 89.

Miechhofsteden, Unbekümlichkeit derselben 128.

Minden, Hochstift 223.

Moderationswesen 363.

Moris, Herz. zu Sachsen, stimmt mit dem Churf. Joh. Friedr. nicht überein 5. desto mehr aber mit dem Kaiser 6. verbindet sich heimlich mit demselben 23. macht Anstalten zur Weshnahme Chursachsens 24. vollziehet sie 27. will das Interim nicht annehmen 60. erhält die feierliche Bekehrung 67. belagert Magdeburg 71. betreibt die Belagerung mit geistlicher Langsamkeit 73. seine Vorbereitungen zur Unternehmung gegen den Kaiser 77. schließt mit Frankreich ein Bündniß 78. seine Entwürfe werden beim 79. wie er den Verdacht von sich abzulehnen suchte 80. er steht mit seinen Dumbdenossen zu Felde 81. bringet in Tyras ein 83. wird in der Schlacht bey Sievershausen tödtlich verwundet 100.

Moris, L. von Hesseassel, reformirt 345. 396.

Moris, Graf von Nassau, steht den possiblen Fürsten bey 348.

Moris, Grumbachs Schreiber 201.

Mödelin, D. Joachim 163.

Mühlberg, Schlacht bey, 38.

Mühlheim verfällt in die Reichsacht 393. wird zerstört 396.

Münster, Sebastian 135.

Münzwesen, Reichstagsberatshlagungen über dasselbe 364.

Murner, Thomas, Dichter 134.

Musikern, Ursprung derselben 129.

Muttersprache, Kultur derselben 133.

Nylus, D. dessen Handel zu Augsburg 315.

II.

Nationalvergñugungen 151.

Naumburg, Stadt 421.

Naumburgischer Vertrag 116.

Naumburgische Zusammenkunft der Protestanten 160.

Neuß wird vom Grafen von Muenar überfallen 303. und von den Spaniern wieder erobert 303.

Niederländischer Freystaat, Ursprung desselben 384.

Niederländische Handel, der Deutschen Antheil an denselben 236 u.

Niklaus, D. Johann 281.

Nuenar, Graf Hermann von, 288. 292. 293. 303.

Nuncios, päpstliche zu Naumburg 161.

Nürnberg, von dem M. Albrecht belagert 92. kehret mit demselben 97 u.

Nürnbergischer Handel 424.

O.

Oberpfalz, gewaltsame Reformation dasselbst 324.

Oeco, Adolf 135. 438.

Opiz, M. Jesus 260.

Oslander, Andreas 433.

Ostreich, um 1558, 113. unter Maximilian II. 247. unter Rudolf II., 366.

Ostreichern, die, erlangen Religionsfreiheit 208. verlieren ihre Geistlichen und Schullehrer 260. besonders in Innerösterreich 262. 273. im eigentlichen Ostreich 263 u. empören sich 267 u. Ende ihrer Empörung 272. sie verlieren alle ihre Religionsfreiheit 275. neue Religionsbeschränkungen derselben 403.

Ostreich, Andreas von, Cardinal 294.

P.

Paracelsus, Theophrastus 437.

Pareus, David 324.

Passau, Friedenshandlungen dasselbst 84. 85.

Passauisches Kriegsvolk, fällt in Böhmen ein 359.

Palm 2

Pala

Pauls III. Bemühung, das tridentinische Concilium betreffend 166.
 Pest, wüthet zu Augsburg 438.
 Pettenbeck, Marie von, 365.
 Peucer, D. Beförderer des heimlichen Calvinismus 214. 216.
 Pfalz, um 1558. 114. unter Maximilian II. 247. unter Rudolf II. 367. Religionsveränderung in denselben 164. lutherische Reformation in denselben 322.
 Pfälzische Nebenlinien, Ursprung derselben 367.
 Pferdewennen, 496.
 Pinzing, Melchior, Verfasser des Theuerdanks 134.
 Pflug, Julius, D. zu Naumburg 42.
 Pflübert, Markgraf von Baden 235. 236.
 Philipp II, König von Spanien, drückt die Niederländer 236.
 Philipp, Landgraf von Hessen, nimmt sich des schmalcaldischen Bundes lebhaft an 8. will nicht auf dem Reichstage erscheinen 11. will dem Kaiser nicht angreifen lassen 20. unterhandelt mit demselben 42. wird überlistet 44. umterwirft sich 45. wird in Verhaft genommen 45. verläßt große Ehnstucht nach seiner Befreyung 62. seine bedrängte Lage in seiner Gesandtschaft 68. sein vergeblicher Versuch, zu entfliehen 69. erhält seine Freyheit wieder 86. stirbt 249.
 Philipp II, Markgraf von Baden: Baden, führt die catholische Religion in seinem Lande ein 248. 282.
 Philipp Magnus, Prinz von Braunschweig 98.
 Philipp Siegmund, braunschweigischer Prinz 223. Bischof zu Osnabrück 335.
 Philosophie, Zustand derselben im 16. Jahrh. 437.
 Pierius, Generalsuperintendent zu Wittenberg 328. 332.
 Pirtheimer, Eilbald 134.
 Pistolen, Ursprung derselben 129.
 Pistorius, D. Johann 280.
 Pius V, Pabst 210. 225.
 Placorumus, Johann 435.
 Plauen, Heinrich von, Burggraf zu Weissen 86. 99.
 Policyordnungen 127.
 Possidirende Fürsten 347. 391.
 Postwesen, Ursprung desselben 127. Geschichte desselben 413. die tarifliche Post nach seine Reichspost 414. sie wird es auch unter Ferdinanden I. und Maximilian II. nicht 475. es es unter Rudolph II. und Matthias geschah 416.

Post, hursächliche, wietembergsche, österreichische 415.
 Prächtsneiderkunst 138.
 Preußen, Brandenburg erhält die Anwartschaft auf dasselbe 252.
 Preußenmeister 494.
 Protestanten, brauchen wenig Vorsicht 2. ihre fruchtlosen Zusammenkünfte 8. unterhandeln mit dem Kaiser 11. rühen sich aus allen Kräften 15. ziehen zu Heide 16. versäumen den glücklichsten Zeitpunkt 18. schicken dem Kaiser einen Gebdebrief zu 19. suchen um Frieden nach 22. warum sie wenig ausgerichtet — sie trennen sich 28. Zänkerceyen derselben 159. 163. wollen mit dem tridentinischen Concilium nichts zu thun haben 166. ihre Religionsbeschwerden auf dem ausg. Reichstage von 1566. 178. eignen sich immer mehrere Estifer zu 221.

X.

Kang: und Sessionsstreitigkeiten 364.
 Kazeburg, Hofstätt 223.
 Rechtsdoctoren, römische 410.
 Rechtswissenschaft der Deutschen im 16. Jahrh. 435.
 Reformation, die, hilft den protestantischen Fürsten ihr Land vermehren 119. vergrößert ihre Landesherrenrechte 120. ihr Einfluß auf die Wissenschaften 130.
 Regimenter, Ursprung derselben 130.
 Reichshofrath, Entstehung desselben 127. Aufnahme desselben 362.
 Reichsmatrikel 125. Verbesserung derselben 240.
 Reichsmöglicher, Vermehrung derselben 126.
 Reichsmünzordnung vom Jahr 1559. 244.
 Räkung derselben 245. Schwierigkeit derselben 147.
 Reichsmünzwesen, Geschichte desselben 146.
 Reichsstädte, die am schmalf. Bunde Antheil hatten, unterwerfen sich Carin V. 34. von den Reichstagsberatshschlagungen ausgeschlossen 125.
 Reichsstädte, evangelische, verwenden sich für Aachen 286. zu Regensburg von 1546. 13. zu Augsburg in eben diesem Jahre 50. im J. 1549. 70. im J. 1554. 109.
 Reichstag, ausgeburgischer, vom Jahr 1559. 157. vom Jahr 1566. 78. von 1576. 229. zu Augsburg 1613. 389. fruchtloser Ausgang desselben 390.
 Reichstagsberatshschlagungen, ausgeburgische, in Regensburg 157.
 Reichstage, werden immer weniger von den Fürsten selbst besucht 125.

Reichs-

Reichstagsstimmen 408.
 Reichsavicariat nach Rudolf II. Tode 388.
 Religionsbeschwerden, beider Parteyen 158.
 178. der Protestanten 228. 318. auf dem Reichstage von 1613. 389.
 Religionsseid, in Churhsachsen 333.
 Religionsfriede, Schluß desselben 105. In halt 106. 16.
 Religionsgespräch zu Regensburg 6. fruchtloser Ausgang desselben 7. mormisches 155. altenburgisches 211. zu Regensburg 341.
 Religionskriege, französische, der Deutschen Antheil an denselben 231. 235.
 Religionsstreitigkeiten 154.
 Ringelkennnen, 495.
 Rittersbus, Conrad 434.
 Römische Recht, findet in Deutschland immer mehr Eingang 121.
 Rostock, streitet sich mit seinen Herzogen 251. 11.
 Rudolf II., wird zum römischen König gewählt 227. unterlag den Wienern den evangelischen Gottesdienst 259. will den aachner Protestanten keine Religionsfreiheit gestatten 284. 11. führt den gregorianischen Calender ein 313. fordert zum Türkenkriege auf 339. kuesiriet die jüdischen Leute 347. dessen Handel mit seinem Bruder Matthias 352. muß den Böhmern Religionsfreiheit gestatten 355. imgleichen den Oestreichern 356. vergleicht sich mit Matthias 357. tritt ihm die böhmische Krone ab 359. sein Lebensende 360.

S.

Sachs, Hans, Meistersänger 134.
 Sachsen, um 1558. 115. unter Rudolf II. 374.
 Salentin, Graf von Hsenburg, Churfürst von Eöln 287. 293.
 Salzburgerische Protestanten werden verfolgt 279.
 Scharb, Simon 434.
 Schärstin von Wurttenbach, commandirt bey der Heere des schmalk Bundes 16. dringt in Teyrol ein, muß aber wieder zurückgehen 17.
 Schauspiele 497.
 Schießgewehre, Verbesserung derselben 129.
 Schißler, Christoph 425.
 Schlagubren, erste 138.
 Schlück, Joachim, Graf von, 704.
 Schmalkaldischer Krieg, Geschichte desselben 1.
 Schneiderlein, Johann 434.
 Schön, Martin, einer der ersten Kupferstecher 137.

Schönberg, Mainhard von, 234.
 Schreinerkunst, ausgeburgische 139.
 Schröder, Rudolf 434.
 Schulen, Vermehrung und Verbesserung derselben 428.
 Schwarzburg, Günther, Graf von, dessen Anrede wider Grumbach 191. Grumbachs Richter 202.
 Schwarzentaller, Johann 260.
 Schwendi, Lazarus von, 207.
 Sebastian, Churf. von Mainz 6.
 Seebandel, deutlicher, Versfall desselben 417. in England, Dänemark, Schweden 416. 11.
 Seld, Reichsvicecancley 75.
 Schneccer, Nicolaus 209. 219.
 Siegmund, Markgraf von Brandenburg, Admisistrator zu Magdeburg 222.
 Silber, Deutschlands Reichthum daran 148.
 Sold, Verschaffenheit desselben, um 1558. 128.
 Solms, Graf Friedrich von, 399. Graf Hans Georg, ebendaf.
 Spalatin, Georg 134.
 Spanier wollen nicht wieder aus Deutschland abziehen 397. 405.
 Spinola, spanischer General 395. erobert Jülich und Cleve, und jersüdt Wültheim 396. will nicht wieder abziehen 397.
 Spinnrad, Erfindung desselben 139.
 Sprachen, orientalische 440. griechische und lateinische 441. deutsche, ebendaf.
 Staatsverfassung unter Carol V. 113.
 Stände, unreite 351.
 Stein, Wilhelm von, Grumbachs Anhänger 201. 203. 204.
 Steuern, Vermehrung derselben 411.
 Straßburg, Stadt, nimmt sich der evangelischen Domherren an 307. 309. 310.
 Straßburgerische Handel 306. 11.
 Strigel, W. Victorinus 160. 164.
 Strigelische Erklärung 164.

T.

Tafel, Vergnügungen derselben 499.
 Tänz 447.
 Taufendtschön, Hünfel 203. 204.
 Taxis, Rhod. v. 415. Generalobersterpostmeister 416.
 Teutleben, Caspar von, 441.
 Thaler, Ursprung derselben 148.
 Theatiner, Ursprung derselben 170.
 Theodor, ein Arzt 436.

Tonkunst, Fortschritte derselben 139. im 16.

Jahrh. 428.

Tonkünstler, ausburgische 427.

Torgauische Concordienformel 216. 218.

Torgauische Artikel 215.

Tuchschiff, Carl, des Churf. Erzhards von Cöln
Bruder 292. 293. 299. 300. 301.

Tübinger Vertrag des H. Württemberg wird abge-
ändert 372.

Tulpen, erste, in Deutschland 139.

Türken, Reichsanstalten gegen dieselben 206.
207.

Türkenglöcke, Einführung derselben 339.

Türkentrieg, dessen Einfluß auf die deutschen An-
gelegenheiten 338.

II.

Uhrmacherkunst 138.

Ulrich, Herz. von Württemberg, kommt in große
Noth 31. bequemt sich zum heilbrunner Bets-
gleiche 32.

Ulrich, Herz. von Meßenburg 118. 255.

Ulm, Carl V. ändert daselbst die Regierung 66.
wird von dem Churf. Moritz und dessen Vun-
degenossen belagert 83.

Unger, Superintendent zu Pforzheim 337.

Uniformen 129.

Union der Evangelischen, Ursprung derselben
350.

V.

Verden, Hochstift 223.

Verzeichniß verbotener Bücher 169.

Veselius, Andreas 435.

Vocationsstreit zu Augsburg 315.

Vöglein, M. Ernst 215.

Vollrath, Graf von Mansfeld 234. 235.

W.

Waldia, Burford 134.

Wartenberg, Grafen von, 367.

Weimarsche Linie, neue 375.

Weslerin, Philippine 247.

Wesenberg, Matthäus 434.

Wielas, Georg 177.

Wilhelm V., Herz. von Bayern 366.

Wilhelm IV., L. v. Hessenassel, verheirathet sein
Land 373.

Wilhelm, Prinz von Oranien 237.

Willer, Georg 136.

Windbläse, Erfindung derselben 139.

Württemberg, um 1558. 114. unter Maximilian II. 248. unter Rudolf II. 369.

Würzburg, von Grumbachs überfallen 187.

Wittenberg, ergiebt sich Carl V. 41.

Wittenbergischer Vergleich 41.

Wolfgang, Pfalzgraf, zieht den Reformirten in
Frankreich zu Hülfe 233. sein Tod 234.

Wolfgang, Fürst von Anhalt 118.

Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf, tritt zur Ege 392.

Worms, Marßen daselbst 401.

X.

Xanten, Vertrag zu, 396.

Z.

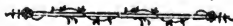
Zasius, Johann Ulrich 434.

Zedwiz, Jakob von, Grumbachs Anhänger 201.

Zedwiz, Christoph von 193.

Zerbst, Synode zu 213.

Zobel, Melchior von, Bischof von Würzburg, frei-
tet sich mit Grumbachs 183. verführt gegen
denselben ungerecht 184. wird von Grumbachs
Morte ermordet, ebenas.
Zurinken 500.



Druckfehler und Berichtigungen zum vierten Bande.

- Seite 3. (in den Marginalken) lese man statt von einer vor einer oder gegen eine.
- ©. 27. §. 9. st. für erklärten Feind als ein erklärter Feind.
- ©. 67. §. 15. (v. u.) Pfalzgraf Wolfgang.
- ©. 71. §. 5. glaubte st. glaubten.
- ©. 115. §. 2. (v. u.) nur so viel als den Ebfürsten des Churfürsten Johann Friedrichs.
- ©. 128. §. 18. Grundes.
- ©. 130. §. 14. (v. u.) Komormeister.
- ©. 139. §. 14. (v. u.) Herbrod.
- ©. 139. §. 4. (v. u.) erst 10.
- ©. 168. §. 16. st. als — betrachtete, wenn — betrachtet.
- ©. 176. §. 15. (v. u.) Des letztern Gesandten.
- ©. 180. §. 4. aller Herren.
- ©. 184. §. 12. Mayndron.
- ©. 221. §. 13. vollendet worden.
- ©. 245. §. 7. zweyen Fürsten.
- ©. 249. zur II. g) muß noch bemerkt werden, daß Hr. Hofrath Günther das sächsische Appellationsrecht gegen Hrn. Hofrath Spittler vertheidigt hat.
- ©. 266. §. 5. (v. u.) sondern auch alle Briefe und Chartenmaßler.
- ©. 296. §. 2. besonden.
- ©. 333. §. 7. Niemlicher.
- ©. 344. §. 4. (v. u.) auf der Theilung.
- ©. 375. §. 22. st. vierzig funfzehn.
- ©. 392. §. 8. eben sowohl seinen Glauben als die Union.
- ©. 392. §. 2. (v. u.) anwuchs.
- ©. 394. §. 15. st. Nahe Sache.
- ©. 409. §. 10. st. gelehrtesten mehren.
- ©. 424. §. 8. nach Augsburgern verschaffte.

